

Jahrbuch
für Westfälische
Kirchengeschichte

Band 112

2016

1. CD-ROM

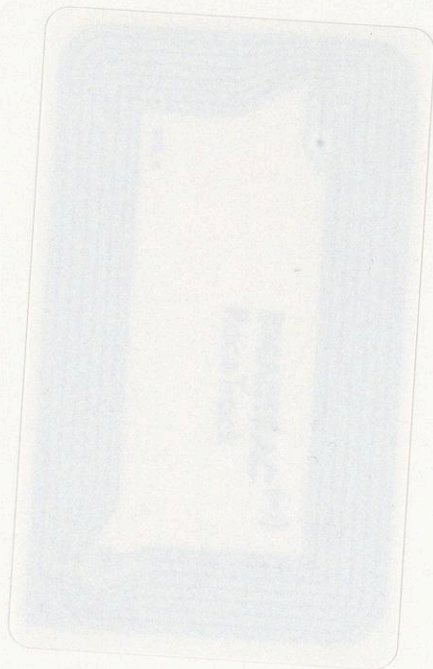
... DVD

als Beilage

Achtung:

Für Virenfreiheit keine Garantie!

UB Tübingen



N12<529879059 021



ubTÜBINGEN



Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte

Jahrbuch

Westfälische Kirchengeschichte

Band 112

Herausgegeben

von

Johann Peters, Jürgen Kampmann, Albrecht Geck

Bielefeld 2014

Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte

Band 112

Herausgegeben

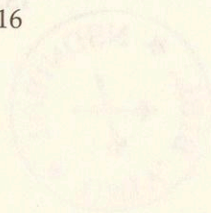
von

Christian Peters, Jürgen Kampmann, Albrecht Geck

LWL

Für die Menschen
Für Westfalen-Lippe

Bielefeld 2016



Für alle Arbeiten sind nach Form und Inhalt die Verfasser selbst verantwortlich. Trotz umfangreicher, in der Verantwortung der Autorinnen und Autoren liegender Recherchen ist es möglicherweise im Einzelfall nicht gelungen, sämtliche Urheber- und Leistungsschutzrechte an den zum Abdruck gebrachten Abbildungen zu klären. Inhaber solcher Rechte an den Werken werden hiermit gebeten, sich zur Abklärung der Nutzungen gegebenenfalls an die betreffende Autorin bzw. den betreffenden Autor zu wenden. Die rechtliche Verantwortung für die mit den Bildrechten verbundenen Fragen liegt bei den Autorinnen und Autoren.

(Layout: Erdmute Härtel-Lindemann, Bielefeld)
(Aufbereitung des Bildmaterials: Thomas Ijewski, Freudenberg)

Das Jahrbuch kann über das Institut für Westfälische Kirchengeschichte,
Universitätsstraße 13-17, 48143 Münster,
bezogen werden.

2016

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Evangelischen Kirche
von Westfalen, der Lippischen Landeskirche und des
Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe.

LWL

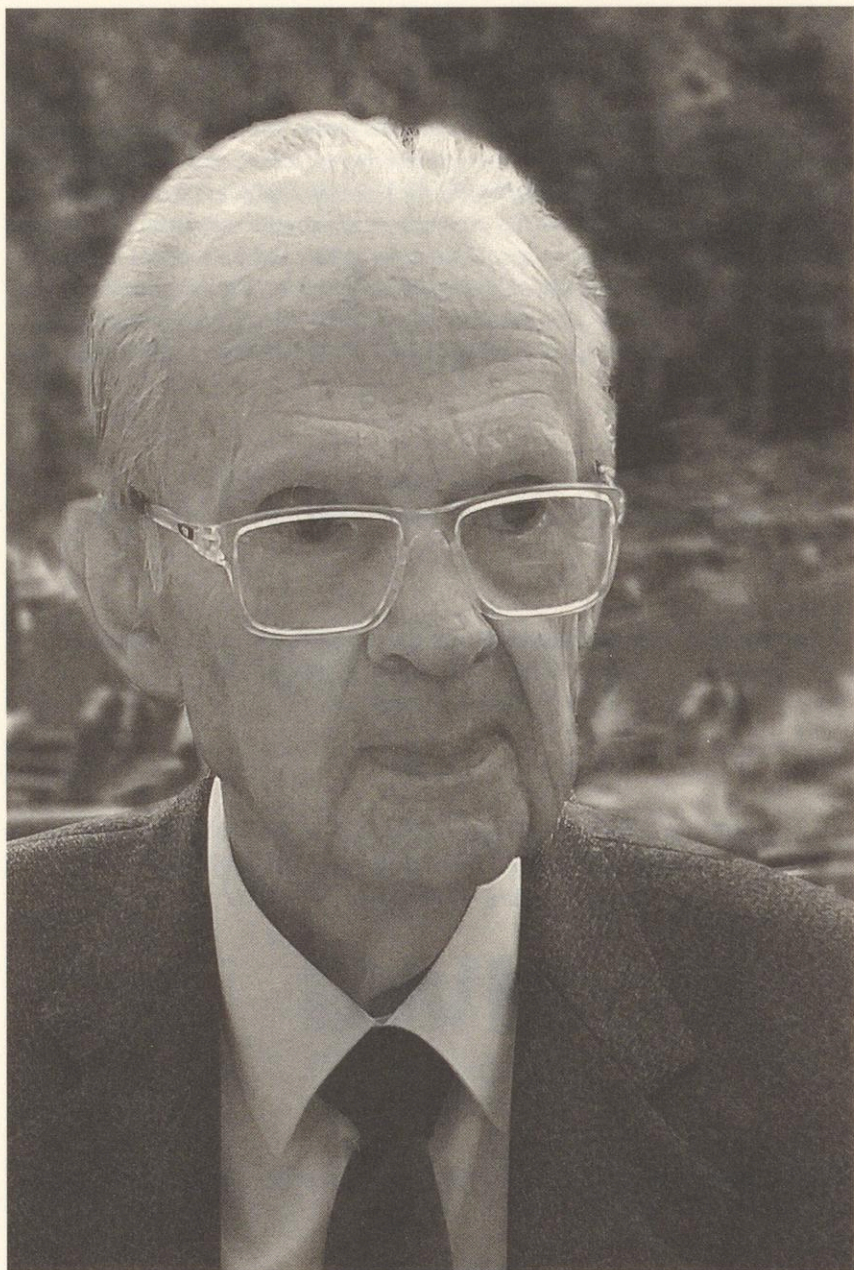
Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

Druck: VDS – VERLAGSDRUCKEREI SCHMIDT, 91413 Neustadt an der Aisch

ISSN 0341-9886



Gh 4261-112



Ernst Brinkmann

Inhalt

Kürzel	13
--------	----

Beiträge

Ulrich Arnold

Dem Ehrenmitglied und früheren Vorsitzenden D. theol. (H) Dr. theol. h.c. (H) Th. Dr. h.c. (CS)	17
--	----

Detlef Miel

Martyrium, Erwägungen anlässlich der	23
Ernst Brinkmann aus Anlass seines 90. Geburtstags am 3. November 2016 gewidmet	27

Christian Peters

Um was ging es der Reformats im Spiegel ihrer frühen Theoriestellen	27
--	----

Ulrich Lohde

Die Wittenburger Postillen und ihre Beziehungen nach Halle und Hirschfeld in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts	119
--	-----

Wolfgang Schürer

Lang-Sölling und die Vorschung	127
--------------------------------	-----

Regina Rückert

Der Bau des Lang-Sölling-Denkmal in Hilschenbach (1826-1872)	135
--	-----

Hans-Joachim Thoma

„Gegen Pöbeln wurde...“ des Achtzehnjährigen Pastors Dr. Paul Pöbeln in der Zeit des „Krieges Rückert“	147
--	-----

Gerhard Rothberg

Auf neuen Wegen oder in alten Ortschaften? Betrachtungen der evangelischen Kirche von Westfalen im Blick auf die in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg	159
---	-----

Inhalt

Editorial	15
Beiträge	
Ulrich Althöfer	
Der Taufstein in der Rahdener Kirche	17
Detlef Metz	
Martyrium. Erwägungen zu einem umstrittenen Begriff anhand der martyrologischen Tradition des Protestantismus	53
Christian Peters	
Um was ging es der Reformation? Die westfälischen Stadtreformationen im Spiegel ihrer frühen Thesenreihen	77
Ulf Lückel	
Die Wittgensteiner Pietisten und ihre Beziehungen nach Halle und Herrnhut in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts	119
Wolf-Friedrich Schäufele	
Jung-Stilling und die Vorsehung	157
Johannes Burkardt	
Der Bau des Jung-Stilling-Denkmal in Hilchenbach (1836–1872)	183
Hans-Bodo Thieme	
„Gegen Putzien wurde ... Schutzhaft beantragt“. Leben und Wirken des Altenhundemer Pfarrers Dr. Paul Putzien in der Zeit des „Dritten Reiches“	299
Gerhard Rödding	
Auf neuen Wegen oder in alten Gleisen? Betrachtungen zur Schulpolitik der Evangelischen Kirche von Westfalen im Blick auf die Höheren Schulen in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg	393

Bericht

Dietrich Kluge

Jahrestagung am 11. und 12. September 2015 in Freudenberg 455

Buchbesprechungen

Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts, begründet von Emil Sehling, fortgeführt von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, hg. von Eike Wolgast. Bd. XXI Nordrhein-Westfalen I. Die Vereinigten Herzogtümer Jülich-Kleve-Berg, das Hochstift und die Stadt Minden, das Reichsstift und die Stadt Herford, die Reichsstadt Dortmund, die Reichsabtei Corvey, die Grafschaft Lippe, das Reichsstift und die Stadt Essen, bearbeitet von Sabine Arend, Mohr Siebeck, Tübingen 2015, geb., 551 S. u. 1 hist. Karte.

(Martin Brecht) 459

Geschichte des Bergischen Landes, Bd. 1. Bis zum Ende des alten Herzogtums 1806, hg. von Stefan Gorißen, Horst Sassin und Kurt Wesoly (Bergische Forschungen. Quellen und Forschungen zur bergischen Geschichte, Kunst und Literatur 31), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2014, geb., 767 S., zahlreiche, meist farbige Abb. u. Karten.

(Johannes Burkardt) 462

Westfalen in der Moderne 1815–2015. Geschichte einer Region. Mit Beiträgen von Karl Ditt u.a., Aschendorff Verlag, Münster 2014, geb., 864 S., zahlr., teils farbige Abb. u. Karten.

(Johannes Burkardt) 463

Evangelisch in Dortmund, Lünen und Selm. Kirche der Reformation 1517 bis 2017, hg. vom Evangelischen Kirchenkreis durch Ulf Schlüter, Klartext-Verlag, Essen 2015, geb., 360 S., zahlr., teils farbige Abb.

(Alfred Buß) 465

Michael Ströhmer, Jurisdiktionsökonomie im Fürstbistum Paderborn. Institutionen – Ressourcen – Transaktionen (1650–1800) (Westfalen in der Vormoderne 17, Studien zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Landesgeschichte; Paderborner Historische Forschungen 17), Aschendorff Verlag, Münster 2013, geb., 376 S.

(Gesine Dronsz) 468

Bärbel Sunderbrink, Revolutionäre Neuordnung auf Zeit. Gelebte Verfassungskultur im Königreich Westphalen: Das Beispiel Minden-Ravensberg 1807–1813 (Forschungen zur Regionalgeschichte Band 75), Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2015, geb., 411 S. 17 Abb.

(Wolfgang Günther) 471

- Herbert Hömig, Altenstein. Der erste preußische Kultusminister. Eine Biographie, Aschendorff Verlag, Münster 2015, geb., 483 S.
(Wilhelm Hüffmeier) 474
- Gerhard Ackermann, In Acht und Bann: Lic. Johannes Ackermann (1900–1942). Pfarrer in Tannenberg/Erzgebirge, Edition am Gutenbergplatz Leipzig, Leipzig 2015, brosch., 177 S., zahlr., auch farbige Abb.
(Richard Janus) 476
- Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche. Vollständige Neuedition, hg. von Irene Dingel im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland zusammen mit Bastian Basse, Marion Bechtold-Mayer, Klaus Breuer, Johannes Hund, Robert Kolb, Rafael Kuhnert, Volker Leppin, Christian Peters, Adolf Martin Ritter und Hans-Otto Schneider, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014, geb., VIII, 1712 S., 25 Abb.
- Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche. Quellen und Materialien. Bd. 1: Von den altkirchlichen Symbolen bis zu den Katechismen Martin Luthers, hg. von Irene Dingel im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland zusammen mit Bastian Basse, Marion Bechtold-Mayer, Klaus Breuer, Johannes Hund, Robert Kolb, Rafael Kuhnert, Volker Leppin, Christian Peters, Adolf Martin Ritter, Johannes Schilling und Hans-Otto Schneider, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014, geb., X, 969 S.
- Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche. Quellen und Materialien. Bd. 2: Die Konkordienformel, hg. von Irene Dingel im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland zusammen mit Marion Bechtold-Mayer und Hans-Christian Brandy, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014, geb., X, 643 S.
(Martin H. Jung) 478
- An der „Heimatfront“ – Westfalen und Lippe im Ersten Weltkrieg, hg. vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL). Begleitpublikation zur gleichnamigen Wanderausstellung des LWL-Museumsamtes für Westfalen, Münster, LWL-Museumsamt für Westfalen, Münster 2014, brosch., 184 S., zahlr. Ill., Notenbeisp.
(Jürgen Kampmann) 481
- Iris Nölle-Hornkamp (Hg.), Heimatkunde. Westfälische Juden und ihre Nachbarn, hg. im Auftrag des Jüdischen Museums in Dorsten, Klartext-Verlag, Essen 2014, geb., 288 S., zahlr. s/w u. farbige Abb.
(Dietrich Kluge) 486
- Holger Weitenhagen, Ein Dienst in den Vorhöfen ... Liz. Ludwig Seiler und der evangelische Preßverband für Rheinland (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte, Kleine Reihe, Heft 4), Habelt, Bonn 2015, geb., 110 S.
(Jens Murken) 487

Günter Brakelmann, Wilhelm Schmidt. Bochumer Pfarrer in dramatischer Zeit. Eine biografische Dokumentation (Evangelische Perspektiven Heft 6, Schriftenreihe des Kirchenkreises Bochum), Books on Demand, 2015, Kindle Edition 1375 KB/Print-Ausgabe brosch., 312 S. (Jens Murken)	491
Andrea Hofmann, Psalmenrezeption in reformatorischem Liedgut. Entstehung, Gestalt und konfessionelle Eigenarten des Psalmliedes, 1523–1650 (Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte 45), Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, geb., 340 S. (Harald Schroeter-Wittke)	497
Frank Stückemann (Hg.), Johann Moritz Schwager: Homiletische Volksaufklärung für den Landmann. Einzelpredigten und Predigtskizzen (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 41), Luther-Verlag, Bielefeld 2014, brosch., 423 S. (Christof Windhorst)	500

Die Autorinnen und Autoren

Dr. Ulrich Althöfer, Kunsthistoriker
Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche von Westfalen
Altstädter Kirchplatz 5, 33602 Bielefeld

Prof. em. Dr. Dr. h.c. Martin Brecht, D.D.
Schreiberstraße 22, 48149 Münster

Dr. Johannes Burkardt
Leiter der Abteilung Ostwestfalen-Lippe
Landesarchiv Nordrhein-Westfalen
Willi-Hofmann-Straße 2, 32756 Detmold

Präses i.R. Dr. h.c. Alfred Buß
Friedrichstraße 111, 59425 Unna

Studienrätin Gesine Dronszyk
Saarring 36, 32425 Minden

Prof. Dr. Albrecht Geck
Institut für Kirchliche Zeitgeschichte, Haus des Kirchenkreises
Limperstraße 15, 45657 Recklinghausen

Landeskirchenarchivoberamtsrat Wolfgang Günther
Landeskirchliches Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen
Bethelplatz 2, 33617 Bielefeld

Leiter der Kirchenkanzlei der UEK i.R. Dr. Dr. h.c. Wilhelm Hüffmeier
Lindenstraße 65, 14467 Potsdam

Dr. Richard Janus
Universität Paderborn, Fakultät für Kulturwissenschaften
Warburger Straße 100, 33098 Paderborn

Prof. Dr. Martin H. Jung
Universität Osnabrück, FB 3 Erziehungs- und Kulturwissenschaften
Institut für Evangelische Theologie
Neuer Graben 29, 49069 Osnabrück

Prof. Dr. Jürgen Kampmann
Diekweg 13, 32584 Löhne; St.-Luzen-Weg 5, 72379 Hechingen

Richter i.R. Dietrich Kluge
Paul-Engelhard-Weg 26, 48167 Münster

Dr. Ulf Lückel
Großseelheimer Straße 4, 35039 Marburg

PD Dr. Detlef Metz
Pfarrweg 1, 35088 Battenberg-Dodenau

Dr. Jens Murken
Landeskirchliches Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen
Bethelplatz 2, 33617 Bielefeld

Prof. Dr. Christian Peters
Gronauweg 39a, 48161 Münster

Landeskirchenrat i.R. Dr. Gerhard Rödding
Am Depenbrocks Hof 48, 33649 Bielefeld-Ummeln

Prof. Dr. Wolf-Friedrich Schäufele
Philipps-Universität Marburg, Fachbereich Evangelische Theologie
Lahntor 3, 35032 Marburg

Prof. Dr. Harald Schroeter-Wittke
Universität Paderborn, Fakultät für Kulturwissenschaften
Warburger Str. 100, 33098 Paderborn

Dr. Hans-Bodo Thieme
Johann-Trinn-Straße 6, 57462 Olpe

Superintendent i.R. Dr. Christof Windhorst
Bergkirchener Straße 80, 32584 Löhne

Editorial

Wir, die Herausgeber, freuen uns, dass nunmehr das Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte im Druck vorliegt – und dass es für den Vorstand des Vereins kurz vor dessen Fertigstellung Grund und frohen Anlass gab, das Ehrenmitglied unseres Vereins D. theol. (H) Dr. theol. h.c. (H) Th. Dr. h.c. (CS) Ernst Brinkmann aus Anlass seines 90. Geburtstag zu besuchen, ihm Glück- und Segenswünsche auszusprechen und insbesondere auch herzlichen Dank und Anerkennung für seine weit über 60 Jahre währende Mitgliedschaft im Verein, für sein engagiertes Mitwirken im Vorstand, für seinen unermüdlichen Einsatz über viele Jahre als Vorsitzender und als Herausgeber des Jahrbuchs – und nicht zuletzt für seine so hohe Wertschätzung der Arbeit des Vereins. In eindrücklichen Worten hat Herr Brinkmann diese in einer Ansprache an seinem Geburtstag unterstrichen, und es fügte sich dazu aufs Beste, dass ihm als Geschenk zu seinem Geburtstag der schon zuvor gefasste Beschluss des Vorstands mitgeteilt werden konnte, dass das Jahrbuch 2016 ihm gewidmet werde. Dies ist mit dem Erscheinen des Jahrbuches nun wenn auch nicht mit güldenen Lettern, so aber doch dauerhaft schwarz auf weiß dokumentiert – als Ausdruck der beiderseitigen Verbundenheit!

Das aktuelle Jahrbuch hat deutlich mehr an Umfang gewonnen, als wir, die Herausgeber, dies zunächst gedacht hatten. Auch im Blick auf seine Abbildungen muss es sich nicht verstecken. Der zeitliche Bogen ist weit. Er reicht vom Mittelalter (Ulrich Althöfer, Der Taufstein in der Rahdener Kirche) bis in die frühe Zeit der westfälischen Landeskirche (Gerhard Rödding, Die Schulpolitik der Evangelischen Kirche von Westfalen in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg).

Natürlich werden die Vorträge des vielen unserer Mitglieder in bester Erinnerung gebliebenen „Tages der Westfälischen Kirchengeschichte“ in Freudenberg am 11. und 12. September 2015 geboten: Ulf Lückel: Die Wittgensteiner Pietisten und ihre Beziehungen nach Halle und Herrnhut; Wolf-Friedrich Schäumele: Jung-Stilling und die Vorsehung; sowie Johannes Burkardt: Das Jung-Stilling-Denkmal in Hilchenbach. Ein weiterer Beitrag dieser Tagung war ja – des thematischen Zusammenhanges wegen – bereits im Vorgängerband zum Abdruck gekommen.

In viele ortskirchengeschichtlich interessante Details, aber auch weit über die lokale Ebene hinausreichende Bezüge gibt eine Untersuchung zum Leben und Wirken des Kirchhundermer Pfarrers Dr. Paul Putzien in der Zeit des Nationalsozialismus Einblick (Hans-Bodo Thieme).

Selbstverständlich darf gerade im Jahr 2016 auch die Reformationszeit nicht fehlen. Wir bieten dazu den Abdruck eines Vortrages „Um was ging es der Reformation?“, der anlässlich der Jahrestagung der Historischen Kommission für Westfalen am 30. Oktober 2015 von Christian Peters in der Jakobikirche in Lippstadt gehalten worden ist, in dem die frühen

Thesenreihen, die bei den Stadtreformationen in Minden, Soest, Münster und Osnabrück prägende Wirkung zeigten, analysiert werden.

Anders als in manchem unserer Partnervereine ist die Mitgliederentwicklung im „Verein für Westfälische Kirchengeschichte e.V.“ gegenwärtig stabil. Dabei erfreuen uns besonders auch die Beitritte jüngerer Interessierter. Dass wir alle an bestimmten Orten leben und in Regionen, deren kirchliche und religiöse Prägungen und Traditionen nicht einfach austauschbar sind, ist jungen Menschen offenbar wieder leichter verständlich zu machen, als dies noch vor wenigen Jahren der Fall gewesen ist. Das macht Mut.

Vor dem Verein für Westfälische Kirchengeschichte e.V. liegen gerade im Jahr 2017 beachtliche Aufgaben. Das von ihm bereits 2013 angestoßene, zwischenzeitig wegen noch ungeklärter Finanzierungsfragen aber leider etwas ins Stocken geratene Buchprojekt „Evangelisch in Westfalen“ – gedacht ist an eine komprimierte Darstellung des evangelisch-kirchlichen Lebens in Westfalen vom Mittelalter bis zur jüngsten Zeit, gleichermaßen stattlicher Bildband wie verlässliches Unterrichtswerk, mit vielen Karten und Abbildungen ausgestattet – hat dank der Unterstützung des Landeskirchenamtes jetzt an Fahrt gewonnen.

Dazu kommt eine große Doppeltagung aus Anlass des 200jährigen Jubiläums der Synodalunion in der Grafschaft Mark sowie des Unionsaufrufes in Preußen, die im kommenden September in Hagen und Schwerte stattfinden soll. Sie beginnt mit einem gemeinsam mit unserem rheinischen Schwesterverein ausgerichteten „Tag der Westfälischen (und Rheinischen) Kirchengeschichte“ in Hagen (15./16. September) und geht dann nach einem Festgottesdienst in der Hagener Johanniskirche und einer Exkursion zu ausgewählten Orten der Unionsgeschichte in Westfalen am Sonntag (17. September) in eine Tagung der Kommission für Kirchliche Zeitgeschichte der EKvW in Haus Villigst über (18./19. September 2017); beteiligt sein werden nicht nur die durch ihre beiden Präsidenten vertretenen Landeskirchen, sondern auch die UEK und deren Leitung sowie weitere Partner. Natürlich werden wir unsere Mitglieder rechtzeitig gründlich über beide Veranstaltungen und deren Programm informieren.

Am Ende soll auch in diesem Editorial der Dank stehen: Er gilt nicht nur unseren Mitgliedern und Beiträgern, sondern auch den zahlreichen Freunden und Kollegen, die am Zustandekommen dieses Bandes Anteil hatten. Besonders herausgehoben seien dabei einmal mehr Frau Erdmute Härtel-Lindemann (Bielefeld) für das Layout und Pfarrer Thomas Ijewski (Freudenberg) für die Aufbereitung des Bildmaterials. Es macht Freude, in einem solchen Team zusammenarbeiten zu dürfen.

Münster, am vierten Adventssonntag 2016

Christian Peters

Jürgen Kampmann

Albrecht Geck

Ulrich Althöfer

Der Taufstein in der Rahdener Kirche

2014 war ein Jahr zahlreicher Jubiläen und Erinnerungstage. Gedacht wurde unter anderem an den Mauerfall vor 25 Jahren oder an den Ausbruch des Ersten Weltkriegs vor 100 Jahren. Und für den Autor als Bielefelder spielten natürlich auch „800 Jahre Bielefeld“ eine große Rolle. In Rahden erinnerte man sich an die Überlieferung, dass der Taufstein in der dortigen Johanniskirche im Jahr 1414 aufgestellt worden sei. Die Neugier war geweckt, dieser Überlieferung auf den Grund zu gehen. Im Folgenden wird der Rahdener Taufstein unter verschiedenen Aspekten untersucht, um schließlich auch zur Frage der Datierung zu kommen: Ist er wirklich 600 Jahre alt?¹

Gestalt und Inschrift



Abb. 1: Rahden, Johanniskirche, Taufstein
(Foto: Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes
in der EKvW/Ulrich Althöfer)

¹ Der Text beruht auf einem Vortrag des Autors am 22. April 2015 in der Johanniskirche in Rahden. Er wurde ergänzt und mit Anmerkungen versehen.

Der Taufstein steht heute in der südwestlichen Ecke der Turmhalle der Johanniskirche. Er hat die Form einer mächtigen, etwas hochgezogenen Halbkugel, deren äußere Wandung gleichmäßig mit spitzen Rippen versehen ist. Sie liegt auf einem niedrigen achteckigen Sockel über einem gedrehten Band auf. Die Höhe beträgt insgesamt zirka 97 cm. Der obere Rand von etwa 99 cm Durchmesser ist sechzehneckig und zeigt eine umlaufende Inschrift. Sowohl der obere Rand als auch die Halbkugel selbst weisen Beschädigungen sowie einen (verklammerten) Riss auf.

Mit der erwähnten Inschrift wird gemeinhin die Datierung 1414 verbunden. Vor allem aufgrund der Beschädigungen sind aber unterschiedliche Lesungen überliefert. Gemeinsam mit Claudia Seyfried vom Landeskirchlichen Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen und Dr. Helga Giersiepen von der Arbeitsstelle Inschriften der Universität Bonn kommen wir heute zu folgender Lesung:

„Her borchar[r?...]rbeke + ioha(n) + scutte + henke + va(n) + grytestroden[...r?]enst + ghereke + heneke + hille/brant“. Dann folgt die Zeichnung eines geflügelten Stiers (als Evangelistensymbol) mit einem Schriftband „S(anctus) lucas“.²



Abb. 2: Rahden, Johanniskirche, Taufstein, Detail der Inschrift
(Foto: Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes
in der EKvW/Ulrich Althöfer)

Auf der beiliegenden CD-ROM befindet sich eine Aufnahme
der gesamten Inschrift (Fotos: Brunhilde S. Meier, Rahden)

² Ich danke insbesondere Frau Dr. Helga Giersiepen, Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Institut für Geschichtswissenschaft/Arbeitsstelle Inschriften, für die freundliche Unterstützung (E-Mails an den Verfasser vom 18.11.2014 und vom 26.11.2014). Die beiden Namen bzw. Fehlstellen sind möglicherweise „borchar[rd have]rbeke“ und „[er]enst ghereke“ zu ergänzen. Siehe auch Anm. 16.

Pfarrer Borchard Haverbeke (um 1414) und weitere in der Inschrift genannte Personen

Genannt sind fünf männliche Personen – aber keine Jahreszahl! Jedoch ist als erster höchstwahrscheinlich Borchard Haverbeke aufgeführt: Er ist als einer der wenigen Pfarrer vorreformatorischer Zeit in Rahden sowohl namentlich als auch – in diesem Zusammenhang entscheidend – mit einem Jahr seines Wirkens bekannt. Als Geistlicher konnte er die Anrede „Herr“ beanspruchen.

Dass und wann Haverbeke in Rahden wirkte, ist aufgrund eines Rechtsstreites überliefert. In der „Mindener Bischofschronik“ berichtet Domherr Johannes Tribbe um 1450 von einem merkwürdigen, aber für die Geschichte des Bistums folgenreichen Vorfall in Rahden 1414/1415. Er beginnt damit, dass der „plebanus“ Haverbeke bezichtigt wurde, mit seiner Stola, die er sonst zu Weihehandlungen zu tragen pflegte, ein Kalb angebunden zu haben. Ein Streit eskalierte, in dem es schließlich um grundsätzliche Fragen wie die Befugnisse der Rahdener Amtsverwaltung (in Person von Drost Johannes Buck auf Burg Rahden) bzw. des Bischofs Wulbrand von Minden in der geistlichen Gerichtsbarkeit sowie um territoriale Ansprüche gehen sollte. Durch militärisches Eingreifen schuf der Bischof Fakten, Lehnsträger Buck wurde „vertrieben“ und die Burg Rahden wieder in direkten bischöflichen Besitz genommen.³

Allein diese Nachricht ist der entscheidende Nachweis über den Rahdener Pfarrer Haverbeke, der offenbar einer adligen Familie aus dem Raum Dielingen entstammte.⁴ Die Beschreibung des Streitanlasses lässt darauf

³ Die jüngere Bischofschronik des Johannes Tribbe ist die entscheidende und älteste Quelle für den Nachweis des Borchard Haverbeke: Die jüngere Bischofschronik, in: Mindener Geschichtsquellen, Bd. 1, Die Bischofschroniken des Mittelalters (Hermanns v. Lerbeck *Catalogus episcoporum Mindensium* und seine Ableitungen), kritisch neu herausgegeben von Dr. Klemens Löffler, Münster 1917, hier S. 251-253. Vgl. auch: Culemann, Ernst Albrecht Friedrich: Dritte Abtheilung Mindischer Geschichte, darinnen kürztlich erzählt wird, was sich unter der Regierung dreier Bischöffe vom Jahre 1405 bis 1508 im Stift Minden Merckwürdiges zugetragen hat; aus beglaubigten Nachrichten zusammengebracht, Minden 1747, S. 15f.; sowie Schroeder, Wilhelm: Chronik des Bistums und der Stadt Minden, Minden 1886, S. 338f. Die jüngere Bischofschronik datiert den Vorfall bzw. die Eroberung der Burg auf „1414 vel 15“ (vgl. dort S. 251), Culemann nennt das Jahr „1414“ (vgl. dort S. 15), Schroeder hingegen „1415“ (vgl. dort S. 338). Die Eroberung durch den Bischof erfolgte der Bischofschronik zufolge „in vigilia jacobī apostoli“ (24.7.), vgl. dort S. 253. Ich danke Herrn Dr. Hans Nordsiek (Minden) für seine freundlichen Auskünfte.

⁴ „Bernhardus Haverbeke oriundus ex dominio domicelli de Depholte“, Bischofschronik (wie Anm. 3), S. 251. Siehe auch: Horst, Karl Adolf von der: Die Rittersitze der Grafschaft Ravensberg und des Fürstbistums Minden, Minden 1894, Nachtrag Lübbecke 1898, Nachdruck beider Titel gemeinsam Osnabrück 1979; Hodenberg, Wilhelm von (Hg.): Diepholzer Urkundenbuch, Hannover 1842, Neudruck Osnabrück 1973, Nr. 82; Kempkes, Hugo/Wolf, Manfred (Hgg.): Die Lehnregister der Bischöfe

schließen, dass Haverbeke schon vor 1414/1415 in Rahden tätig war – das kann durchaus schon seit zehn oder 15 Jahren der Fall gewesen sein. Das Ende seines Wirkens dort ist ebenfalls offen. „1414“ – je nach Quelle eigentlich 1414 oder 1415⁵ – ist demnach ein zufällig bekannter Zeitpunkt seines Wirkens in Rahden. Der Taufstein bzw. die Inschrift müssen mit diesem Jahr nicht zwangsläufig etwas zu tun haben.

Die anderen vier Herren, Johann Schütte, Henke (Heinrich) von Grytestroden, Erenst (?) (Ernst) Gereke und Heneke (Heinrich) Hillebrant, sind bislang nicht nachzuweisen. Es könnte sich um kirchenrechtliche Repräsentanten der Pfarrei Rahden handeln – „Altarmänner“, in etwa vergleichbar mit heutigen Finanzkirkmeistern.⁶ Darauf wird noch einmal einzugehen sein. Interessant ist, dass sämtliche Namen auch heute noch in ihrer modernen Form in Rahden geläufig sind. Das gilt auch für „Grytestroden“, wohinter sich höchstwahrscheinlich der gerade in Rahden und Umgebung verbreitete Name „Griepenstroh“ verbirgt.⁷

Noch ein Blick auf das letzte Feld: Es handelt sich im Kontext mit der Unterschrift „S(anctus) Lucas“ um die Darstellung eines geflügelten Stiers, des Symbols des Evangelisten Lucas. Seit alters werden den Evangelisten symbolische Wesen zugeordnet: Johannes der Adler, Markus der Löwe, Matthäus ein Engel und Lukas ein Stier.⁸ Auch darauf wird später noch einmal einzugehen sein.

Zur Entstehung der Verknüpfung von Pfarrer Haverbeke, dem Jahr 1414 und der vermeintlichen Anfertigung des Taufsteins

Doch wie kam nun die Verknüpfung von Haverbeke, 1414 und der vermeintlichen Anfertigung des Taufsteins zustande? Der Taufstein wird in der Literatur schon seit dem 18. Jahrhundert genannt, was nicht selbstver-

von Minden bis 1324, Münster 2010, Eintrag A 130. Ich danke Herrn Dr. Hans Nordsiek (Minden) für seine freundlichen Auskünfte.

⁵ Siehe Anm. 3.

⁶ Üblich waren in den Pfarreien des Bistums Minden jeweils zwei Altarmänner. Möglicherweise war ihre Zahl in Rahden höher aufgrund der großen Ausdehnung des Kirchspiels oder wegen eines vielleicht bestehenden eigenen Kapellenfonds in Wehe. Ich danke Herrn Dr. Hans Nordsiek (Minden) für seine freundlichen Mitteilungen.

⁷ Ich danke Herrn Dr. Jochen Rath, Stadtarchiv Bielefeld, für seine Hinweise auf ähnliche Lautverschiebungen (t / p); siehe Meineke, Birgit: Die Ortsnamen der Stadt Bielefeld (Westfälisches Ortsnamenbuch 5), Bielefeld 2013, S. 64f. (Deppendorf); Meineke, Birgit: Die Ortsnamen des Kreises Lippe (Westfälisches Ortsnamenbuch 2), Bielefeld 2010, S. 119-124 (Detmold).

⁸ Nilgen, Ursula: Evangelisten und Evangelistensymbole, in: Lexikon der christlichen Ikonografie, Band 1, Allgemeine Ikonografie A – Ezechiel, Rom [u.a.] 1968, Sp. 696-713.

ständig ist. Zuerst erwähnt Schlichthaber in seiner „Mindischen Kirchen-geschichte“ von 1753 die Existenz des Steins, doch unabhängig von der Ge-schichte Haverbekes.⁹ Ludwig und Theodor Hartog erwähnen ihn in ihrer Beschreibung von Kirche und Kirchspiel 1817; er stamme aus „aus uralten Zeiten“.¹⁰ Leopold von Ledebur liest in seiner „Beschreibung des Fürsten-tums und der Grafschaft Minden“ 1825 nur „Bruchstücke von Namen“ auf dem Stein, der „mindestens dem 15. J[a]h[r]hundert angehört“. Hier wird erstmals das antiquarische Interesse deutlich.¹¹ Albert Ludorff erwähnt im Inventarband der „Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Lübbecke“ 1907 die „unleserliche“ Inschrift und datiert den Taufstein auf das 14. Jahrhun-dert.¹² Schließlich betrachtet Wilhelm Bergmann den stark beschädigten Stein 1930 genauer und versucht, die Inschrift zu entziffern. Dabei beruft er sich auf eine nicht näher benannte, „aus den [achtzehnhundert]achtziger Jahren stammende Nachricht darüber“: „Danach lautet die Inschrift: her borchar... uerbecke ioha seutte heuke un gherdtroden ernst gherecke heneke hillebrant“. Die Ritzzeichnung werde, so Bergmann, als „Jesus auf dem Esel beim Einzug in Jerusalem“ verstanden – doch bevorzuge er die Lesung als Stier, dem Symbol des Evangelisten Lukas. Und schließlich folgt die entscheidende Verknüpfung: „In den ersten Worten der Inschrift haben wir ohne Zweifel den Namen des ‚geistlichen Herrn‘ Borchard Hoverbeke zu sehen, der 1414 Pfarrer in Rahden war [...]. Die übrigen Namen der In-schrift [...] werden wohl die des Kirchmeisters, des Küsters und der Al-tarleute sein. Der Taufstein ist also über 500 Jahre alt und somit [...] neben Burgruine und Kirche der älteste Zeuge aus Rahdens Vergangenheit, ein orts- und auch kunsthistorisch wertvolles Stück, das wahrlich einen besse-ren Platz verdient hätte, als die dunkle Turmecke [...]“.¹³ Das gilt alles im Wesentlichen heute noch.

⁹ Schlichthaber, Anton Gottfried: Der Mindischen Kirchen-Geschichte Dritter Theil, Minden 1753, S. 356-365, hier S. 357 bzw. S. 364 („Burchard Harenbecke“).

¹⁰ Das kirchliche Leben in Rahden im Jahr 1817. Die von den Predigern Ludwig und Theodor Hartog entworfene Darstellung der „Aussere[n] und innere[n] Verfassung des lutherischen Kirchspiels zu Rahden im Kreise Rahden“, hg. und eingeleitet von Jürgen Kampmann, in: Von der Mitte zum Leben. 650 Jahre St. Johannis-Kirche zu Rahden. Historische und zeitgenössische Beiträge, hg. von der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Rahden, Rahden 2003, S. 105-131, hier S. 112.

¹¹ Ledebur, Leopold von: Das Fürstentum Minden und die Grafschaft Ravensberg. Denkmäler der Geschichte, der Kunst und des Altertums (1825). Neuauflage, hg. von Andreas Prierer und Ulrich Henselmeyer unter Mitarbeit von Jan H. Sachers, Bielefeld 2009, S. 62.

¹² Ludorff, A[lf]bert (Bearb.): Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Lübbecke, Münster 1907, S. 70, Tafel 26. Die Aufnahmen stammen aus dem Jahr 1904.

¹³ Bergmann, Wilhelm: Altes und Neues über die Rahdener Kirche, in: Von der Mitte zum Leben. 650 Jahre St. Johannis-Kirche zu Rahden, Historische und zeitgenössische Beiträge. Hg. von der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Rahden, Rahden 2003, S. 17-44 [Nachdruck der Artikel aus dem Rahdener Wochenblatt 51 (1930), Hefte 63,3; 64-68,3; 70-73,3], hier S. 33.

Im Gemeindebuch der Kreissynode Lübbecke 1957 heißt es dann vom Taufstein „Er ist im Jahr 1414 von einem uns unbekannten Steinmetz geschaffen [...]. Dieser schöne steinerne Zeuge aus der Frühzeit unserer Kirche ist charakteristisch in seinen gotischen Rippen, die aus einem wulstartigen Fußstück kommen“.¹⁴ Hier ist die eigentlich zufällige Jahreszahl mit dem Taufstein „zusammengewachsen“ und gilt für die Folgezeit als selbstverständlich. In einem kleinen Kirchenführer heißt es später sogar, 1414 sei Teil der Inschrift.¹⁵

Zur Schriftgestaltung

Abschließend noch einmal zur Inschrift selbst: Könnte sie Auskunft geben über die Zeit ihrer Entstehung? Es handelt sich um eine gotische Minuskel, also eine Kleinbuchstabenschrift, die in Deutschland insbesondere vom späten 13. bis ins 15. Jahrhundert ihre Blütezeit hatte. Sie ist vor allem durch die Brechungen an den Schaft-Enden gekennzeichnet. Hier zeigt sie eine besonders typische Ausprägung als „Textura“, eine enge Gitterschrift mit feinen Zierstrichen, die für repräsentative Zwecke weit verbreitet war. Helga Giersiepen (Universität Bonn) schreibt dazu unter anderem: „Insgesamt passt die Inschrift in den Zeitraum von der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts bis ins frühe 15. Jahrhundert. Somit könnte die Amtszeit von Borchard Haverbeke durchaus als Ansatzpunkt für die Datierung dienen. Der H-Versal [Anfangs-Großbuchstabe H] ist allerdings ein konservatives Element [gotische Majuskelschrift], das dafür spricht, die Inschrift früher als 1414 zu datieren, eher ins 14. Jahrhundert.“¹⁶

Die Schrift findet sich in unterschiedlichen Variationen häufig. In der Stadtkirche in Unna ist damit eine Art Grundstein bzw. eine „steinerne Stiftungsurkunde“ für den Baubeginn des Hallenumgangschores 1386 gestaltet.¹⁷ Auch in der Malerei tritt sie auf: Ein Schriftband auf der Taufdarstellung der wohl um 1410 entstandenen Goldenen Tafel aus Lüneburg zeigt

¹⁴ Gemeindebuch der Kreissynode Lübbecke, Osnabrück 1957, S. 78.

¹⁵ Milstein, Werner: Die St. Johannis-Kirche zu Rahden/Westf. [Kurzführer, o.J., ca. 1990].

¹⁶ Ich danke Frau Dr. Helga Giersiepen (Bonn) für ihre freundlichen Mitteilungen; siehe Anm. 2.

¹⁷ Pieper, Roland: Die Stadtkirche Unna im Mittelalter. Untersuchungen zu ihrer Baugeschichte, zur Einordnung der Raum- und Bauformen und zur liturgischen Funktion, in: JWKG 109 (2013), S. 23-113, hier S. 40; Abb. in: Thümmeler, Hans (Bearb.): Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Kreis Unna, Münster 1959, S. 455.

sie – interessanterweise hier wiederum bzw. noch mit einem „konservativen“ H-Anfangsbuchstaben wie auf dem Rahdener Taufstein.¹⁸ Die früheste in Stein gehauene gotische Minuskel ist für Minden erst auf der Grabplatte für das Ehepaar Bevermann erst aus der Zeit um 1430 belegt.¹⁹

Historische Taufsteine in Westfalen und in der Region

In welchen Zusammenhängen steht nun dieser Taufstein – gibt es (vergleichbare) Taufsteine aus seiner möglichen Entstehungszeit?

Die Taufe ist von Beginn an grundlegend für den christlichen Glauben. Oft werden die Tauforte besonders gestaltet. In der späten Antike wird die an Ostern übliche Taufe als Weg gefeiert, auf dem das Mitsterben und Mitaufstehen erlebbar ist. Dem Ereignis verleihen große Taufbecken einen besonderen Rahmen. Diese sogenannten Baptisterien ermöglichen ein Untertauchen. Im Mittelalter setzen sich in den Kirchen Taufbecken aus Stein durch. Sie ermöglichen bei den inzwischen üblichen Kindertaufen weiterhin das (dreimalige) völlige Untertauchen. Thomas von Aquin (†1274) bezeichnet dies als die gewöhnliche und lobenswertere Form. Sie verschwand allmählich im 16. Jahrhundert zugunsten des Übergießens des Täuflings mit Wasser.²⁰

Zur Situation in Westfalen

In katholischen und evangelischen Kirchen Westfalens sind mindestens 90 Taufsteine aus dem 12. und 13. Jahrhundert erhalten.²¹ Dies ist hier auch

¹⁸ Pfeiffer, Götz J.: Die Malerei am Niederrhein und in Westfalen um 1400. Der Meister des Berswordt-Retabels und der Stilwandel der Zeit, Petersberg 2009 (zugleich Diss. TU Berlin 2005), S. 187-192, Abb. S. 190.

¹⁹ <http://www.inschriften.net/minden/einleitung/4-die-schriftformen.html> [aufgerufen 15.4.2015].

²⁰ Schröer, Alois: Die Kirche in Westfalen vor der Reformation, Bd. 1, 2. Aufl., Münster 1967, S. 223; Seyderhelm, Bettina (Hg.): 1000 Jahre Taufen in Mitteldeutschland. Katalog zur Ausstellung der Ev. Kirche der Kirchenprovinz Sachsen und des Kirchenkreises Magdeburg im Dom zu Magdeburg, 20.8.–5.11.2008, Regensburg 2008 [darin verschiedene grundlegende Aufsätze zum Thema]; Taufausstellung der Evangelischen Kirche von Westfalen „Gottesgeschenk“, 2011, Ausstellungstafeln/Texte: Landeskirchliches Archiv der EKvW, Bibliothek, Signatur W 21416.

²¹ Dehio Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Nordrhein-Westfalen II, Westfalen, München 2011, sowie Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes in der Evangelischen Kirche von Westfalen durch den Autor.

die eigentliche Zeit der Entwicklung des Pfarrsystems und des umfangreichen Aus- und Neubaus von Pfarrkirchen mit Taufrechten.²² Einer der frühesten und bedeutendsten ist der Taufstein in der ehemaligen Stiftskirche St. Bonifatius in Freckenhorst aus dem früheren 12. Jahrhundert, in der weit verbreiteten, zylindrischen Form, jedoch mit vergleichsweise reichen figürlichen Reliefs und einer Inschrift.



Abb. 3: Freckenhorst (Warendorf), ehemalige Stiftskirche St. Bonifatius, Taufstein (Foto: Wikimedia commons, Daniel Brockpähler, 2014)

²² Rothert, Hermann: Westfälische Geschichte, Bd. 1: Das Mittelalter, Gütersloh 1949, S. 282f.

Wesentlich einfacher ist der Taufstein in der Marienkirche zu (Speng-)Wallenbrück – in leicht konischer Form.

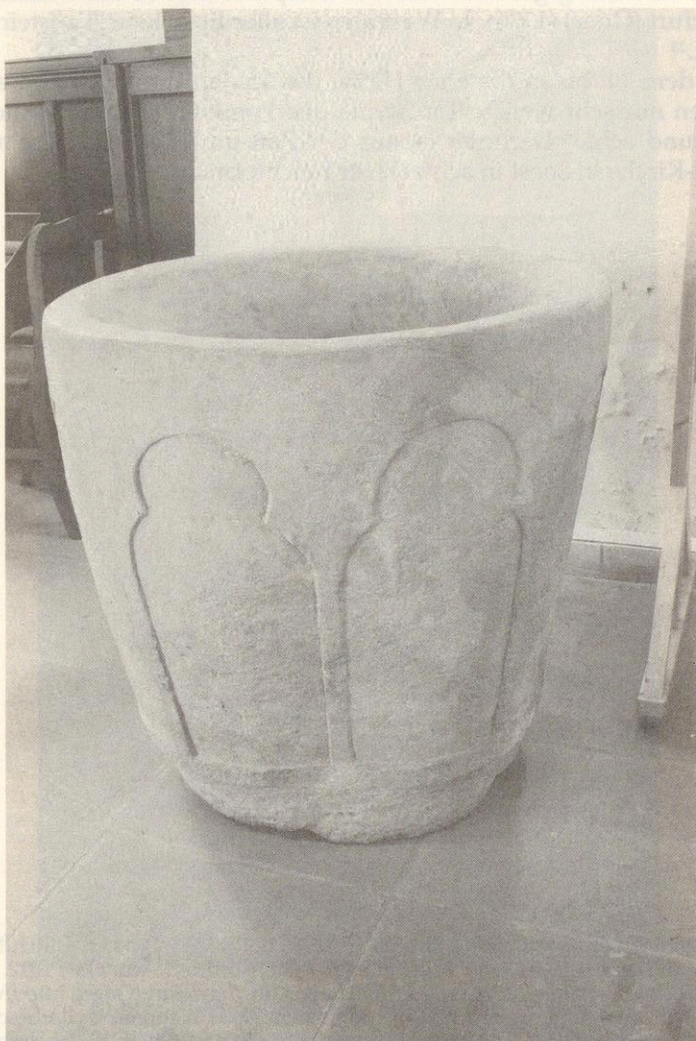


Abb. 4: Wallenbrück (Spenge), Marienkirche, Taufstein
(Foto: Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes
in der EKvW/Ulrich Althöfer)

Überwiegend ist der obere Abschluss von Taufsteinen bis ins 13. Jahrhundert rund. Das in der Osternacht geweihte Wasser verblieb gewöhnlich für ein Jahr im Becken, das mit einem Deckel verschlossen war. Diese Deckel konnten aufwendig gestaltet sein wie beispielsweise in der Marienkirche in Frankfurt (Oder) (1376). In Westfalen ist allerdings kein Taufsteindeckel erhalten.²³

Aus dem 14. bis in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts sind auch in Westfalen nur sehr wenige Taufsteine überkommen; wahrscheinlich sind es nur rund acht.²⁴ Darunter ist aus der Zeit um 1400 derjenige aus der St. Pauli-Kirche in Soest in achteckiger Kelchform zu nennen.²⁵



Abb. 5: Soest, St. Pauli-Kirche, Taufstein
(Foto: Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes
in der EKvW/Ulrich Althöfer)

²³ Freckenhorst: Dehio Westfalen 2011 (wie Anm. 21), S. 1151; Schäfer, Ulrich/Krampe, Manfred: Der Freckenhorster Taufstein (DKV-Kunstführer), München 2012. Wallenbrück: Dehio Westfalen 2011 (wie Anm. 21), S. 1040. Frankfurt (Oder): <http://www.st-marien-ffo.de> [aufgerufen 3.1.2016], dort auch Abb. Während zylindrische oder kelchförmige „runde“ Taufsteine in Westfalen bis in das spätere 13. Jahrhundert anzutreffen sind, ist etwa der figürlich reliefierte Taufstein in Beckum St. Stephanus und Sebastian aus der Mitte des 13. Jahrhunderts als Oktogon ausgebildet, Dehio Westfalen 2011 (wie Anm. 21), S. 92. Allgemein auch Drake, Colin S.: The Romanesque Fonts of Northern Europe and Scandinavia, Woodbridge [u.a.] 2002.

²⁴ Siehe Anm. 21. Reinle, Adolf: Die Ausstattung deutscher Kirchen im Mittelalter, Darmstadt 1988, S. 35.

²⁵ Soest, St. Pauli: Dehio Westfalen 2011 (wie Anm. 21), S. 1023.

Deutlich mehr Taufsteine entstanden dann wieder gegen Ende des 15. und im frühen 16. Jahrhundert.



Abb. 6: (Bochum-)Stiepel, Dorfkirche, Taufstein
(Foto: Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes
in der EKvW/Ulrich Althöfer)

Es können einfache, kelchförmig-eckige Taufsteine sein wie in der Dorfkirche in Bochum-Stiepel oder sehr reich gestaltete wie in der Herforder Münsterkirche, beide aus der Zeit um 1500 und beide mit dem in der Zeit

der Gotik im Wesentlichen bevorzugten mehreckigen Abschluss bzw. Querschnitt.²⁶



Abb. 7: Herford, Münsterkirche, Taufstein
(Foto: Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes
in der EKvW/Ulrich Althöfer)

²⁶ Bochum-Stiepel: Dehio Westfalen 2011 (wie Anm. 21), S. 155; Figgemeyer, Bernhard: Die Stiepeler Dorfkirche, Baugeschichte und Ausstattung, in: 1000 Jahre Dorfkirche Bochum-Stiepel, Kulturdenkmal an der Ruhr, hg. von der Ev. Kirchengemeinde Stiepel, Bochum 2008, S. 111-136, hier S. 131 sowie Anm. 33. Herford, Münsterkirche: Dehio Westfalen 2011 (wie Anm. 21), S. 429; Beer, Johannes: Die Herforder Münsterkirche, Bielefeld 2000, S. 10.

Ein Ausblick: Das erste in Westfalen erhaltene nachreformatorische Taufbecken befindet sich als Stiftung des Bürgermeisters Thomas von Kampen und seiner Gattin aus dem Jahr 1583 in der St. Martini-Kirche in Minden. Dessen Becken ist, da das Übergießen des Täuflings inzwischen üblich war, auch deutlich kleiner.²⁷

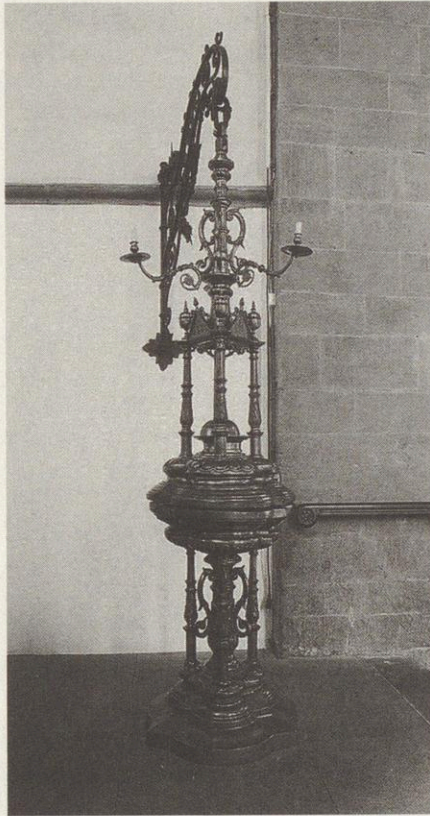


Abb. 8: Minden, St. Martini-Kirche, Taufbecken
(Foto: Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes
in der EKvW/Ulrich Althöfer)

Ein Blick in die Kirchenkreise Vlotho, Minden und Lübbecke zeigt: In diesem Gebiet sind neben dem Rahdener überhaupt nur vier Taufsteine aus der vorreformatorischen Zeit überliefert.

²⁷ Althöfer, Ulrich: Das Taufbecken von 1583 – zentraler Ort der Ausstattung der St. Martini-Kirche zu Minden, in: Winter, Heinrich (Hg.): Ratskirche St. Martini Minden. Ein Jahrtausend Kollegiatstift, Pfarrei, Gemeinde, Minden 2009, S. 419-430.

In Buchholz befindet sich ein Taufstein in Kelchform, wohl wiederum aus dem 13. Jahrhundert mit dem typischen spätromanischen Rankendekor.

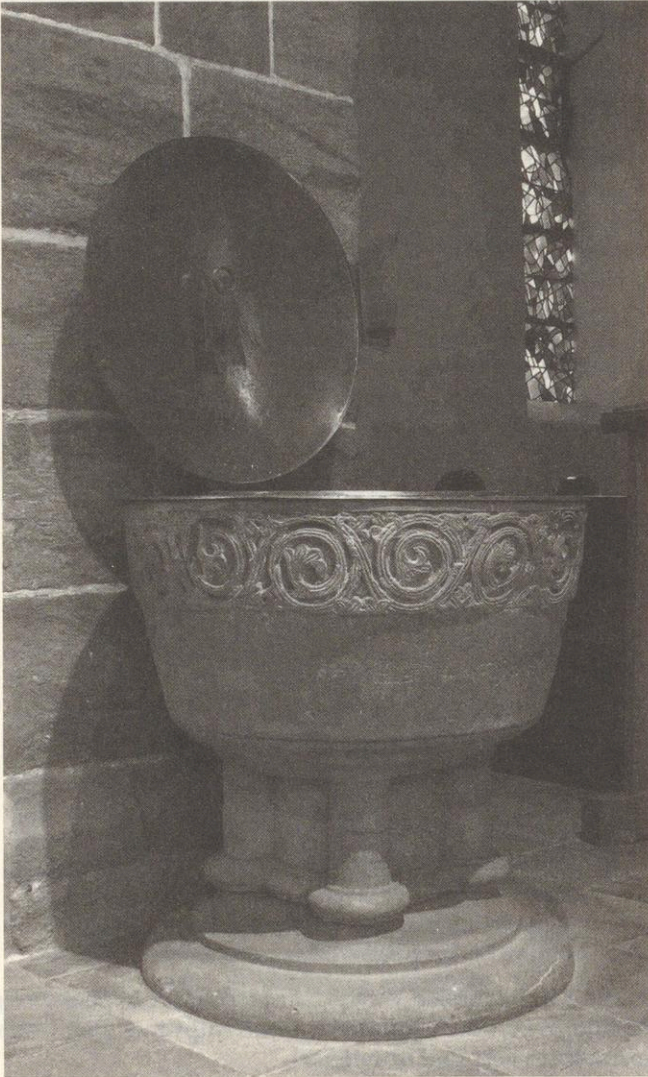


Abb. 9: (Petershagen-)Buchholz, Kirche, Taufstein
(Foto: Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes
in der EKvW/Ulrich Althöfer)

Der heute in der St. Andreas-Kirche in Lübbecke befindliche Taufstein in polygonaler Kelchform stammt – im Gegensatz zur örtlichen Tradition – wohl aus dem späteren 15. Jahrhundert.

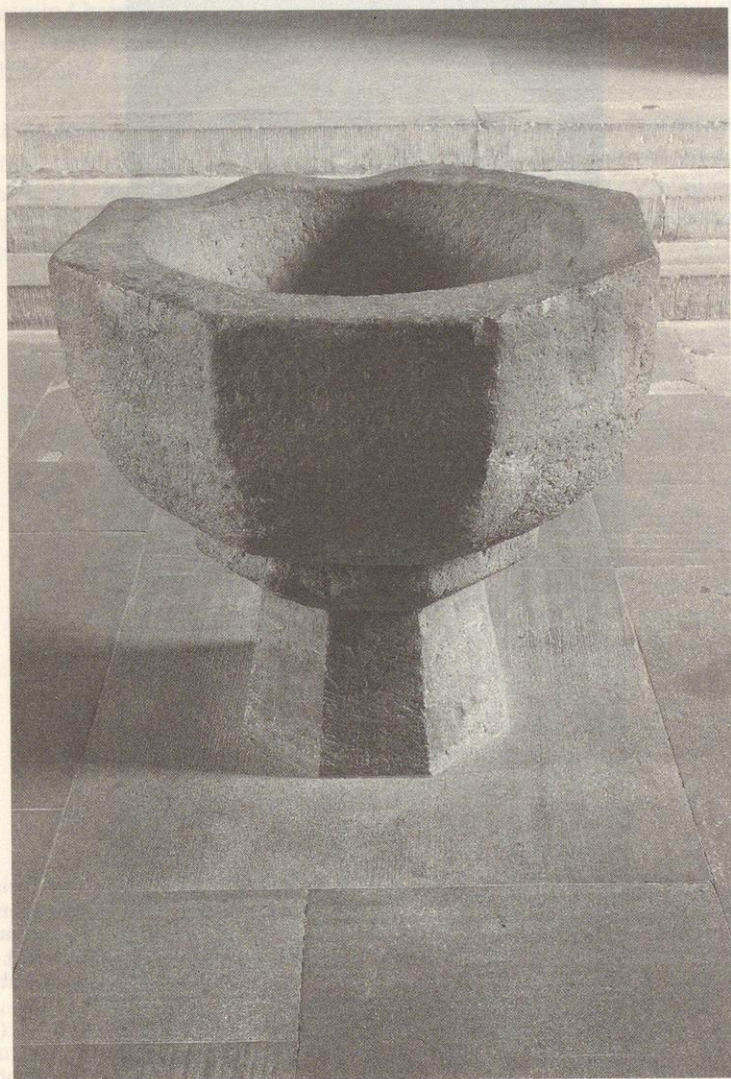


Abb. 10: Lübbecke, St. Andreas-Kirche, Taufstein
(Foto: Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes
in der EKvW/Ulrich Althöfer)

Und der schlichte, achteckige Taufstein in (Porta Westfalica-)Holtrup wird in das späte 15./frühe 16. Jahrhundert datiert.²⁸



Abb. 11: (Porta Westfalica-)Holtrup, Taufstein
(Foto: Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes
in der EKvW/Ulrich Althöfer)

²⁸ Buchholz: Dehio Westfalen 2011 (wie Anm. 21), S. 874; Buchmeier, Friedhelm: Die Kirchengemeinde Buchholz in Geschichte und Gegenwart, in: Kirchengemeinde Buchholz 1972, hg. von der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Buchholz, Stolzenau 1972, S. 9-56, hier s. S. 21f. mit Abb. Lübbecke: Dehio Westfalen 2011 (wie Anm. 21), S. 595, „gotisches Taufbecken“; Hüffmann, Helmut: Die St.-Andreas-Kirche in Lübbecke. Zur Geschichte der Gemeinde und des Stiftes, Lübbecke 1990, S. 109, S. 116, „romantischer Taufstein“; Die St. Andreas-Kirche zu Lübbecke [Faltblatt, o.O. o.J. (1980er Jahre)]. Dieser Taufstein steht erst wieder seit 1961 in der Kirche, er war zuvor in Schnathorst als Blumenschale in Verwendung. Tatsächlich stammt er offenbar ursprünglich aus der Schnathorster Kirche, siehe auch Fikentscher, Henning: Die Reste einer spätromanischen Taufe aus der Kirche zu Windheim, in: Mitteilungen des Mindener Geschichts- und Museumsvereins 39 (1967), S. 98-121, hier S. 100. Holtrup: Ludorff, A[lfred] (Bearb.): Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Minden, Münster 1907, S. 77, Tafel 7.

**Taufsteine mit „gefalteter Schale“
im nördlichen Westfalen und Niedersachsen**

Als weiterer vorreformatorischer Taufstein der Region ist schließlich der Taufstein in Ovenstädt (Weser) zu nennen. Während bislang keiner der erwähnten Taufsteine dem Rahdener auch nur annähernd vergleichbar war, handelt es sich bei diesem um dessen nächsten westfälischen „Verwandten“!

Auf einem Sockel mit Eckblättern und Masken steht eine Kelchform mit gedrunenem Schaft, gedrehtem Band, gefalteter Schale und einem runden oberen Rand, der mit einem Blattranken-Fries verziert ist. Vor allem der Rankenfries mit seinen mit erhabenen „Punkten“ versehenen Blättern gehört gestalterisch in das späte 13. Jahrhundert.

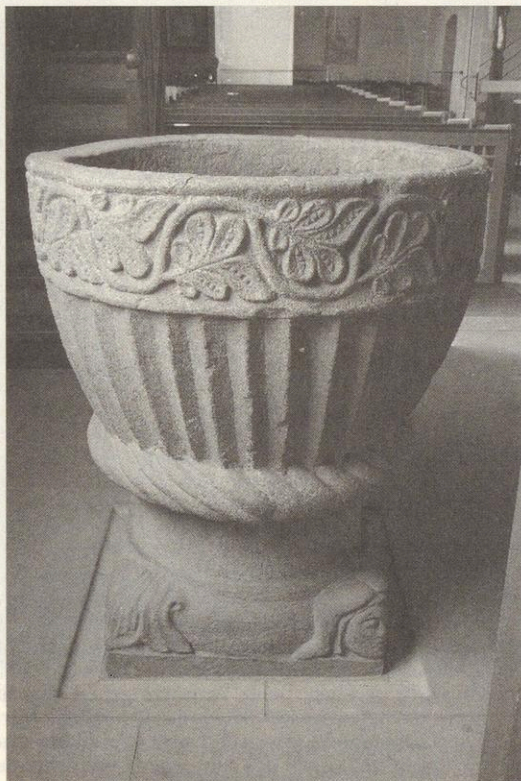


Abb. 12: (Petershagen-)Ovenstädt, Taufstein
(Foto: Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes
in der EKvW/Ulrich Althöfer)

Der Ovenstädter Stein steht im Übrigen erst seit den 1930er Jahren wieder in der Kirche. Bei einer Renovierung im 18. Jahrhundert war er an einen Bauern verkauft worden. Anlässlich einer Renovierung 1937 entdeckte man den Fuß unter der Kanzel als ehemaligen Taufsteinsockel wieder, erinnerte sich einer als Futtertrog in einem Stall genutzten Schale, die als der alte Taufstein identifiziert und dann (zusammen mit dem Sockel) wieder aufgestellt wurde.²⁹ Dies ist ein „Schicksal“ zahlreicher mittelalterlicher Taufsteine, die unmodern, unpraktisch und eigentlich unnötig geworden waren, da sich der Taufvollzug verändert hatte – und die darum spätestens seit dem 17./frühen 18. Jahrhundert aus den Kirchen verschwanden. Etliche der in diesem Beitrag genannten Taufsteine teilen diese Geschichte. Dazu wird später noch Näheres ausgeführt.

Mit Sicherheit hatte auch der Rahdener Taufstein einen anders gestalteten Sockel. Wie der jetzige zeitlich einzuschätzen ist, ist unbekannt.

In Niedersachsen setzt sich nun die Reihe der „Verwandten“ des Rahdener Taufsteins fort.³⁰

In der St. Laurentius-Kirche in Liebenau bei Nienburg befindet sich ebenfalls ein Taufstein mit gefalteter Schale. Sie weist jedoch im Vergleich zu Ovenstädt (und Rahden) eine leicht geschwungene Form auf. Die ornamentale Verzierung des runden Randes mit teils „zusammengebundenen“ Blattranken verweist auf eine Entstehung in der Mitte oder der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts. Der Sockel wurde wohl erst in den 1970er Jahren neu geschaffen.³¹

²⁹ Ovenstädt: Dehio Westfalen 2011 (wie Anm. 21), S. 877; Chronik der Kirchengemeinde Ovenstädt, hg. vom Presbyterium der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Ovenstädt, o.O. 1999, S. 31. Vgl. auch Ostermann, Paul Gerhardt: Kirche und Kirchspiel Ovenstädt, undatiert [um 1983], in: „Ovenstädt, Material für eine Geschichte der Kirchengemeinde“, Familienarchiv Ostermann. Ich danke Herrn Berthold Ostermann (Lengerich) für seine freundlichen Auskünfte. Inwieweit der Stein 1937 überarbeitet wurde, ist nicht bekannt. Masken als Ecksporne finden sich auch am Taufsteinsockel (Fragment) in (Petershagen-)Windheim, evangelische Kirche, 2. Hälfte 13. Jahrhundert, Dehio Westfalen 2011 (wie Anm. 21), S. 879. Die Taufsteine von Ovenstädt und Windheim standen Ende der 1960er Jahre im Mittelpunkt zweier Aufsätze zur möglichen Bedeutung der figürlichen Ecksporne und der Ornamentik innerhalb einer mittelalterlichen Weltansicht zwischen Dämonen und Heilsgeschichte. Die Datierung innerhalb des 13., vielleicht noch frühen 14. Jahrhunderts schwankt, auch die Reihenfolge wird unterschiedlich gesehen. Beide Aufsätze gehen allerdings nicht auf die charakteristische Form der Ovenstädter Schale und mögliche Vergleiche ein, siehe Hülsmann, Paul: Die Taufsteine in Ovenstädt und Windheim und ihre Beziehung zum Mindener Dom, in: Mitteilungen des Mindener Geschichts- und Museumsvereins 42 (1970), S. 73-91; sowie Fikentscher (1967) (wie Anm. 28).

³⁰ Ich danke Prof. Dr. Thorsten Albrecht, Kunstreferent der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers, herzlich für seine Auskünfte sowie die Informationen aus der Kunstgutdatei.

³¹ Liebenau: Dehio Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bremen/Niedersachsen, München 1992, S. 848, „Wandung evtl. nachgearbeitet“; Kunstgutkartei der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers, siehe Anm. 30.



Abb. 13: Liebenau, St. Laurentius, Taufstein
(Foto: Ev.-luth. Landeskirche Hannovers,
Kunstreferat, Hasso von Poser)



Abb. 14: Mariendrebber, St. Marien, Taufstein
(Foto: Ev.-luth. Landeskirche Hannovers,
Kunstreferat, Hasso von Poser)

Westlich von Rahden besitzen die St.-Marien-Kirche in Mariendrebber sowie nördlich die St. Katharinen-Kirche in Neuenkirchen (Kirchenkreis Diepholz) Taufsteine mit gefalteter Schale.



Abb. 15: Neuenkirchen (Kirchenkreis Diepholz),
St. Katharinen, Taufstein
(Foto: Ev.-luth. Landeskirche Hannovers,
Kunstreferat, Hasso von Poser)

Allerdings ist jeweils der Rand nicht verziert. Der Neuenkirchener Taufstein wurde angeblich in den 1950er Jahren im Dorf Matfeld (Martfeld Kreis Diepholz?) gefunden und dann mit einem neuen Fuß in der Kirche aufgestellt. Beide Taufsteine werden in das 13. Jahrhundert datiert.³² Sie weisen jedoch keine Ornamentik auf, die dies eindeutig unterstützen könnte.

³² Mariendrebber: Dehio Bremen/Niedersachsen 1992 (wie Anm. 31), S. 402. Neuenkirchen: Dehio Bremen/Niedersachsen 1992 (wie Anm. 31), S. 971. Kunstgutkartei der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers (siehe Anm. 30), hier der Hinweis auf Matfeld.

Ein weiteres Beispiel eines Taufsteins mit Faltenschale wird im Museum Bückeburg aufbewahrt. Die Ranken-Ornamentik des runden Randes zeigt (unter anderem mit der Binnenrippe der Blätter) wiederum die Formen des späteren 13. Jahrhunderts. Die Schale stammt aus der ehemaligen Kirche in Kirchhorsten, der Fuß hingegen aus der Kirche in Meerbeck; beide Orte liegen nordöstlich von Bückeburg.³³



Abb. 16: Bückeburg, Museum Bückeburg,
Taufstein aus Kirchhorsten/Meerbeck
(Foto: Thorsten Albrecht)

³³ Museum Bückeburg für Stadtgeschichte und Schaumburg-Lippische Landesgeschichte, Inventar-Nummer 23/7. Die Schale wurde aus vormaligem Besitz der Familie von Strauß und Torney 1899 dem Museum geschenkt. Ich danke Frau Dr. Anke Twachtmann-Schlichter (Museum Bückeburg) für die freundlichen Auskünfte sowie Prof. Dr. Thorsten Albrecht (Hannover) für den Hinweis auf das Objekt.

Wir haben es hier also mit einer Gruppe von Taufsteinen mit aufwendig und fein gefalteten Schalen über gedrehten Bändern zu tun, die sich etwa zwischen dem Minden-Nienburger Wesergebiet im Osten bis nach Neuenkirchen im Westen erhalten haben. Zwar sind die Objekte von unterschiedlicher Größe und Details, und im Einzelnen scheinen sie auch eine höchst individuelle Geschichte zu haben, teils sind sie ergänzt, aus unterschiedlichen Teilen zusammengesetzt, teils befinden sie sich gar nicht mehr am ursprünglichen Ort. Jedoch bilden sie eine ausgesprochen charakteristische, eigenartige Gruppe. Weitere Taufsteine dieser Art sind bislang nicht bekannt. Der Rahdener Taufstein ist der größte unter ihnen. Hier zeigt sich, dass das heutige Westfalen als Bezugsraum weniger geeignet ist, vielmehr wäre das Gebiet des ehemaligen Bistums Minden für weitere vergleichende Betrachtung zu Taufsteinen in den Blick zu nehmen, wobei die (heutige) Verbreitung der Taufsteingruppe offenbar auch darüber hinausgeht.³⁴

Was die Steinarten angeht, so liegen bislang ebenfalls keine gesicherten Erkenntnisse vor. In Rahden scheint es sich um den Obernkirchener Sandstein zu handeln, der auch für bildhauerische Arbeiten geeignet ist. Das wäre auch geographisch sehr gut denkbar. Baumberger Sandstein scheidet aus.³⁵ Nicht bekannt ist zudem, wo und durch wen der Stein bearbeitet wurde. Das könnte durch einen Steinmetzen in Minden erfolgt sein. Anschließend könnte der Stein in Teilen (Schale, Sockel, eventuell Schaft) mit Ochsenkarren über Land nach Rahden transportiert worden sein. Die Untersuchung der Steinarten würde sich lohnen. Auch entzieht sich bislang unserer Kenntnis, ob der Rahdener oder die weiteren Steine gefasst waren. Im Grunde müssten zunächst einmal alle vergleichbaren Steine im Einzelnen auf ihre Struktur und ihre Geschichte hin untersucht werden. Mit ziemlicher Sicherheit gab es auch weitere solcher Steine, die nicht mehr erhalten sind.

³⁴ Hölscher, Ludwig August Theodor: Beschreibung des vormaligen Bisthums Minden nach seinen Grenzen, Archidiaconaten, Gauen und alten Gerichten. Ein historischer Versuch, Münster 1877.

³⁵ Aus der Nähe kämen Obernkirchener oder Portasandstein in Frage. Diese wurden auch über die Weser nach Norddeutschland verschifft. Feinere bildhauerische Arbeiten wurden allerdings auch vielfach importiert, siehe Karrenbrock, Reinhard: Spätmittelalterliche Steinskulptur im Weserraum, in: Humburg, Norbert/Schween, Joachim (Hgg.): Die Weser – Ein Fluss in Europa, Katalog zur Ausstellung Museum Hameln 17.06. bis 10.09.2000, Bd. 1, Leuchtendes Mittelalter, Holzminden 2000, S. 164-185. Ich danke Herrn Dr. Joachim Eichler (Sandsteinmuseum Havixbeck) für seine Auskünfte zum Baumberger Sandstein.

Noch einmal: Zur Datierung des Rahdener Taufsteins

In wirkliche „Erklärungsnot“ kommt man allerdings bei den stilistischen Befunden. Wenn man davon ausgeht, dass – abgesehen von den teils fehlenden, teils ergänzten Sockeln – die gefalteten Schalen samt ihrer teils gestalteten, teils beschrifteten (also genauer bestimmbar) oberen Ränder einheitlich erhalten geblieben sind, ist eine gemeinsame zeitliche Einordnung schwierig. Sie würde dann etwa zwischen dem mittleren bis späteren 13. Jahrhundert (Ovenstädt, Liebenau, Bückeburg) und wahrscheinlich der Zeit um 1400, vielleicht des späten 14. Jahrhunderts (Rahden), liegen. Nicht wirklich eindeutig bestimmbar sind die Schalen ohne Ornamentik in Mariendrebber und Neuenkirchen. Dazwischen können durchaus etwa 100 bis 150 Jahre liegen.

In kunsthistorischer Hinsicht wären vielleicht am ehesten Kelche mit „gefalteten“ Knäufen vergleichbar. Diese kommen allerdings auch eher in der früheren Zeit – also im späteren 13. und früheren 14. Jahrhundert – vor.³⁶

Es spricht nichts dagegen, von einer einheitlichen Herstellung des Rahdener Taufsteins auszugehen – also nicht von einer möglicherweise nachträglichen Anbringung der Inschrift. Eine „späte“ Entstehungszeit wird auch dadurch gestützt, dass der obere Rand des Rahdener Steins mehreckig ist. Dies ist, wie erwähnt, vor allem ein Kennzeichen der Taufsteine des 14. bis frühen 16. Jahrhunderts. Dazu kommt, dass der Rahdener Taufstein sich mit seiner wesentlich höher gezogenen Wandung durchaus von den anderen unterscheidet.

Vielleicht war diese charakteristische Grundform einfach langlebig. So etwas gibt es in der Kunstgeschichte immer wieder. Einmal für praktikabel, angemessen oder würdig empfundene, bewährte Formen wurden immer wieder aufgegriffen und oft nur in Details variiert.³⁷ Möglicherweise wollte man sich mit der Gestaltung auch auf ein bestimmtes Vorbild beziehen.

³⁶ Fritz, Johann Michael: Das evangelische Abendmahlsgesetz in Deutschland vom Mittelalter bis zum Ende des Alten Reiches, Leipzig 2004, S. 92, Abb. 48, Kat.-Nr. 10 (Kelch aus Belum, 2. Viertel 13. Jahrhundert), S. 100, Abb. 64, Kat.-Nr. 27 (Kelch aus Coburg, 15. Jahrhundert); Seyderhelm, Bettina (Hg.): Goldschmiedekunst des Mittelalters – im Gebrauch der Gemeinden über Jahrhunderte bewahrt. Katalog zur Ausstellung der Ev. Kirche der Kirchenprovinz Sachsen und der Stiftung Kunst- und Kulturgut in der Kirchenprovinz Sachsen, Magdeburg, Quedlinburg und Wittenberg 2001/2002, 2001, vgl. u.a. Kelche (mit Abb.) Kat.-Nrn. 17, S. 189 (3. Viertel 13. Jahrhundert) oder 31, S. 208 (um oder nach 1300).

³⁷ Dies betraf zum Beispiel auch Kelche: Althöfer, Ulrich: „Calix Ecclesiae Rahdensis“ – Ein Bremer Abendmahlskelch der Barockzeit in Rahden, in: Von der Mitte zum Leben. 650 Jahre St. Johannis-Kirche zu Rahden, Historische und zeitgenössische Beiträge. Hg. von der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Rahden, Rahden 2003, S. 297-301, hier S. 30.

Das ist auch bei Architekturformen nicht unüblich.³⁸ Schließlich waren neue Taufsteine, zumal in der ja auch damals recht abgelegenen Gegend um Rahden, nicht häufig.

Mögliche Anlässe für einen neuen Taufstein in Rahden

Es stellt sich die Frage, welchen Anlass es für einen neuen Taufstein in Rahden gab. Auch hier betreten wir sehr „unsicheres Gelände“. Gerade die frühe Kirchengeschichte Rahdens ist im Grunde wenig erforscht.

Der Taufstein könnte letztlich noch im Zusammenhang stehen mit der (Neu-)Gründung der Rahdener Pfarrkirche auf dem Sandbrink durch Bischof Gerhard I. im Jahr 1353, der damit entscheidende territoriale und kirchenpolitische Ziele verfolgte. Schon 1274 wird Rahden als Parochie erwähnt, wohl noch in Abhängigkeit zu Dielingen. Im 13. Jahrhundert wird allgemein das System der Pfarreien mit entsprechenden Rechten ausgebildet.

Baulich bleibt indes vieles unklar – es gab Kapellen in Wehe, Ströhen und Kleinendorf, aber ob, wie und wo es auch eine Vorgänger-Pfarrkirche gab, ist auch archäologisch bislang nicht untersucht. 1353 jedenfalls wird eine Kirche in Rahden auf dem Sandbrink (an der heutigen Stelle) von Bischof Gerhardt I. „fundiret“ – also veranlasst, begonnen, eventuell wurde auch ein „Grundstein“ gelegt.³⁹ Der Neubau wird in den nächsten Jahren fortgeschritten sein, weitere Daten sind nicht überliefert, eine Vollendung

³⁸ Bandmann, Günther: *Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger*, 10. Auflage, Darmstadt 1994.

³⁹ Zur Kirchengeschichte Rahdens: Schlichthaber 1753 (wie Anm. 9); Ledebur 1825/2009 (wie Anm. 11), S. 62ff.; Schroeder 1886 (wie Anm. 3); Ludorff 1907 (wie Anm. 12), S. 68; Bergmann 1930/2003 (wie Anm. 13); Nordsiek, Hans: *Glaube und Politik. Beiträge zur Geschichte der Reformation im Fürstbistum Minden* (Mindener Beiträge 22), Minden 1985; Kuck, Matthias: *Die herrschaftliche Einbindung Rahdens in das Stift Minden im 14. Jahrhundert*, in: *Von der Mitte zum Leben. 650 Jahre St. Johannis-Kirche zu Rahden, Historische und zeitgenössische Beiträge*, hg. von der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Rahden, Rahden 2003, S. 45-50; Kreft, Werner: *Die Gründung der Rahdener Kirche*, in: *Von der Mitte zum Leben 2003*, siehe oben, S. 51-58; Wiegel, Bert: *Verlust der Mitte. Die bauliche Umgestaltung des Kirchhofes und seine Folgen für das öffentliche Leben in Rahden seit 1817*, in: *Von der Mitte zum Leben 2003* (wie Anm. 37), S. 151-206, hier S. 151-154. Ich danke für die Auskünfte von Dr. Hans Nordsiek (Minden) sowie auch von Dr. Jens Murken (Landeskirchliches Archiv der EKvW, Bielefeld), der freundlicherweise sein Manuskript „Ev.-Luth. Kirchengemeinde Rahden“ aus dem in Vorbereitung befindlichen 2. Band des westfälischen Gemeindebuches zur Verfügung stellte [2015].

ist vielleicht bis 1360 oder 1370 anzunehmen. Angeblich war die Kirche ursprünglich dem Evangelisten Lukas geweiht.⁴⁰

Es ist denkbar, dass irgendwann in oder nach dieser Zeit der Taufstein als repräsentatives Ausstattungsstück in der neuen, bischöflich initiierten Kirche angefertigt bzw. gestiftet wurde. Dies könnte dann also tatsächlich noch im späteren 14. Jahrhundert erfolgt sein – doch leider sind weitere Daten zu den in der Inschrift erwähnten Personen bislang nicht bekannt. Möglicherweise wurde der Taufstein dann in einer bewusst traditionellen Grundform gefertigt oder mit Bezug zu einem Vorbild – in Minden? Als Pfarrei müsste Rahden allerdings auch schon vor 1353 einen Taufort bzw. einen Taufstein gehabt haben.

Stiftung, Inschrift und Memoria

Eine Inschrift allein mit Namen ist in dieser Zeit auf Taufsteinen, zumindest auf den in Westfalen überkommenen, unüblich. Inschriften sind auf (westfälischen) Taufsteinen überhaupt selten, sie finden sich zum Beispiel sehr früh auf dem erwähnten Taufstein in Freckenhorst sowie wesentlich später als Stiftungsinschrift auf dem Taufstein der St. Johannis-Kirche in Billerbeck (1497).⁴¹ Eines der sehr seltenen gegossenen Taufbecken in Westfalen, das sich in der St. Reinoldi-Kirche in Dortmund befindet, zeigt eine Inschrift, die sich sowohl auf den Taufvollzug bezieht als auch den Gießer sowie das Gussjahr (1496) nennt.⁴²

Insofern stellt der Rahdener Taufstein eine Besonderheit dar. Für eine genauere Einschätzung wäre allerdings auch hier der heute niedersächsische Umkreis mit einzubeziehen.

Die Namensnennungen verwundern allerdings grundsätzlich nicht. Man findet sie, offenbar seit dem 15. Jahrhundert zunehmend, auf unter-

⁴⁰ Zuletzt Kreft 2003 (wie Anm. 39), hier S. 56f. Kreft nennt zwei Belege für das Patrozinium, die Lukasdarstellung auf dem Taufstein von 1414[!] sowie eine Stiftungsurkunde von 1518, siehe dort Anm. 21, diese auch erwähnt bei Nordsiek 1985 (wie Anm. 39), Anm. 463. Bei Ludorff 1907 (wie Anm. 12), S. 68, ist kein Rahdener Patrozinium erwähnt, ebenso nicht bei Ilisch, Peter/Kösters, Christoph: Die Patrozinien Westfalens von den Anfängen bis zum Ende des Alten Reiches, hg. vom Institut für religiöse Volkskunde Münster, Münster 1992, S. 424f. (Lukas).

⁴¹ Freckenhorst: siehe Anm. 23. Billerbeck: Ludorff, A[|bert] (Bearb.): Die Bau und Kunstdenkmäler des Kreises Coesfeld, Münster 1913, S. 22; genannt werden der Pastor Johannes Schufuth sowie das Jahr 1497, siehe dort; Dehio Westfalen 2011 (wie Anm. 21), S. 126.

⁴² Dehio Westfalen 2011 (wie Anm. 21), S. 261. Ferne Welten – Freie Stadt. Dortmund im Mittelalter. Katalog zur Ausstellung, Dortmund, Museum für Kunst und Kulturgeschichte, 02.04. bis 16.07.2006, Bielefeld 2006, S. 232f., mit Abb.

schiedlichen kirchlichen bzw. liturgischen Objekten vom Kelch bis zur Glocke. Auch in wesentlich späterer und nachreformatorischer Zeit sind immer wieder kirchliche Ausstattungsstücke überkommen – darunter gerade auch Taufsteine –, auf denen die Namen von Pfarrer(n) und Repräsentanten der Kirchengemeinde zur Zeit der Anschaffung aufgeführt sind. Ein Beispiel aus dem 17. Jahrhundert ist der Taufstein in Dortmund-Eichlinghofen von 1664, auf dem der Pfarrer sowie zwei Provisoren genannt sind, die die Ausführung veranlassten.⁴³

In vorreformatorischer Zeit galt eine solche Namensnennung jedoch nicht allein der Repräsentation oder der Dokumentation. Sie zielte im späten Mittelalter insbesondere auf die „Memoria“, also das „ewige Gedenken“ an Stifter, die der Kirche (oder einem Altar) ein prächtiges, wertvolles Werk geschenkt und damit gleichzeitig eine Art „Jenseitsvorsorge“ betrieben hatten. Dies war ein entscheidendes Anliegen in der damaligen Zeit. Durch die Nennung, durch das Lesen, ja allein aufgrund der Präsenz ihres Namens waren sie gleichsam auf Dauer anwesend und in das Gebet der Lebenden mit eingeschlossen. Mit der Stiftung war ein „gutes Werk“ erfolgt, das quasi auf ewig mit ihrem Namen verbunden war und zudem nach ihrem Tod eine mögliche Zeit ihrer Seelen im Fegefeuer verkürzen oder lindern sollte.⁴⁴

Die Namensinschrift des Rahdener Taufsteins wird neben Repräsentation und Dokumentation eine solche memoriale Funktion gehabt haben. Es ist nicht auszuschließen, dass es sich bei den genannten Herren auch nicht nur um den Geistlichen und kirchenrechtliche Repräsentanten, sondern vielleicht auch um andere vermögende Stifter aus der Parochie handelte, die mit einem neuen, würdigen Taufstein in ihre „Memoria“ investiert hatten. Auch dies könnte dafür sprechen, dass es sich bei dem Stein um eine komplette Neuanfertigung handelt.

Möglicherweise standen sie in irgendeiner Weise auch in Beziehung zum Evangelisten Lukas. Ob die Pfarrkirche dieses (seltene) Patrozinium

⁴³ Nach Auskunft von Claus Peter, Hamm, Glockensachverständiger der Evangelischen Kirche von Westfalen, sind allerdings nach derzeitigem Kenntnisstand in Westfalen keine (spätmittelalterlichen) Glocken bekannt, auf denen ausschließlich Namen von Stiftern genannt sind. Zum Taufstein in Eichlinghofen: Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes in der EKvW durch den Autor; Dehio Westfalen 2011 (wie Anm. 21), S. 280.

⁴⁴ Dazu unter anderem Schilp, Thomas: Memoria. Jenseitsvorsorge und Erinnerungskultur in der Stadt, in: Ferne Welten – Freie Stadt 2006 (wie Anm. 42), S. 236-240; Marx, Petra: Irdische Pracht für himmlischen Lohn. Stifterbilder in der mittelalterlichen Goldschmiedekunst, in: Goldene Pracht. Mittelalterliche Schatzkunst in Westfalen. Katalogbuch zur Ausstellung in Münster, LWL Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte und Domkammer des Bistums Münster, 26.2. bis 28.5.2012, München 2012, S. 374-377.

tatsächlich besaß, ist ungewiss.⁴⁵ Sollte es so gewesen sein, muss sich die Darstellung des Evangelisten Lukas nicht zwangsläufig darauf bezogen haben.

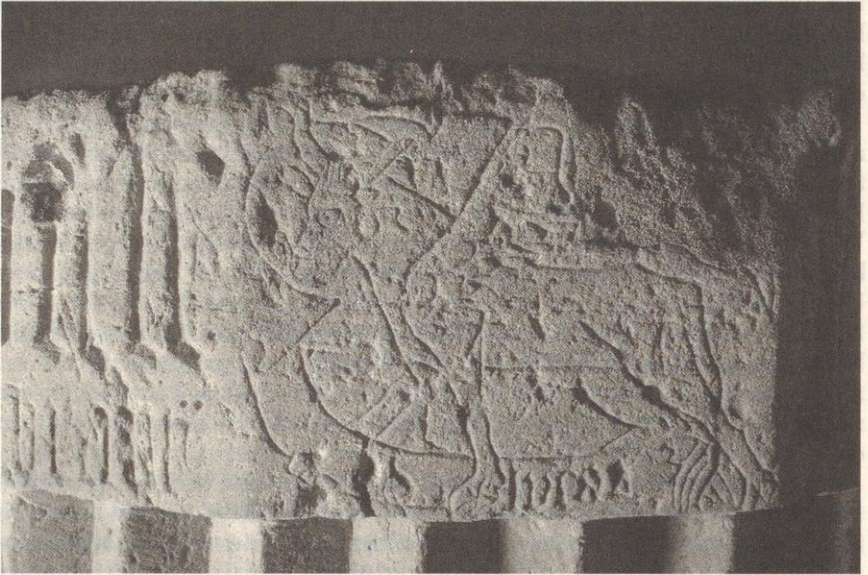


Abb. 17: Rahden, Johanniskirche, Taufstein, Detail:
Geflügelter Stier als Symbol des Evangelisten Lukas
(Foto: Brunhilde S. Meier, Rahden)

⁴⁵ Siehe Anm. 40.



Abb. 18: (Hamm-)Uentrop, Evangelische Kirche,
Taufstein mit Ritterfigur
(Foto: Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes
in der EKvW/Ulrich Althöfer)

Einzelne Beispiele scheint es jedoch zu geben: So könnten die Ritterfigur (St. Georg) am Taufstein aus dem zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts in der Kirche zu Hamm-Uentrop oder die Darstellung des Jakobus auf dem Taufstein des früheren 13. Jahrhunderts in der Pfarrkirche St. Jakobus in

Ennigerloh ebensolche Bezüge haben.⁴⁶ Vielleicht ist eher an eine Beziehung der genannten Gruppe, eventuell einer Bruderschaft, zu „ihrem“ Heiligen zu denken. Seine Darstellung, die ein ganzes Feld des polygonalen Randes einnimmt, ist zwar schlecht erhalten, doch durchaus prominent.

Ein Kelch aus der Altstädter Nikolaikirche in Bielefeld belegt genau solch ein memoriales Anliegen: Gestiftet wurde er im späten 14. Jahrhundert, möglicherweise um 1390, also vielleicht etwa zur selben Zeit wie der Rahdener Taufstein.



Abb. 19: Bielefeld, Altstädter Nikolaikirche,
Kelch der Haseke von dem Wolde, Detail
(Foto: Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes
in der EKvW/Ulrich Althöfer)

Die Stifterin ist eine adelige Dame namens Haseke von dem Wolde. Auf dem Kelchfuß sind ihr Bildnis sowie ihr Name graviert. Man erkennt hier auch dieselbe Schriftart wie auf dem Taufsteinrand. Betend („miserere mei deus“ – „Gott erbarme dich meiner“) kniet sie vor dem Kreuz Christi. Ihm ist sie mit dieser Stiftung, dem „Porträt“ und der Namensnennung quasi persönlich ganz nahe.⁴⁷ Dies könnte auch der Wunsch der möglichen Stifter

⁴⁶ Uentrop: Die Bau und Kunstdenkmäler von Westfalen, Kreis Unna, 1959 (wie Anm. 17), S. 415f.; Dehio Westfalen 2011 (wie Anm. 21), S. 397. Ennigerloh: Dehio Westfalen 2011 (wie Anm. 21), S. 312.

⁴⁷ Kempkens, Holger: Katalogeintrag „Messkelch der Haseke von dem Wolde aus St. Nicolai in Bielefeld“, in: Goldene Pracht (wie Anm. 43), S. 398, Kat.-Nr. 230, Abb.

des Rahdener Taufsteins gewesen sein: „ihrem“ Heiligen Lukas nahe zu sein, dessen Fürsprache sich die genannten Personen vergewissern wollten. Dazu gehören letztlich auch alle hier Getauften. Der Taufstein hat also auch eine außerordentlich spannende frömmigkeitsgeschichtliche Dimension, die es zu erschließen und zu vermitteln gilt.

Möglicherweise war es auch so, dass erst eine nachträgliche Beauftragung, das Lukassymbol einzuhaue, zu der etwas gewollten Trennung des Namens „Hille/brant“ im Feld davor geführt hat: Denn genau dieses „brant“ hätte auf dem Feld des Lukas Platz finden können. Für ein Missgeschick ist die Schrift auf diesem höchst repräsentativen Stück eigentlich zu fein ausgeführt.

Der Rahdener Taufstein im Laufe der Jahrhunderte

Dass sich der Taufstein in Rahden überhaupt erhalten hat, ist nicht selbstverständlich. Die Geschichte des Ovenstädter Steins – als zwischenzeitliche Pferdetränke – hat sich an vielen Orten ähnlich zugetragen. Oft gingen die alten Steine irgendwann verloren und wurden nicht wieder „rekonstruiert“. Wie erwähnt, befinden sich in den Kirchenkreisen Lübbecke, Minden und Vlotho – also im nordöstlichen heutigen Westfalen – nur noch vier (spät)mittelalterliche Taufsteine.⁴⁸ Rahden hat hingegen noch eine weitere Besonderheit: In der Kirche befinden sich sogar zwei Tauforte!

Da sich der Taufvortrag im Laufe des 15./16. Jahrhunderts vom Untertauchen zum Übergießen änderte, wurden die alten Steine, die in der Regel im westlichen Bereich der Kirchen standen, in dieser Form nicht mehr benötigt. Der Umgang mit ihnen war jedoch unterschiedlich. Im Prozess der Reformation war zunächst die Form der Taufe entscheidend: Das Taufritual wurde statt in lateinischer in deutscher Sprache vollzogen. Auch das (nicht mehr geweihte) Wasser blieb nicht mehr das ganze Jahr über im Becken. Der herkömmliche Tauf-Ort scheint jedoch zunächst in aller Regel bestehen geblieben zu sein. Erst ein bis zwei Generationen nach der Reformation (wie in der St. Martini-Kirche in Minden), vor allem dann aber nach dem Dreißigjährigen Krieg, im späteren 17. und frühen 18. Jahrhundert, veränderte sich die Lokalisation der Taufe im Kirchengebäude. Taufsteine (auch manchmal die alten) und viele neue Taufbecken rückten in die Mitte

230a. Zur memorialen Funktion der Namensnennung auf dem Dortmunder Taufbecken von 1496 siehe Ferne Welten – Freie Stadt 2006 (wie Anm. 42), S. 232f.

⁴⁸ Fikentscher 1967 (wie Anm. 28) zeichnet beispielsweise das Schicksal des Windheimer Taufsteins nach.

des gottesdienstlichen Geschehens. Sie bildeten nun vor oder „aufm Chor“ mit Kanzel und Altar eine Einheit. Dabei wurde ihre Ausführung kleiner.⁴⁹

Und genau dieser Schritt ist 1709 in Rahden erfolgt – damals noch in der „alten“, noch nicht umgebauten bzw. erweiterten Kirche. Der barockzeitliche, geschnitzte Holz-Taufständer stand damals – und dann auch nach weiteren Umbauten bis ins frühe 20. Jahrhundert – typischerweise mittig vor dem Altar.⁵⁰

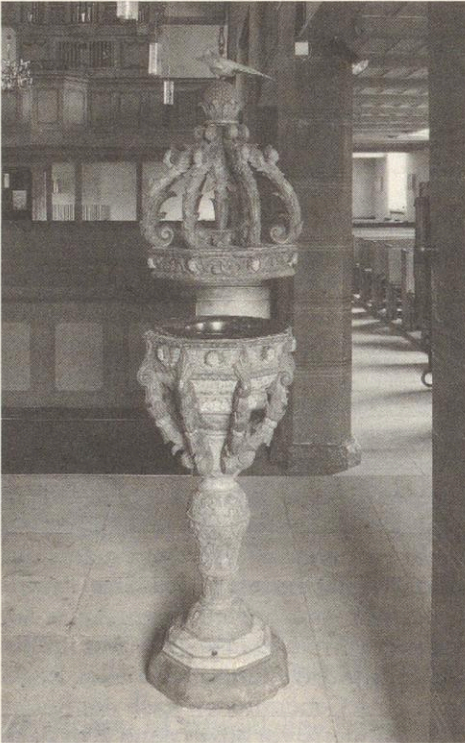


Abb. 20: Rahden, Johanniskirche,
Taufständer von 1709
(Foto: Inventarisierung des
kirchlichen Kunstgutes
in der EKvW/Ulrich Althöfer)

⁴⁹ Taufausstellung der EKvW „Gottesgeschenk“, 2011, Ausstellungstafeln/Texte: Landeskirchliches Archiv der EKvW, Bibliothek, Signatur W 21416. Cornehl, Peter: Zur Geschichte der evangelischen Taufe, in: 1000 Jahre Taufen 2008 (wie Anm. 20), S. 80-93, hier S. 83 ein Gemälde von Lukas Cranach dem Älteren in der Stadtkirche Wittenberg, das eine Taufe durch Übergießen über einem großen zylindrischen Taufstein zeigt. Althöfer 2009 (wie Anm. 27); Althöfer, Ulrich: Zeugen einer vergessenen Zeit. Annäherungen an die barocke Ausstattung der St. Johann-Baptist-Kirche in Brechten, in: Schilp, Thomas/Welzel, Barbara (Hgg.): St. Johannes in Brechten als Erinnerungsort des Ruhrgebiets (Dortmund Mittelalter-Forschungen 14), Bielefeld 2011, S. 239-263, hier S. 240f.

⁵⁰ Schlichthaber 1753 (wie Anm. 9), S. 357, Dehio Westfalen 2011 (wie Anm. 21), S. 894f.

Er war kleiner, platzsparender als der alte. Dennoch muss auch er mit seiner beweglichen Krone repräsentativ gewirkt haben. Auch dieser Taufständer ist eine kleine Kostbarkeit. Er ist auch verwandt mit mehreren Objekten der Umgebung. Gerade im Kirchenkreis Lübbecke gibt es eine ganze Reihe davon, zwischen Preußisch Oldendorf (1660) über Börninghausen (1686) bis Rahden 1709.⁵¹ Aber das ist eine andere Geschichte.

Und was geschah mit dem alten Taufstein? Man kann seinen weiteren Weg recht gut nachvollziehen:

Zuerst beschreibt wiederum Schlichthaber 1753 die Situation – noch in der „alten“ Rahdener Kirche, rund 35 Jahre vor ihrer Erweiterung auf den heutigen Zustand: „1709 ist anstatt der großen hinter der Kirch-Thür stehenden steinernen Taufe eine neue auf dem Chor gleich vor dem Altar angerichtet.“⁵² Es ist höchst bemerkenswert, dass der alte Taufstein damals ohne erkennbare Funktion trotzdem in der – nicht gerade großen – Kirche verblieb. Schlichthabers Lokalisierung ist nicht ganz eindeutig. Sie könnte sich durchaus auf den heutigen Standort beziehen. Doch vermutlich ist mit der „Kirch-Thür“ ein wohl auch damals schon (klassischerweise) von Süden her seitlich in das westliche Joch führender Zugang, eventuell aber auch die Bogenöffnung zwischen Turmhalle und Kleinschiff gemeint – beim Eintreten in die Kirche hätte sich dann der Taufstein im Westjoch befunden. Hier könnte er einen stattlichen Blickfang abgegeben haben, vor allem in der bis zur Erweiterung 1660 wesentlich kleineren Kirche. Damit würde er auch einen dauerhaften Bezugspunkt für die Rahdener Bevölkerung geboten haben. Einen ungefähren Eindruck könnte die Situation in der kleinen Kirche von Börninghausen vermitteln, wo möglicherweise ein Taufsteinfundament im Westjoch nachgewiesen wurde (etwa mittig unterhalb der heutigen Empore). Auch die räumliche Situation entspricht noch heute annäherungsweise der damaligen in Rahden.⁵³

⁵¹ Barocke Taufständer mit Deckel, vgl. Dehio Westfalen 2011 (wie Anm. 21) sowie Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes in der EKVW durch den Autor: Preußisch Oldendorf, ca. 1660, Dehio Westfalen 2011, S. 888; Gehlenbeck 1668, Dehio Westfalen 2011, S. 598; Enger, Stiftskirche 1663/1677, Dehio Westfalen 2011, S. 309; Hiddenhausen, St. Gangolf 1673, Dehio Westfalen 2011, S. 452; Hüllhorst 1675, Dehio Westfalen 2011, S. 498; Levern 1684, Dehio Westfalen 2011, S. 1064; Börninghausen, St. Ulricus 1686, Dehio Westfalen 2011, S. 889; Kirchdornberg, Ende 17. Jahrhundert, Dehio Westfalen 2011, S. 118.

⁵² Schlichthaber 1753 (wie Anm. 9), S. 357. Grundrisse der alten Kirche und ihrer Erweiterungen bei Wiegel 2003 (wie Anm. 39), S. 198ff.

⁵³ Neujahrsgruß 2007, Jahresbericht für 2006, hg. vom Westfälischen Museum für Archäologie, Münster 2007, S. 117f., auch unter http://www.lwl.org/wmfah-download/pdf/NG2007_web.pdf [aufgerufen 3.1.2016]. Ich danke Dr. Otfried Ellger (LWL-Archäologie für Westfalen, Münster) für seine Auskünfte.

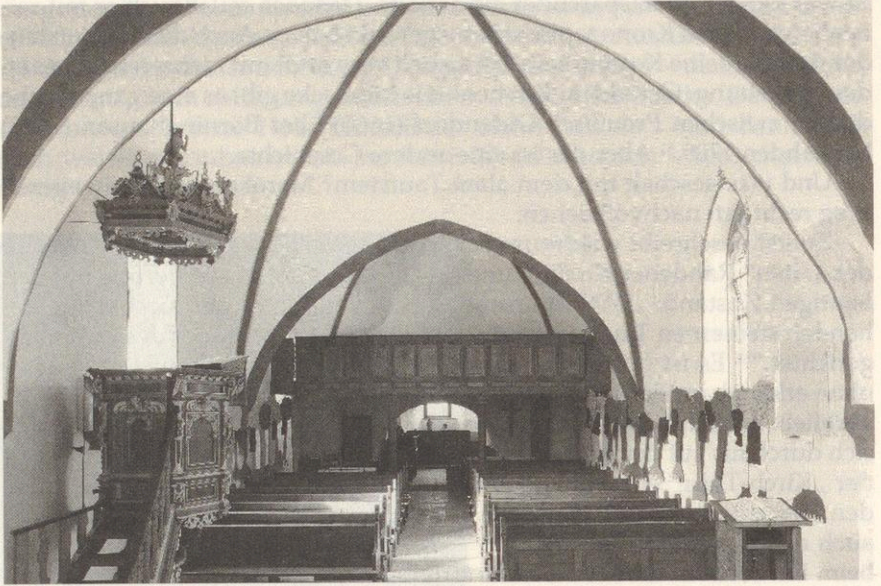


Abb. 21: (Preußisch Oldendorf-)Börninghausen, St. Ulricus-Kirche,
Kirchenschiff nach Westen
(Foto: Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes
in der EKvW/Ulrich Althöfer)

Die Beschreibung von Hartog 1817 erwähnt nur den Taufstein „aus uralten Zeiten“ sowie natürlich das „hölzerne Taufgerüst mit dito Deckel“.⁵⁴

Leopold von Ledebur schrieb 1825: „Der älteste Zeuge einer frühern Zeit ist ein großer zerbrochener Taufstein in der Thurmhalle, der seiner Umschrift nach, worauf nur Bruchstücke von Namen stehen, mindestens dem 15. Jahrhundert angehört“.⁵⁵ Spätestens jetzt stand der Stein in der Turmhalle, und er scheint starke Beschädigungen aufgewiesen zu haben, die vielleicht von einer Umsetzung (beim Umbau 1789?) herrührten. Sie sind noch heute zu sehen.

Albert Ludorff sah den Taufstein bei seiner Erfassung für den Band der „Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Lübbecke“ im Turm, beschrieb und fotografierte ihn 1904.⁵⁶ Der Zustand unterschied sich nicht wesentlich vom heutigen.

⁵⁴ Das kirchliche Leben in Rahden 1817/2003 (wie Anm. 10), hier S. 112.

⁵⁵ Ledebur 1825/2009 (wie Anm. 11), S. 62.

⁵⁶ Ludorff 1907 (wie Anm. 12), S. 70 und Tafel 26. Die Aufnahmen stammen aus dem Jahr 1904.

Wilhelm Bergmann bedauerte 1930 den dunklen Standort und nannte wiederum einen älteren Platz: „Als er [der Taufstein] noch in Ansehen stand, hatte er seinen Platz in der Kirche links vom Turmeingang, im sogenannten Paradies. Heute freilich heißt dieser Teil der Kirche ‚Schwienekäupers Ecke‘“.⁵⁷ Bergmann bezog sich hier möglicherweise auf mündliche Überlieferungen; eine Quelle ist jedenfalls nicht genannt. Demnach hat sich der Taufstein ursprünglich tatsächlich in der Kirche befunden, er müsste dann links (nördlich) vom Bogen zwischen Turmhalle und Kirchenschiff im westlichen Joch gestanden haben. Dies passt durchaus zu Schlichthabers Äußerung.

Bis heute steht der eindrucksvolle Taufstein im Turm.

Abschließende Bemerkungen

Gibt es ein Fazit? Dieses scheint nicht leicht fasslich zu sein, im Gegenteil, es sind mehr Fragen aufgekomen und angesprochen worden, als es ursprünglich gab. Doch das macht ja für Kunsthistoriker und Historiker erst den Reiz aus. Mit den hier vorgestellten Überlegungen sollen Anstöße gegeben sein für weitere Forschungen zu diesem schön gearbeiteten, eindrucksvollen und in mehrfacher Hinsicht immer noch rätselhaften, aber auch außergewöhnlichen Taufstein, dessen nächste „Verwandte“ sich zu meist außerhalb Westfalens im angrenzenden niedersächsischen Gebiet befinden. Dort sollten auch weitere Untersuchungen fortgeführt werden.

Mit ziemlicher Sicherheit hat man jedenfalls 2014 (oder auch 2015) nicht den vermeintlichen 600. Geburtstag begehen können. Das wäre schon ein Zufall gewesen. Denn es ist gut möglich, dass der Taufstein älter ist. Eine Datierung „um 1414“ – wie es im „Dehio“ heißt – ist eine gute Möglichkeit, vielleicht sogar eher „um 1400“, was offen lässt, dass der Taufstein aus guten Gründen auch aus dem späteren 14. Jahrhundert stammen kann.

Wie auch immer, es ist als sehr positiv anzusehen, dass der Taufstein 2014 wieder in den Blick gekommen ist. Es bezeugt die jahrhundertlange Geschichte Gottes mit den Menschen in Rahden. Darüber hinaus erzählt es spannende Geschichten – von der Stadt, der Kirche, der Frömmigkeit, von Jenseitsvorstellungen, von der Kunst und vom Handwerk, Geschichten, die unterschiedliche Zugänge ermöglichen, diesen Taufstein wertzuschätzen. Vermutlich finden dort heute keine Taufen mehr statt. Aber es wäre möglich – und wenn, dann wäre dieser Taufstein das älteste Objekt in Rahden und Umgebung, das immer noch im (ursprünglichen) Gebrauch ist.

⁵⁷ Bergmann 1930/2003 (wie Anm. 13), hier S. 33. Eine Quelle nennt Bergmann nicht.

Martyrium

Erwägungen zu einem umstrittenen Begriff anhand der martyrologischen Tradition des Protestantismus¹

Seit einigen Jahren ist der Gebrauch des Märtyrerbegriffs in der evangelischen Kirchengeschichtswissenschaft umstritten. Auslöser war der von der Evangelischen Kirche in Deutschland in Auftrag gegebene Band „Ihr Ende schaut an“ mit dem Untertitel „Evangelische Märtyrer des 20. Jahrhunderts“.² Darin wird der Terminus gebraucht – nicht unreflektiert, ist doch ein bedeutender Beitrag des verstorbenen Münsteraner Kirchenhistorikers Wolf-Dieter Hauschild der Frage eines evangelischen Märtyrerverständnisses gewidmet –³, aber im Ergebnis dann doch mit gewisser Selbstverständlichkeit. Dagegen hat der Wuppertaler Professor für Kirchengeschichte Martin Ohst mit gewichtigen Argumenten vehementen Einspruch erhoben.⁴ Dieses Veto mag zunächst überraschen, ist doch die Verwendung des Märtyrerbegriffs auch im protestantischen Raum, genauer im evangelisch-kirchlichen Christentum bis heute gemeinhin üblich gewesen, einerseits als Bezeichnung für die Gruppe von Christen, die in der Zeit der Alten Kirche um ihres Glaubens willen zu Tode gebracht wurden, andererseits als Bezeichnung für diejenigen Christen, die in der Reformationszeit und im konfessionellen Zeitalter um ihrer reformatorischen Anschauungen willen getötet wurden. Es gibt auch einen breiten Strom an Literatur, in dem der Märtyrerbegriff Verwendung findet: bei Luther, in lutherischen und reformierten Martyrologien des 16. und 17. Jahrhunderts sowie in Werken des 19. Jahrhunderts. Ein nicht zu vernachlässigender Beleg sind auch die in kirchlich geprägten Haushalten weit verbreiteten „Neukirchener Kalender“, auf dessen Blättern im oberen kleinen Teil zu dem jeweiligen Tag Geburts- oder Todesdaten von Personen aus der Kirchengeschichte genannt werden und bei denen bei

¹ Für die Veröffentlichung leicht bearbeitete Fassung der Antrittsvorlesung als Privatdozent an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen am 16. Juli 2014. Für manche Anregungen danke ich den Studierenden meiner Seminare „Der Gedanke des Martyriums in der Kirchengeschichte“ in Siegen (Sommersemester 2013) und in Tübingen (Wintersemester 2013/2014). Für die großzügige Bereitstellung von Literatur danke ich herzlich Herrn Kantor Hartmut Weidt, Bad Berleburg.

² Harald Schultze/Andreas Kurschat (Hgg.), „Ihr Ende schaut an ...“ Evangelische Märtyrer des 20. Jahrhunderts, 2. Aufl. Leipzig 2008.

³ Wolf-Dieter Hauschild, Märtyrer und Märtyrerinnen nach evangelischem Verständnis, in: Schultze/Kurschat, Ende (wie Anm. 2), S. 51-71.

⁴ Martin Ohst, Evangelische Märtyrer? Anstoß für eine notwendige Debatte, in: Pastoraltheologie 96 (2007), S. 366-377.

einigen das Prädikat „Märtyrer“ erscheint – interessanterweise vorrangig bei Personen aus der Zeit der Alten Kirche und der reformatorischen bzw. nachreformatorischen Zeit, bei letzteren häufig mit Herkunft aus dem romanischsprachigen, stärker reformiert geprägten Bereich; verzichtet wird auf den Titel dagegen im Falle eines Paul Schneider, während er Alfred Delp zuerkannt wird. Inwieweit der Gebrauch der Martyriums-terminologie hier reflektiert ist oder ob sie einfach durch Herkunft bestimmt ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Martyrium, Märtyrer: eine Begrifflichkeit mit vielschichtigen Assoziationen

Der Gebrauch der Begriffe „Märtyrer“ und „Martyrium“ ist divergent. Neben dem gerade angedeuteten Gebrauch im evangelisch-kirchlichen Raum gibt es einen populären umgangssprachlichen und zugleich unscharfen Sprachgebrauch, bei dem Menschen, die sich für andere Menschen oder eine Sache hingebungsvoll einsetzen und negative Folgen ihres Engagements in Kauf nehmen, als „Märtyrer“ bezeichnet werden können, auch wenn ihre Motivation nicht im christlichen Glauben gründet und auch wenn sie dabei nicht zu Tode kommen. Gleiches gilt auch für ein Erleiden von physischer oder psychischer Gewalt wider Willen, das immer wieder auch mit dem Begriff „Martyrium“ belegt wird. Zugleich erhebt sich jedoch Kritik und Unverständnis gegenüber dem mit den Termini „Märtyrer“ bzw. „Martyrium“ Bezeichneten: In der heutigen Öffentlichkeit präsent ist der Märtyrerbegriff nicht zuletzt durch Selbstmordanschläge islamistischer Provenienz, wodurch er massives Misstrauen erweckt. Dass es eine Pluralität der Konzepte des Märtyrerbegriffs gibt – zwischen verschiedenen Religionen wie auch zwischen verschiedenen Gruppen innerhalb einer Religionsgemeinschaft und ebenso innerhalb derselben zwischen verschiedenen Phasen der Geschichte, wird dabei kaum noch wahrgenommen. Darüber hinaus ist ein postmodern geprägtes Unverständnis gegenüber einer Haltung zu beobachten, die das eigene Leben der Standhaftigkeit im Bekenntnis nachordnet und es für den Glauben, der als eine wenn nicht beliebige, so doch modifizierbare Größe gilt, opfert. Die Tätigkeit christlicher, besonders auch evangelikal geprägter Missionarinnen und Missionare in Ländern wie Afghanistan oder Pakistan wird so als eine nicht nachzuvollziehende Gefährdung des eigenen Lebens, in gewisser Weise sogar als potentielle religiöse Gewalt, die sich gegen die eigene Person richtet, gewertet. Auf der anderen Seite ist die Wahrnehmung von Christen, die Opfer religiös motivierter Gewalt werden, innerkirchlich wie im öffentlichen Bewusstsein in den letzten Jahren enorm angestiegen. Immer wieder wird in den Medien darauf verwiesen, dass Christen weltweit am stärksten von Verfolgung aus reli-

giösen Gründen betroffen sind. Werke wie „Open doors“, aber auch Politiker wie besonders der CDU-Fraktionsvorsitzende Volker Kauder widmen sich engagiert dem Einsatz für bedrängte und verfolgte Christen. Dies alles bildet den Hintergrund für die gegenwärtige Betrachtung der Verwendung des Martyriumsbegriffs.

Ohsts Kritik an einer Verwendung des Märtyrerbegriffs in der evangelischen Kirchengeschichtswissenschaft insgesamt und für evangelische Glaubenszeugen im Besonderen geht von der These aus, dass dem altkirchlichen Märtyrerbegriff von Anfang an und wesensmäßig Vorstellungen inhärieren, die reformatorischen Einsichten diametral widersprechen. Er verweist auf die seinerzeitige kultische Verehrung des Märtyrers oder der Märtyrerin sowie auf die Vorstellung der intercessio des Märtyrers oder der Märtyrerin, also des fürbittenden Eintretens der Märtyrer für die Gläubigen, und ferner auf eine oft mirakelhafte Ausgestaltung des Martyriums in den Märtyrerakten.⁵ Die Reformation widerspreche mit ihrer Ablehnung des Verdienstgedankens in der Rechtfertigung bzw. seiner Reduktion auf das Verdienst Jesu Christi und mit ihrer Lehre vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen diesem Konzept grundlegend.⁶ Dass dies hinsichtlich des Gesamtkonzepts mit Märtyrerverehrung und intercessio-Gedanken der Fall ist, kann nicht bestritten werden. Ein prominentes Zeugnis für die Kritik an einem verdienstlichen Charakter des Martyriums als Abbruch am Opfer Christi ist etwa bei Johannes Calvin in dessen *Institutio* zu finden.⁷ Ebenso impliziert der Gedanke des allgemeinen Priestertums der Gläubigen, wie er bei Luther in der *Adelsschrift* oder in der *Freiheitsschrift* 1520 begegnet, dass es in Bezug auf die Unmittelbarkeit zu Gott und das geistliche Eintreten füreinander keine Unterschiede in der Vollmacht zwischen Märtyrern und Nichtmärtyrern gibt.⁸

⁵ Vgl. a.a.O., S. 367f.

⁶ Vgl. a.a.O., S. 368.

⁷ Calvin äußert *Inst.* III 5,3 (zitiert nach Joannis Calvini *Opera selecta* ediderunt Petrus Barth – Guilelmus Niesel. Volumen IV. *Institutionis Christianae Religionis* 1559 continens, 3. Aufl. München 1968, S. 135,30-32): „Sed hoc est scilicet, nullum fructum agnoscunt [die Römischen], si solus Christus est propitiator, si solus mortuus est propter peccata nostra, si solus est oblatas pro nostra redemptione.“ In III 5,4 ergänzt er (a.a.O., S. 137,3f.): „Hac sola [gratia] sancti omnes salvi facti sunt, non vitae aut mortis suae merito.“ Otto Weber übersetzt (s. Johannes Calvin, *Unterricht in der christlichen Religion. Institutio Christianae Religionis*. Nach der letzten Ausgabe übersetzt und bearbeitet von Otto Weber, 4. Auflage, Neukirchen 1986, S. 434f.): „Die Römischen finden keinerlei Frucht, wenn Christus allein der Versöhner ist, wenn er allein für unsere Sünden gestorben ist, wenn er allein als Opfer um unserer Erlösung dargebracht ist [...] Allein durch diese Gnade Christi sind alle Heiligen selig geworden, nicht aber durch das Verdienst ihres Lebens und Sterbens.“

⁸ WA 6,407,13f.; WA 7,28,6ff.

Die Aufgabe

Die Frage, inwieweit Märtyrerverehrung, Vorstellung der intercessio des Märtyrers und mirakelhafte Ausgestaltung des Martyriums ab ovo konstitutiv mit dem Märtyrerbegriff verbunden waren, kann hier nicht näher verfolgt werden. Im Martyrium Polykarps, dem ältesten Beleg für die Verwendung des Begriffs „martyr“ im einschlägigen Sinn, wohl um 160 anzusetzen, wird der Wert der menschlichen Überreste des Märtyrerbischofs herausgestellt und vom Erweis der ihm als Märtyrer angemessenen Liebe gesprochen, von dem die nur Gott geltende Anbetung unterschieden wird.⁹ Das älteste Zeugnis für die Auffassung von Heiligen als Fürsprechern, die angerufen werden, stammt hingegen erst aus der Zeit um 260.¹⁰ Der Gedanke, dass den Märtyrern als bei Christus Vollendeten eine höhere geistliche Vollmacht zukomme, dürfte freilich älter sein. Dass Luther altkirchliche Märtyrerakten bekannt waren, belegt seine Erwähnung des Martyriums des Polykarp und des Martyriums der Felicitas.¹¹ Das mit dem Martyriumsbegriff verbundene Gesamtkonzept war der reformatorischen und nachreformatorischen Zeit bekannt, zunächst einmal ungeachtet der Frage, von wann an es tatsächlich vorauszusetzen ist und von wann an es sich nach Auffassung der Reformatoren herausgebildet hat. Diese und die Verfasser der Martyrologien in der konfessionellen Zeit verwendeten dann den Begriff des Martyriums weithin in selbstverständlicher Weise. Dieser Sachverhalt müsste unter den gegebenen Umständen zumindest erklärt werden, wollte man den Reformatoren und den anderen Autoren nicht Inkonsistenz unterstellen. Als mögliche Lösungen sind denkbar, dass der Sachverhalt einer schon frühen Durchsetzung des Märtyrerkultes ausgeblendet wurde aus mutmaßlich ideologischer Betrachtungsweise, derzufolge es eine „gute ursprüngliche Kirche“ hat geben müssen,¹² oder dass zwischen einem rechten Martyriumsverständnis und einem unrechten Martyriumsverständnis unterschieden worden ist. Mithin besteht die Notwendigkeit, den Gebrauch

⁹ Martyrium Polycarpi 17-18, in: Otto Zwierlein, Die Urfassungen der Martyria Polycarpi et Pionii und des Corpus Polycarpianum. Bd. I Editiones criticae, Berlin/Boston 2014, S. 37-39; für die deutsche Übersetzung vgl. BKV 14, 17f., (305f.).

¹⁰ Vgl. Ulrich Köpf, [Art.] Heilige/Heiligenverehrung, in: RGG⁴ 3 (2000), Sp. 1541.

¹¹ WA 38,506,15f.: „Sic S. Polycarpus dixit suis tortoribus: Iste ignis extinguitur (qui comburebatur), sed ille futurus non extinguetur etc.“ Vgl. BKV 14,14 (302). – WA 27,55,14ff.: „Sic bene de Felicitate, quidam martyr, cum enixa esset etc.: Haec passio est mea, mihi imposita ab tua, cras Christus pro me patietur. Hodie patior ut latro etc.“ Die Aussage der Felicitas, dass sie als Diebin leidet, findet sich in den Märtyrerakten allerdings nicht.

¹² Das meint Ohst (wie Anm. 4), S. 368, wenn er formuliert: „Man begriff das [die Hochschätzung evangelisch Gesinnter, die wegen ihres Glaubens getötet worden waren] als Rückkehr zum wahren, frühchristlichen Begriff des Martyriums, dessen normativ aufgeladenes Bild man rigoros gemäß den eigenen kritischen Vorgaben gestaltete.“

der Begrifflichkeit in protestantischen Quellen der Reformationszeit und der konfessionellen Zeit näher zu betrachten. Grundsätzlich gilt es darüber hinaus die Prämisse Ohsts zu diskutieren, ob der Martyriumsbegriff, auch wenn die genannten Topoi an ihn angeschlossen waren, damit tatsächlich für einen Gebrauch im protestantischen Raum obsolet ist. Widerspricht es den Einsichten der Reformation, Menschen, die um des christlichen Glaubens oder des reformatorischen Zeugnisses willen um ihr irdisches Leben gebracht wurden, mit diesem Titel besonders hervorzuheben?

Martyrologische Traditionen im Protestantismus der Reformationszeit und des konfessionellen Zeitalters

a) Martin Luther

Den Auftakt zu einer martyrologischen Tradition des Protestantismus hat Luther selbst gesetzt. Bewegt durch die Verbrennung seiner Ordensbrüder Heinrich Vos und Johann van den Eschen in Brüssel im Jahr 1523 verfasste der Reformator ein Lied und einen Brief an die Christen im Niederland. In dem Lied „Eynn hupsch Lyed von denn zeweyen Marterern Christi, zu Brussel von den Sophisten zeu Louen verbrandt“ eignet Luther den beiden Getöteten den Märtyrertitel zu: „Sein Martrer sind sie worden.“¹³ Mehr noch: Er ordnet das Geschehen ein als ein Werk Gottes, der seine Wundermacht gezeigt habe, und statuiert, dass sie die Krone erworben hätten, vollendet seien. Auch Opferterminologie verwendet Luther: Durch Gottes Gnade seien sie rechte Priester geworden, die sich ihm selbst geopfert hätten. Ebenso nimmt er den Gedanken des altkirchlichen Theologen Tertullian vom Blut der Märtyrer, das der Same der Kirche sei, auf. Und in ähnlicher Weise äußert sich Luther in seinem Brief an die Christen im Niederland, in dem er formuliert: „Gott gelobt und in ewikeyt gebenedeyet, daß wyr erlebt haben rechte heyiligen und warhafftige merterer zu sehen und zu hören, die wyr bißher so viel falscher heyiligen erhebt und angebetet haben.“¹⁴ Auch hier nimmt Luther Opferterminologie auf, hebt auf die Christuskonformität der Getöteten ab und charakterisiert das Geschehen als Wunder Christi. Mit dem Brief verfolgt er das Ziel, die niederländischen Adressaten zu trösten und zu stärken, zugleich auch, die Christen in seinem eigenen Umfeld zum Standhalten zu ermutigen.

¹³ WA 35, 412,9.

¹⁴ WA 12, 78,17f.

b) Flugschriften der Reformationszeit

Luther ist prägend geworden für zahlreiche Flugschriften, die in der Folgezeit mit der Intention erschienen, über die Tötung von reformatorisch gesinnten Christen zu informieren, das Geschehen zu deuten und in Auseinandersetzung mit den die Verfolgung verteidigenden Vertretern der römischen Kirche die Deutungshoheit über die Vorgänge zu behalten. Diese Flugschriften hat Bernd Moeller eingehend untersucht¹⁵ und dabei herausgearbeitet, dass sie zunächst als Dokumentensammlung durchaus den altkirchlichen Märtyrerakten entsprechen und dass sie authentische Kunde von den Geschehnissen vermitteln wollen.¹⁶ Für Luther hält er die Absicht fest, die Berichte von legendarischen Zügen freizuhalten, was anderen Verfassern nicht immer als Aufgabe im Blick war, sowie einer Aufwertung der Person des Getöteten dadurch zu wehren, dass er die menschlichen Züge und die Not der Leidenden herausstellte.¹⁷ Zugleich sieht Moeller in den Flugschriften Tendenzschriften, die die Ereignisse als eschatologisches Handeln Gottes werten und die Hingerichteten den altkirchlichen Märtyrern gleichstellen.¹⁸ Er kommt zu dem Ergebnis, die Hinrichtungen und die Flugschriften mit dem Bemühen der Verfasser, die Deutungshoheit über das Geschehen zu behalten, hätten die konfessionelle Polarisierung in Deutschland erheblich befördert.¹⁹ Deutlich ist schließlich, dass Moeller die von den reformatorischen Verfassern gezogene Zäsur nicht im Verhältnis zu den altkirchlichen Märtyrerakten, wohl aber zu den mittelalterlichen Heiligenviten sieht.²⁰

c) Martyrologien im konfessionellen Zeitalter

Die Flugschriften der Frühzeit wurden zum Grundstock der protestantischen Martyrologien des konfessionellen Zeitalters. Ohne Zweifel markieren diese (in Aufnahme von Jan Assmann) den Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis. Getragen von einer bestimmten Gruppe, dienten sie der Vergewisserung in der eigenen Konfession, der

¹⁵ Bernd Moeller, *Inquisition und Martyrium in Flugschriften der frühen Reformation in Deutschland*, in: *Ketzerverfolgung im 16. und frühen 17. Jahrhundert*, hg. v. Silvana Seidel Menchi, Wiesbaden 1992, S. 21-48.

¹⁶ Vgl. a.a.O., S. 33f.

¹⁷ Vgl. a.a.O., S. 35. 39.

¹⁸ Vgl. a.a.O., S. 35f.

¹⁹ Vgl. a.a.O., S. 40.

²⁰ A.a.O., S. 36: „Man knüpft über das Mittelalter, die Zeit der Heiligen, hinweg an die Urzeit der Kirche, die Zeit der ersten Märtyrer, wieder an.“ A.a.O., S. 37: „Was die Person der von der Inquisition Verfolgten angeht, so kommt in unseren Schriften, wie in den Märtyrerakten der Antike und im Unterschied zu mittelalterlichen Heiligenlegenden, nirgends deren Lebensgeschichte als ganze oder gar ihr Fortleben nach dem Tode zur Sprache, sondern immer nur die Todesgeschichte selbst.“

Identitätssicherung nach innen und außen. Die Vergangenheit wurde verdichtet und gedeutet, was immer auch einen Auswahlprozess hinsichtlich dessen implizierte, was als erinnerungswürdig galt und was nicht.²¹ Die Martyrologien und andere Quellen des Märtyrergedächtnisses harren zum Teil noch einer genaueren Erforschung. Wichtige Beiträge haben aber der amerikanische Theologe Robert Kolb und der Kulturhistoriker Peter Burschel geliefert.²²

aa) Ludwig Rabus

Verfasser des ersten Martyrologiums war der aus Memmingen stammende Straßburger Münsterprediger und spätere Ulmer Superintendent Ludwig Rabus, der in Tübingen und in Wittenberg noch bei Luther Theologie studiert hatte.²³ 1552 erschien zunächst in lateinischer Sprache sein Werk „Tomus I. de S. Dei confessoribus, veterisque ecclesiae martyribus“ mit Viten biblischer und altkirchlicher Bekenner und Märtyrer – mit dem im Untertitel intendierten Ziel einer Tröstung der angefochtenen gegenwärtigen Kirche. Das Werk wurde noch im gleichen Jahr ins Deutsche übersetzt unter dem Titel „Historien der heiligen auserwählten Zeugen, Bekenner und Märtyrer“. Das Werk war mit fünf Auflagen in sechs Jahren ein verlegerischer Erfolg. Eine Fortsetzung dieses Bandes mit Viten aus dem Mittelalter – etwa des Jan Hus und des Hieronymus von Prag – bis in die Zeit der Reformation hinein brachte Rabus 1552 direkt in deutscher Sprache auf den Markt. In den folgenden Jahren erschienen weitere sechs Bände, wobei Rabus sich vom fünften Band an ausschließlich auf Bekenner und Märtyrer der als „letzte Zeit“ aufgefassten Gegenwart konzentrierte. Band 8 von 1558 schloss mit dem Bericht über den Tod des abgesetzten Kölner Erzbischofs Hermann von Wied 1552. Offensichtlich strebte Rabus eine vollständige Sammlung an. 1571 bzw. 1572 veröffentlichte er eine zweibändige Folioausgabe seiner „Historien“.

²¹ Vgl. Peter Burschel, *Sterben und Unsterblichkeit. Zur Kultur des Martyriums in der frühen Neuzeit*, München 2004, S. 56f.; vgl. dazu Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992, S. 48ff., sowie schon Jan Assmann, *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*, in: Jan Assmann/Tonio Hölscher (Hgg.), *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt 1988, S. 10f.

²² Vgl. Robert Kolb, *For all the Saints. Changing Perceptions of Martyrdom and Sainthood in the Lutheran Reformation*, Macon 1987, besonders S. 40ff., und Burschel (wie Anm. 21).

²³ Vgl. zum Folgenden Annemarie Brückner/Wolfgang Brückner, *Zeugen des Glaubens und ihre Literatur. Altväterbeispiele, Kalenderheilige, protestantische Märtyrer und evangelische Lebenszeugnisse*, in: *Volkserzählung und Reformation. Ein Handbuch zur Tradierung und Funktion von Erzählstoffen und Erzählliteratur im Protestantismus*, hg. von Wolfgang Brückner, Berlin 1974, S. 538f. 564-566, und Burschel, *Sterben* (wie Anm. 21), S. 51-53. 58. 62-78.

In seiner Vorrede zum ersten Teil hält Rabus fest, es sei jedem Rechtgläubigen tröstlich, neben dem Wort Gottes noch „etliche glaubwürdige Exempel frommer lieber Leüt“ zu sehen, zu hören und zu wissen, in denen Gott „solche Helden gemueter vnd Gottselige beständigkeyt erwecket vnnd gewürcket hat / das sie mit freuden / vnd vnerschrocknem hertzen / nicht allein bekennet / sonder auch vmb der Bekantnuß willen / all jr Haab vnd Güter / Mann / Weib / vnd Kinder / Hauß / Hoff / vnnd Acker / Jha auch diß zeytlich Leben verloren haben.“²⁴ Maßstab für die Aufnahme einer Person als Märtyrer ist deren Rechtgläubigkeit. Dessen ungeachtet berücksichtigt er auch Personen reformierter Herkunft aus Jean Crespins Genfer Martyrologium, sogar wenige Täufer.²⁵

Rabus wendet sich auch dem Umgang mit diesen Märtyrerberichten seit ihrer Entstehung zu: Er verweist auf die „Vralte vnnd Lang hergebrachte Gewonheyt / in der H. Christlichen Kirchen [...] das man die Historien etlicher fürnemmer Bekenner vnd Martyrer Christi / deren Glaub vnd Bekantnuß gewiß vnd vngezweyfelt war / Jarlichen dem Volck / auff eygne vnd darzu^o bestimpte tag / fürgetragen vnd von jrem Glauben / Gedult / Bekantnuß / vnd beständigkeyt / geprediget hat / auff das die Eynfeltigen durch jr Exempel gebessert / jnen lerneten nachfolgen / wie sie dem Herren Christo nachgefolget seind.“²⁶ Damit spielt er auf die Heiligentage mit der an ihnen üblichen Verlesung der entsprechenden Viten an, worin er eine uralte Tradition erkennt. Den Märtyrern kommt die Funktion des Exempels zu, sie dienen als Vorbilder. Ohne Zweifel wertet er diese Praxis positiv, wenn er im Folgenden deren Missbrauch in der weiteren Kirchengeschichte (ohne ein Datum zu nennen) zur Sprache bringt: „Es ist aber leyder / solche Gewonheyt / wie andere gu^otte ding mehr / durch falsche verfu^orische Lehr / in einen grossen verderblichen mißbrauch kommen.“²⁷ Kern dieses Missbrauchs sind für Rabus zum einen die legendarischen Züge, in denen sich Fabeln und Lügen fänden, besonders in den greifbaren deutschen Ausgaben, denen auf keinen Fall zu folgen sei – ein Beweggrund Rabus' für seine Sammlung. Zum andern besteht der Missbrauch nach Rabus in der Funktionalisierung der Märtyrer als Mittler und Fürsprecher, die durch ihre Verdienste und Fürbitten den Sündern Gnade erwerben sollen, worin nach seiner Wertung dem Werk Christi Abbruch getan werde. Die daraus folgenden besonderen

²⁴ Historien der Heyligen Außerwoelten Gottes Zeügen / Bekennern vnd Martyrern / so in Angehender ersten Kirchen / Alten vnd Neüwes Testaments / zu^o jeder zeyt gewesen seind. Auß H. Go^ottlicher / vnd der Alten Lehrer Glaubwürdigen Schrifftten / Zu^o gemeyner Auffbauung vnnd Besserung der Angefochenen Kirchen Teütscher Nation / warhafftig beschryben / Durch Ludouicum Rabus [!] / von Memmingen / der H. Schrifft Doctorn / vnd Prediger der Kirchen zu^o Straßburg. Der Erste Theyl, Straßburg 1554, IIIa-b.

²⁵ Vgl. Burschel, Sterben (wie Anm. 21), S. 75.

²⁶ Rabus, Historien (wie Anm. 24), IIIc-d.

²⁷ Ebd.

Gottesdienste seien ohne Gottes Wort und Befehl gestiftet, die Anrufung der Heiligen sei irrig, der Bilderdienst Abgötterei.²⁸

Rabus unterscheidet also zwischen einem positiven Gebrauch der Märtyrerberichte, der pädagogisch und erbaulich ausgerichtet ist und den er auch in der frühen Kirche erkennt, und einem später einsetzenden Missbrauch in der Überhöhung der Märtyrer und deren Funktionalisierung in der Soteriologie. Mit der Abschaffung besonderer, den Märtyrern gewidmeter Gottesdienste stand freilich der bis dato zentrale Sitz des Märtyrergedenkens zur Disposition, für den Rabus eine Reduktion auf den Heiligkeitag mit der Verlesung des Märtyrerberichts vorsieht.

Hauptanliegen seines eigenen Werkes ist, den Leidenden Trost zu vermitteln, wie Peter Burschel in seiner Analyse herausgearbeitet hat.²⁹ Im Hintergrund steht die für den Protestantismus ungesicherte Zeit des Interim, das Rabus selbst die Entlassung als Münsterprediger in Straßburg eintrug. Zugleich manifestiert sich darin die apokalyptische Geschichtsauffassung, nach der die letzte Zeit angebrochen ist, in der der Antichrist noch einmal die wahre Kirche massiv bedrängt, bevor er von Christus besiegt wird. Die Verfolgung der wahren Kirche durch den Antichristen ist indes ein Merkmal der gesamten Geschichte der Kirche, die in der „letzten Zeit“ lediglich ihrem Höhepunkt zustrebt. Entsprechend ist die Geschichte der Kirche nach Rabus auch geradezu ein Ablauf von Verfolgungen, in dem ein Bekenner dem anderen folgt und so eine heroische Sukzession zu beobachten ist. Die Konsequenz einer chronologischen Anordnung der von ihm beschriebenen Märtyrer zieht Rabus aber erst in den Folioausgaben von 1571/1572.³⁰ Eine weitere Wendung ist in der Modifikation der Adressaten zu erkennen: Während die ersten Bände an alle Christen gerichtet waren, gab Rabus in der Vorrede zum achten Band als Adressaten Lehrer und Prediger an, die er als von Spott und Verachtung Betroffene offenbar als besonders trostbedürftig ansah – eine Tendenz, die einige Jahre später, in anderer Situation und nunmehr binnenorientiert motiviert, auch in lutherischen Märtyrerdramen wahrzunehmen ist.³¹

²⁸ Ebd.: „Dann ihre Legenden (wie man sie nennet) seind mit vngeschickten Fabeln / vnd greifflichen Lu^egen / den meysten theyl / sonderlich in der Teütschen spraach / also verfa^lschet vnn verderbet / das man jnen nit nachfolgen kan / wann man schon gern wolt / auch nicht nachfolgen soll / wann man schon wol ko^endte. Darneben werden sie den Leüten fu^rgebildet / als Mitler vnd Fürsprechen / zwischen Gott vnd dem Menschen / die durch jr verdienst vnnd fürbitt / den armen Sündern gnad mu^sssen erwerben / welches doch allein dem Allmechtigen Ewigen Suⁿ Gottes / vnserem Heylandt Jesu Christo / zu^egeh^ort. Darumb hat man jhnen auch bsondern Gottesdienst / ohn Gottes Wort vnd Befelch / gestiftet / sie angeru^fffen / vnnd mit jhnen vnnd jhren Bildern / Abgo^tterey getriben [...]“.

²⁹ Vgl. Burschel, *Sterben* (wie Anm. 21), S. 63ff.

³⁰ Vgl. a.a.O., S. 69.

³¹ Vgl. a.a.O., S. 76, und Detlef Metz, *Das protestantische Drama. Evangelisches geistliches Theater in der Reformationszeit und im konfessionellen Zeitalter*, Köln/Weimar/Wien 2013, S. 534.579ff.610.631f. In den lutherischen Stephanus-Dramen

Für Berichte über als Märtyrer gewertete Personen seit der Reformation griff Rabus unter anderem auf die *Commentarii* des Sleidan und (allerdings ohne Namensnennung) auch auf die reformierten Martyrologien von John Foxe und Jean Crespin zurück. Foxe, der von 1553 bis 1559 ein durch die Verfolgungen unter Maria der Katholischen ausgelöstes Exil in Straßburg verbrachte und dort seine martyrologische Tätigkeit begann, war ihm möglicherweise dort begegnet.³²

Nach Rabus erschien 1573 posthum die „*Enarratio [...] Historiarum ex vitis Martyrum*“ des Tischgenossen Luthers Hieronymus Weller, die von Michael Hempel 1580 als „*Historien etlicher Märtyrer*“ ins Deutsche übersetzt wurde, beschränkt auf die altkirchlichen Märtyrer. Dieses Werk wurde 1607 nochmals im sächsischen Freiberg und 1700 in Halle (Saale) neu aufgelegt. Nach dem Zeugnis Hempels wurde Weller die Lektüre der Märtyrerberichte von Luther selbst empfohlen.³³ Einer weiteren Rezeption von Rabus' Werk standen die wachsende Konkurrenz an Kalendarien, handlicheren Werken, die im Luthertum aufkamen, sowie an Martyrologien reformierter Provenienz entgegen.³⁴ Während dem lutherischen Bekenntnis im Reich durch den Augsburger Religionsfrieden seit 1555 eine relativ gesicherte Existenz beschieden war, stellte sich die Situation für die stärker den Impulsen Calvins folgenden protestantischen Kirchen in England, in Frankreich und in den Niederlanden deutlich anders dar, so dass hier ein existentielles Interesse an Verfolgung und Martyrium und damit auch an der Gattung Martyrologium und dessen Fortschreibung bestand, oder auch an der Gattung Drama, wie die Aufführung der „Geschichte von den fünf Studenten, die in Lyon um ihres Glaubens willen hingerichtet wurden“, im Jahr 1558 belegt.³⁵

von den 1560er bis zu den 1590er Jahren wird die Verfolgung des Erzmärtyrers mit der Verachtung der lutherischen Prediger durch die eigenen Gemeindeglieder parallelisiert; den Dramen kommt dabei die Funktion der Tröstung zu.

³² Vgl. Brückner (wie Anm. 23), S. 565. Zur Benutzung der Werke von Foxe und Crespin durch Rabus vgl. auch Burschel (wie Anm. 21), S. 58 Anm. 44, und S. 75.

³³ Vgl. Brückner (wie Anm. 23), S. 537.

³⁴ Genannt seien das Kalendarium des Lutherschülers Kaspar Goltwurm von 1559, der „*Kirchen Kalender*“ mit dem Untertitel „*Auch der Heiligen Apostel, vnd Christlichen Bischoff, Leerer, vnd Martyrer, Glaub, Leben, vnd beständige bekantnuß, welches sie mir jrem eygenn blut vnnd sterben bestetigt haben*“, und die Predigten Johann Habermanns über Evangelien und Epistel an Gedenktagen von Märtyrern und Bekennern. Letzterer zieht ähnlich wie Rabus die Zäsur zwischen urchristlicher Märtyrerüberlieferung und mittelalterlich-papistischem Missbrauch der Heiligen zu Abgöttereien mit Wallfahrt und Ablass; vgl. Brückner (wie Anm. 23), S. 551. Konkurrierende historiographische Werke waren Sleidans *Commentarii* und der „*Catalogus testium veritatis*“ des Matthias Flacius Illyricus.

³⁵ Vgl. Ernst Pfisterer, *Calvins Wirken in Genf, Neukirchen* 1957, S. 72.

bb) John Foxe

Mit Blick auf die reformiert geprägten Martyrologien ist an erster Stelle John Foxe, späterer anglikanischer Geistlicher mit bleibenden Sympathien für den reformierten Flügel der Reformation um John Knox, zu nennen, zunächst mit dem 1554 in Straßburg erschienenen Werk „*Commentarii rerum in ecclesia gestarum*“, in dem die Verfolgungen seit der Zeit John Wyclifs behandelt wurden, und dem 1559 in Basel veröffentlichten Band „*Rerum in ecclesia gestarum [...] commentarii*“, sodann 1563 mit seinem in London publizierten, 1570 noch einmal erweiterten und danach mehrfach überarbeiteten Meisterwerk „*Actes and Monuments of these latter and perillous dayes*“, das auf Anordnung Königin Elisabeths I. zum Hausbuch für die anglikanische Kirche erhoben wurde.³⁶

cc) Jean Crespin – Christoph Corvinus – Paul Crocius

Am einflussreichsten in Mitteleuropa wurde das Martyrologium des Genfer Druckers und Freund Calvins Jean Crespin, das er, einem gemeinsamen Plan mit Calvins späterem Nachfolger Beza folgend, 1554 unter dem Titel „*Le Livre des Martyrs*“ mit dem Untertitel einer Sammlung von Märtyrern, die den Tod um des Namens Jesu Christi willen auf sich genommen haben, herausgab, beginnend mit Jan Hus, fortgeführt bis ins Jahr 1554.³⁷ Der Genfer Rat nahm Anstoß an der Bezeichnung „Märtyrer“ und an dem im Text verwendeten Begriff der Heiligen, so dass Crespin das Werk im gleichen Jahr noch einmal unter anderem Titel publizierte: „*Recueil de plusieurs personnes qui ont constamment enduré la mort pour le Nom de nostre Seigneur Jésus Christ*“.³⁸ Dies ist ein Zeugnis von Kritik am Begriff „Martyrium“, deren Hintergründe nicht ganz deutlich sind; durchzusetzen vermochte sie sich freilich nicht.³⁹ Bereits 1555, nach dem Erscheinen des zweiten Teils, nahm Crespin im dritten Teil des Wer-

³⁶ Vgl. Brückner (wie Anm. 23), S. 568f., Burschel (wie Anm. 21), S. 54f. mit Anm. 27, besonders zur Wirkungsgeschichte dieses Werkes.

³⁷ Vgl. Brückner (wie Anm. 23), S. 570. Zu Crespin s. Jean-François Gilmont, Jean Crespin. Un éditeur réformé du XI^e siècle, Genf 1981, zur Genese von Crespins Martyrologium, seinen Motiven und seiner Arbeitsweise besonders S. 165-190.

³⁸ Vgl. Brückner ebd.

³⁹ Zu den Hintergründen der Kritik vgl. Gilmont (wie Anm. 37), S. 169f. Gilmont sieht hinter dem Ansinnen des Rates keine grundsätzliche Infragestellung des Märtyrerbegriffs, sondern hält es vielmehr für möglich, dass der Rat den Titel für die altkirchlichen Märtyrer reserviert wissen wollte. Vor allem aber kommt er zu dem Schluss, die Auflage an Crespin stelle eine versteckte Attacke der Calvin ablehnenden Opposition im Genfer Rat und ihres Anführers Pierre Tissot gegen den Reformator dar: Tissot habe die Prüfung des Martyrologiums Crespins ausgenutzt, um Calvin und seinen Anhängern in Sachen Rechtgläubigkeit eine Lektion zu erteilen. Calvin wie auch Pierre Viret und Theodor Beza verwendeten den Märtyrerbegriff in der Tat auch für Bekenner ihrer Zeit.

kes den Begriff wieder in den Titel auf; so blieb es auch bei den bis 1570 folgenden fünf Teilen und auch in den weiteren, vom Genfer Theologen Simon Goulart besorgten Teilen; bis 1597 waren es zwölf.⁴⁰ Die deutschen Fassungen von Crespins Werk übernahmen den Titel „Martyrbuch“. Es ist zum einen die durch den aus Zürich stammenden, im nassauischen Herborn wirkenden Drucker Christoph Corvinus (Rab) 1590 daselbst besorgte Teilausgabe, die bis 1682 mehrfach wieder aufgelegt wurde.⁴¹ Zum andern handelt es sich um die verschiedenen Gesamtausgaben durch Paul Crocius, Inspektor in der Grafschaft Wittgenstein und Pfarrer in Laasphe. Ab 1607 wirkte er kurzzeitig bis zu seinem Tod als Inspektor in Diensten des hessischen Landgrafen Moritz des Gelehrten nach dessen Einführung der Verbesserungspunkte, die er in seiner diesem gewidmeten Dedikationsschrift lobend hervorhob.⁴² Seine Ausgabe erschien 1606 in Hanau und basierte auf derjenigen von Simon Goulart aus dem Jahr 1597.⁴³ Neuauflagen gelangten 1617, 1682, diese erweitert um einen Bericht über das Schicksal der Waldenser⁴⁴, und 1722 zur Ausführung. Crespins erste Ausgabe hob mit Hus an, die zweite, 1555 erschienene, mit Wiclif.⁴⁵ Die altkirchlichen Märtyrer erschienen in einem eigenen, der Geschichte der Alten Kirche gewidmeten Kapitel. Der Schwerpunkt liegt überdeutlich bei den neuen Märtyrern. Im Unterschied zu Rabus kon-

⁴⁰ Vgl. Brückner (wie Anm. 23), S. 570f.

⁴¹ Vgl. a.a.O., S. 571f., und Burschel (wie Anm. 21), S. 59 Anm. 47. Corvinus' Übersetzung beruht auf der Ausgabe von Goulart von 1582.

⁴² Von Crocius wird hier die Ausgabe von 1617 benutzt: Groß Martyrbuch vnd Kirchen-Historien / darinnen herrliche vnd in Gottes Wort gegründte glaubensbekantnussen / Gespraech vnd Disputationen / wieder die ketzer vnd feinde der göttlichen warheit / sambt andern denckwürdigen reden und thaten vieler heyiligen Märtyrer beschrieben werden / welche nach den zeiten der Aposteln / biß auffß jahr Christi MDXCVII. hin vnd wieder in Teutschland / Franckreich / Engelland / Schottland Flandern / Braband / Italien / Hispanien / Portugal vnd America. etc. vmb der Evangelischen warheit willen jämmerlich verfolgt / gemartert und endlich auff allerley weiß hingerichtet worden. Anfaenglich in Frantzösischer spraach beschrieben / vnd in zwölf Bücher abgetheylet: Numehr aber auff gottseliger vnd eyfferiger hohes vnd nieders standspersonen begehren / trewlich vbergesetzt vnd in Teutsche spraache gebracht. Durch D. Paulum Crocium Cynaeum, Dienern am Wort Gottes zu Lasphe, in der Graveschafft Witgenstein [...], Hanau 1617. Vgl. dort die „Dedicationsschrift“, S.): (iiiia).

⁴³ Zu den Ausgaben vgl. Brückner (wie Anm. 23), S. 572, und Burschel (wie Anm. 21), S. 59 Anm. 47. Zur Vita Crocius' s. Gerhard Menk, Paul Crocius – ein kalvinistischer Pfarrer im konfessionellen Zeitalter, in: Wolfgang Breul-Kunkel/Lothar Vogel (Hgg.), Rezeption und Reform. Festschrift für Hans Schneider zu seinem 60. Geburtstag, im Auftrag der Hessischen Kirchengeschichtlichen Vereinigung hg. (Quellen und Studien zur hessischen Kirchengeschichte 5), Darmstadt/Kassel 2001, S. 71-96.

⁴⁴ Vgl. Friedrich Wilhelm Cuno, Blätter der Erinnerung an Dr. Kaspar Olevianus, hg. zu dessen dreihundertjährigem Todestage, Barmen 1887, S. 92.

⁴⁵ Vgl. Brückner (wie Anm. 23), S. 570.

zentriert sich die Sammlung ausschließlich auf tatsächlich getötete Personen.⁴⁶

Crespins Vorrede zur ersten Auflage von 1554 erhebt die Verfolgung zu einem Kennzeichen der wahren Kirche.⁴⁷ Er verweist darauf, dass es im weltlichen Bereich üblich sei, Taten und Geschehnisse des eigenen Volkes schriftlich zu fixieren, ohne Hinblick auf die Ehre Gottes. Umso mehr sei es unmöglich, dass die Christen dies vernachlässigten, wenn Gott ihnen die Feder in die Hand gebe, um die Taten und wunderbaren Werke festzuhalten, die er durch seine Märtyrer manifestiere; durch diese werde sein Ruhm vergrößert und die Gläubigen in ihrem Vertrauen auf seine Kraft und Güte gestärkt.⁴⁸ Crespin geht es wesentlich um die memoria. Mit seinem Werk mahnt er, „[...] de ne mettre plus en oubly les morts heureuses et precieuses de ses enfans, mais de reduire fidelement en memoire tout ce qu'ils en pourront avoir entendu, et qu' il s'en pourra recueillir, non point de leurs os, ou de leurs cendres, à la façon de ce basilic forgeur d'idoles et monstres nouveaux; mais leur constance, leurs dictes et escrits, leurs responses, la confession de leur foy, leurs parolles et adhortations dernieres: pour rapporter de tout au giron de l'Eglise, afin que le fruit en revienne à la posterité.“⁴⁹ Aus diesen Worten spricht die Ablehnung des dinglichen Märtyrergedenkens der altgläubigen Kirche. Das Märtyrergedenken erfolgt worthaft, ist auf die – schriftlich oder mündlich – hinterlassenen Worte der Märtyrer ausgerichtet, aus denen für die Nachfolgenden Früchte erwachsen.

Eine nicht gezeichnete Vorrede dieses Martyrologiums trägt den Titel „A l'Eglise de nostre Seigneur et à tous ses vrais enfans espars entre les peuples et nations“, in den deutschen Ausgaben von Crocius übersetzt als „Sendbrief an die Gemeinde des Herrn“. Diese Vorrede, die noch nicht Bestandteil der ersten Ausgabe Crespins ist, auch nicht in der deutschen Ausgabe von Corvinus erscheint, bietet die kritische Edition von Daniel Benoit, in der die von Goulart besorgte Auflage von 1619 wiedergegeben wird.⁵⁰ Ebenso ist sie Teil der Ausgaben von Crocius ab deren erster Auflage 1606. Es liegt nahe, ihre Abfassung mit Goulart zu verbinden. Erbauung, Trost und Stärkung sind die Stichworte, die in dieser Vorrede bezüglich der Intention des Werkes fallen. Indem die Märtyrer dieser letzten Zeiten durch ihre Schriften redeten – nicht durch Überreste ihrer Leichname oder Kleider, ebenso nicht durch Fabeln von Legenden – würden

⁴⁶ Vgl. Burschel (wie Anm. 21), S. 81.

⁴⁷ Vgl. *Histoire des Martyrs persecutez et mis à mort pour la verité de l'Èvanglile, depuis le temps des apostres iusques à present par Jean Crespin (1619). Édition nouvelle précédée d'une introduction par Daniel Benoit. Tome premier, Toulouse 1885, S. XXXIIIa.*

⁴⁸ Vgl. a.a.O., S. XXXIVa.

⁴⁹ A.a.O., S. XXXVa-b.

⁵⁰ *Histoire des Martyrs (wie Anm. 47), S. XXV-XXIX.*

sie (so der Verfasser) diejenigen, die noch in diesem Leben zu kämpfen hätten, trösten und lehren.⁵¹ Die Vergegenwärtigung ihres Mutes und ihrer Beständigkeit gereiche zur Erbauung. Gegenstand der Betrachtung ist der Kampf der Märtyrer gegen die römische Kirche, aber auch ihr Einsatz gegen als Ketzer eingestufte Vertreter von Antitrinitariern und Täufern, wie er in ihren Bekenntnissen, Antworten und Disputationen Ausdruck findet.⁵² Der Verfasser kommt in seinen programmatischen Ausführungen zum Wiederaufbau der durch jene zerstörerischen Kräfte in Mitleidenschaft gezogenen Kirche auf die Stadt Genf zu sprechen, die in gewisser Weise als ein „neues Rom“ erscheint. Die Stadt sei – entsprechend dem in diesem Text immer wieder aufgenommenen, von Cyprian geprägten Bild von der Kirche als Mutter – zu einer Säugamme vertriebener Christen geworden, wiewohl sie immer wieder von außen und von innen bedrängt worden sei. Aus ihr sei als aus einer Schule der Gottseligkeit eine große Anzahl an Märtyrern gekommen.⁵³ Die Exempel der Beständigkeit an diesen treuen Zeugen des Evangeliums stellten ein herrliches und zugleich nötiges Geschenk dar, einen großen Schatz, dessen man sich für die Nachkommen nicht berauben dürfe.⁵⁴ Die neuen Märtyrer stünden den alten in nichts nach, weder an Zahl noch an Wirksamkeit, sähen doch die Tyrannen, dass ihr Wüten aussichtslos sei und dass stattdessen die Zahl derer, die sie als Ketzer zu vernichten suchten, ständig steige.⁵⁵

Im Mittelpunkt einer weiteren, in das Werk näher einführenden Vorrede unter der Überschrift „Preface monstrant une conformité des persecutions et des martyrs de ces derniers temps à ceux de la première Eglise“⁵⁶ steht neben der im Titel ausgesprochenen programmatischen Gleichstellung der zeitgenössischen mit den alten Märtyrern die Frage der Unterscheidung der wahren von den falschen Märtyrern und die Frage des rechten und zugleich ertragreichen Märtyrergedenkens. Vorausgesetzt wird, dass die Gläubigen aus der Erfahrung des Kreuzes Nutzen ziehen könnten, während aus langen Zeiten von Frieden und Wohl-

⁵¹ A.a.O., S. XXVI. Crocius (wie Anm. 42), S.):(vb.

⁵² Histoire des Martyrs (wie Anm. 47), S. XXV-XXIX, Crocius (wie Anm. 42), S.):(vb. In der Histoire des Martyrs wird für die neu erschienenen Widersacher der orthodoxen Märtyrer in Gestalt von Antitrinitariern, Täufern oder Libertinern der Begriff „heretiques“ verwendet. Crocius gibt dies wie im Titel des Werks mit „ketzer“ wieder.

⁵³ Vgl. Histoire des Martyrs (wie Anm. 47), S. XXVIII.; Crocius (wie Anm. 42), S.):(vja.

⁵⁴ Vgl. Histoire des Martyrs (wie Anm. 47), S. XXVIII; Crocius (wie Anm. 42), S.):(vja-b.

⁵⁵ Vgl. Histoire des Martyrs (wie Anm. 47), S. XXVIII; Crocius (wie Anm. 42), S.):(vjb.

⁵⁶ Histoire des Martyrs (wie Anm. 47), S. XXXVII. Crocius (wie Anm. 42), S.):(ia, übersetzt: „Vorred / inn welcher die gleichförmigkeit der Verfolgungen vnd Märtyrer zu vnsern letzten zeiten mit den Alten in der ersten Kirchen / angezeigt vnnd für augen gestellt wirt [...]“.

stand Schaden zu entstehen pflege. Die Exempel der als tapfere Kämpfer und Helden bezeichneten Verfolgten, die in ihrem Kampf alle Anfechtung überwunden hätten, seien sehr nützlich.⁵⁷

In der Kriteriologie wird – Crocius führt dafür den augustinischen Grundsatz „Causa facit martyrem, non supplicium“⁵⁸ an – festgehalten, ein rechter Märtyrer sterbe erstens um der Gerechtigkeit, zweitens um des Namens Christi und drittens als ein Christ und um Christi Wohltat willen.⁵⁹ Kurz zusammengefasst lautet das dann: Rechte Märtyrer stimmen in Lehre und Bekenntnis mit dem Wort Gottes überein.⁶⁰ Dem folgt auch die Darstellung, die auf im Sinne des Verfassers orthodoxe Märtyrer beschränkt ist. Die Unterscheidung von falschen oder Teufelsmärtyrern könnte implizieren, dass der bloße Begriff auch in reduzierter Bedeutung als Sterben für eine Sache benutzt werden kann, doch ist sie gegen die römische Kirche und gegen die Täufer mit ihren jeweils von diesen als Märtyrer gewerteten Personen gerichtet. Beispiel eines solchen falschen Märtyrers ist für Crocius Balthasar Gérard, der Mörder Wilhelms von Oranien, der nach der Tat hingerichtet wurde.⁶¹ Wie in altkirchlichen Märtyrerakten werden bei den neuen Märtyrern Verweigerungshaltung und Tod als Gotteshandeln und Triumph gewertet. Insofern sie auf diese Weise Vollendete sind, folgt für den Verfasser daraus zwingend der Schluss ihrer Aufnahme in ein Register zum Zweck ihres ewigen Gedenkens.⁶² Als Faulheit und Undankbarkeit wird das Nichtaufzeichnen und Übergehen der Martyrien scharf kritisiert. Sachlich begründet wird die Notwendigkeit der Aufzeichnung mit der Ehre Gottes sowie mit dem

⁵⁷ Vgl. *Histoire des Martyrs* (wie Anm. 47), S. XXXVIII.; Crocius (wie Anm. 42), S. :):(ia.

⁵⁸ Ebd. Augustin, *Sermo* 325,2, zitiert nach PL 38,1448: „Non poena, sed causa facit martyrem.“ Das Diktum verwendet Augustin mehrfach, auch in Auseinandersetzung mit den seines Erachtens falschen Märtyrern der Donatisten. Vgl. *Sermo* 285,2, PL 38,1293; *Contra Cresconium Donatistam* 3,47,51, PL 43,525 und öfter.

⁵⁹ *Histoire des Martyrs* (wie Anm. 47), S. XXXVIIIa; Crocius (wie Anm. 42), S. :):(ia.

⁶⁰ *Histoire des Martyrs* (wie Anm. 47), S. XXXVIIIa: „La doctrine donc et confession de foy sont les fruits entre tous autres plus notables et certains du vray fondement de la foy [...]“; Crocius (wie Anm. 42), S. :):(ib: „Die rechten Märtyrer aber stimmen ihn jrer Lehr vnd bekandtnus mit dem wort Gottes durchaus vber ein [...]“ Vgl. a.a.O., S. :):(iiijb, die Aussage am Ende dieser Vorrede: „Vnd damit ich schliesse / so ist diß je vnd allweg mein zweck gewesen / daß ich in diesem werck sonderlich fuergenommen hab / das Leben / die Lehr / vnd das end nur der jenigen Märtyrer zu beschreiben / welche gewiss vnfehlbare zeugnuß vnd kennzeichen haben / daß sie die warhafft Lehr deß H. Evangelij recht verstanden / vnd dieselbe auch mit jrem blut vnd tod versiegelt haben.“

⁶¹ Vgl. Crocius, S. :):(ib.

⁶² *Histoire des Martyrs* (wie Anm. 47), S. XXXVIIIb: „[...] sanctifier leur memoire à iamais.“ Crocius (wie Anm. 42), S. :):(ib: „Vnd dieweil sie noch darzu eben also ein end vnd außgang jhres Lebens von Gott erlangt / als die alten Märtyrer gehabt haben / wer wolte dann daran zweiffeln / daß sie nach Gottes Willen / nicht eben so wol / als jene / inn das Register der Märtyrer zum ewigen Gedächtnus gehören solten?“

Trost und der Stärkung der Gläubigen.⁶³ „Märtyrer“ oder „Zeuge“ ist für den Verfasser ein Ehrentitel, den Gott selbst verleiht, ja ihnen gewissermaßen aufdrückt, womit man sich fast schon sakramentaler Sprache annähert.⁶⁴

Auch Crespin bzw. Crocius erwähnt den altkirchlichen Brauch der Verlesung der Märtyrerakten positiv: „Es hat zwar die alte Kirch den Brauch gehabt / daß sie die Historien der heiligen Ma^rtyrer in jrer versammlung gar oft widerholet hat / auch sich beflissen / daß sie der new ankommenden Ma^rtyrer gefaⁿgliche Einziehung / Kampff / bestaⁿdigkeit / und letzte wort schrifftlich verzeichnen / vnnd solche aerzeichniß [sic!] / als einen sonderlichen schatz vnd beylag / auch fu^r die nachkommenden verwahren mo^chte. Auch pflegte das Volck auf gewisse zeit feyerlich zusammen zu kommen an den ort / da die ma^rtyrer entweder begraben waren / oder jhre pein außgestanden hatten. Daselbst wurden solche vnd dergleichen Geschichte nach der laⁿg verlesen / auff daß also Gott gedanckt wurde / daß er seine Diener so kra^ffftiglich gesta^rckt / vnd jnen so eine herrliche vberwindung verliehen hette: Vnd zugleich die andern Christen / so wol mit solchen historien / als durch anschawung deß blutigen orts vermahnet wurden / auff Gottes erforderung / hernach gleichen kampff vnnd marter / mit gleicher gedult zu ertragen vnd außzustehen.“⁶⁵

Diese Tradition sei aber durch das Papsttum umgebogen worden: „Welche lo^bliche gewohnheit hernach im Bapstthumb / wie auch andere nuetzliche ding / zu einem schrecklichen (miß- [sic!]) mißbrauch vnd abgo^etterey worden ist / da man an stat deß Scho^epffers die Creatures anzubeten / vnd nit so viel von jrem standhaftigen glauben / vnd gotseligem Leben / als von jren nachgelassenen kleidern / haaren / knochen / vnd dergleichen Lumpenwerck viel zu halten angefangen hat.“⁶⁶ Dabei sei es auch zu Fälschungen gekommen; im Übrigen habe im Hintergrund die Gier nach Geld gestanden. Konsequenz ist für Crespin respektive Crocius aber nun nicht die Abschaffung des Märtyrergedenkens, sondern dessen Reform: „[...] so wil ja billich von no^eten seyn / daß man die geschicht und thaten derselben von dem eingerissenen mißbrauch reinige / vnd

⁶³ Vgl. *Histoire des Martyrs* (wie Anm. 47), S. XLI; vgl. Crocius (wie Anm. 42), S.): (ijja.

⁶⁴ *Histoire des Martyrs* (wie Anm. 47), S. XLIIIb: „[...] afin qu'on ne leur refuse point le nom de Martyr ou Tesmoin, lequel Dieu leur a voulu imprimer en toutes fortes.“ Crocius (wie Anm. 42), S.): (iijb: „[...] auff daß jhnen nit vielleicht jemand weygere den titul vnd Namen der Zeugen vnd ma^rtyrer Christi / welchen Namen vnd Kennzeichen doch jhnen Gott selbst in alweg hat geben / vnd so zusagen auffdrucken wollen.“

⁶⁵ Crocius (wie Anm. 42), S.): (ijb. Vgl. *Histoire des Martyrs* (wie Anm. 47), S. XLb-XLIa.

⁶⁶ Crocius (wie Anm. 42), S.): (ijb. Vgl. *Histoire des Martyrs* (wie Anm. 47), S. XLIa (Forts.).

widerumb zu dem loßblichen vnd rechtmæssigen gebrauch bringe.“⁶⁷ Wie soll dies nach Crespin und Crocius geschehen? Zunächst dürfe der Sieg der Märtyrer nicht ihnen, sondern allein Gott zugeschrieben werden. Ferner dürfe nicht so sehr (wie Crocius übersetzt) auf die Überreste der Märtyrer gesehen werden als vielmehr „[...] auff jhr Christlich Leben / jhre herrliche verantwortungen / vnterredungen / brieff vnd beständig-keit.“⁶⁸ Im Zentrum des Märtyrergedenkens soll also die Überlieferung von deren Äußerungen stehen mit dem Ziel, durch ihre Exempel Besse- rung und Stärkung zu erreichen. Daniel Benoit und Charles-Louis Frossard haben darauf aufmerksam gemacht, dass es zur Wirkungsge- schichte dieses Werkes gehört, dem Märtyrergedenken in der öffentlichen reformierten Frömmigkeitspraxis – zumindest zeitweise – einen Sitz im Leben verschafft zu haben: Prediger hätten aus dem Buch von der Kanzel bzw. dem Predigtstuhl aus zitiert, und in Abendgottesdiensten sei in einigen Kirchen öffentlich aus ihm gelesen worden.⁶⁹

Auch Crespin bzw. Crocius gibt Rechenschaft über die herangezoge- nen Quellen, über deren Qualität und Verarbeitung.⁷⁰ An erster Stelle stehen der Intention entsprechend die schriftlichen Äußerungen der Mär- tyrer, wobei auf die schwierigen Umstände ihrer Entstehung und Weiter- gabe hingewiesen wird. Es folgen mündliche Äußerungen von den Pro- zessen beiwohnenden Personen und anderen Zeugen, ferner offizielle Protokolle, wobei ausdrücklich deren konträre Tendenz bemerkt wird.

Die Problematik der legendarischen Züge der älteren Märtyrerakten erwähnt der Verfasser nur insofern, als er ihre Betrachtung einzuschrän- ken versucht; der Blick solle auf die Kennzeichen des Martyriums gerich- tet werden. Die Mirakel der älteren Berichte werden durchaus für mög- lich gehalten, da Gott in dieser anfänglichen Zeit das Evangelium mit ihnen habe bestätigen können, doch bedürfe es solcher Beweise für das Gotteshandeln nicht.⁷¹ Das größte Mirakel sei die Bereitschaft von Men-

⁶⁷ Crocius (wie Anm. 42), S.)(): (ijb. *Histoire des Martyrs* (wie Anm. 47), S. XLIIa (Forts.): „[...] il faut aussi ramener les actes et faits des Martyrs à leur droit usage.“

⁶⁸ Crocius (wie Anm. 42), S.)(): (iija. Vgl. *Histoire des Martyrs* (wie Anm. 47), S. XLIIa (Forts.): „Ne nous amusons point à faire reserve de leurs cendres, ou de leurs ossemens, ce sont choses mortes, mais voions les vivans en leurs responses, lettres et disputes, et es memoires de leur constance, afin d'en estre edifiez comme il appartient.“

⁶⁹ Vgl. Benoit, *Histoire* (wie Anm. 47), S. XVIII, und Charles-Louis Frossard, *Le livre des martyrs de Jean Crespin. Notice bibliographique*, Paris 1880, S. 7.

⁷⁰ Zum Folgenden vgl. Crocius (wie Anm. 42), S.)(): (iiijb-va. Vgl. *Histoire des Mar- tyrs* (wie Anm. 47), S. XLVa-b.

⁷¹ Vgl. Crocius (wie Anm. 42), S.)(): (iiijb. Vgl. *Histoire des Martyrs* (wie Anm. 47), S. XLIVb-XLVa.

schen, auch solcher, die das Leben liebten oder von zarter Natur seien, den Tod auf sich zu nehmen.⁷²

dd) Adriaen van Haemstede

Der Vollständigkeit der Aufzählung der reformierten Martyrologien halber sei an dieser Stelle schließlich noch das Martyrologium des Niederländers Adriaen van Haemstede von 1559 erwähnt. Eine in Dordrecht 1578 abgehaltene Nationalsynode machte sich dieses Martyrologium zu eigen und besorgte die normative Geltung erlangende Ausgabe von 1579, eine von zwanzig Ausgaben bis ins 19. Jahrhundert hinein, in dem die letzte durch den reformiert-erwecklichen Theologen und Staatsmann Abraham Kuypers verantwortet wurde.⁷³

Ertrag

In der Reformationszeit und der konfessionellen Zeit wird der Martyriumsbegriff weithin übernommen. Der Begriff wird tradiert, die Spur der Martyrologien des konfessionellen Zeitalters lässt sich bis ins 18. Jahrhundert verfolgen. Auch in Veröffentlichungen des 19. Jahrhunderts wird die Terminologie des Martyriums aufgenommen, etwa in der Erlanger Theologie durch Wilhelm Löhe,⁷⁴ aber auch bei Johann Heinrich Wichern⁷⁵ und Theodor Fliedner⁷⁶, bei dem ein gewissermaßen unierter, alle Evangelischen umfassender Märtyrerbegriff erscheint. Dazu gesellen sich

⁷² Crocius (wie Anm. 42), S. 1: (iijb: Männer und Frauen jeden Alters und Standes, auch von Natur zarte, dem Tod abgeneigte, sind unerschrocken, unverzag, „[...] daß sie mit lust vnd freuden zum todt gangen sind [...]“.

⁷³ Zu diesem Werk vgl. Gerhard Dedeke, Die protestantischen Märtyrerbücher von Ludwig Rabus, Jean Crespin und Adriaen van Haemstede und ihr gegenseitiges Verhältnis, Diss. theol. Halle-Wittenberg 1922, Halle (Saale) 1924, S. 3; ferner Brückner (wie Anm. 23), S. 573, Burschel (wie Anm. 21), S. 58.

⁷⁴ Wilhelm Löhe, Martyrologium. Zur Erklärung der herkömmlichen Kalendernamen, Nürnberg 1868; 2. Auflage, Gütersloh 1913.

⁷⁵ Johann Hinrich Wichern (Hg.), Märtyrer insbesondere der evangelischen Kirche, hg. in Verbindung mit mehreren, Heft 1-2, Hamburg 1845-1849.

⁷⁶ Theodor Fliedner, Buch der Märtyrer und anderer Glaubenszeugen der evangelischen Kirche. Von den Aposteln bis auf unsre Zeit, in vier Bänden. Zur Stärkung des Glaubens und der Liebe unsrer evangelischen Christenheit, Kaiserswerth 1851/1852-1860. Dieses chronologisch und geographisch strukturierte Werk war ursprünglich auf drei Bände angelegt und wurde dann auf vier Bände erweitert. Von Fliedner stammt auch: Theodor Fliedner (Hg.): Kurzes evangelisches Märtyrer-Buch für alle Tage des Jahrs. Geordnet nach der ev. Monatstafel des Kaiserswerther christ. Volkskalenders. Ein Auszug aus dem Buch der Märtyrer und anderer Glaubenszeugen der evangelischen Kirche von den Aposteln bis auf unsere Zeit, [...] Mit hundert Abbildungen. In zwei Theilen, Kaiserswerth 1864.

weitere, heute weniger bekannte Autoren.⁷⁷ Die Untersuchung der Verwendung des Begriffs in dieser von Rekonfessionalisierung wie von Unionsbemühungen geprägten Epoche wäre einer eigenen Studie wert.⁷⁸ Offenkundig ist, dass dem Martyriumsbegriff in dieser Zeit erhebliches Gewicht als Deutungskategorie in der Historiographie des eigenen Kirchentums zugekommen ist. Er hat sich gehalten. Das wäre nicht möglich

⁷⁷ Genannt seien der in Kulmbach und Bayreuth wirkende Pfarrer Abraham Wolfgang Heckel, Die Märtyrer der evangelischen Kirche in den ersten Zeiten nach der Reformation. Ein Lesebuch für evangelische Christen aus allen Ständen, Nürnberg 1828; der Königsberger Neutestamentler und Kirchengeschichtler sowie schlesische Generalsuperintendent David Erdmann, Die Reformation und ihre Märtyrer in Italien, Berlin 1855; der mit Christoph Ernst Luthardt befreundete, um die Historiographie der lutherischen Kirchen in Südostmitteleuropa bemühte Johannes R. Borbis, Die Märtyrerkirche der evangelisch-lutherischen Slovaken, im Jahre des 1000-jährigen Jubiläums ihrer Gründung historisch geschildert, Erlangen 1863.

⁷⁸ Das Martyrologium von Wilhelm Löhe (wie Anm. 74; benutzt wurde die 2. Auflage von 1913) war ursprünglich für den Unterricht von Diakonissen konzipiert, sollte dann aber einem weiteren Kreis von Adressaten zugänglich gemacht werden. Löhe regte an, an jedem Morgen mit der Losung das betreffende Kalenderstück zu lesen (S. 7f.). Ganz bewusst entschied er sich dafür (S. 9ff.), nur Märtyrer und andere Heilige – Löhe votiert für einen weiteren Märtyrerbegriff, der auch Mühsal im Leben umfasst (S. 12) – der vorreformatorischen Zeit aufzunehmen; Ausnahmen sind Theresen von Avila, Franz von Sales und Vinzenz von Paul auf nunmehr römisch-katholischer Seite und Martin Luther und Philipp Melanchthon auf protestantischer Seite. In den Personen der vorreformatorischen Zeit sieht Löhe die Katholizität garantiert. Deutlich ist sein Bemühen, der römisch-katholischen Seite entgegenzukommen, auch dadurch, dass er bei Erwähnung der Polemik des Baronius gegen in dessen Sicht „Pseudomärtyrer“ evangelischer Provenienz auf die protestantische Gegenreaktion aufmerksam macht und diese auch als Polemik charakterisiert. Bezeichnend ist auch, dass er gesteht (S. 9; Hervorhebung von Löhe): „Vor der Aufnahme mancher *erkatholischen* Namen habe ich mich gehütet, um des Ärgernisses schwacher Leute willen [...]“. Aus seiner konfessionellen Haltung ist es ihm dagegen unmöglich, neben die lutherischen auch reformierte Personen zu stellen, also, wie er formuliert (S. 10), „[...] Luther, Calvin, Zwingli usw. neben und hintereinander vorzubringen.“ – Ein ganz anderer Geist weht aus Fliegners (wie Anm. 76) kurzem evangelischen Märtyrerbuch entgegen. Auch er geht von einem weiteren Märtyrerbegriff aus (Vorwort, S. III) und nimmt sowohl altkirchliche als auch Personen der Reformationszeit und der konfessionellen Zeit sowie der Zeit des Pietismus, die sowohl lutherischen als auch reformierten Bekenntnisses sind, also etwa Paul Gerhardt ebenso wie Friedrich III. von der Pfalz, auf. Fliegners aktualisiert sein Werk, indem er auch Angehörige und Märtyrer der Mission des 19. Jahrhunderts berücksichtigt. Geprägt ist es von einer massiv antikatholischen Tendenz. So stellt er (a.a.O., S. VII) die „evangelischen Heiligen“, die von Christus erleuchtet und geheiligt seien und sich vor ihm niederbeugten, den römischen Heiligen entgegen, die im eigenen Licht und Verdienst glänzen wollten. Wer diese evangelischen Heiligen betrachte, könne in der Erkenntnis der evangelischen Heilslehre Fortschritte machen und (ebd.) sich „[...] waffnen gegen die Irrlehren der römisch-katholischen Kirche und anderer Religionspartheien!“ Stets spricht der Verfasser von „evangelisch“. Diese „evangelische“ Kirche ist ihm Kontinuum seit der Zeit des Neuen Testaments (vgl. S. III): „Da hast Du, lieber Leser, eine kurzgefaßte Lebensbeschreibung der wichtigsten Blutzengen und anderer edler Glaubenszeugen, welche die ev. Kirche von den Aposteln bis auf unsere Zeit besitzt [...]“.

gewesen, wenn das Konnotat des Martyriumsbegriff in Form von Märtyrerverehrung, intercessio und Mirakel als dominant empfunden worden wäre. Vielmehr wurde ein rechtes von einem falschen Martyriumsverständnis unterschieden. Das falsche, so die Deutung im konfessionellen Zeitalter, habe sich im Laufe der Zeit eingeschlichen, wofür das Papsttum namhaft gemacht wurde. Deutlich liegt dem das Geschichtskonstrukt einer ursprünglich reinen Kirche zugrunde, an die man über die dunkle Epoche des Papsttums hinweg anknüpft und die für das eigene Kirchentum als das der wahren Kirche in Anspruch genommen wird. Durch die Aufnahme mittelalterlicher, von der römischen Kirche als Ketzer gebrandmarkter Personen wird zudem im Sinne von CA VIII oder Frage 54 des Heidelberger Katechismus das Postulat aufrecht erhalten, dass diese wahre Kirche zu jeder Zeit gegenwärtig war. So bleibt der „reine“ Martyriumsbegriff übrig, der letztlich promiscue mit „Zeuge“ gebraucht wird. Ist dies, die Konfessionalisierung des Martyriumsbegriffs, illegitim? Der Begriff war offenbar nicht so eindeutig besetzt, dass er sich nicht lutherisch oder reformiert deuten ließ.

Die Aufnahme des Martyriumsbegriffs lag vielmehr nahe. Wie jede Erfahrung konnte auch die Erfahrung von Verfolgung nur mit den Mitteln gedeutet und verarbeitet werden, die bereitlagen, und das war die altkirchliche Tradition der Märtyrerakten. Der Martyriumsbegriff wurde in der betrachteten Zeit konfessionalisiert. Er ist Ausdruck einer bestimmten konfessionellen Gruppe, die sich damit ihrer Identität vergewisserte, sich zum Beispiel wie die reformierte Kirche als „Kirche unter dem Kreuz“ verstand. Ohne Zweifel bedeutete diese Übernahme auch eine Instrumentalisierung der Betroffenen, eine solche, der diese vermutlich aber weithin zugestimmt hätten, denn auch sie selber konnten ihr Schicksal nur mit den ihnen überkommenen Mitteln deuten, und auch sie sahen sich als Teil der festgefügt konfessionellen Gruppe, als Teil des Kampfes des Wahren gegen das Falsche. Es ging um die heute gerne beiseitegeschobene Wahrheitsfrage: Worauf kann ich im Leben und im Sterben vertrauen?

Märtyrer werden gemacht⁷⁹ – von einer bestimmten Gruppe werden die Getöteten allererst als solche definiert. Je weiter man in die Neuzeit vordringt, desto schwieriger wird die Verwendung des Martyriumsbegriffs, denn er setzt eben diese einheitliche Gruppe samt ihrer einheitlichen Deutungsfiguren voraus. Je pluraler die Gruppe wird, desto schwerer gelingt dies. Ohst liegt darin richtig, dass die Diskussion, wer etwa bei den Opfern des NS-Regimes unter einen evangelischen Märtyrerbegriff fällt, in endlose Diskussionen münden muss: Wurde ein Mensch, der der evangelischen Kirche angehörte, als evangelischer Christ, um seines evangelischen Glaubens willen, getötet – oder aus politischen oder rassi-

⁷⁹ Vgl. auch den Titel von Lucy Grig, *Making martyrs in late antiquity*, London 2004.

schen Gründen? Kann man aber politische Gründe von religiösen absondern? Hätten sich die Getöteten selbst als Märtyrer oder Zeugen des evangelischen Glaubens verstanden?⁸⁰ Ist also das Selbstverständnis maßgeblich, im Einklang mit neuzeitlicher Subjektivität, oder ist dieses eher untergeordnet, im Sinne der Aussage „Märtyrer werden gemacht“? Der Versuch der von der EKD in Auftrag gegebenen Studie, den Märtyrerbegriff geltend zu machen, ist als solcher nicht illegitim. Ähnlich wie bei den Martyrologien bildet auch hier der Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis den Hintergrund; die letzten sprachfähigen Zeugen aus der NS-Zeit werden irgendwann verstummen. Seine Durchführung gelangt aber rasch an massive Grenzen und mutmaßliche andere leitende Interessen – das Bestreben, im Konzert der Kirchen mitzuhalten, möglichst viel an politischem Widerstand als „evangelisch-kirchlich“, „evangelisch begründet“ einzuordnen und so eine Art Gründungsmythos der EKD zu etablieren, schwingen mit.⁸¹

Die stete, immer wiederkehrende Behandlung des Themas im Protestantismus zeigt, dass die Frage des rechten Umgangs mit den für den Glauben an Jesus Christus Getöteten ein Desiderat ist. Eine wesentliche Erschwernis protestantischen Märtyrergedenkens ist die Ermangelung eines eigenen Sitzes im Leben. Der Marburger Kirchengeschichtler Jochen-Christoph Kaiser formuliert es so: „Da sie [die Heiligen und Märtyrer] nicht länger praktisch-theologische Bedeutung als Schutzpatrone in Notsituationen und für das Seelenheil besaßen, verblasste auch die Erinnerung an ihre religiösen ‚Leistungen‘.“⁸² Der Versuch Crespins, die altkirchliche Praxis der Verlesung der Märtyrerakten wieder aufzunehmen, hat sich trotz gewisser Ansätze auf Dauer nicht durchgesetzt. Ebenso hat die Sanktionierung von Martyrologien in England oder den Niederlanden keine Institutionalisierung oder Ritualisierung generiert, allenfalls die private Erbauung beeinflusst. Existentielle Betroffenheit wiederum ließ sich nach dem Ende des Verfolgungsdrucks und der Abschwächung der konfessionellen Auseinandersetzung ebenfalls nicht konservieren. Dies gelang nur in abgeschotteten Gruppen wie den taufgesinnten Amish People in Amerika, für die die Märtyrerlieder des täuferischen Gesangbuchs „Ausbund“ bis heute für die Sicherung der Identität in einer anders

⁸⁰ Ohst (wie Anm. 4), S. 373-375, bietet ganz differente Beispiele wie die Berücksichtigung von Arvid Harnack, Georg Elser und evangelischer Christen jüdischer Herkunft, die im EKD-Märtyrerband Aufnahme fanden, während eine solche in der Äußeren Mission tätigen evangelischen Christen und evangelischen Christen, „die im Vorfeld sowie im zeitlichen und ursächlichen Zusammenhang des deutschen Überfalls in Polen umgebracht worden sind“, verweigert wurde. Es liegt nahe, zu vermuten, dass bei manchen Entscheidungen eher politische Gründe leitend waren (S. 374).

⁸¹ Vgl. Ohst (wie Anm. 4), S. 369f. 374.

⁸² Jochen-Christoph Kaiser, Protestantisches Märtyrertum im 20. Jahrhundert. Kirchlich-zeitgeschichtliche Anfragen an ein neues Handbuch, in: ZKG 120 (2009), S. 341.

gearteten Umwelt wichtig sind.⁸³ Zu den „Märtyrern“ gehört die feste Gruppe, die ihrer gedenkt und sich von ihnen her versteht, sie als Teil ihrer selbst auffasst und sich mit ihnen in ein- und derselben Sache verbunden sieht. In der Tat müsste ein evangelisches Märtyrergedenken sozusagen „von unten“ kommen, aus (wie es Ohst formuliert) „lebendig praktizierter Erinnerung“⁸⁴. So müsste eine nach Ohst „spezifisch protestantische Erinnerungskultur“⁸⁵ gesucht werden. Zu deren Geschichte gehört aber auch der Märtyrerbegriff. Vielleicht erleben wir in dem aktuellen Aufleben der Solidarität mit verfolgten Christen die Ansätze zu einer neuen, nunmehr ökumenisch ausgerichteten Erinnerungskultur.

Bedeutet die Auszeichnung als Märtyrer eine Herabminderung anderer Christen, die nicht unmittelbar oder gar nicht Opfer von Gewalt wurden? Und impliziert eine solche Auszeichnung eine Stigmatisierung anderer Menschen, die dem von einem Regime auf sie ausgeübten Druck nicht standhielten, und damit eine Infragestellung der das Scheitern mit einbeziehenden und eben nicht auf besondere religiöse Leistungen rekurrierenden Rechtfertigungslehre? Dies ist eine komplexe Frage, auf die keine schnellen Antworten, sondern für die allenfalls Leitlinien zu finden sind. Eine solche Leitlinie wäre zunächst, dass sich letzte Urteile über gelebte Leben verbieten und den Nachlebenden nicht zukommen. Eine andere Leitlinie wäre freilich, unterschiedliche gelebte Leben nicht einfach zu nivellieren, sondern in ihrer Individualität wahrzunehmen, auch in dem, was der Nachwelt in der Auswertung von – gewiss nicht alle Facetten einer Persönlichkeit öffnenden, aber doch einige kenntlich machenden – Quellen als Standvermögen oder ähnliches erscheint und beeindruckt, zugleich das eigene Ich fragen lässt, wie es sich in dieser oder in vergleichbaren Situationen selbst verhalten hätte. Mit der von Ohst vorgeschlagenen Kategorie des „Opfers“⁸⁶ vermag dies wohl nicht ganz zum Ausdruck gebracht werden, insofern diese reine Passivität impliziert. Kann sie der Pluralität der Facetten der jeweiligen Persönlichkeiten gerecht werden? Und: Kann mit ihr die Aufgabe im Blick gehalten werden, den Tätern nicht das Gesetz des Handelns, das letzte Wort zu überlassen? Es bleiben Fragen.

Ohne Zweifel hatte die Verwendung des Begriffs „Märtyrer“ stets auch den Zweck, die Glieder der eigenen Konfession so zu stärken, um sie ebenfalls bereit zu machen, ein solches Schicksal anzunehmen. Er dient so der Vergatterung. Crocius schreibt in seiner Widmung an Landgraf Moritz: „Auch werden wir durch vnterschiedliche Exempel gewarnet / wie Gott der HERR die seinen / in den Verfolgungen / auß menschlicher

⁸³ Vgl. Brückner (wie Anm. 23), S. 574.

⁸⁴ Ohst (wie Anm. 4), S. 369.

⁸⁵ A.a.O., S. 371.

⁸⁶ Vgl. a.a.O., S. 375.

Schwachheit lasse fallen / daß sie auch die erkandte vnd bekandte Warheit etwan verleugnen: Vnd wie er dieselben nachmals mit den augen seiner Barmhertzigkeit ansehe / vnd sie zu rechter zeit wieder auffrichte / daß sie den HERN Christum und seine heyilige Warheit hernach mit desto großserm Eyffer vnd Nutz bekennen / vnd biß in jhren todt behaupten.“⁸⁷ Ein Fallen ist nach diesem Zeugnis nur einmal möglich, doch sieht der Verfasser hinter allem Geschehen Gott mit seiner Barmherzigkeit stehen, in dem dieses Fallen aufgehoben ist.

Nach Luthers Schrift „Von den Konziliis und Kirchen“ von 1539 ist das Kreuz das siebente Kennzeichen der Kirche. Es meint nicht nur Verfolgung, sondern auch Unglück, Anfechtung, Verzagtheit, Armut, Krankheit und Schwachheit. Diese werden den Christen zuteil mit dem Ziel, Christuskonformität zu erlangen, allein weil sie an Christus und Gottes Wort festhalten.⁸⁸ Verfolgung um Christi willen und Plage durch Teufel, Welt und Fleisch, die Christen um Christi willen erleiden, werden auf eine Stufe gestellt. Das Martyrium ist, auch wenn der Begriff nicht fällt, hier inbegriffen,⁸⁹ doch umfasst dieses Kreuz die gesamte christliche Existenz mit allen ihren Anfechtungen. Die Herabsetzung im wahrsten Sinne des Wortes „Normalsterblicher“ ist bei der Verwendung des Martyriumsbegriffs protestantischerseits sicher nicht intendiert. Caspar Olevian, der Gönner Crocius', starb nach elfwöchigem Leiden infolge eines Sturzes und antwortete auf die Frage von Johann Heinrich Alsted, ob er seines Heils gewiss sei, mit dem Wort: „Certissimus.“ Ganz gewiss.⁹⁰

⁸⁷ Crocius (wie Anm. 42), S.):(jija.

⁸⁸ WA 50,641,35-642,6.10-16.

⁸⁹ So Wolf-Dieter Hauschild, Märtyrergedanken in der evangelischen Kirche, in: ZKG 120 (2009), S. 331.

⁹⁰ Johannes Piscator, Kurzer Bericht vom Leben und Sterben Herrn D. Gasparis Oleviani. Im Auszug hg. v. Gunther Franz, in: Caspar Olevian und der Reformationsversuch in Trier vor 450 Jahren. 1559–2009, hg. vom Ev. Kirchenkreis Trier in Verbindung mit Gunther Franz und der Caspar-Olevian-Gesellschaft, Trier 2009, S. 98-106, hier S. 105.

Um was ging es der Reformation? Die westfälischen Stadtreformationen im Spiegel ihrer frühen Thesenreihen¹

Anfang der 1970er Jahre legte der Göttinger Kirchenhistoriker Bernd Moeller eine zweiteilige Untersuchung vor.² Sie trug den Titel „Zwinglis Disputationen“ und wies eindrücklich nach, dass der Zürcher Reformator Huldrych Zwingli (1484–1531)³ das bisher ausschließlich im Raum der Universität angesiedelte, tief im Mittelalter wurzelnde Instrument der „Disputation“ für seine Zwecke, das heißt: die Durchsetzung der Reformation in der schweizerischen Stadt Zürich im Januar 1523, umfunktionierte und so gleichsam neu „erfunden“⁴ hatte. Worin bestand Zwinglis Erfindung?

Die ursprünglich im Raum der Universität angesiedelten Disputationen konnten auf eine lange Geschichte zurückblicken.⁵ Sie waren Instrumente der Vergewisserung und verliefen nach einem klar geregelten Ritual. Dabei war die Grundsituation fast immer die gleiche: Studenten erhielten im Rahmen ihrer Qualifikation den Auftrag, die Lehrpositionen ihrer Schule in Form von Thesen darzulegen und dieselben anschließend gegen Einwände aller Art (sprich: die Sichtweisen konkurrierender Schulen) zu verteidigen. All dies setzte voraus, dass die zu erhebende Wahrheit immer schon vorgegeben war und lediglich argumentativ „neu zum Vorschein gebracht“ werden musste. Wichtigstes Mittel hierzu waren neben der Vernunft und ihren allgemeinen Gründen die sogenannten „Autoritäten“, das heißt die Heilige Schrift und die Kirchenväter:

¹ Vortrag auf der Herbsttagung der Historischen Kommission für Westfalen „Die Reformation in Westfalen. ‚Langes‘ 15. Jahrhundert und Zäsur“ am 31. Oktober 2015 im Kulturraum Jakobikirche in Lippstadt. Für den Druck erweitert und mit Anmerkungen versehen.

² Bernd Moeller, Zwinglis Disputationen. Studien zu den Anfängen der Kirchenbildung und des Synodalwesens im Protestantismus. I. Teil, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 87, Kanonistische Abteilung LVI (1970), S. 275–324; II. Teil, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 91, Kanonistische Abteilung LX (1974), S. 213–364. – Bernd Moeller: Zu den städtischen Disputationen der frühen Reformation. Festschrift für Martin Heckel zum 70. Geburtstag, Tübingen 1999, S. 179–195.

³ Emidio Campi, [Art.] Zwingli, Ulrich, in: RGG⁴ 8 (2005), Sp. 1945–1955 (Literatur).

⁴ Bernd Moeller, Zwinglis Disputationen. Studien zur Kirchengründung in den Städten der frühen Reformation. Mit einem Vorwort von Thomas Kaufmann, 2. Aufl. Göttingen 2011, S. 37–51, hier S. 37 und S. 179–182.

⁵ Ulrich Köpf, [Art.] Disputation. II. Christentum, in: RGG⁴ 2 (1999), Sp. 875f. (Literatur).

„Die ‚Erfindung‘ Zwinglis bestand darin, dass er diese Veranstaltungsform aus der Universität in die Stadt, aus dem Hörsaal in den Rathaussaal verpflanzt und für die neue Aufgabe der Wahrheitsfindung im aktuellen Konflikt und in der Konfrontation der frühen Reformation hergerichtet hat. Sie wurde damit in ein ganz neues Milieu eingeführt – in die sich als Genossenschaft verstehende Stadtgemeinde, für die Konsens und Frieden elementare Existenznotwendigkeiten waren und in der Bürgergemeinde und Kirchengemeinde in eins zusammenfielen. Der Disputation kam hier eine rechtlich-politische Aufgabe zu – Friedensstiftung und Friedenssicherung mit Hilfe der Wahrheitsfindung –, und sie erhielt im Vergleich zur Universität eine ungemein verstärkte Bedeutung für das Leben: Es konnte, was aus der Veranstaltung resultierte, nun nach Meinung der Beteiligten über Heil und Unheil einer ganzen Stadt entscheiden. Unter den gegebenen Umständen waren solche Disputationen Kampfmittel der reformatorischen Bewegung: Die neue Botschaft wurde in ihrer Eigenschaft als Heilsbotschaft zur Geltung gebracht, und es war die überragende Autorität der Bibel, die den vielen Autoritäten, die es sonst noch gab, kämpferisch vorgeordnet und gegenübergestellt wurde. Das Ziel aber war, der reformatorischen Lehre zum Sieg in der Stadt zu verhelfen.“⁶

Wie breit und erfolgreich das neue Kampfmittel der „öffentlichen Disputation“ seit 1523 auch in anderen Städten zum Einsatz kam (und zwar unabhängig davon, ob sich deren Kirchenwesen später eher der Sphäre des lutherischen oder eher der des reformierten Protestantismus zuordnete), lässt sich eindrücklich zeigen. Die 2011 erschienene zweite Auflage der durch Thomas Kaufmann besorgten überarbeiteten Neuveröffentlichung des Moellerschen Aufsatzes zählt an dieser Stelle insgesamt 33 Disputationen bzw. Disputationsversuche. Sie betrafen Städte wie Altenburg (1523), Straßburg (1524), Breslau (1524), Appenzell (1524), Mülhausen im Elsass (1524), Konstanz (1524/1527), Memmingen (1524/1525), Kaufbeuren (1525), Schlettstadt im Elsass (1525), Nürnberg (1525), Basel (I) (1525/1526), Ilanz in Graubünden (1526), Baden im Aargau (1526), Homberg in Hessen (1526), Reutlingen (1526), Bern (1528), Hamburg (1528), noch einmal Basel (II) (1529), Frauenfeld im Thurgau (1529), Lübeck (1530), Minden (1530), Solothurn (1531), Göttingen (1531), Ulm (1531), Soest (1531), Esslingen (1531), Münster (1531/1532), Lüneburg (1532), Osnabrück (1532), Augsburg (1534), Genf (1536), Lausanne (1536) und Köln (1542/1543).⁷

⁶ Bernd Moeller, Die öffentliche Disputation des Predigers Dietrich Buthmann 1532, in: Karl Georg Kaster/Gerd Steinwascher (Hgg.), V.D.M.I.Æ Gottes Wort bleibt in Ewigkeit. 450 Jahre Reformation in Osnabrück (Osnabrücker Kulturdenkmäler 6), Bramsche 1993, S. 91-96, das Zitat hier S. 92-94.

⁷ Moeller, Zwinglis Disputationen (wie Anm. 4), S. 55-176.

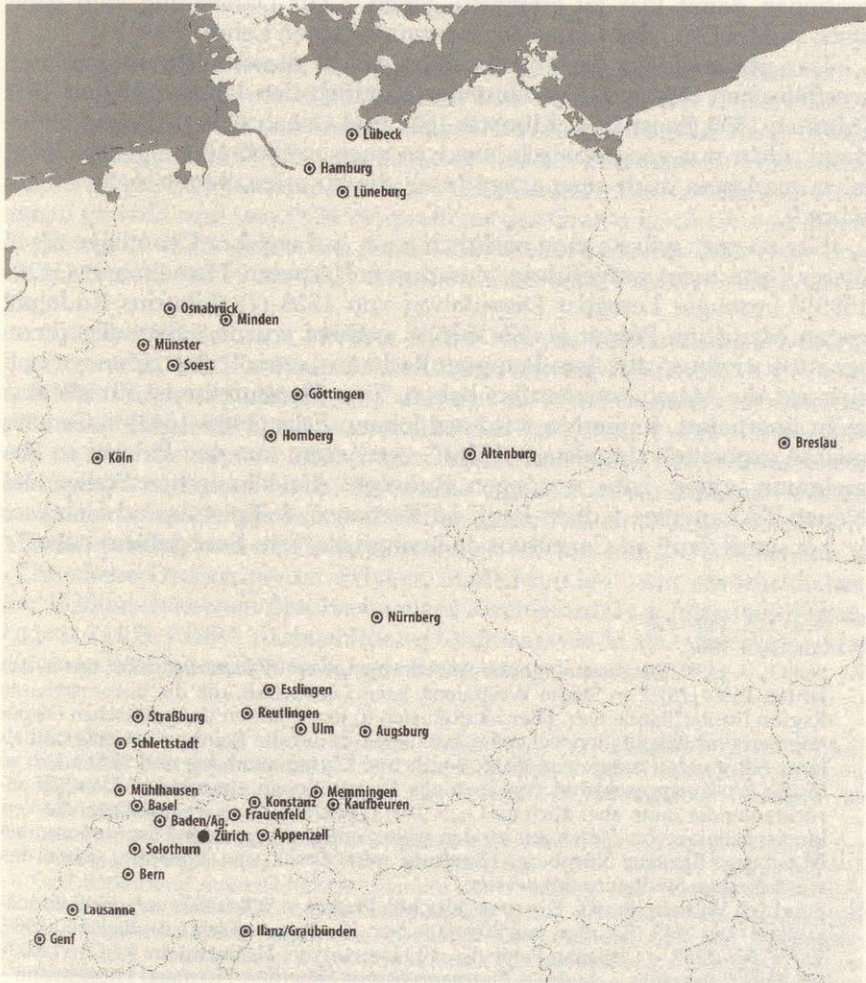


Abb. 1: Die öffentlichen Disputationen der Zeit von 1523 bis 1542/1543
Karte: Thomas Ijewski, Freudenberg

Zwar waren die Veranstaltungsformen hier im Einzelnen durchaus unterschiedlich.⁸ Im Zentrum standen aber fast immer Thesenreihen,⁹ die die Grundlagen des vor Ort erfolgten Aufbruchs umfassend, pointiert und natürlich auch möglichst wirkungsvoll zusammenfassten und dessen In-

⁸ A.a.O., S. 182-186.

⁹ A.a.O., S. 186-189.

tentionen damit klar zu erkennen gaben.¹⁰ Zur Darstellung kam dabei stets, so Moeller, „das Ganze der reformatorischen Lehre“¹¹.

Das gilt auch für die Thesenreihen der in dieser Liste aufgeführten westfälischen Städte. Sie entstammen sämtlich den Jahren 1530 bis 1532 (Minden 1530, Soest 1531, Münster 1532 und Osnabrück 1532) und bilden damit nicht nur geographisch, sondern auch zeitlich eine eigentümliche, ja, in manchem auch eigenartige Insel, die zu erforschen sich zweifellos lohnt.¹²

Gar zu gern wüsste man natürlich auch, auf welcher Grundlage die in dieser Liste nicht aufgeführte, nur durch Hermann Hamelmann (1526–1595)¹³ bezeugte Lemgoer Disputation von 1528 (?) (Liborius Rudolphi gegen Mauritius Piderit [1497–1576]¹⁴) geführt wurde.¹⁵ Sie soll „coram senatu & civibus“ auf dem Lemgoer Rathaus („curia“) stattgefunden und sich auf die Messe konzentriert haben. Eine Thesenreihe ist für sie aber nicht überliefert. Immerhin wird auf Johann Ecks (1486–1543)¹⁶ „Canonis missae expositio“ (Ingolstadt 1526)¹⁷ verwiesen, aus der Piderit, so Hamelmann, zitiert habe, wogegen Rudolphi die klassischen Stellen des Neuen Testamentes („dicta Pauli ad Romanos, & Epistolas ad Hebraeos [...] & simul Pauli ad Corinthios de Eucharistia“) ins Feld geführt habe.¹⁸

¹⁰ A.a.O., S. 189–193.

¹¹ A.a.O., S. 190.

¹² A.a.O., S. 143: „Die chronologische Anordnung unserer Fallstudien führt uns in den Jahren 1530–[15]32 in Städte Westfalens, jener Landschaft, die die bistumsreichste Region Deutschlands war. Hier häuften sich in jenen Jahren die politischen Disputationen und Disputationsversuche, bei denen es um die Reformation ging, auffallend. Sie standen untereinander in deutlichem Zusammenhang und lassen sich so in die Wirkungsgeschichte von Zwinglis Disputationen einordnen.“ Deutlich zurückhaltender dann aber auch a.a.O., S. 181f.: „Nicht ganz so leicht fällt es, die Verbindungslinien von Zürich aus zu den weiter entfernt liegenden Disputationsorten Altenburg, Breslau, Nürnberg, Hamburg mit Lübeck und Lüneburg sowie den westfälischen Städten nachzuweisen.“

¹³ Friedrich Wilhelm Bauks, Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4), Bielefeld 1980, S. 178, Nr. 2267. – Christian Peters, [Art.] Hamelmann, Hermann, in: RGG⁴ 3 (2000), Sp. 1402 (Literatur). – Andreas Biermann/Jürgen Scheffler, Hermann Hamelmann – ein streitbarer Theologe in Lemgo (Schriften des Städtischen Museums Lemgo 9), Bielefeld 2010.

¹⁴ Erich Wencker, [Art.] Piderit, Mauritius, in: BBKL 19 (2001), Sp. 1055–1057 (Literatur).

¹⁵ Vgl. zu ihr Alois Schröer, Die Reformation in Westfalen. Der Glaubenskampf einer Landschaft. Bd. 1: Die westfälische Reformation im Rahmen der Reichs- und Kirchengeschichte. Die weltlichen Territorien und die privilegierten Städte. Die Zweite Reformation. Ergebnisse, Münster 1979, S. 343–353, hier S. 347f.

¹⁶ Jared Wicks, [Art.] Eck, Johannes, in: RGG⁴ 2 (1999), Sp. 1047f. (Literatur).

¹⁷ AD IN/VICTISSIMUM POLONIAE // regem Sigismundum, de sa=//crificio Missae Contra // Lutheranos, li=//bri duo. // Iohanne Eckio authore. // (Augsburg: Simprecht Ruff 1526). – VD16 E 254.

¹⁸ HERMANNI HAMELMANNI, S. S. Theol. Licent. dum viveret Superint. Oldenburgici, OPERA GENEALOGICO-HISTORICA, De WESTPHALIA & SAXONIA

1. Minden (1530)

Verfasser der Mindener¹⁹ Thesenreihe war der um 1500 in Lüchow geborene Nikolaus Krage († 1559),²⁰ dessen Vita vor allem der frühere Leiter des Kommunalarchivs Minden, Hans Nordsiek, erforscht hat.²¹ Krage hatte wahrscheinlich wie sein jüngerer Bruder Tilemann in Wittenberg studiert. Ab 1523 hatte er zunächst als evangelischer Prediger in Stolzenau gewirkt und war 1526 Hofprediger des Grafen Erich IV. von Hoya-Stolzenau († 1547) geworden. Ende 1529 holte man ihn dann von dort nach Minden, wo er am 27. Dezember seine erste Predigt in St. Martini hielt.

Krages Wechsel nach Minden waren längere Verhandlungen vorausgegangen. Da Bischof Franz I. von Braunschweig-Wolfenbüttel (* 1492), seit 1508 Mindens Stadtherr und dort seit 1511 auch zumeist residierend, schon seit längerem krank war, wollte der Rat gerüstet sein, um bei dessen zu erwartendem Ableben und möglichst noch vor der (voraussehbar strittigen) Wahl eines Nachfolgers eine eigene Kirchenordnung erlassen zu können. Am 29. November 1529 trat dieser Fall ein. Krage wurde nach Minden gerufen und verfasste dort innerhalb von nur sechs Wochen die „Christliche Ordeninge der Erlyken Stadt Mynden“, ein eindrückliches, der 1528 erschienenen Braunschweiger Kirchenordnung Johannes Bugenhagens (1485–1558)²² nachgebildetes Ordnungswerk, das den Autor klar als einen Schüler der Wittenberger Reformatoren auswies.²³

INFERIORI [...] (ed. Ernst Casimir Wasserbach) [...] LEMGOVIAE [...] Anno MDCCXI, S. 1058-1060, hier S. 1059f., die Zitate hier S. 1059 (Exemplar: Institut für Westfälische Kirchengeschichte an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der WWU Münster, Signatur W II 183).

¹⁹ Literatur zur Mindener Reformationsgeschichte: Martin Krieg, Die Einführung der Reformation in Minden, in: JVKWG 43 (1950), S. 31-108. – Wilfried Ehbrecht, Form und Bedeutung innerstädtischer Kämpfe am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit: Minden 1405–1535, in: Wilfried Ehbrecht (Hg.), Städtische Führungsgruppen und Gemeinde in der werdenden Neuzeit (Städteforschung, A 9), Köln/Wien 1980, S. 115-152. – Martin Brecht, Reformation und Kirchenordnung in Minden 1530, in: JVKWG 73 (1980), S. 19-38. – Alois Schröer, Die Reformation in Westfalen. Der Glaubenskampf einer Landschaft. Bd. 2: Die evangelische Bewegung in den geistlichen Landesherrschaften und den Bischofsstädten Westfalens bis zum Augsburger Religionsfrieden (1555), Münster 1983, S. 267-296.

²⁰ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 13), S. 274, Nr. 3442.

²¹ Hans Nordsiek, Von Lüchow nach Salzwedel – auf den Spuren des Mindener Reformators Nicolaus Krage, in: Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins 53 (1981), S. 51-106 (Literatur).

²² Gerhard Müller, [Art.] Bugenhagen, Johannes, in: RGG⁴ 1 (1998), Sp. 1852f. (Literatur).

²³ Christlike Or//deninge der Erlyken // Stadt Mynden tho // denste dem hilgen E=// vangelio / Ock denn // Christliken frede un(d) enich//eit belangende / mit sampt // ytliker vormaninge vor // der gemeine Dorch Nico=//laum kragen erwelten un(d) // geescheden predicantenn // tho Minden. // MDXXX. Faksimiledruck mit hochdeutscher Übertragung. Hg. Stadt Minden, Minden 1980. VD 16 5418. – Sabine Arend/

Dennoch wurde es am Ende knapp, denn als am 10. Februar 1530 Franz (II.) von Waldeck (1491–1553)²⁴ zum neuen Mindener Bischof postuliert wurde, nahmen Rat und Gemeinde die neue Ordnung zwar einmütig an. Auch sorgte man umgehend für deren Kanzelpublikation in der Bürger- und Ratskirche St. Martini (13. Februar 1530). Vor dem schon sehr bald in Lübeck anlaufenden Druck mussten aber zunächst noch die Passagen zur Messe fertiggestellt werden.²⁵

Rechtlich war dies natürlich ein übler Fauxpas, der dann auch sofort zu Gegenreaktionen führte: Krages Gegner bezweifelten die Sakramentalität der evangelischen Abendmahlsfeiern und verunsicherten so die Kommunikanten. Sie prophezeiten dem neuen Mindener Kirchenwesen einen baldigen Untergang.²⁶

Für Krage wurde die Situation schnell unangenehm.²⁷ Am 21. März 1530 („mandag[es] na Oculi“) heftete er daher eine 19 Thesen umfassende Artikelreihe an alle Kirchentüren Mindens. Sie war als sein Glaubensbekenntnis stilisiert („de bekantenisse mines gelouve[n]“). Krage forderte seine Gegner auf, ihm bei einer (so der Vorspruch) „apentliken disputa-tion“ binnen vier Wochen darauf zu antworten.²⁸

Diese Disputation kam nicht zustande. Die Thesenreihe wurde dem Druck der Mindener Kirchenordnung als Anhang beigegeben. Dies wäre kaum möglich gewesen, wenn Krage seinen Vorstoß nicht zumindest mit Rückendeckung des Rates unternommen hätte.²⁹ Allerdings zeigt das auffällig gedrängte Druckbild (Wechsel zu einer deutlich kleineren Type, nicht jede der 19 Thesen beginnt in einer eigenen Zeile), dass der Eingriff offenbar erst ganz zuletzt erfolgt ist.³⁰

Aber nun zur Thesenreihe selbst:³¹ Um was ging es dem Mindener Reformator Nikolaus Krage? – Wie besonders Martin Brecht gezeigt hat, folgt Krages Thesenreihe einer großen Vorlage, nämlich jenem „Bekenntnis“, das Martin Luther (1483–1546)³² zwei Jahre zuvor seiner Schrift

Eike Wolgast (Hgg.), Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts. Bd. 21: Nordrhein-Westfalen I: Die Vereinigten Herzogtümer Jülich-Kleve-Berg. Das Hochstift und die Stadt Minden. Das Reichsstift und die Stadt Herford. Die Reichsstadt Dortmund. Die Reichsabtei Corvey. Die Grafschaft Lippe. Das Reichsstift und die Stadt Essen, Tübingen 2015, S. 121–145, die Thesen hier S. 143–145.

²⁴ Hans-Joachim Behr, Franz von Waldeck. Fürstbischof zu Münster und Osnabrück, Administrator zu Minden (1491–1553). Sein Leben in seiner Zeit (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XVIII: Westfälische Biographien 9; Teil 1: Darstellung; Teil 2: Urkunden und Akten), Münster 1996 und 1998.

²⁵ Brecht, Reformation (wie Anm. 19), S. 23.

²⁶ So nach dem Vorspruch der Mindener Thesenreihe. Vgl. unten Anhang Text 1.

²⁷ Zum Vorgang Moeller, Zwinglis Disputationen (wie Anm. 4), S. 143–145.

²⁸ Vgl. unten Anhang Text 1.

²⁹ Mit Moeller, Zwinglis Disputationen (wie Anm. 4), S. 144.

³⁰ Vgl. unten Anhang Text 1.

³¹ Anhang Text 1.

³² Reinhard Schwarz, [Art.] Luther, Martin I. Leben und Schriften. II. Theologie, in: RGG⁴ 5 (2002), Sp. 558–572. 573–588 (Literatur).

„Vom Abendmahl Christi“³³ beigegeben hatte. Damit rezipierte Krage nicht nur Luthers schärfste Auseinandersetzung mit der schweizerischen Abendmahlslehre. Er rekurrierte auch auf einen Text, der die Bekenntnisbildung innerhalb des Luthertums sehr schnell entscheidend voranbringen sollte.³⁴

Allerdings hat sich Krage dieses wichtige „Credendum“ vor dem „Augsburger Bekenntnis“, der „Confessio Augustana“ von 1530,³⁵ durchaus selbständig angeeignet: Den Anfang machen wie bei Luther klare Aussagen zur Trinitätslehre und zur Christologie. Christus ist wahrer Mensch und wahrer Gott. Er allein hat für aller Menschen Sünde genug getan, und er allein ist darum auch unser „middeler / vorspraken / gnadensto(e)l / leuent / salicheit / vorgeuinge d(er) su(e)nde vn(d) enyge ho(e)peninge“ (These 1-4).

Die die Angriffe der Gegner aufnehmenden kritischen Thesen beginnen nicht zufällig mit der römischen Messe: „De Papistische misse [ist] / vnrecht / ketterie / vn(d) du(e)uelsck werck / vn(d) yege(n) Godt vn(d) de Go(e)dtlichen schrift“. Die Messe ist kein Opfer für die Lebendigen und die Toten, sondern ein Testament, das heißt ein Gedächtnis der durch Christus erworbenen Vergebung der Sünde (These 5).

Dann folgen, in klarer Orientierung an der Schrift, weitere Abgrenzungen von Lehre und Praxis der römisch-katholischen Kirche: Die Lehre vom Fegfeuer ist unbiblisch (These 6). Auch die Weihen des Wassers, des Salzes und der Palmen sowie die Prozessionen haben keinen Anhalt in Gottes Gebot (These 7). Nicht die Heiligen, sondern Christus allein ist unser Fürbitter (These 8). Vigilien, Gedächtnisse und Seelenmessen widersprechen dem biblischen Zeugnis (These 9).

Ausdrücklich zurückgewiesen werden aber auch die Lehren der Täufer und der sogenannten „Sacramentes schenders“ (also der Anhänger Zwinglis und anderer Spiritualisten). Hier ist klar Luthers Einfluss zu spüren (These 10). Das Taufwasser soll nicht geweiht, die Taufe vielmehr gemäß ihrer Einsetzung und mit gewöhnlichem Wasser vollzogen werden (These 11). Ordensgelübde und andere päpstliche Gelübde können nicht als christlich gelten (These 12). Der Ehestand steht allen Menschen offen. Er ist ein Gebot Gottes für alle, die sich nicht enthalten können (These 13).

Noch einmal wird dann zum Abendmahl zurückgelenkt: Es soll nicht nur den Priestern, sondern allen Christen unter beiderlei Gestalt gereicht werden (These 14). Die letzte Ölung „ys nychts“ und soll nur als schriftgemäße Krankensalbung vollzogen werden (These 15). Den päpstlichen

³³ D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe (WA) Bd. 26, Weimar 1909, S. (241) 261-509, hier S. 499-509.

³⁴ Brecht, Reformation (wie Anm. 19), S. 34.

³⁵ Zum Zusammenhang: Christian Peters, [Art.] Bekenntnisschriften. I Westen, in: RGG⁴ 1 (1998), Sp. 1270-1275 (Literatur).

Abläss lehnt Krage ab (These 16). Bilder, die nicht angebetet werden, sind unproblematisch. Auch Glocken, Messgewänder, Kirchenschmuck und Kerzen sind nicht gegen den Glauben (These 17). Die päpstliche Rechtsprechung hingegen und die bisherige Übung des Bannes werden energisch abgelehnt. Wie er sich die Regelung der Kirchenzucht vorstellt, ist, so der Reformator, seiner (den Thesen im Druck vorausgehenden) Ordnung zu entnehmen (These 18). Am Schluss steht ein nachdrückliches Bekenntnis zur Auferstehung der Toten (These 19).

Der abschließende Mottovers nach Markus 1,15 reflektiert den Grundimpuls der Wittenberger Reformation (man denke nur an Luthers „95 Thesen von der Kraft der Ablässe“ [1517]³⁶). Er führt ins Zentrum der Botschaft Jesu von Nazareth: „Tut Buße und glaubt an das Evangelium“.

Themenfolge Minden 1530

[Grundlagen:]

Thesen 1-4: Dreieinigkeit, Lehre von Christus und der durch ihn gewirkten Erlösung

[Kritische Thesen:]

Thesen 5-9: Kritik der römischen Messe, Leugnung des Fegfeuers, Ablehnung der Weihen und aller Prozessionen sowie der Fürbitte der Heiligen, Abschaffung der Seelenmessen

Thesen 10-13: Distanzierung von Täufern und „Sakramentsschändern“, einsetzungsgemäßer Vollzug der Taufe, Ungültigkeit der Ordensgelübde, Freigabe des Ehestandes für alle Menschen

Thesen 14-19: Austeilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, Kritik der Letzten Ölung, Ablehnung des päpstlichen Ablasses, Bilder und Kirchenschmuck sind zulässig, dürfen aber nicht verehrt werden, Ablehnung der päpstlichen Jurisdiktion und des Bannes (Kirchenzucht), Bekenntnis zur Auferstehung der Toten

2. Soest (1531)

Autor der Soester³⁷ Thesenreihe war der aus Osnabrück stammende Dominikanermönch Thomas Borchwede († vor 1538).³⁸ Borchwede hatte das

³⁶ WA 1 (wie Anm. 33), S. (229) 233-238 („Disputatio pro declaratione virtutis indulgentiarum. 1517“).

³⁷ Literatur zur Reformationgeschichte Soests: Hubertus Schwartz, Geschichte der Reformation in Soest, Soest 1932. – Schröer, Reformation 1 (wie Anm. 19), S. 353-411. – Wilfried Ehbrecht [u.a.], Reformation, Seditio und Kommunikation. Beiträge und Fragen zum Soester Prädikanten Johann Wulff von Kamen, in: Gerhard Köhn (Hg.), Soest. Stadt – Territorium – Reich, in: Soester Zeitschrift 92/93 (1980/1981), S. 243-325 (zugleich: Soester Beiträge 41). – Christian Peters, Vom Wormser Edikt

Ordensstudium in Dortmund durchlaufen (1518) und war später zum Theologiestudium nach Erfurt (1519) und Leipzig (1520) gegangen. 1521 war er dann in sein Osnabrücker Heimatkloster zurückgekehrt und hatte hier das Amt eines magister studiorum übernommen. Auch die weitere Ordenskarriere war erfolgreich verlaufen: Schon 1526 hatte Borchwede am bedeutenden studium generale der Dominikaner in Köln unterrichtet. Zwei Jahre später war er dann cursor des Ordensstudiums in Hildesheim geworden. Dass ihn das Hallenser Ordenskapitel 1530 als cursor und ersten Prediger nach Soest entsandte und ihm damit dort die wichtigste geistliche Aufgabe übertrug, hat zu manchen Spekulationen Anlass gegeben. Handelte es sich bei Borchwedes Versetzung in die Börde Stadt möglicherweise um eine gezielte Aktion gegen das dortige Aufkommen der Reformation?

In Soest wirkte Borchwede nicht nur im Dominikanerkloster und in den diesem unterstellten Beginenhäusern, sondern auch in der Bürgerkirche St. Petri, wo er an den Sonn- und Feiertagen die Hauptpredigt zu halten hatte. Der Zulauf aus der Bevölkerung war beachtlich. Für den Prior und den Konvent der Soester Dominikaner wurde die Entwicklung allerdings schon bald unbehaglich. Spätestens seit dem Spätsommer 1531 übte Borchwede in seinen Predigten nämlich offene Kritik an der römischen Kirche. Allen Bemühungen zum Trotz gelang es ihnen nicht, ihren Ordensbruder zum Einlenken zu bewegen. Man hätte ihn daher gern entlassen, konnte dies aber nicht wagen, weil Borchwede die Unterstützung einer 1531 gegründeten Schützengesellschaft gefunden hatte. Daher schrieb man zuletzt nach Köln und bat um die Entsendung eines gelehrten Bruders, der Borchwede zumindest so lange ersetzen solle, bis man selbst einen neuen Prediger gefunden habe.

Auch die Kölner Dominikaner nahmen den Vorgang ernst. Sie schickten nämlich einen ihrer fähigsten Theologen nach Soest, den Doktor der Heiligen Schrift und erfahrenen Ketzerbekämpfer Johann Host von Romberg (1480/1485–ca. 1533).³⁹ Der aus Kierspe in der Grafschaft Mark stammende Host war ein umfassend gebildeter Mann. Er hatte in Rom, Bologna und Paris studiert und bereits zahlreiche theologische Werke

(1521) bis zum Augsburger Religionsfrieden (1555), in: Ellen Widder (Hg.), *Soest. Geschichte der Stadt Bd. 3: Zwischen Bürgerstolz und Fürstenstaat. Soest in der frühen Neuzeit* (Soester Beiträge 54), Soest 1995, S. 179-248.

³⁸ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 13), S. 50, Nr. 661. – Marga Koske, [Art.] Soest – Dominikaner, in: Karl Hengst (Hg.), *Westfälisches Klosterbuch. Lexikon der vor 1815 errichteten Stifte und Klöster von ihrer Gründung bis zur Aufhebung. Teil 2 Münster – Zwillbrock* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XLIV. Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Religionsgeschichte 2), Münster 1994, S. 360-365, besonders S. 361f. (Literatur). – Vgl. zum Folgenden Peters, Wormser Edikt (wie Anm. 37), S. 184-195.

³⁹ Paul-Gundolf Gieraths (OP), [Art.] Host, Johannes, in: *Neue Deutsche Biographie* (NDB) 9 (1972), S. 653f. – Viola Tenge-Wolf, [Art.] Host von Romberg, Johann, in: *LThK* 5 (1996), Sp. 288f. (Literatur).

veröffentlicht. Daneben hatte er sich aber auch schon als Inquisitor bewährt, so zum Beispiel während des achtmonatigen Kölner Prozesses gegen die evangelischen Märtyrer Adolf Clarenbach (* um 1497) und Peter Fliesteden (1528/1529).⁴⁰ In Soest kannte man ihn gut, war er doch schon 1526 auch gegen den Lippstädter Reformator Dr. Johannes Westermann (1490–nach 1541)⁴¹ mobilisiert worden.⁴²

Den nun einsetzenden „Streit der Dominikaner“ habe ich bereits an anderer Stelle geschildert.⁴³ Borchwede, von seinem Konvent mit einem Predigtverbot belegt, heizte die Stimmung an. Er trat mit Spottgedichten und fingierten Ablassbriefen hervor und störte die Kanzelvorträge des an seiner Stelle predigenden Host.⁴⁴ Wahrscheinlich kannte er seinen Gegner bereits aus Köln.⁴⁵ Daraufhin griff der Rat ein und belegte beide Männer „bis to erfaringe der warheit“ und „umb der Twifelde erlöset to werden“ mit einem Arrest. Außerdem schrieb er an den Herzog von Kleve und bat diesen, Schiedsrichter zu einer (so der Soester Rat) inzwischen von beiden Kontrahenten angebotenen Disputation zu entsenden.⁴⁶

Für den Konvent und für Host war dies natürlich eine höchst unangenehme Wendung der Dinge: Eine innere Angelegenheit des Ordens, so sah man es, sollte zum Gegenstand einer öffentlichen Disputation gemacht werden. Auch eine eilig erfolgende Intervention des Ordensprovinzials in Leipzig blieb ergebnislos.⁴⁷

Während Borchwede, der sich durch das Verhalten des Rates bestätigt sah, inzwischen zügig auf eine öffentliche Disputation hinarbeitete und dabei klar auf seine innerstädtischen Unterstützer setzte,⁴⁸ verließ Host,

⁴⁰ Rainer Sommer, Der Ketzerprozess gegen Adolf Clarenbach und Peter Fliesteden (1528–1529), in: Rainer Sommer (Hg.), Hermann von Wied: Erzbischof und Kurfürst von Köln, Teil 1: 1477–1539 (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte 142), Köln 2000, S. 177–190.

⁴¹ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 13), S. 551, Nr. 6847.

⁴² Herbert Westermann, Johann Westermann, in: Robert Stupperich (Hg.), Westfälische Lebensbilder Bd. 16 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XVII A, 16), Münster 2000, S. 46–61.

⁴³ Wie Anm. 37. – Dazu Christian Peters, Dyt ys de beke(n)ninge vnsers geloue(n) (1531). Wie kam es zu Borchwedes Thesenanschlag?, in: Soester Zeitschrift 108 (1996), S. 69–80. – Moeller, Zwinglis Disputationen (wie Anm. 4), S. 156–158.

⁴⁴ Peters, beke(n)ninge (wie Anm. 43), S. 69f. (Text 1: Borchwede heftet ein erstes Plakat an den städtischen Pranger. Es bietet zwei Spottgedichte auf den Ablasshandel im Soester Dominikanerkloster. Plakat. 1531 September 16; erneute Edition von StA Soest A Nr. 6742).

⁴⁵ Peters, beke(n)ninge (wie Anm. 43), S. 71 (Text 2: Borchwede fordert Host von Romberg und seine Soester Ordensbrüder auf, mit ihm über den Inhalt seiner Predigten zu disputieren. Aus einem Schreiben Borchwedes an den Soester Rat. Nach 1531 September 29; erneuter Teilabdruck von StA Soest A Nr. 6749): „[...] darbe-neue(n) ys vnse Doctor [Host] hyr gewest, de sake touorhoere(n) [...]“.

⁴⁶ Schwartz, Reformation (wie Anm. 37), S. 33.

⁴⁷ Peters, Wormser Edikt (wie Anm. 37), S. 190.

⁴⁸ Peters, beke(n)ninge (wie Anm. 43), S. 71 (Texte 2f.: Borchwede fordert Host von Romberg und seine Soester Ordensbrüder auf, mit ihm über den Inhalt seiner Pre-

wieder freigekommen, schon bald die Stadt. Aus Unna schrieb er aber noch einmal an den Rat und legte diesem seine Position dar. Danach waren Borchwede und die diesem nahestehenden Prediger Ketzer, die wie alle „vermalediethe[n] luttersche[n] und zwinglianersche[n] predica(n)ten“ allenfalls im Rahmen eines nicht öffentlich zu führenden Inquisitionsverfahrens zu Wort kommen durften.⁴⁹

Um ein solches Verfahren in Gang zu bringen, legte Host seinem Brief an den Rat eine Reihe von Thesen bei, die Borchwede und die ihm nahestehenden Prediger gelehrt hätten.⁵⁰ Ihre Artikel trieben zum Aufruhr und widersprächen, so der Inquisitor, der Heiligen Schrift. Das von Host darin Aufgeführte dürfte – einige Spitzensätze wie zum Beispiel die Behauptung des sofortigen Seelentodes oder die Forderung nach sexueller Entrechtung der Ehefrauen zugunsten ihrer Ehemänner einmal angenommen – in der Tat so oder ähnlich vertreten worden sein. Es wurde von Romberg nun aber bewusst und durchaus gekonnt skandalisiert. Der Soester Rat geriet damit unverhofft in den Verdacht, in seiner Stadt, die ja offiziell eine klevische Landstadt war, gefährliche Sonderlehren zu dulden.⁵¹

digten zu disputieren. Er bittet den Soester Rat, das gegen ihn verhängte Predigtverbot aufzuheben. Außerdem bietet er sich dem Rat zu einer öffentlichen Disputation an. Aus einem Schreiben Borchwedens an den Soester Rat. Nach 1531 September 29; erneuter Teilabdruck von StA Soest A Nr. 6749).

⁴⁹ Peters, beke(n)ninge (wie Anm. 43), S. 72f. (Texte 4f.: Host von Romberg warnt den Soester Rat vor den „vermalediethe[n] luttersche[n] und zwinglianersche[n] predica(n)ten“ und ihren gefährlichen Lehren. Er legt dar, dass man es bei Luther und dessen Anhängern mit seit langem verurteilten Ketzern zu tun habe. Aus der Denkschrift Hosts von Romberg für den Soester Rat. 1531 Oktober 17; Teiledition von StA Soest A 6743).

⁵⁰ Peters, beke(n)ninge (wie Anm. 43), S. 73-75 (Text 6: Host von Romberg übersendet dem Soester Rat einen Katalog angeblicher Artikel der Soester Prädikanten. Aus der Denkschrift Hosts von Romberg für den Soester Rat. 1531 Oktober 17; Teiledition von StA Soest A Nr. 6743). Vgl. unten Anhang Text 2.1.

⁵¹ Peters, beke(n)ninge (wie Anm. 43), S. 75f. (Text 7: Host von Romberg drängt den Soester Rat, einen Ketzerprozess gegen die Soester Prädikanten und ihre [von ihm übersandten] Artikel einzuleiten. Aus der Denkschrift Hosts von Romberg für den Soester Rat. 1531 Oktober 17. Teilabdruck von StA Soest A Nr. 6743).

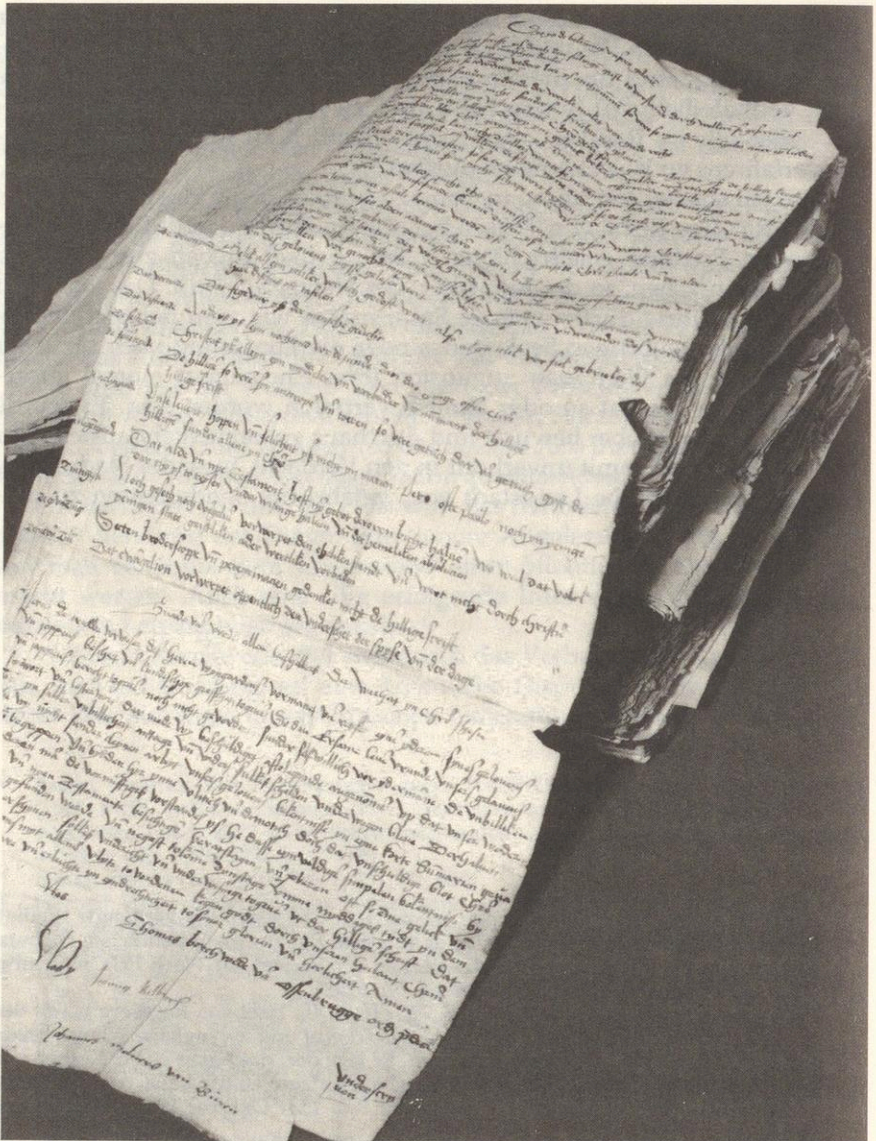


Abb. 2: Borchwedes Thesenpapier, StA Soest A Nr. 6744 fol. 11r

Foto: StA Soest

Da der Text schon bald auch bei Hofe bekannt war und der Herzog Borchwedes Entfernung forderte, gerieten die Dinge rasch in Bewegung.

Spätestens am 20. November 1531 schlug Borchwede ein Thesenplakat an die Tür des Münsters.⁵² Es trug seine Unterschrift, war daneben aber auch von seinen Kollegen Johann Kelberg (um 1500–1558)⁵³ und Johann Mollner († um 1550)⁵⁴ unterzeichnet worden. Im Begleittext lud er die Gegner zu einer öffentlichen Disputation ein. Sie sollte schon am folgenden Tage (vielleicht aber auch erst am 28. November) im Turm von St. Patrokoli stattfinden, der sich wie das Langhaus seit alters im Besitz der Stadt befand.⁵⁵

Die Disputation kam nicht zustande – wohl auch, weil das Domkapitel noch am gleichen Tage Einspruch erhob und die Rechtsbefugnisse des Rates bestritt. Man werde, so machte man dabei unmissverständlich klar, eine „oppenbarliche disputatio“ nur dann besuchen, wenn diese vor „gheborlichen Rychteren“ (also wohl den Vertretern des klevischen Landesherrn) stattfinde.⁵⁶

Allerdings war der Durchbruch der Reformation in der Stadt auch so nicht mehr aufzuhalten. Ende des Jahres kam es in Soest zu schweren Unruhen, die Bürgermeister und Rat nur dadurch besänftigen konnten, dass sie sich mit den bereits mehrheitlich für die Reformation gewonnenen Gilden und der Gemeinheit auf einen von Borchwede formulierten „Bundbrief“ verständigten.⁵⁷ Borchwededes Thesen, gleichsam die Geburtsurkunde der lutherischen Kirche in Soest, wanderten zu den Akten des Rates. Dort haben sie sich bis heute erhalten.⁵⁸

Doch nun zu den Thesen selbst.⁵⁹ Um was ging es dem Soester Reformator Borchwede? – Borchwededes Thesenreihe setzt bei der Schrift ein. Sie ist im gleichen Geiste zu lesen, in dem sie verfasst wurde (These 1). Das rekurriert wohl zunächst auf Luthers Spitzensatz in seiner Auseinandersetzung mit Erasmus von Rotterdam (1466/1469–1536):⁶⁰ „*Spiritus sanctus non est scepticus*“.⁶¹ Es normiert aber zugleich auch den Umgang mit der

⁵² Peters, beke(n)ninge (wie Anm. 43), S. 76–78 (Text 8: Thomas Borchwede tritt dem Artikelkatalog Hosts von Romberg entgegen. Er heftet ein Thesenpapier an die Tür des Münsters. Gleichzeitig lädt er zu einer öffentlichen Disputation ein. 1531 November 20; erneute Edition von StA Soest A 6744). Vgl. unten Anhang Text 2.2.

⁵³ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 13), S. 247, Nr. 3112.

⁵⁴ A.a.O., S. 340, Nr. 4268.

⁵⁵ Schwartz, Reformation (wie Anm. 37), S. 39.

⁵⁶ A.a.O., S. 358.

⁵⁷ Ehbrecht, Reformation (wie Anm. 37), S. 247–256. – Peters, Wormser Edikt (wie Anm. 37), S. 196–199.

⁵⁸ A.a.O., S. 193 (Abb. 3).

⁵⁹ Peters, beke(n)ninge (wie Anm. 43), S. 67–78 (Text 8). Vgl. dazu unten Text 2.2. – Eine erste Analyse des Inhaltes auch schon bei Robert Stupperich, Soester Reformationstheologie. Thomas Borchwededes Thesen und Bundbrief, in: JWK 75 (1982), S. 7–22.

⁶⁰ Gerhard B. Winkler, [Art.] Erasmus, Desiderius, von Rotterdam, in: RGG⁴ 2 (1999), Sp. 1380–1384 (Literatur).

⁶¹ WA 18 (wie Anm. 33), S. (551).600–787, hier S. 605 („De servo arbitrio. 1525“).

Tradition: Lehren die Kirchenväter schriftgemäß, soll man sie hören, andernfalls sind sie zu verwerfen (These 2).

Dann folgen mit Galater 2,16 die Rechtfertigungslehre und die Lehre von den guten Werken als Früchten des Glaubens (These 3-4). Die Thesen 5-7 widmen sich der Kirche, die als die „gemenschoep der hillige(n)“ (communio sanctorum) begriffen wird. Auch hier sind alle Aussagen streng biblisch rückgebunden (Epheser 5,26f.; Apokalypse 21,2; Johannes 10,1). Hört die Kirche auf die Stimme ihres Herrn, kann sie nicht irregehen („duellen“).

Nun werden in einem umfänglichen Block Thesen zur römischen Messe und im Gegensatz dazu zum biblischen Abendmahl geboten (These 8-13). Der Opfergedanke widerspricht der Schrift (Hebräer 7,27 und 9,29). Christus selbst ist das einmalige und einzige Opfer. Das Abendmahl ist nicht nur den Priestern, sondern auch den Laien unter beiderlei Gestalt auszuteilen. Dies belegen die neutestamentlichen Einsetzungsberichte (1. Korinther 11,23; Matthäus 26,26-29; Markus 14,22-25; Lukas 22,15-20). Das Abendmahl versichert die Gläubigen der Gnade Gottes. Wie die Taufe ist es eine persönliche Begegnung mit Christus, die nicht übertragen werden kann: „Gelik als eyn ytliker vor sich gedoft wert, also ock eyn itlik vor sich gebruket des here[n] disches oft tafelen.“ Für die Verstorbenen gehaltene Messen „vmme geldeß wyllen“ und „vor genochdoninge“ (das heißt, um für diese Menschen die Vergebung ihrer Sünden zu erwirken) sind ein Missbrauch des Sakraments.

Die weiteren kritischen Thesen (These 14-18) schließen hieran an: Das Fegefeuer ist eine Erfindung der Menschen. Allein das Opfer Christi wirkt die Genugtuung für unsere Sünden. Er (und nicht die Heiligen) ist daher auch unser einziger Fürbitter bei Gott. Heilige sind nur dann anzurufen, wenn die Schrift sie erwähnt. Dennoch gilt: „Unse leuent, hoppen un(d) selicheit yß nicht yn Marien, Petro ofte Paulo, noch yn yenige(n) hillige(n), sunder allene yn Chr(ist)o.“

Die vier letzten Thesen (These 19-22) gelten der Ohrenbeichte, der Priesterehe, den Wallfahrten und den Speisevorschriften. Die Ohrenbeichte ist zwar in der Schrift nicht geboten, soll aber der hier persönlich zugesprochenen Absolution wegen in Gebrauch bleiben. Der Zölibat ist unbiblisch. Gleiches gilt für die Wallfahrten, die Gebetsbruderschaften und die Fastenvorschriften.

Dass auch dieser eindruckliche Entwurf einem großen Vorbild folgte, ist unverkennbar: Die Thesenreihe Borchweddes lehnt sich in ihrem Aufbau, aber auch in ihrer Sprache deutlich an das Augsburger Bekenntnis, die Confessio Augustana (CA) von 1530, an.⁶² Allerdings adaptiert sie dieses Modell durchaus selbständig. Da sich daneben auch Überschneidungen mit der für einen Ketzerprozess bestimmten Thesenreise Hosts

⁶² Vgl. dazu unten die Themenfolge.

abzeichnen, dürfte diese Borchwede und seinen Kollegen bekannt gewesen sein. Entsprechend nachdrücklich haben sie ihre als ihr Bekenntnis stilisierte Thesenreihe dann auch überschrieben: „Dyt [und nicht der Artikelkatalog Hosts!] ys de beke(n)ninge vnsers geloue(n)“!

Themenfolge Soest 1531

[Grundlagen:]

Thesen 1-2: Heilige Schrift und Zeugnis der Kirchenväter

Thesen 3-4: Rechtfertigung und gute Werke (vgl. CA 4-6, dazu CA 20)

Thesen 5-7: Kirche als „Gemeinschaft der Heiligen“ (vgl. CA 7f.)

[Kritische Thesen:]

Thesen 8-13: Römische Messe und biblisches Abendmahl (vgl. CA 10 und CA 13, dazu CA 22 und CA 24)

Thesen 14-18: Ablehnung des Fegefeuers, alleiniges Mittleramt Christi und Ablehnung der Verehrung aller nichtbiblischen Heiligen (vgl. CA 21)

These 19-22: Ablehnung der obligatorischen Ohrenbeichte (vgl. CA 11, dazu CA 25), Freigabe der Priesterehe (vgl. CA 23), Ablehnung der Mönchsgelübde (vgl. CA 27) und der Fastengebote (vgl. CA 15)

Die in Soest zu dieser Zeit nicht strittigen Artikel der CA, nämlich CA 1-3 (Trinität, Erbsünde, Christologie), CA 14 (kirchliches Amt), CA 16-19 (weltliche Angelegenheiten, Wiederkunft Christi zum Gericht, freier Wille, Ursache der Sünde) und CA 28 (weltliche Obrigkeit) tauchen bei Borchwede nicht auf. Dafür überschneiden sich seine Thesen aber an mehreren Stellen deutlich mit dem Artikelkatalog Hosts:

Host 1 (Vom glauben und wercken): Borchwede Thesen 3-4

Host 2 (Von busferdicheit vor dey sunde): Borchwede These 15

Host 4 (Von eeren vnd anruffen der hilgen): Borchwede Thesen 16f.

Host 6 (Von dem gebet vor die seelen): Borchwede These 14

Host 8 (Von dem Eestandt): Borchwede These 20

Host 9 (Von gelobten): Borchwede These 21

3. Münster (1532)

Auch in der frühen, noch vortäuferischen Stadtreformation Münsters,⁶³ die in ihrem Verlauf in Vielem derjenigen in Minden gleicht, hat es mehr-

⁶³ Literatur zur Frühzeit der münsterischen Reformation: Heinz Schilling, Aufstandsbewegungen in der stadtbürgerlichen Gesellschaft des Alten Reiches, in: Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Der Deutsche Bauernkrieg 1524-1526* (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 1), Göttingen 1975, S. 193-238. – Alois Schröer, *Reformation 2*

fach Vorstöße im Blick auf eine öffentliche Disputation gegeben.⁶⁴ Sie gingen allesamt von Bernhard Rothmann (um 1495–1535?)⁶⁵ aus. Entsprechend groß war das Interesse, das sich auf sie richtete, konnte man mit ihrer Hilfe doch präzise die Entwicklung dieses nachmaligen Haupttheologen des Täuferreiches nachzeichnen.⁶⁶

Weit weniger Beachtung fand demgegenüber eine Reihe von 16 Artikeln, die im Sommer 1532 zwar gleichfalls unter Rothmanns Federführung, aber eben doch im Namen aller münsterischen Prädikanten an den Rat übergeben wurde. Dabei handelt es sich um die „Korte Anwysunge der Missbruch der Romischen Kerken“ vom 16. August 1532.⁶⁷

Zwar ist die Überlieferung dieses Textes denkbar schlecht. Das Original oder ein Druck sind nicht erhalten. Der deutsche Wortlaut ihrer 16 Thesen ist nur aus einer noch 1532 erschienenen Gegenschrift Hosts von Romberg bekannt.⁶⁸ Schon dieser Umstand lässt aber aufhorchen.⁶⁹

Noch deutlicher wird der Sachverhalt, wenn man Hermann von Kerssenbrocks (1519–1585)⁷⁰ lateinische Übertragung hinzunimmt. Sie überliefert neben den Artikeln selbst nämlich auch deren Einleitungstext – und das heißt den Disputationsaufruf.⁷¹ Ihm zufolge sollen die sich weiterhin allen Reformen verweigernden römisch-katholischen Kleriker (gemeint

(wie Anm. 19), S. 317–395. – Wilfried Ehbrecht, Rat, Gilden und Gemeinde zwischen Hochmittelalter und Neuzeit, in: Franz-Josef Jakobi (Hg.), Geschichte der Stadt Münster Bd. 1, Münster 1993, S. 91–144. – Ernst Laubach, Reformation und Täuferherrschaft, in: Jakobi (Hg.), Geschichte (wie vor), S. 145–247, hier S. 145–165. – Hubertus Lutterbach, Der Weg in das Täuferreich von Münster. Ein Ringen um die heilige Stadt (Geschichte des Bistums Münster 3), Münster 2006.

⁶⁴ Vgl. dazu Moeller, Zwinglis Disputationen (wie Anm. 4), S. 154–156, hier S. 154f.

⁶⁵ Robert Stupperich (Hg.), Die Schriften Bernhard Rothmanns (Veröffentlichungen der Historischen Kommission Westfalens XXXII. Die Schriften der Münsterischen Täufer und ihrer Gegner 1), Münster 1970. – Karl-Heinz Kirchhoff, [Art.] Rothmann, Bernhard, in: The Oxford Encyclopedia of the Reformation 3 (1996), S. 450f. (Literatur).

⁶⁶ Martin Brecht, Die Theologie Bernhard Rothmanns, in: JWKG 78 (1985), S. 49–82. Vgl. aber auch demnächst: Christian Peters, Vom Humanismus zum Täuferreich. Der Weg des Bernhard Rothmann (Refo 500 Academic Studies [R5AS] 37), Göttingen 2017.

⁶⁷ Stupperich, Schriften Rothmanns (wie Anm. 65), S. 57–63 (Nr. 6).

⁶⁸ Johann Host von Romberg, Von dem mißbruch // der Romscher kirchen Christliche // antwortt auff die anwysung der // mißbruch durch dye predi-//canten zu(o) Munster in // Westphalenn al-//da vber ge-//benn. // D. Jo. Host von Rom-//berch Kirpensis. // [...] // (Köln: Johann Soter 1532) (VD16 ZV 24457). – Robert Stupperich (Hg.), Die Schriften der Münsterischen Täufer und ihrer Gegner II. Schriften von katholischer Seite gegen die Täufer (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XXXII), Münster 1980, S. 32–41.

⁶⁹ Vgl. dazu oben Abschnitt 2, „Soest (1531)“.

⁷⁰ Helmut Lahrkamp, [Art.] Kerssenbrock, Hermann, in: Neue Deutsche Biographie (NDB) 11 (1977), S. 537f. (Literatur).

⁷¹ Heinrich Detmer (Hg.), Hermann a Kerssenbrock Anabaptistici Furoris Monasterium [...] Historica Narratio (Die Geschichtsquellen des Bisthums Münster 5), Münster 1900, S. 235–241. – Stupperich, Schriften Rothmanns (wie Anm. 65), S. 60–63.

war das Domkapitel) endlich präzise über ihre Irrtümer und Missbräuche aufgeklärt werden, damit sie sich künftig nicht mehr auf ihre Unwissenheit berufen können. In einer öffentlichen Disputation vor dem Rat soll ihnen letztmalig Gelegenheit gegeben werden, ihre den Anordnungen der Stadtobrigkeit widersprechende Praxis durch belastbare, das heißt aus der Heiligen Schrift geschöpfte Argumente zu untermauern und sich so zu legitimieren. Gelingt ihnen dies nicht, hat der Rat als christliche Obrigkeit dafür zu sorgen, dass sie als Gotteslästerer aus der Stadt geworfen werden.⁷² – Eine Fristsetzung für die Disputation erfolgt nicht. Offenbar wurde der Text umgehend in Umlauf gesetzt.

Auch wenn Kerssenbrocks Übertragung den Ton seiner Vorlage vielleicht hier und da noch verschärft hat, wird die Dramatik des damaligen Vorstoßes doch deutlich erkennbar. Angesichts des angespannten Verhältnisses zum neuen Bischof (Franz von Waldeck war am 1. Juni 1532 auch zum Bischof von Münster postuliert worden) wollten Rothmann und seine Kollegen das Verhältnis zum Domkapitel wohl final zu den eigenen Gunsten „bereinigen“. In ihrer Grundtendenz gleichen ihre Thesen damit z.B. den Göttinger Thesen vom Januar 1531.⁷³

Das wurde auch andersorts erkannt, denn die Theologische Fakultät in Köln antwortete bereits am 9. September 1532 auf die münsterischen Thesen („Determinatio Facultatis Theologicae Coloniensis“).⁷⁴ Ihr Gutachten war scharf und benannte Rothmann als den Autor der Reihe. Allerdings zählt sie dabei nur 13 Artikel, weil sie die Artikel 2 bis 5 in einen einzigen Artikel zusammenzog.⁷⁵

Um was aber ging es in diesen nicht nur von Rothmann, sondern auch von dessen Kollegen Adam Brictius von Norde († 1557),⁷⁶ Johannes Glandorp (1501–1564),⁷⁷ Heinrich Roll (um 1500–1534),⁷⁸ Petrus (Peter)

⁷² „[...] Cum vero quidam querantur se nescire, quae templorum ceremoniae sint impiae, ideo se a receptis ceremoniis et templorum ritibus usitatis recedere non posse, nisi nominatim, quae sint impiae, praescribantur, quanquam autem quotidianis concionibus illud satis a nobis exprimat, ad quas hac de re ambigentes remittendi essent, tamen ut quaelibet impietas et quilibet abusus facilius cognoscatur ab illis neve aliquam causam pertinaciae suae in abusus retinendis praetexere queant, epitomen abusuum, quantum nunc necesse est, sacris literis confirmatam vobis ex umbra in solem educere volumus, ut hac occasione [!] hi, qui munitionibus huius vestrae urbis continentur et impiis hisce ritibus immersi detinentur, vestris mandatis ab eorum usu vel coerceantur [!] vel adversus illos solidi aliquid adferant, quo sua legitime tueantur [!]. Nam abusus hactenus fucata pietatis specie adumbrati, quos hic revelabimus, nihil aliud sunt, quam blasphemiae et calumniae in Deum [...]“. A.a.O., S. 60f.

⁷³ Moeller, Zwinglis Disputationen (wie Anm. 4), S. 147–149.

⁷⁴ Stupperich, Schriften von katholischer Seite (wie Anm. 68), S. 26–31.

⁷⁵ Stupperich, Rothmanns Schriften (wie Anm. 65), S. 58.

⁷⁶ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 13), S. 59, Nr. 767.

⁷⁷ Arnold Overmann, Johannes Glandorp (1501–1564) (Münsterische Beiträge zur Geschichtsforschung 69; = Folge 3,18) (auch: Münster, Diss. theol. 1938), Münster

Wertheim (1505–1547)⁷⁹ und Gottfried Strahlen (1500–1535)⁸⁰ unterzeichneten Artikeln?

Im Zentrum der Thesenreihe stehen Messe und Abendmahl (Thesen 1–10). Die durch Menschen zusammengestoppelte Messliturgie ist „verwostinge des aventmaels und verhonyng des dodes [Christi]“ (These 1). Das Abendmahl gehört in die Gemeinde und verkündigt den Tod Christi (1. Korinther 11,26). In der Messfeier jedoch richten sich die Einsetzungsworte nur an einen, der für alle isst und trinkt. Noch greulicher aber ist es, dass das Abendmahl hier als ein Opfer gilt, das anstelle des einmaligen Opfers Christi von „misapapen“ für Tote und Lebende gebracht wird. Damit wird, so heißt es hier scharf, das Heil wie Christus durch Judas verkauft (Thesen 3–4).

Eine zweite Gedankenfolge wendet sich gegen die Austeilung des Abendmahls unter einer Gestalt. Sie widerspricht dem Testament Christi. Die Aufbewahrung und Anbetung des gewandelten Brotes im Allerheiligsten („hyseken“) ist Abgötterei. Das dort Aufbewahrte ist Brot, denn ein Sakrament ist nur „inn rechten gebrucke“ ein Sakrament. Dagegen sind Brot und Wein, die zum Gedächtnis Jesu empfangen werden (man beachte den spiritualistischen Akzent!), sehr wohl ein Sakrament. Außerhalb der Handlung jedoch ist Brot Brot und Wein Wein. Die Formel „hoc est corpus meum“ ist kein Zauberspruch, der den Leib Christi erschafft (Thesen 7f.). Seelenmessen, Vigilien und Jahrtage sind unbiblisch und verspotten das Blut Christi, weil sie vorgeben, die Sünde Einzelner zu löschen. Sie dienen allein dazu, dem Volk den Beutel zu leeren (These 9).

Die These 10 fasst das Ganze zusammen: „Conclusion oder besloß redde von den furichen artickelen. Hyr uth und vellen anderen reddden folget des Sacramentz hensettinge, umdregent und anbedent und des Sacramentz hantreckinge under ener gestalt synt godzlesterlich und tegen alle godtlyke hyllige schrifft“.

Im Anschluss werden die übrigen gottesdienstlichen Handlungen in den Blick genommen: Der Gottesdienst dient der Stärkung und Besserung der Gemeinde (1. Korinther 10). Daher soll er auf Deutsch gehalten werden, denn: „Wat men nych vorsteyt, dat kan men sick yo nicht bettern“. Das gilt vor allem für die Feier der Taufe (These 11). Jeder Gottesdienst, „welker umme presentien und geltz willen geschuet“, ist unrecht. Alle Lobgesänge, die andere als Christus als den Mittler preisen (wie das „Salve Regina“), sind gottlos. Weihwasser, Kerzen, Bilder etc. dienen den

1938. – Heinz Scheible (Hg.), Melanchthons Briefwechsel. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Bd. 12: Personen. Teil: F–K, Stuttgart [u. a.] 2003, S. 148f.

⁷⁸ Susanne Siebert, [Art.] Roll, Heinrich, in: BBKL 8 (1994), Sp. 617–619 (Literatur).

⁷⁹ Paul Görlich, Wolfhagen. Geschichte einer nordhessischen Stadt, Kassel 1980, S. 322.

⁸⁰ Stralen, Gottfried (d. 1535), in: Global Anabaptist Mennonite Encyclopedia Online, unter gameo.org (Stand 9. Januar 2015).

Christen nicht zur Seligkeit. Gleiches gilt für die Letzte Ölung. Sie soll allenfalls als biblische Krankensalbung nach Jakobus 5 geübt werden. Die Verehrung von Heiligenbildern ist eine Abgötterei (Thesen 12-16).

Die vorgestellte Thesenreihe ist in ihrer Schärfe zwar hier und da auffällig,⁸¹ sie bewegt sich aber durchaus noch im Rahmen gemeinreformatorischer Theologie. Das hier von Luther, Philipp Melanchthon (1497–1560)⁸² und anderen entwickelte Verständnis von Gottesdienst und Abendmahl wird konsequent, wenn auch polemisch zugespitzt, gegen die römische Messfeier und deren Begleithandlungen mobilisiert. Das ist nicht verwunderlich: Mehrere der Unterzeichner haben in Wittenberg (Brictius und Glandorp) bzw. in Marburg (Wertheim und Strahlen) studiert. Brictius, Rothmanns Schwager, wird später Superintendent in Soest werden und in dieser Funktion Luthers „Schmalkaldische Artikel“ von 1537⁸³ unterzeichnen; Glandorp, ein begabter Protegé Melanchthons, wird 1534 Professor für Geschichte in Marburg werden.

Immerhin wird man sagen müssen, dass der Schriftbezug in dieser Thesenreihe weniger prominent ist. Man geht hier wohl bereits ganz selbstverständlich davon aus, dass die biblischen Grundlagen der eigenen Position nicht mehr in Frage gestellt werden können (vgl. den Disputationsaufruf). Die Radikalisierung der Prediger hat eingesetzt, allerdings ist Roll, die Zentralgestalt der sogenannten „Wassenberger Prädikanten“, erst seit kurzer Zeit in der Stadt.⁸⁴

Themenfolge Münster 1532

[Kritische Artikel]

Thesen 1-9 und 10: Römische Messe und biblisches Abendmahl (mit Zusammenfassung)

These 11: Gottesdienst in deutscher Sprache

These 12: Abschaffung der Gebühren für gottesdienstliche Handlungen

These 13: Beschränkung der Lobgesänge auf Christushymnen

These 14: Keine Heilsrelevanz kirchlicher Gegenstände und Nebenhandlungen

These 15: Beschränkung der Ölung auf biblische Krankensalbungen

These 16: Abschaffung der Bilderverehrung

⁸¹ Brecht, Theologie Bernhard Rothmanns (wie Anm. 66), S. 61.

⁸² Heinz Scheible, [Art.] Melanchthon, Philipp, in: RGG⁴ 5 (2002), Sp. 1002-1012 (Literatur).

⁸³ Irene Dingel (Hg.) im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland, Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche (BSELK). Vollständige Neuausgabe, Göttingen 2014, S. (713).718-785 (Klaus Breuer/Hans-Otto Schneider), hier S. 782f.

⁸⁴ Brecht, Theologie Bernhard Rothmanns (wie Anm. 66), S. 62-64.

4. Osnabrück (1532)

Auch in Osnabrück⁸⁵ kam es wohl wenig später zu einer öffentlichen Disputation auf dem Rathaus („in curia senatus“).⁸⁶ Zwar ist der Vorgang nicht deutlich zu erkennen (die Quellenlage zur Osnabrücker Reformation ist bekanntlich ausgesprochen schlecht). Auch hier dürfte aber ein direkter Zusammenhang mit dem Antritt Franz von Waldecks bestanden haben, der ja am 11. Juni 1532, das heißt elf Tage nach Münster, auch zum Bischof von Osnabrück gewählt worden war.⁸⁷

Greifbar wird diese Disputation in den „44 Thesen“ des sonst nahezu unbekannten Dietrich Buthmann († nach 1540⁸⁸; das neue, relative Sterbedatum Buthmanns ergibt sich über einen unbekannten Druck in der Ratsbücherei Lüneburg⁸⁹). Ihre Textüberlieferung ist aber nur schlecht. Buthmann hatte seine Thesen wohl zunächst handschriftlich übergeben (vgl. deren Epilog). Dass sie später noch gedruckt wurden, ist wahrscheinlich.

Erhalten hat sich Buthmanns Reihe allerdings nur in Gestalt eines Wiederabdrucks, den ein kaum bekannter Gegner, Christian Adelphus (er sollte sich schon bald auch gegen Bernhard Rothmann wenden⁹⁰), seiner 1533 erschienenen Erwiderung auf sie vorangestellt hatte: „Vnstrafflyck und mercklyck antwort vp XLIII articulen Dirick Buthmans ingedrunen und vproerschen predicanten tho Osenbrugge durch Christianum Adolphum Stenerensem“ [1533].⁹¹

Ein Exemplar dieser Gegenschrift war Bestandteil eines Sammelbandes der alten Bibliothek des Gymnasiums Carolinum (hier Qs. 5). Auf

⁸⁵ Heide Stratenwerth, *Die Reformation in der Stadt Osnabrück* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte in Mainz 61), Osnabrück 1971. – Schröer, *Reformation 2* (wie Anm. 19), S. 474-510.

⁸⁶ HAMELMANNI [...] OPERA GENEALOGICO-HISTORICA (wie Anm. 18), S. 1130.

⁸⁷ Die päpstliche Konfirmation erfolgte jedoch erst am 16. August, der Eintritt am 6. Dezember 1532.

⁸⁸ Bernd Moeller, *Die Disputation des Predigers Dietrich Buthmann* (wie Anm. 6), S. 91-96. – Kaster/Steinwascher, *450 Jahre Reformation in Osnabrück* (wie Anm. 6), S. 102-107. Vgl. unten Anhang Text 4.

⁸⁹ THEO=//DORI BV=//ITHMANNI VLACE=//MII, de Decem Praedica=//mentis Libellus. // Item Declamatio in laudem The=//ologiae, Sundij habita, per Danc=//quardum Gallum, THEO=//DORI BVITHMAN=//NI discipulum. // (ENCOMIVM // PHILOSOPHIAE // EX EROTICO DEMOS=//THENIS, LATINVM FACTVM, // AVTORE D. CHRISTOPHO=//RO HEGENDORFFINO. // [...] (Lübeck: Johann Balhorn d.Ä. 1540). [20] Bl.: TE.; 8° – VD16 ZV 16647. – Exemplar: Ratsbücherei Lüneburg. Eine Miszelle ist in Vorbereitung.

⁹⁰ Bescheytlick vn(d) vn//strafflyck antwort vp de duytsche ar//ticulen Bernt Ruthmans vproer=//schen predicanten zo Moenster // yn Westphalen: dorch Chri=//stianum Adelphum Ste=//nerensem. // Anno 1.5.33. // [...] Gedruckt tho Collen // Anno domini // 1.5.34. // (Köln: Peter Quentel 1534). – VD16 A 214. – Bibliographischer Nachweis: Conrad Borchling/Bruno Claussen (Hgg.), *Niederdeutsche Bibliographie: Gesamtverzeichnis der niederdeutschen. Drucke bis zum Jahre 1800*, Neumünster 1931-1936, Nr. 1179. – Exemplar: UB Münster 3E 76406.

⁹¹ Kaster/Steinwascher, *450 Jahre Reformation in Osnabrück* (wie Anm. 6), S. 102.

dieser Basis wurden Buthmanns Thesen zwar schon 1928 durch Hugo Hoyer ediert.⁹² Diese Edition ist heute aber auch die einzige Referenz für sie, denn der Sammelband selbst, Hoyers Vorlage, ist seit dem Zweiten Weltkrieg verschollen.⁹³

Vollends prekär wird die Situation dadurch, dass auch eine die Disputation betreffende Schrift Buthmanns von 1534 (vielleicht die Neuauflage eines ersten Abdrucks?) seit 1945 unauffindbar ist: „Eine Dispu//tatie / gescheen tho // Osenbr[ue]gge yegen de Papi=//sten dorch M. Diderick // Buytman. // Jtem ein trost breff an de // Stadt van Osenbr[ue]g=//ge gebetert. // [...] // 1534“ (Magdeburg: Michael Lotter 1534).⁹⁴ Zwar ist der Druck bei Borchling-Claussen sicher nachgewiesen.⁹⁵ Das dort erfasste Exemplar zählt aber zu den Kriegsverlusten der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg.⁹⁶ Ein weiteres Exemplar konnte bislang nicht ermittelt werden.

Doch zur Thesenreihe selbst: Um was ging es dem Osnabrücker Reformator Buthmann? – Den Aufbau seiner Thesen hier Schritt für Schritt nachzuzeichnen, verbietet schon deren große, selbst Borchweddes Soester Reihe um das Doppelte übertreffende Anzahl. Auch eine durchgehende Vorlage lässt sich nicht identifizieren, allerdings gibt es, und das ist wohl doch neu, deutliche Überschneidungen mit der Thesenreihe aus Münster.

Buthmann beginnt mit der prinzipiellen Rechtfertigung (These 1-2). Bei den anschließenden Thesen zur römischen Messe und zum Abendmahl scheint dann, oft bis in die Formulierung und die Zitation seltener alttestamentlicher Schriftworte hinein (Jesaja 66,1), die münsterische Reihe durch: Die Messe ist eine „vorsturynge des auentmaels Christi“. Das Abendmahl soll der Einsetzung Christi gemäß gefeiert werden. Es ist ein Gedächtnis des Todes Christi und kein Opfer „vor de leuendygen vnde doden“. Die Transsubstantiationslehre und deren liturgische Inszenierungen (Aufbewahrung der durch den Priester gewandelten Hostie „In de mure[n]“; Umtragen des gewandelten Brotes in der Prozession) werden verworfen (Thesen 3-5). Die Messe und die Taufe sind in deutscher Sprache zu feiern („vp dat alle[n] ma vorstaen moge“).

Bei den folgenden Artikeln bricht die Konzeption der Reihe dann auf. Eine klare Systematik ist nun nicht mehr zu erkennen. Kaum zufällig wandte sich eine zweite altgläubige Gegenschrift gegen Buthmanns Rei-

⁹² Hugo Hoyer, Untersuchungen über die Reformationgeschichte des Fürstentums Osnabrück unter den Bischöfen Erich II. von Grubenhagen und Franz I. von Waldeck, in: Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 32 (1928), S. 148-152.

⁹³ Kaster/Steinwascher, 450 Jahre Reformation in Osnabrück (wie Anm. 6), S. 102.

⁹⁴ Eine Dispu//tatie / gescheen tho // Osenbr[ue]gge yegen de Papi=//sten dorch M. Diderick // Buytman. // Jtem ein trost breff an de // Stadt van Osenbr[ue]g=//ge gebetert. // [...] // (Magdeburg: Michael Lotter 1534). – VD16 B 10010.

⁹⁵ Borchling-Claussen (wie Anm. 90), Nr. 1185.

⁹⁶ Kaster/Steinwascher, 450 Jahre Reformation in Osnabrück (wie Anm. 6), S. 102.

he, die Hoyer noch vorlag, inzwischen aber ebenfalls verschollen ist, dann auch lediglich gegen die Thesen 1-8.⁹⁷ Gelegentlich kommt es sogar zu Doppelungen. Immerhin ist deutlich, dass sich hier ein gut lutherischer Theologe zu Wort meldet. Schweizerische oder täuferische Einflüsse treten nirgends hervor. Der Bibelbezug ist beharrlich und treffsicher und der sich darin entfaltende theologische Horizont weit und beeindruckend. Gelegentliche Fehlverweise bei den angeführten Bibelstellen gehen offenbar auf die prekäre Überlieferung zurück.⁹⁸ Bilder samt Heiligen sowie der Papst und das Mönchtum gelten nicht. Der Obrigkeitsehtersam wird zwar betont, hat für den Autor aber seine Grenze an Gottes Wort. Anders als in der münsterischen Reihe gibt es bei Buthmann nur wenig Polemik – und vor allem: keinerlei offene Fronten gegenüber einer spiritualistischen Deutung des Abendmahls. Er wirbt fast schmeichelnd um den Rat und argumentiert aus einer deutlich schwächeren Position als seine münsterischen Kollegen. Einen Abfassungsauftrag für seine Artikel hat er wohl nicht.⁹⁹

Sieht man genauer hin, wird dem Osnabrücker Rat mit dieser Reihe aber bereits der Entwurf einer einfachen Kirchenordnung unterbreitet (Predigt und Gottesdienst, Verwaltung der Sakramente, Ordnung des Lebens nach der Schrift, Kirchenzucht, Achtung vor dem Dienst der evangelischen Pastoren, Armut und Bettel, Amt und Rechte der Obrigkeit, Zurückweisung der Ansprüche des Bischofs [Jurisdiktion] etc.). Der reformatorische Aufbruch soll sichtlich verstetigt werden.

⁹⁷ Hoyer, Untersuchungen (wie Anm. 92), S. 148: „Die zweite trägt die Ueberschrift: ‚Eyner disputation vospill Peters vnd Dyrick Buytmans genantes Predicanten to vnser lieuen Frauwen binnen Ossenbrugge vp achte von synen XLIII articulen Antwortt. Gedruckt im jaar 1533.‘ Sie enthält in Form eines Dialogs ein Spottgedicht auf Buthmann. Auch ihr sind die acht Artikel vorangestellt, die behandelt werden sollen. Inhaltlich stimmen sie mit den entsprechenden Artikeln in der ersten Schrift überein.“

⁹⁸ Schwankend in der Einschätzung demgegenüber Kaster/Steinwascher, 450 Jahre Reformation in Osnabrück (wie Anm. 6), S. 103: „Ein Teil der von Buthmann angeführten Schriftzitate geht ins Leere, teils, weil es die angeführten Kapitel nicht gibt, andere sind falsch nummeriert, wieder andere haben keinen inhaltlichen Bezug zu der betreffenden These. Ob dies an der unsicheren Überlieferung des Textes liegt (möglicherweise basiert der verschollene Druck auf einer Mitschrift bei der Disputation) oder an der unsorgfältigen Dokumentation von Buthmann, ist heute ohne jedes originale Dokument zu diesem wichtigen Ereignis der Osnabrücker Reformationgeschichte nicht mehr zu entscheiden.“

⁹⁹ Moeller, Zwinglis Disputationen (wie Anm. 4), S. 189, geht sogar davon aus, dass Buthmann seine Thesen dem Rat aufgedrängt habe.

Themenfolge Osnabrück 1532

[Grundlagen]

Thesen 1-2: *Rechtfertigung und gute Werke*

[Kritische Artikel]

Thesen 3-5: *Römische Messe und biblisches Abendmahl (analog zur münsterischen Reihe)*

These 6: *Taufe der Kinder in deutscher Sprache; kein Taufaufschub*

These 7: *Beibehaltung biblisch begründeter Zeremonien in deutscher Sprache*

These 8: *Allsonntägliche Deutsche Messe mit Feier des Abendmahls*

These 9: *Schriftgemäße Predigt ohne alle Zusätze*

These 10: *Ablehnung des Fegefeuers, es ist Geldschneiderei*

These 11: *Seelenmessen sind unbiblisch, sie verspotten Gott*

These 12: *Keine Weihung des Taufwassers*

These 13: *Abschaffung von Bettel und Armut*

These 14: *Ordnung des Lebens nach Gottes Wort*

These 15: *Schriftgemäße Predigt ohne alle Zusätze (vgl. These 9)*

These 16: *Ehe als Ordnung Gottes auch für die Kleriker*

These 17: *Kein freier Wille*

These 18: *Bejahung der Beichte, aber kein Zwang zur Vollständigkeit der Ohrenbeichte*

These 19: *Ordnung des Lebens nach Gottes Wort (vgl. These 14)*

These 20: *Christus der einzige Mittler*

Thesen 21-25: *Rechtfertigung und gute Werke (vgl. Thesen 1-2)*

Thesen 26-29: *Gehorsam gegen die Obrigkeit, sofern diese nicht gegen Gott handelt*

These 30: *Achtung vor evangelisch lehrenden Pastoren*

These 31: *Aufhebung der Fastenvorschriften*

These 32: *Päpstliche oder bischöfliche Anordnungen ohne Grund in der Schrift sind nichtig*

These 33: *Gottes Heilswille richtet sich auf alle*

These 34: *Die Schrift ist in dem Geiste zu verstehen, in dem sie geschrieben ist*

These 35: *Gelübde gegen Gottes Wort sind nichtig*

These 36: *Die Kirche ist die Gemeinschaft aller Christen*

These 37: *Der Tod Christi hat für aller Menschen Sünde genug getan*

These 38: *Die Schlüsselgewalt (Bann) liegt nicht nur beim Papst, sondern bei allen Christen*

These 39: *Es besteht eine allgemeine Pflicht zur Arbeit*

These 40: *Die Bilderverhrer kommen nicht ins Reich Gottes*

These 41: *Die den Heiligen zugeschriebenen Wunder sind unglaublich*

- These 42: *Der Antichrist ist keine irdische Person*
These 43: *Das Verbot des Ehestandes und von Speisen ist antichristisch*
(vgl. Thesen 16 und 31)
These 44: *Die Anhänger des Wortes Gottes sind zu allen Zeiten verfolgt worden*

5. Rückblick und Ausblick: Um was ging es der Reformation? Oder grundsätzlicher: Was war sie denn eigentlich?

Sieht man auf die hier vorgestellten Thesenreihen, wird man folgendermaßen antworten müssen: Die Reformation war eine Bibelbewegung. Sie erwuchs aus einem intensivierten, methodisch neu ausgerichteten Studium der Heiligen Schrift, in der ihr, so die mit fast allen Zeitgenossen geteilte Überzeugung, Gottes Wort begegnete. Gerade als eine solche neuartige Bibelbewegung (oder technisch ausgedrückt: in Umsetzung des ihr eigenen Schriftprinzips) wurde die Reformation aber rasch auch zu einer Protestbewegung, die sich deutlich von den Aufbrüchen des späten Mittelalters unterschied. Indem sie ihr Schriftprinzip anwandte, erkannte sie die spätmittelalterliche Kirche nämlich als eine solche, die nicht nur durch ihre Lehre, sondern auch durch ihre Praxis das im Evangelium laut werdende, an alle Menschen gerichtete Heilsangebot Gottes verstellte, indem sie dessen Annahme durch den Einzelnen an von ihr selbst gesetzte, unbiblische Bedingungen knüpfte.

Für die frühen Reformatoren bedeutete dies, dass die Lehre und die Praxis dieser Kirche, die ja nach den Denkvoraussetzungen der Zeit („corpus christianum“) ganz selbstverständlich auch die Ihre war, überprüft und justiert, das heißt neu am Wort Gottes ausgerichtet werden mussten. Genau dem sollten ihre öffentlichen Disputationen dienen. Sie waren Instrumente der Kirchenreform und nahmen darum vor allem jene Gegenstände und Fragen in den Blick, die für den Zugang des Einzelnen zum Heil von entscheidender Bedeutung waren: die Gestaltung des Gottesdienstes, die evangeliumsgemäße Predigt, die einsetzungsgemäße Verwaltung der Sakramente und eine dem biblischen Vorbild entsprechende Übung der Seelsorge. Erst danach – wenn auch für den Einzelnen vielleicht mitunter nicht weniger bedrängend – kamen auch die Fragen der Lebensordnung in den Blick: Ehe und Kirchenzucht, Armut und Sozialfürsorge, Gehorsamspflicht gegenüber der Obrigkeit und Rechtsprechung. Man war damit bereits auf dem Weg zu einer Kirchenordnung. Im Aufbau der westfälischen Thesenreihen bildet sich all dies deutlich ab: Die römische Messe und alles ihr Affine stehen klar im Zentrum der Kritik. Das Weitere nimmt hier seinen Anfang.

All dies vollzieht sich freilich nicht im luftleeren Raum, sondern in einer Welt, in der die bürgerliche und die christliche Gemeinde noch

weithin deckungsgleich sind. Und so wird denn auch der Rat und nicht der (neue) Bischof zum Gegenüber, zum Forum gleichermaßen wie zum Richter. Das aber heißt auch: Die Reformation wird in Konflikte verwickelt. Sie wird bekämpft und instrumentalisiert. Sie kämpft und instrumentalisiert aber bald auch selbst. Sie missversteht, wird missverstanden und wird, wie könnte dies anders sein, bald auch selbst missverständlich.

Das zeigt sich auch bei den Verfassern der westfälischen Thesenreihen. Keiner von ihnen hat die Umsetzung seiner Forderungen erlebt. Und an keinem von ihnen hat auch die Nachwelt ein gutes Haar gelassen: Krage geriet unter dem Druck des vom Mindener Domkapitel angestregten Reichskammergerichtsprozesses schon bald in Opposition zum Rat. Er zog sich auf den Fischerkietz zurück und wurde 1535 ausgewiesen. Die konservative Historiographie (Heinrich Piel,¹⁰⁰ Hermann Hamelmann¹⁰¹) stempelte ihn zum Aufrührer. Dass er nach unruhigen Jahren 1543 Hofprediger König Christians III. (1503–1559)¹⁰² in Kopenhagen wurde und später, nach dem Schmalkaldischen Krieg (1546/1547), auch in Schleswig (1547), Gottorf und Husum (1549) wichtige Kirchenämter bekleidete, sollte in dieser Hinsicht aber misstrauisch stimmen. Auch in seiner Thesenreihe und in seiner Kirchenordnung tritt er einem jedenfalls nicht in dieser Weise entgegen. – Borchwede, der wohl schon vor 1538 verstarb, hat seine führende Position unter den Soester Predikanten schon bald eingebüßt. Der zur Abfassung einer Kirchenordnung nach Soest geholte Gerd Omcken (Oemeken; um 1500–1562),¹⁰³ ein beinhardter Polemiker, wollte ihn kaltstellen (die Kirchenordnung enthält viele Sticheleien gegen ihn) und wies ihm bewusst die ärmste Pfarrei zu (Maria zur Höhe). Der altgläubige Satiriker Daniel von Soest (Patroclus Boeckmann; um 1500–nach 1551)¹⁰⁴ zieht Borchwedens Ehe mit einer Begine in den Schmutz. Außerdem wirft er ihm vor, den Soester Prostituierten heimlich hinter dem Altar der Wiesenkirche die Beichte abgenommen und das Abendmahl gereicht zu haben. Das ist nicht unwahrscheinlich. Man wird hier wohl eines sozialen Problems der Soester Stadtreformation ansichtig: Die Prostituierten wurden ihrer „offenen Sünden“ wegen vom Heiligen

¹⁰⁰ Martin Krieg (Hg.), *Das Chronicon domesticum et gentile des Heinrich Piel* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XIII. Geschichtsquellen des Fürstentums Minden 4), Münster 1981, S. 111 und S. 121f.

¹⁰¹ HAMELMANNI [...] OPERA GENEALOGICO-HISTORICA (wie Anm. 18), S. 1313–315.

¹⁰² Ralph Tuchtenhagen, [Art.] Christian III. (von Dänemark und Norwegen), in: BBKL 17 (2000), Sp. 234–236 (Literatur).

¹⁰³ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 13), S. 368, Nr. 4581. – Peters, Wormser Edikt (wie Anm. 37), S. 199–208. – Irmgard Wilhelm-Schaffer, [Art.] Oemeken, Gerdt, in: BBKL 6 (1993), Sp. 1150–1151 (Literatur).

¹⁰⁴ Ulrich Löer, *Der „Kettenspiegel“ des Daniel von Soest (1533)* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XLIV; Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Religionsgeschichte 1), Münster 1991.

Abendmahl ausgeschlossen, was sie wohl mitunter in arge Gewissensnöte stürzte.¹⁰⁵ Der Vorwurf an sich aber ehrt, und er steht in guter Tradition. Man denke nur an Jesus von Nazareth. – Zur theologischen und biographischen Katastrophe Rothmanns muss man hier wohl kaum etwas sagen.¹⁰⁶ Sehr wohl aber zu Buthmann: Nach Hamelmann, der Buthmann als Aufrührer zeichnet, damit aber, wie schon Hoyer gezeigt hat, letztlich nur die Anschuldigungen seiner Gegner wiederholt,¹⁰⁷ soll dieser seinen Opponenten, den Vikar der Stiftskirche St. Johann, bei ihrem Streitgespräch in einer für diesen beschämenden Weise überwunden haben. Anschließend sei Buthmann dann gegen den Willen des Domkapitels, das hier das Besetzungsrecht hatte, zum Prediger der Osnabrücker Stadt- und Marktkirche St. Marien eingesetzt worden.¹⁰⁸ Schon im Folgejahr (1534) wurde Buthmann dann aus unbekanntem Grunde ausgewiesen. Nach der Ortstradition soll es damals sogar zu einem vollständigen Verbot der evangelischen Predigt gekommen sein. Das Domkapitel hatte sich durchgesetzt, und erst zehn Jahre später konnte die Reformation in Osnabrück dauerhaft Fuß fassen.

Dass bei all diesen biographischen Unebenheiten und Brüchen das Drama des münsterischen Täuferreiches sehr bald ein, wenn nicht gar der bestimmende Faktor wurde, ist offenkundig. Was dort geschah, machte es leicht, die reformatorischen Aufbrüche in den westfälischen Städten generell zu denunzieren. Dennoch zeigt die hier vorgetragene Analyse der Quellen, dass der Anfang, so wie ihn diese vier Thesenreihen spiegeln, vor allem eines war und sein wollte: Ein Akt der Befreiung.

Anhang: Texte

1. Minden (1530)

Nikolaus Krage, Duse Artikel sint des man//dages na Oculi / an alle Kerckdo(e)ren tho Minden // dorch Nicolaum kragen angeslage(n), Minden, 21. März 1530.

Textgrundlage: Christlike Or//deninge der Erlyken // Stadt Mynden tho // denste dem hilgen E=//uangelio / Ock denn // Christliken frede vn(d) enich//eit belangende / mit sampt // ytliker vormaninge vor // der gemeine Dorch Nico=//laum kragen erwelten vn(d) // geescheden predicantenn // tho Minden.// M D xxx , Lübeck: Johann Balhorn 1530. (VD16 M 5418). –

¹⁰⁵ Peters, Wormser Edikt (wie Anm. 37), S. 193-195.

¹⁰⁶ Wie Anm. 66.

¹⁰⁷ Hoyer, Untersuchungen (wie Anm. 92), S. 146f.

¹⁰⁸ HAMELMANNI [...] OPERA GENEALOGICO-HISTORICA (wie Anm. 18), S. 1130f.

Auch als Faksimiledruck mit hochdeutscher Übertragung. Hg. Stadt Minden, Minden 1980.

Dusse Artikel sint des man//dages na Oculi / an alle Kerckdo(e)ren tho Minden // dorch Nicolaum kragen angeslage(n) / Hir vp he al//le papisten binnen effte buten Minden / tho eyner apent=//liken disputation heft geuo(e)rdert. 1530.

KVnt Wytlick vn(d) Apenbar si allen gelo(e)uige(n) // vn(d) su(e)st einem ideren / dat ick[,] Nicola(us) krage // Pastor tho Minden / d[o]rch mercklike / grote orsa=//ke geno(e)diget werde / de bekantenisse / mines gelo=//ue(n) (Wowol dagelikes vp den Predickstole gnu=//sam bekant) Schryfftlich apenbar tho geuende.

Und dat [ist] de erste orsake. Se reden apentl[i]ck / iegen // de warheit des Euan-gelij vn(d) willen nicht alleyne // sick geno(e)gen laten / dat se dat wort Gades nicht // ho(e)ren willen / men [sondern] streuen vn(d) fechten / einen ydere(n) // de ock berede dat wort Gades hefft angename(n) / // dar van weder aftotende / vn(d) segge(n) / yd si nicht gal/des wort / men ketterie / verfo(e)ringe / vn(d) wert bal=//de vmkamen.

De ander orsake vn(d) de gro(e)tste [ist diese] / Se seggen apent=//lick iegen de ansettinge des hochwerdige(n) Sacra=//mentes / durch Christu(m) vnsen Heren / ym aue(n)tmal // yngesettet / beuestiget / vn(d) angerichtet / als nemlik // dat Sacramente / welker yn den kercke(n) tho Min//den vp du(e)desck gegeue(n) wert / ys men dreck un(d) ne=//yn Sacrame(n)te / Vth du(e)sser vn(d) meren groten or=//saken / werde ick do(e)rch Gades wort vn(d) mine con//scientie geno(e)diget / Sodanes[,] wo anetekent[,] tho // do(e)nde / So bekenne yck nu.

Thom Ersten / Dat de Vader / de So(e)ne / vnde // de hillige Geyst dre vnder-scheitliche persone(n) / ein // recht / enich / natu(e)rlick / warafftich God is¹⁰⁹ / schep=//per hemmels vn(d) der erden¹¹⁰ / Hir mede ick yegen de // Arrianer¹¹¹ streue.

Thom Andere(n)[,] dat de middel persone[,] no(e)mlik // de So(e)ne / allene warafftych mensche¹¹² ys geworde(n) // van dem hillige(n) Geyste ane mans todo(e)n entfan=//gen / vn(d) van einer reinen Junckfrowe(n) (wo dat Lu//cas beschriuet) si gebaren.¹¹³ Ock lo(e)ue yck gelick wo // de Artikel Christliches gelouens¹¹⁴ alle yn sick hol=//dende sint.

Thom Dru(e)dden / dat de warafftige. myn here // Christ(us) (wo [der] vormi gelede[n]) ock alleine heft no(e)ch//gedan vor mine vn(d) aller werlde su(e)nde¹¹⁵ /

¹⁰⁹ Vgl. das Athanasianum. BSELK (wie Anm. 83), S. 57.

¹¹⁰ Vgl. das Apostolicum. BSELK (wie Anm. 83), S. 42.

¹¹¹ Hanns Christof Brennecke, [Art.] „Arius/Arianismus“, in: RGG⁴ 1 (1998), Sp. 738-743 (Literatur).

¹¹² Vgl. das Athanasianum. BSELK (wie Anm. 83), S. 59.

¹¹³ Lk 1,26-38.

¹¹⁴ Gemeint ist das Credo, das heißt das traditionelle gottesdienstliche Bekenntnis der Kirche.

¹¹⁵ Hier wird das gemeinreformatorsche „solus Christus“ betont.

(hir dorch // [zum Vierten] (wo ock yn Go[e]dtliker schrift angete[n]t) bekenne // ick o(e)ne allene vor minen middeler / vorspraken / gnadensto(e)¹¹⁶ / leuent / salicheit / vorgeuinge d(er) su(e)nde // vn(d) enyge ho(e)peninge tho sinde.

Thom Vefften[,] dat de Papistische misse / vn=//recht / ketterie / vn(d) du(e)uelsck werck / vn(d) yege(n) Godt // vn(d) de Go(e)dtlichen schrift si / vn(d) neyn offer vor de // leuendygen vn(d) doden / ane eyn Testamente¹¹⁷ / dat ys // eyne gedechtenysse der vorworuen vorgeuinge.

[Wegen fehlenden Raumes in kleinerer Type:] Thom Sesten holde ick neyn Fegefü(e)r tho sinde / vn(d) dat // ock mit neiner go(e)tlike(n) schrift bewerlich gefunden werden[.]

[Fortan nicht mehr jede These in eigener Zeile beginnend:] Thom vij. dat wiwater / wigetsolt [geweihtes Salz] / palm / vn(d) vmmehof//ganck [Prozession] Vn(d) alles[,] wo id si geholden[, ist] vnrecht vn(d) van God // tho do(e)nde nicht beualen.

Thom viij holde ick va(n) // neyner vorbiddinge [Fürbitte] der hilgen / allene mines heren Hiesu // Christi.

Thom ix[,] dat Vigilie / Memorie vn(d) Selemisse // sint yegen de schryfft.

Thom x. holde ick nicht mit den // wederdo(e)pers vn(d) Sacramentes schenders.

Thom xi. De // do(e)pe schal men nicht wigen / su(e)nder vth water do(e)pen na // Christus beuele.

Thom xij. holde ick van neinen gelo(e)ff//ten / der Nu(e)nnen / Mo(e)nnene / edder su(e)st papistischen lo(e)ff=//ten [Gelübden] vn(d)[,] wor se geschein / sint se nycht Christlik tho holdende[.]

Thom xii[,] dat allen presteren / si de eesta(e)dt van Godt // fry geuen vn(d) nicht vorbaden / men mer [sondern vielmehr][,] wo se sik nycht ent//holden ko(e)men[,] gebaden.

Thom xiiij[,] Dat nicht allene // den presteren dat sacramento des liues vn(d) blodes Cristi si // tho entfangede beualen. su(e)nder allen Christen si fry ge=//geuen.

Thom xv. Va(n) der o(e)lyinge / de ys nychts / so men // se auerst also heilde [hielte] / alse Marci am vi. Vnd Jacobi am // 5[,] lethe yck gaen.

Thom xvi. Va(n) dem Papistischen af=//late holde ick gar nyctes.

Thom xvij. Bylde[,] so neyne // affgo(e)derie dar vo(e)r schu(e)t / holde ick fry / ock kloeken / misge//want / kerckensmu(e)cke [Kirchenschmuck] / alterlichte [Kerzen] / holde ick nicht yegen de(n) // louen / Doch schal yd also stan / men late yd effte nycht / ys // neine su(e)nde.

Thom xvij. Ick holde va(n) der Papistische(n) // Jurisdiction vn(d) banne // nyctes / Wes ick o(e)uerst vor eynen // ban holde / wert men yn der Ordeninge wol sein[.]

Thom // xix. vn(d) lesten holde ick de vpstandinge [Auferstehung] der doden am iu(e)n=//gesten dage / beyde, der Fromen vn(d) der bo(e)sen.

¹¹⁶ Röm 3,25; Hebr 4,16 und 9,5.

¹¹⁷ 1 Kor 11,25; Mt 26,28; Mk 14,24 und Lk 22,20.

Vp du(e)sse artikel hebbe ick mi erboden vn(d) erbede mi ye=//genwardych / vp dat ho(e)geste / vn(d) esche [fordere auf] alle vnse papisten // yn iiij. weken hyr vp tho antworden / edder Gades wort // nycht mer tho lasterende.

Marci j. Poenitemini et credite Euangelio.¹¹⁸

2. Soest (1531)

2.1 Johann Host von Romberg, Etzliche artickell, puncte vnd stvcke, die, [wie] man saget, in E(uer) W(ürden) vnd L(iebden) loblicher stede Soist von etzliche(n) gepredichet synt, Unna, 17. Oktober 1531.

Textgrundlage: StA Soest A Nr. 6743, s. Abb. 3 und Abb. 4 auf beiliegender CD

[Bl. 11r] [...] Daß aber etzliche predicanten sagen, sie haben nicht anderß gepredicht dan die christliche warheit, die sie willich synt, myt yrem lieb [Leib] vnd leben zu vertetingen vnd darumb zu disputire(n) wedd(e)r den genin, die dar wed(e)r wolde(n) sprechen, geb ich E(uer) W(ürden) jm besten zu verstayn, daß myr vur synt komen etzliche artickell, puncte vnd stvcke, die, [wie] man saget, in E(uer) W(ürden) vnd L(iebden) loblicher stede Soist von etzliche(n) gepredichet synt, wie ouch bilichte bewieslich iß. [Diese Artikel] synt wed(e)r die heylich schrift vnd warheytt, glauben vnd worte vnd lobliche gebreuch vnd lere der heilige(n) geschrift, welch ick in dieser schrift(en) E(uer) W(ürden) vnd L(iebden) nach verynneren vnd ym besten vur will geben, alß nementliche hir nach volgent:

[1] Vom glauben vnd wercke(n)

Der glaube ist dem menschen genoichsam zur sallicheit, vnd die vsserliche werck synt niet van noiden dartzu.

[2] Von busferdicheit vor dey sunde

Alle sunde sint durch daß lident Chr(ist)i vertzyhen den menschen vnd werde(n) alle tage vertzyihen, also daß keyner andrer bosferdicheit ader genuchthununge von noiten sy.

[3] Von vasten

Jn den xl tagen vor Osteren vnd op and(e)r vasttagen, von der kirchen vff gesatzt, tzympst sich, millich, botter, keese, eyger vnd fleysch zu essen.

[Bl. 11v] [4] Von eeren vnd anroiffen der heiligen

Die hilgen synt nicht jn dem he(m)mel, ouch nicht Maria, Christuß moder, vnd ist die alda, so sittzet sie in enem ort vnd hatt kyn macht.

¹¹⁸ Mk 1,15.

Maria, Christusß mutter, hatt yn gebert wie ander vrouwen.

Die hilge(n) haben keyn macht, vns zu helfen.

Wier sollen die hilgen nicht anruffen.

Die letanie zu lesen, is narrie vnd geckeswerck vnd vnnutze den gennen, die daß thun.

Der heiligen historien [gestrichen: synt] vnd legende synt vnsecker.

Darumb wess ich nicht, vff Sent Bartholomeuß gefellet oder gebraeten iß.¹¹⁹

[5] Van gebelten der heylgen

Das cruce Chr(ist)i ist nicht hillich, noch zu eren, noch an zubetten.

Die beld(e)n der heiligen synt anderß nicht dan stuyken, welchen keyn ere gescheyn soll.

Eß ist eyne groisse narheyt vnd geckeswerck, dey belde vmb zu tragen oder die zu ehren oder dar vor zu betthen.

[6] Von dem gebet vor die seelen

Vigilie zu betten vur die todten, hilff ynne nicht.

In der vigilie ist keyn wort, dat die thoden angait.

Wanner men in dem gebet vur die thod(e)n spricht in den ende „Amen“, so doit me(n) dem Teufel enen dienst.

Die selen der menschen vergant in den tode myt dem lichnam.

Daß sich die selen offenbaren, ist Duuelsß gespantz.

Die selemissen diene(n) nergenß zu dan den pfaffen in yren seckel oder budell.

[7] Von missen vnd sibem getzyden

Die missen und sibem getzitter solten in teutscher sprache(n) gelese(n) werden.

Die getzitter, sunder andacht gelesen, ist gantz vnnuttze.

[8] Von den Eestandt

Die frauwen sollen altzyt beriet sein, wan die manner begeren, myt ynne to schaffen dey wercke deß elichen sta(n)tz.

[9] Von gelobten

Jederman, hey habe cappe odder platte, mach wol eyne eelich wiff nemmen.

[Bl. 12^r] Dise artickell synt weder die warheyt, zu ergernuß der kley(n)motig(en), zu tzwydracht vnd vprur in E(uer) W(iirden) vnd L(iebden) stede Soist geprediget, alß myr die stede vnd tzyt auch zum teyl angetzeychnet ist, was vnd wann(er) [...]

¹¹⁹ Der Märtyrer Bartholomäus, einer der Zwölf Apostel (Mk 3,18; Mt 10,3), wurde der Legende nach geschunden oder gehäutet. Dietrich-Alex Koch, [Art.] Zwölferkreis, in: RGG⁴ 8 (2005), Sp. 1956-1958 (Literatur).

**2.2 Thomas Borchwede, Johann Kelberg und Johann Mollner,
Dyt ys de beke(n)ninge vnsers geloue(n), 20. November 1531.**

Textgrundlage: StA Soest A Nr. 6744, siehe Abb. 5 auf beiliegender DVD

[Bl. 1^r] *Dyt ys de beke(n)ninge vnsers geloue(n)*

De erste [These:] De hillige scrifft ys dorch den sulvige(n) geist to verstande, dorch welkere(n) se gescreue(n) ys, un(d) nicht na menschen dunkel.

De ander [These:] So wyt der hillige(n) veders lere ys anthone(m)me(n), so vere se myt de(m)me eua(n)gelio auer ey(n) luden. Sues synt se to vorwerpe(n).

De derde [These:] De geloue sunder todoende der wercke maket vor Gade recht.¹²⁰

Der verde [These:] Werke rechtuerdige(n) nicht, sunder syn fru(e)chte deß geloue(n).¹²¹

De vifte [These:] De kerke, welker mit vasten geloue(n) Chr(ist)o, dem(m) sonne Gades, anhenget, yß de hillige kercke, gemenschop der hillige(n), de wy im geloue¹²² beke(n)ne(n), welker noch runsel noch mackel heft, dan dorch dat bloet Chr(ist)i gereyniget yß,¹²³ e(m)me to eyner geßyrender bruth [gezierenden/gezierten Braut].¹²⁴

De seste [These:] Dusse suluige kercke kan nicht duellen [irren], wante se yn de(m)me worde Gades beuestiget ys, dan se yß des heren scapstal [Schafstall], yn welke(m)me de schape nyne ander ste(m)me(n) ho(e)re(n) dan ereß heerden.¹²⁵

De seuede [These:] De kercke der Pewwesten [Päpste], so se er ege(n) wort bry(n)gen, yß se de kercke deß viandeß [Feindes, Teufels], un(d) de schape, welke se hören, synt nycht schape Chr(ist)i, want de Chr(ist)i syn, ho(e)ren keyner vro(e)mden ste(m)me(n).¹²⁶

De achtede [These:] Dat euva(n)geliiu(m) en ledt nicht tho de misse, eyn offer to syn, wante Christus ys ey(n) eynich offer vor unse sunde,¹²⁷ beneue(n) dussen yß nyn ander otwendich offer.

De negede [These:] Dat de leyen eyner gestalt berouet [beraubt] werde(n), yß tege(n) de ynsate Chr(ist)i,¹²⁸ Pauli¹²⁹ un(d) der alden.¹³⁰

¹²⁰ Gal 2,16.

¹²¹ Vgl. Mt 7,17-20.

¹²² Im Apostolicum. BSELK (wie Anm. 83), S. 43.

¹²³ Eph 5,26f. und 1 Joh 1,7.

¹²⁴ Apk 21,2.

¹²⁵ Vgl. Joh 10,1-6, hier V. 1 und V. 4f.

¹²⁶ Joh 10,4f.

¹²⁷ Hebr 9,25-28 und Hebr 10,12-14.

De teyende [These:] De dodinge unses olden Adams i(n) Chr(ist)o yß eyn billick offer.¹³¹

De elfte [These:] Nyn [Kein] ander recht gebruch der missen yß den vermanin(n)ge der togesachten gnade un(d) vorseckerynge deß herten der vorg: gnade und(d) des willen Gades.

De tuelfte [These:] Misbruk der mysse syn dusse: So ma(n) misse leset vor andere, vor vorstoruene, vmme geldeß wyllen, vor genochdoninge[,] un(d) so va(n) geduungen [Gemieteten] un(d) unwetenden [Unwissenden] des wordes un(d) des gelouens mysse gelesen wert.

De drutteynde [These:] Gelik als eyn ytliker vor sich gedoft wert, also ock eyn itlik vor sick gebruket des here(n) disches oft tafelen.¹³²

De vertende [These:] Dat fegeuor yß der mensche(n) gedicht.

Dat vifteende [These:] Anderß ys keyn nochtond [Genugtuung] vor des sunde dan dat eynige offer Chr(ist)i.¹³³

De sesteye(n)de [These:] Christus yß alleyn eyn myddeler un(d) voerbidder un(d) nu(m)mant der hillige(n).

De seue(n)teye(n)de [These:] Der hillige(n) so vere(n) syn antorope(n) un(d) to eren, so vere[n] getuch dar va(n) gyft de hillige scrift.

De achteyende [These:] Unse leuent, hoppen un(d) selicheit yß nicht yn Marien, Petro ofte Paulo, noch yn yenige(n) hillige(n), sunder allene yn Chr(ist)o.¹³⁴

De negenteyende [These:] Dat alde un(d) nye Testament heft ny(n) [kein] gebot der orenbicht halue(n), wo wal dat volck dar tho ys to reysen, underwisinge haluen un(d) der hemeliken absolucien [wegen].

De tuintigeste [These:] Noch geseth, noch evangeliu(m) vorwerpet den eheliken standt, un(d) [er] wert nicht dorch Christu(m) ye(n)nigen state, geistliken ader wertliken, vorbaden [verboten].

De ey(n) un(d)tui(n)g[este] [These:] Secten, broderscoppe un(d) peregrinacien [Wallfahrten] gedencket nicht de hillige scrift.

De tue un(d)tui(n)g[este] [These:]: Dat ewa(n)gelion vorwerpet o(e)p[er]p[er]ntlich den vnderschet der spyse un(d) der dage.

¹²⁸ Mt 26,26-28; Mk 14,22-24 und Lk 22,19-20.

¹²⁹ 1 Kor 11,23-26.

¹³⁰ Die altkirchliche Überlieferung.

¹³¹ Vgl. Röm 5,12-21.

¹³² Vgl. 1 Kor 11,27-32.

¹³³ Vgl. Hebr 9,25-28; 10,12-14 und Joh 14,6.

¹³⁴ Vgl. 1 Kor 1,30.

Gnade un(d) vrede allen leefhebbers der warheit yn Chr(ist)o Jhesu.

Pe[t]rus, de truwe vorweser des heren wy[n]gardens, vormanet vn(d) reyßet eyne(n) yderen[,] synes gelouens vn(d) hoppenß bescheet vn(d) kundeschop geeschet togeue(n).¹³⁵ So dan, ersame, leue(n) vrunde, unsers gelauens un(d) hoppens bericht to geue(n), noch nicht gevordert,¹³⁶ sunder selfwillich vor yderma(n)ne de unbilliken smawort un(d) lesterwort, dar mede wy beschuldiget, afftoleggende angeno(m)me(n), up dat vnser wederpart yn sulker unbillicheit an(t)toege vn(d) vorders sulkeß schelden vnder wegen bleue, derhaluen hebbe wy, nycht sunder cleynen arbeit,¹³⁷ unsers gelouens bekentnisse yn eyne korte su(m)-marien geuatet vn(d) begreppen, vnd bydden hyr ynne vlitich vn(d) demotich, do[r]ch dat vnschuldige blot Chr(ist)i¹³⁸ eynen yderen ma(n), de vornu(n)ftigeß vorstandes ys, [dass] he dusse eynveldige(n), simpelen bekentnisse by dem Alden vn(d) Nyen Testamente besichtige(n), beratslagen vn(d) p(ro)beren, oft se e(m)me gelick vn(d) eyndrechtich [übereinstimmend] gefunden werde, vn(d) negest toko(m)e(n)[den] Dynstage, vmme myddageß tydt, yn dem Monster wyl erschynen, solkes vnderricht vn(d) vnderwisinge togeue(n) vt der hillige(n) schrift. Dat seluige gebort vns myt allem vlyte to vordenen kegen Godt, dorch onsern Heilant Chri(st)u(m), welck[er] [gestrichen: us] vns spare vn(d) erluchte yn eyndrechticheit to syner glorien vn(d) herlicheit. Amen.

[Gestrichen: Nos] Thomas Borchwede va(n) Ossenbrugge
ord(inis) p(rae)dica(torum)

Wy [zunächst: Nos] vnderschryuen
Joannes Kelberch
Johannes Molnerus van Buren

3. Münster (1532)

Bernhard Rothmann, Brictius thon Norde, Johannes Glandorp, Heinrich Roll, Petrus Wertheim, Gottfried Stralen, Korte Anwisinge der Missbruch der Romischen Kerken, 16. August 1532.

Textgrundlage: Robert Stupperich (Hg.), Die Schriften Bernhard Rothmanns (Die Schriften der Münsterischen Täufer und ihrer Gegner 1 = Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XXXII), Münster 1970, S. 60f. und S. 58f.

¹³⁵ 1 Petr 3,15.

¹³⁶ Der Soester Rat war bis zu dieser Zeit noch nicht auf Borchwedes Disputationsangebot eingegangen.

¹³⁷ Auch dies ist ein Hinweis darauf, dass Borchwedes Thesenreihe wohl eine längere Entwicklung durchlaufen hatte.

¹³⁸ 1 Petr 1,19.

[...] Cum vero quidam querantur se nescire, quae templorum ceremoniae sint impiae, ideo se a receptis ceremoniis et templorum ritibus usitatis recedere non posse, nisi nominatim, quae sint impiae, praescribantur, quanquam autem quotidianis concionibus illud satis a nobis exprimatur, ad quas hac de re ambigentes remittendi essent, tamen ut quaelibet impietas et quilibet abusus facilius cognoscatur ab illis neve aliquam causam pertinaciae suae in abusus retinendis praetextere queant, epitomen abusuum, quantum nunc necesse est, sacris literis confirmatam vobis ex umbra in solem educere volumus, ut hac occasione [!] hi, qui munitionibus huius vestrae urbis continentur et impiis hisce retibus immersi detinentur, vestris mandatis ab eorum usu vel coerceantur [!] vel adversus illos solidi aliquid adferant, quo sua legitime tueantur [!]. Nam abusus hactenus fuca ta pietatis specie adumbrati, quos hic revelabimus, nihil aliud sunt, quam blasphemiae et calumniae in Deum [...]

- I. De Mysse, vor und na von menschen to hope gelappet, ys verwostinge¹³⁹ des aventmaels und verhonyng des dodes [Christi].¹⁴⁰
- II. Dat Aventmael na insathe Christi is und sall gehalden und gebrucket werden, dae die Christen thohope komenn und den doet des heren vorkundighen.¹⁴¹
- III. In der Misse auerst tegen de insathe Christi: Eth und drincket!¹⁴² Eyner alleyn nympt syck dar tho an, sollcks to doen vor eynen andern.
- IV. Und dat aller gruwelickst is, [er] maket ein offer dar van, welck offer si Christus seluen,¹⁴³ die dar wederumb vor die sunde beide[,] leuendichen und doden[,] van einen mispapen geoffert werde[,] tho verspottunge des lydens Christi,¹⁴⁴ welck allein genoch is vor die sunde der werlt.
- V. Da to sint schir al mynscen mit gelde gekofft, wo die Jodden Christum van Juda gekofft heben.¹⁴⁵
- VI. Gelick als dat unrecht yß, det eyner vor velle dat aventmaell woll holden, also ysset oick unrecht, dat men myt einer gestalt des broidz dat wolde uithdelenn, want dat auentmael ys dat Testament¹⁴⁶ des Soens gades, sall von geynem menschen vorandert werden.
- VII. Dat Sacrament, woe se eth nomen, dat in hysekens hyn und dar wert hengesath, umedregen und angebettet, ys ene groue affgoderye.¹⁴⁷ Want allene godt denn heren (de de hemel syn stoel und de erde syn voetschemel [Fuß-

¹³⁹ Vgl. Mt 24,15 und Mk 13,14.

¹⁴⁰ Vgl. Mt 27,31 (parr.); Lk 18,32 und Lk 23,11.36.

¹⁴¹ 1 Kor 11,26.

¹⁴² Mt 26,26-28.

¹⁴³ Vgl. Hebr 9,25-28; 10,12-14 und Joh 14,6.

¹⁴⁴ Vgl. Mt 27,31 (parr.); Lk 18,32 und Lk 23,11.36.

¹⁴⁵ Mt 26,14-16.

¹⁴⁶ 1 Kor 11,25; Mt 26,28; Mk 14,24 und Lk 22,20.

¹⁴⁷ Vgl. 1 Petr 4,3.

schemel] ys,¹⁴⁸ und mach[,] ia wyl oek in gynen gebowete[,] van menschen gemaket[,] besloten werden), sal men anbeden. Und dat men in den husekens ummedrecht, anropt und anbedet, ys nicht mer dan slecht broith. Mach ock gyn Sacramente syn, na dem allene de Sacramenta inn rechten gebrücke Sacramenta syn.

- VIII. Dat broyth und wyn[, die] jn dem abentmael des heren to syner gedechtnisse¹⁴⁹ genotten werden, ys wael eyn sacrament, anders ys broyth broyth und blyfft broyth, wyn wyn und blefft wyn. Dat[,] dat sie seggen, in krafft der vyff worde, nemptlick Hoc est corpus meum,¹⁵⁰ maken sy eyn Sacrament off dat lyff Christi, ys falsch und unrecht.
- IX. Zeylmissen, vigilien, jaertyden, maentstunde und wat dar tho hort hebben gans gynen grundt inn godliker schryfft und warheyte. Dat synt vorspottunge des blodz Christi,¹⁵¹ wandt men vermeint[,] dar mede de sunde uth tho leschen, dat doch dem blode Christi opentlich und allene tobehort. Deynet averst allene [dazu,] denn unwetten[den] volke den budel to lychten [erleichtern].
- X. Conclusion oder besloß redde von den furichen artickelen. Hyr uth und vellen anderen reddten folget[, dass] des Sacramentz hensettinge, umdregent und anbedent und des Sacramentz hantreckinge under ener gestalt synt godzlesterlich und tegen alle godtlyke hyllige schrifft.
- XI. Na dem in der Kerken, dat ys der gemeynen Christen [Versammlung],¹⁵² alle dinck soll tor stychtinge und betteringe der sulven gescheyn,¹⁵³ is noch, dat ock alle dinck mit guden verstande dar sulvest gehandelt werden. Wat men nicht vorsteyt, dat kan men sick yo nicht bettern. Hyr umme yset unrecht, dat men yn gemeynen Christen vorsammelinghe ander sprake, dan die gemeyne vorstan kan, gebruket. Also getemmet sick, dat men die dope in sunderheytt myt apener und bekander sprake uthrichte, want dar an doch eynem ideren to wetten hoch gelegen is.
- XII. Eth ys unrecht alle kerkenn gebruck, gesenge unnd, wo se eth nomen, godz denst, welker umme presentien und geltz willen geschuet, eth geschege prima off secunda intentione[,] principaliter off accidentaliter.
- XIII. Louesenge, de men singet, dar inn immer de anders dan Christum vor eyne middeler und advocaten offt noethhilper anthuet, wo dat Salve regina und etlycke andere, synt unchristlich und godz lesterlich.
- XIV. Weywather, kerßen, kruyth [Kräuter], belder, klokken, solt, olie und der gelycken seggenen, dar mede dat sulve uns tor salycheyt solde deynen mogen, ys heydensch mysgeloue unnd vordomlick.

¹⁴⁸ Jes 66,1.

¹⁴⁹ 1 Kor 11,24f. und Lk 22,19.

¹⁵⁰ Die Einsetzungsworte der Messliturgie.

¹⁵¹ Vgl. Mt 27,31 (parr.); Lk 18,32 und Lk 23,11.36.

¹⁵² Die communio sanctorum des Apostolicums. BSELK (wie Anm. 83), S. 43.

¹⁵³ Vgl. 1 Kor 14,3.26 und 2 Kor 12,19.

- XV. *De Krancken myt olye sinerenn [schmieren, salben][,] anders war umme, dan dat die gelidder und dat lyff erquicket und gestercket werde, sonder recht[,] off der zelen salicheyt daran gelegen, ys unchristlich.*
- XVI. *De vorstoruen hilligen bilde anrophen, erhen offt umb dragen[,] ys apenbaer und heill affgodderie.*

4. Osnabrück (1532)

Die 44 Thesen des Dietrich Buthmann, 1532.

Textgrundlage: Hugo Hoyer, Untersuchungen über die Reformationsgeschichte des Fürstentums Osnabrück unter den Bischöfen Erich II. von Grubenhagen und Franz I. von Waldeck, in: *Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte* 32/33 (1927/1928), S. 77-200, hier S. 148-152.

DE erster Artickell:

- Een mensche mach nicht recht ferdich vn(d) salich werde(n) vor godt vth sinen egen vordenste vnde werckenn, dan alleyn e vth Christus vordenste vnd lutter genade. Ad Romanos III et IIII.*¹⁵⁴
2. *Menn sall alle tydt gode wercke doynn In [als] eyn teicken[,] dat me godenn gelouen hefft, meer [denn] tho der salicheidt syndt se nicht nuttel[,] dan alleyn de geloue In Christo ad Ephesios II.*¹⁵⁵
3. *De myssel[,] de menn suslange [bisher] geholdenn hefft[,] is eyn gruwellicke vnd eyn duuels dynck vnd eyne vorsturynge des auentmaels Christi Ad Hebreos IX et X.*¹⁵⁶
4. *Menn sal dudessche mysse doenn / vnd halden na dat beuel vnde Insatyng Christi, welcker heidt [!] eyne Ceremonia / oft ein auentmaill und eyn ge- deichnusse Christi vnd nicht ein offerha(n)de vor de leuendygen vnde doden Ad Hebreos X und XI.*¹⁵⁷
5. *Dat Sacrame(n)t[,] nemelick dat Aue(n)tmayll Christi[,] holde ick seer groeth, vnd In merer ere vnd reuerentienn [Hochachtung][,] als men suslange gedaen hefft[,] So ver als men das recht gebrucket vnd doet na Christus Insettunge vnd beffell[,] nemptlick entfangen Inn beider gestaltnisse als Christus secht Math. XXVI, Luce XXII, Marci XIII, Paulus 1, Corinthios XI.*¹⁵⁸

¹⁵⁴ Röm 3,22-24.28 und Röm 4,5.25.

¹⁵⁵ Eph 2,8.

¹⁵⁶ Hebr 9,27f. und Hebr 10,12.14.

¹⁵⁷ Vgl. besonders Hebr 10,3.10.12-14.

¹⁵⁸ Mt 26,26-28; Lk 22,19f.; Mk 14,22-24 und 1 Kor 11,23-26.

Item ick ler[,] dat in dat broedt deß Auentmaels Christi sy warafftich flesch vnd dat lycha(m) Christi vnd de wyn werde dor de worde [der] consecratie warafftich bloet Christi, dit licham vnd bloet Christi sal men etten vnd dryckenn In vorgeuinge der sunde¹⁵⁹ vnd yn eine gedechtnisse Christi,¹⁶⁰ vnd nicht yn de muren settenn / vnd nicht auer de strate dregen In suluer vnd golt, welcker Christus forboden hefft[,] wenthe hie heuet gesacht[:] nemet dyt[,] ettet dyt / dit is myn licham¹⁶¹ / Hie secht[,] menn soll etten vnd sacht nicht[:] nemet vn(d) sluttet In de mure(n)[,] we(n)te goidt wil nicht beslote[n] wese(n), da(n) alei(n) i(n) dat herte der geleuwige(n) menssche(n) / daer umb hette[n] wi Christe(n) me(n)sche(n) de te(m)pel goides[,] als vns Paul. leret I Cor. III¹⁶² Hie umb is daer gin Sacrame(n)t[,] dat si da(n) saicke[,] me(n) ette vn(d) drincket nha Christus beuell.

6. De dope sal men holden[,] als men suslange plaich [zu tun pflegt][,] dan men sal vp dudessch lesenn[,] vp dat alle(n) ma vorstaen moge, hyer wyder tho schryuen[,] wat de dope sy[,] maich ick nicht doen[,] wenthe aichte dage hedde ick des genoch tho doyn / dan de kynderkes sal men doepen vnd nycht doen[,] als men up summigen endenn leret[,] nemlicken / XVIII off XX Jaerolt werden lathenn.
7. De ceremonien sal ma(n) nycht vorwerpen vth der kerken[,] dan de gene[, die] tegenn godes wordt sint / dan men sal dar tuisschen [unterdessen] le-
renn[,] dat men daer geyne salicheidt noch Troest Inn erlangen sall.
8. Menn sall alle sundage dudessche mysse holden In eyynn Ider kerspellene [Kirchspiel] / daer tho alle Su(n)dage dat auetmaell, wante so mannichmael de mensche In gebreck valt ont wert van denn duuell angestotten vn(d) angefechtet[,] so sall hie de Sacrame(n)t entfangen to einen troest[,] dat emme de duuell nicht mistrostisch maecke.
9. Dat word goides sall me(n) p(re)dicken rei(n) vnd klaer sunder tosettinge vnd affnemige der menssche.
10. Dat vegefur is eyynn Insettunge der mensschen[,] omb gelt vann den ludenn to krigen[,] vnd is eyn lügen[,] wente dat synt man II wege.
11. Mysse vnd vigilie denn daeden luden na tho doende[,] is eyynn spoet gades.
12. De dope vnd wigwatter segen ys narrenspeell[,] wenthe Christus hefft se eyynn maell gesegent vnd gebenediget / gene II.¹⁶³

¹⁵⁹ Mt 26,28.

¹⁶⁰ 1 Kor 11,24f. und Lk 22,19.

¹⁶¹ Mt 26,26.

¹⁶² 1 Kor 3,16f.

¹⁶³ Gen 2,3.

13. *Vnder denn Christen sollenn gyne mensschen apenbaer bidden [betteln][,] mer me(n) sall se besorgen. Deu. XIII,¹⁶⁴ Leuitici XIX.¹⁶⁵*
14. *Eyn mensche sall sunder dat wordt goides nicht doen[,], dat eme guet duncket, dan hie sall allene doen[,], dat goet hetet vnd gebudt [gebietet]. Numer. XV, Deu. XV, Pro. III, Esaie LXVI.¹⁶⁶*
15. *Dat wordt goides sal men apenbair predicke(n) vnde seen gyne(n) me(n)schen an / als ons Esaiaes leret IIII cap., da er hie also secht / du[,], de du predickest dat Euangelium[,], klem vp eynen hogen berch vnd verheue dine stimme In sterckheit / Sprinck vp vnde will nicht fruchtenn,¹⁶⁷ Item Cap. XVIII[:] Rop vnde will nicht fruchtenn[,], holt nicht vp / heue vp dyne Stemme als ein besune [Posaune] vnd vorkundige myne(m) volcke ere schande / vnd den gelouigen ere sunde.¹⁶⁸*
16. *Eynn Jewelick sall ynn denn echten staidt [Ehestand] gaen vnd hebben eyne rechte huisfrouwen[,], hie sy geistlick edder wertlick[,], so ferne hie sick nicht entholten kan / wente dat is better[,], dat ein Ider ma(n) vn(d) ein Ider frouwe synen gaden hefft[,], dann dat se In vnreinnicheidt vnd horeryge leuen I Corinth. VII.¹⁶⁹*
17. *De mensche hefft nynen fryggen willen / vth em suluen salich tho werdenn Prouerbiorum XXXVI/¹⁷⁰ II/VII¹⁷¹ gal II.¹⁷² IX.¹⁷³*
18. *De Bicht vorwerpe ick nicht[,], als [sofern] se recht geidt vnd recht geschoidt, alle sunde ouerst tho seggen dem prester Int oher[,], is nicht van noedenn / wen numment wet[,], wo vele he oher gedaen hefft Psalm V, Psalm XXXI.¹⁷⁴*
19. *Alle dat gene[,], dan gynen grundt In der hilligenn schrifft hefft[,], sal men vthradenn, Matt. XV.¹⁷⁵*
20. *Christus is alleyn eyn Myddeler twisschen den hemmelsschen vadder vnd den mensschen vn(d) gyn ander name Im hemel vnde erdenn[,], dar me(n) salich doer werden maich Acto. IIII.¹⁷⁶*

¹⁶⁴ Wohl Dtn 14,29 oder auch Dtn 15,1-11 mit seinen Regelungen für das sogenannte „Erlassjahr“.

¹⁶⁵ Gemeint sind die Regelungen des sogenannten „Heiligkeitsgesetzes“, besonders Lev 19,9f. und 13.

¹⁶⁶ Num 15,1-31; Dtn 15,1-11; Prov 3,1-26 und Jes 66,1-4.

¹⁶⁷ Jes 40,9.

¹⁶⁸ Jes 18,3.

¹⁶⁹ 1 Kor 7,8f.

¹⁷⁰ Wohl durch die Überlieferung trunziert (Prov 36).

¹⁷¹ Prov 2,1-22 und Prov 7,1-27.

¹⁷² Gal 2,20f.

¹⁷³ Wohl durch die Überlieferung trunziert (Gal 9). Vielleicht Gal 4,6.

¹⁷⁴ Ps 5,11 und Ps 31,3.

¹⁷⁵ Mt 15,1-20.

¹⁷⁶ Apg 4,12.

21. Godes rechtuerdicheidt is vnse rechtuerdicheidt vnd vnse wyscheidt vnd vnse hillicheidt vn(d) vnse vorlosynge. I Cor. I.¹⁷⁷
22. De bekentnyssse Christi is warafftige vn(d) vullenkommen rechuerdicheidt. Hier. IX,¹⁷⁸ Johan. XV/¹⁷⁹ II. Petr. III.¹⁸⁰
23. Alle rechtuerdicheidt kumpt alleyn vth dem gelouenn Mathei XIII,¹⁸¹ Marci V et XVI. III. VI.¹⁸² Act. X. XIII. XV.¹⁸³
24. De geloue maicket eine saliche Sunder de wercke Romanos III/ IV/ IX/¹⁸⁴ Gala. II/ III.¹⁸⁵
25. Allene de vngeloue vordomet denn menschen vnd is ouck alleynsunde Johannis XVI et VIII.¹⁸⁶
26. Men sal der Ouericheidt gehorsam synn alle tidt[,] dage vnd naicht[,] wente goidt hefft se Ingesatt[,] geschapen vnd gemaket Roman: XIII,¹⁸⁷ Tituen III/ I.¹⁸⁸ Petri II/¹⁸⁹ Gene. 9.¹⁹⁰
27. Men sal der Ouericheidt geuen[,] dat men se schul[d]ich is Mathei XXII/¹⁹¹ Luc. II.¹⁹²
28. Als de Ouericheit tegen godes word handelt[,] is men nicht schuldich gehorsam tho syn Act. V.¹⁹³
29. De Radessheren solle wesen wyß vnd de(n) heren fruchten [fürchten][,] vnd In welckren de warheidt is[,] vn(d) sollen de gyricheit hebben Exodi. 48.¹⁹⁴
30. Eyn Pastoir[,] de gades wort recht leret[,] vnd sal men vnderdenich wesen, und vor agen hebben 2. Cor. 10 et 13,¹⁹⁵ Timo. 5.¹⁹⁶

¹⁷⁷ 1 Kor 1,30.

¹⁷⁸ Jer 9,22f.

¹⁷⁹ Joh 15,1-17.

¹⁸⁰ 2 Petr 3,1-13.

¹⁸¹ Mt 14,22-32.

¹⁸² Mk 5,34 und 36; 16,16; 3,28f. und Mk 6,30-44.

¹⁸³ Apg 10,34; 13,38 und Apg 15,11.

¹⁸⁴ Röm 3,22-24.28 und Röm 4,5.25.

¹⁸⁵ Gal 2,15-21 und Gal 3,1-14.

¹⁸⁶ Joh 16,5-15 und Joh 8,30-35.

¹⁸⁷ Röm 13,1-7.

¹⁸⁸ Tit 3,1f. und Tit 1,10f.

¹⁸⁹ 1 Petr 2,13-17.

¹⁹⁰ Gen 9,5f.

¹⁹¹ Mt 22,21.

¹⁹² Lk 2,1-5.

¹⁹³ Apg 5,29.

¹⁹⁴ Wohl durch die Überlieferung trunkeiert (Ex 48). Wahrscheinlich Ex 18,21.

¹⁹⁵ 2 Kor 10,1-18 und 2 Kor 13,1-13.

¹⁹⁶ 1 Tim 5,17-25.

31. Man maich denn eynen daich etten vnd drincken als den anderen vnd dancken vnd louen den heren daer vm Esaia 58,¹⁹⁷ Mat. 6, 15,¹⁹⁸ Timot. 4.¹⁹⁹
32. Mensche leringe vn(d) Insettingel[,] se hebbe da(n) [selbst wenn sie] Ingesaeth de Pawest oft Bysschopl[,] sall men nycht holden[,] so verne se nicht gegrundet wordt yn der hilligen schrifft Esaie 29.²⁰⁰ Hie. 23.²⁰¹ Matth 15.²⁰² 1 Corint. 7.²⁰³
33. Eynn menssche is seker vnd vast dorch de beloeffnisse godes[,] dat hie eyn kyndt sy de ewigen leuendes[,] dar de papisten suslange entegen synt gewesen[,] seggende[,] dat eyn menssche nicht en weidt[,] oft hie yn der gnaden gades sta oft nicht Esaie 43 et 54,²⁰⁴ zacha. 14.²⁰⁵
34. De hilligenn schrifft maich men nicht vorstaen[,] dat enn sy saecke[,] de geist gades werke daer mede Esaie 29.²⁰⁶ Psalm. 93.²⁰⁷ Johann 10 et 6.²⁰⁸ 2. Petri 1.²⁰⁹ Apoca 5.²¹⁰
35. Beloeffnisse[,] de tegen godes wordt gadaen synt[,] ys menn nicht schuldich tho holden Ezechie. 2,²¹¹ ego dedi Esaia 1,²¹² Regum 13,²¹³ Amos 5,²¹⁴ Matt. 6,²¹⁵ zachar. 7.²¹⁶
36. Alle Christen mensschen hettenn [heißen] de selige kerke 1. Johann. 10,²¹⁷ Acto. 2,²¹⁸ Collo 1,²¹⁹ Psal. 34.²²⁰

¹⁹⁷ Jes 58,1-12.

¹⁹⁸ Mt 6,16-18.

¹⁹⁹ 1 Tim 4,1-5.

²⁰⁰ Jes 29,9-16.

²⁰¹ Jer 23,25-40.

²⁰² Mt 15,1-20.

²⁰³ 1 Kor 7,1-40.

²⁰⁴ Jes 43,1-7 und 54,1-17, besonders 7f. und 10.

²⁰⁵ Sach 14,1-21.

²⁰⁶ Jes 29,9-16.

²⁰⁷ Wohl Ps 92,7.

²⁰⁸ Wohl Joh 10,31-39 und Joh 6,60-65.

²⁰⁹ 2 Petr 1,16-21.

²¹⁰ Apk 5,1-14.

²¹¹ Hes 2,1-3, 10.

²¹² Jes 1,10-17.

²¹³ 1 Sam 13,7-14 oder 1 Kön 13,11-34.

²¹⁴ Am 5,21-27.

²¹⁵ Mt 6,1-4 und 16-18.

²¹⁶ Sach 7,1-6.

²¹⁷ Wohl durch die Überlieferung trunkiert (1 Joh 10). Vielleicht 1 Joh 1,3 oder Joh 10,1-30.

²¹⁸ Apg 2,37-47.

²¹⁹ Kol 1,3-14.

²²⁰ Ps 34,1-23, besonders 8-23.

37. *De doet Christi hefft vor alle vnse sunde genoich gedaen Esaie. 1 et 2.*²²¹
1. Joh. 4.²²² Hebr. 5, 3.²²³ Col. 5,9.²²⁴
38. *Alle Christen mensschen hebben den Slottel [Schlüssel] der hilligen kerken[,] dat is se hebben der suffuesten maicht[,] de de pawest hefft in geistliche(n) di(n)ge(n) Matth. 18,*²²⁵ *Johann. 2.*²²⁶
39. *Eyn Igelick sal syn broidt mit arbeydenn vordeynen[,] oft hie [oder er] sall nicht etten Gene 3.*²²⁷ *Ephe. 4.*²²⁸ *2. Thessa. 3.*²²⁹
40. *De anbeders de be[l]de(n) solle(n) nicht kome In da(t)t Ryke gaides. Gala 5,*²³⁰ *1. Corin. 10.*²³¹ *Deu. 5.*²³² *Exo 2.*²³³ *Esaie 44.*²³⁴ *Hier. 10.*²³⁵
41. *De teickenn[,] de de hilligenn doen (als men se nomet)[,] sal me nicht gelo-uenn[,] went dat is duuels bedraich 2. Thessa. 2.*²³⁶
42. *Endechris[t]i is nicht eyne persone[,] als Johannes In syner epistolen secht.*²³⁷
43. *Alle de gene[,] de vorbedenn[,] in denn echtenn state tho gaen[,] vnd vorbe-denn[,] de spise to etten[,] de goet geschapen hefft[,] myt danck saggyng, dat synt entechristen[,] als Paulus in der ersten epist Timot. 4.*²³⁸
44. *Alle de gene[,] de gaides wordet recht vnd reyne leret hebben[,] sint van beginssel dusser werlt voruolget worden vnd sollen vorfulget worden went in den Junsten daich Johan. 8, 10.*²³⁹ *et Act. 7.*²⁴⁰

Hyer hebbe Ick geschreuen [!] 44 artickel[,] den suluen hape ick dorch de genade Christi tho vordedingen [!] vor allen mensschen[,] gelerdt eder vngelert[,] vnd daer will ick min lyff vnd leuenn by vp setten vnde vor gaede [Gott] deme heren verandt worden In den strenge(n) gerichte[,] welcker nimmes forbigaen sall, de here vorluichte vns myt synen geiste vnd geue vns syne gnade AMEN.

²²¹ Jes 1,4-9.18 und Jes 2,12-22.

²²² 1 Joh 4,9f.

²²³ Hebr 5,3.

²²⁴ Wohl durch die Überlieferung trunziert (Kol 5,9). Wohl Kol 2,9 (und 14).

²²⁵ Mt 18,18.

²²⁶ Vgl. 1 Joh 2,1-5 (7-11) oder Joh 20,19-23.

²²⁷ Gen 3,19.

²²⁸ Eph 4,28.

²²⁹ 2 Thess 3,6-13.

²³⁰ Gal 5,1-15.

²³¹ 1 Kor 10,1-13 und 14-22.

²³² Dtn 5,7-9.

²³³ Ex 20,4f.

²³⁴ Jes 44,6-20.

²³⁵ Jer 10,1-16.

²³⁶ 2 Thess, 2,1-12, hier besonders 9.

²³⁷ 1 Joh 2,18.22.

²³⁸ 1 Tim 4,1-5, hier besonders 4.

²³⁹ Joh 8,37-59 und Joh 10,31-42.

²⁴⁰ Apg 7,54-60.

Die Wittgensteiner Pietisten und ihre Beziehungen nach Halle und Herrnhut in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts¹

1 Hinführung

Die bedeutende pietistische Phase in Wittgenstein lässt sich unter dem Terminus „radikalpietistische Zeit“ oder auch „radikalpietistisches Zentrum“ subsumieren, denn es gibt wohl kaum eine Gegend in Deutschland, in der zu dieser Zeit eine solch starke Zuwanderung von radikalen Gruppen und Einzeltägern nachzuweisen ist.² Nicht einmal in der freien Stadt Altona, damals dänisch, oder in der hessischen Wetterau übertraf der Zuzug von religiös Verfolgten den in die beiden Wittgensteiner Grafschaften, also nach Sayn-Wittgenstein mit Berleburg als Residenzstadt im Norden sowie nach Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, der Südgrafschaft mit Laasphe als Residenz.³

2 Der radikale Pietismus

Der sogenannte radikale Pietismus⁴ ist eine besondere Spezies des Pietismus, dieser stärksten Erneuerungsbewegung seit der Reformation, wie Martin Brecht sie einordnet.⁵

Neben dem kirchlichen Pietismus um Philipp Jakob Spener (1635–1705) und August Hermann Francke (1663–1727) entwickelte sich in Deutschland recht schnell ein sich jenseits der geprägten kirchlichen Strukturen verortender Flügel des Pietismus, der sogenannte radikale Pietismus. Beide Richtungen entfalteten große Strahlkraft über das Heilige Römische Reich Deutscher Nation hinaus. Der radikale Flügel wurde von den engli-

¹ Ergänzte und modifizierte Druckversion eines Vortrags beim Tag der Westfälischen Kirchengeschichte in Freudenberg am 11. September 2015.

² Vgl. Ulf Lückel, Adel und Frömmigkeit. Die Berleburger Grafen und der Pietismus in ihren Territorien, Siegen 2016.

³ Vgl. Johannes Burkardt, [Art.] Grafschaft Wittgenstein, in: Winfried Speikamp (Hg.), Handbuch der hessischen Geschichte 3 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 63), Marburg 2014, S. 406–489.

⁴ Vgl. Hans Schneider, Der radikale Pietismus in der neueren Forschung, in: PuN 8 (1982), S. 15–42, sowie PuN 9 (1983), S. 117–151.

⁵ Martin Brecht, [Art.] Pietismus, in: TRE 26 (1996), S. 606.

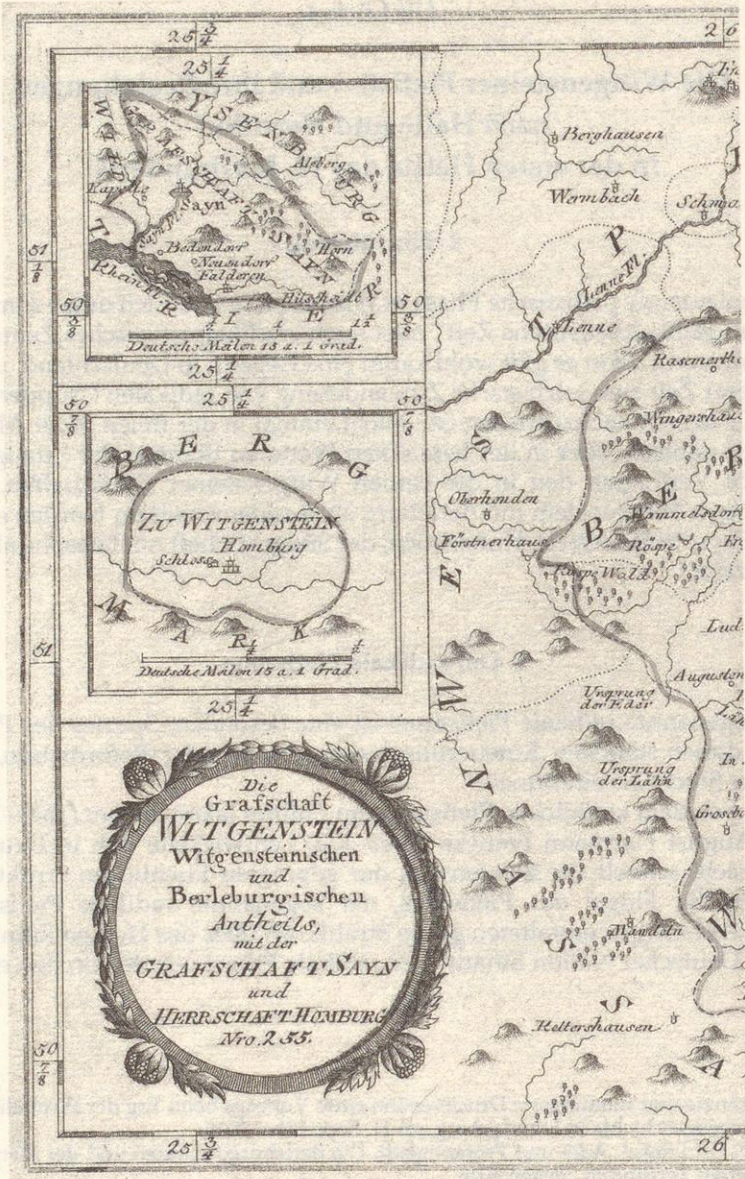


Abb. 1a: Original teilkolorierter Kupferstich
der Wittgensteiner Grafschaften
von Johann Joseph von Reilly, Wien 1790
Sammlung Ulf Lückel, Marburg

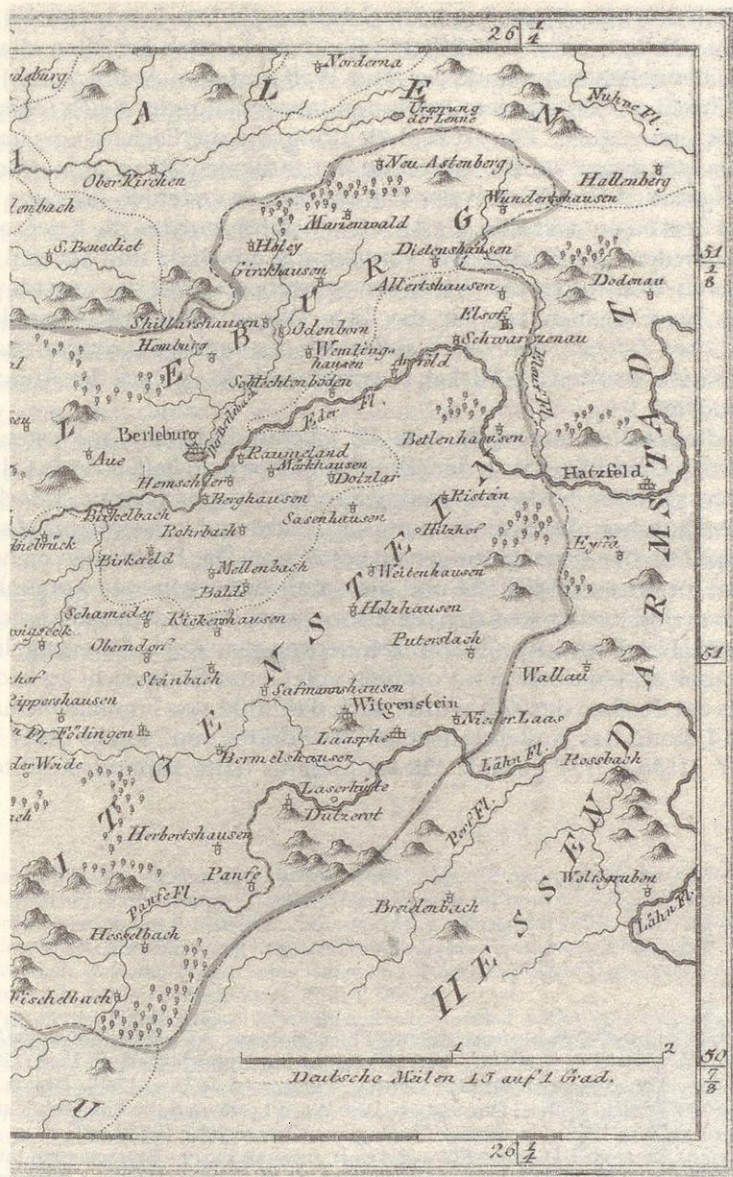


Abb. 1 b

schen Philadelphiern beeinflusst. Die Schriften der Jane Leade (1623–1704)⁶ erfreuten sich immenser Beliebtheit – überhaupt waren Schriften, die sich mit dem bevorstehenden Ende der alten Welt und dem Anbruch der Herrschaft Christi auf Erden, dem ersehnten tausendjährigen Reich (Apk 20), befassten, „en vogue“.⁷ Die große Bedeutung, die der Eschatologie im Pietismus beigemessen wurde, erlebte in der radikalen Szene eine dramatische Steigerung.⁸ Die Zeichen der Zeit wurden so gedeutet, dass nun bald die neue Zeit beginnen sollte; als Anzeichen dafür wurden die Kriegsereignisse in Europa, desgleichen die Verwüstung der Pfalz und speziell Heidelbergs ab 1688 durch die Franzosen verstanden, und das erneute Vordringen der Osmanen bis vor die Tore Wiens 1683 galt ebenfalls als schreckliches Zeichen, denn auch außerhalb der verfassten römisch-katholischen Kirche wurden die Türken (Osmanen) als Ausgeburt des Antichristen betrachtet.

Um die Jahrhundertwende zum 18. Jahrhundert tobte in Westeuropa der Spanische Erbfolgekrieg, der schon früh erkennen ließ, dass das althergebrachte, seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges vertraute Machtgefüge dramatischen Änderungen unterlag. Extreme Naturereignisse schienen die politischen Beobachtungen zu bestätigen: Das Erscheinen mehrerer Kometen im Winter 1680/1681 und die damit einhergehende Konjunktion von Saturn und Jupiter schürten die Endzeiterwartung, wobei man sich Mt 24,29, Apk 12,1+3 und Apk 15,1 in Erinnerung rief. Auch die evangelische Christenheit schien unter den Vorboten von Gottes Endgericht zu leiden – denn als ein Zeichen der Zeit wurde auch das Edikt von Fontainebleau von 1685 und damit das Außerkraftsetzen des Ediktes von Nantes unter Ludwig XIV. (1638–1715)⁹ gezählt. Dieses Ereignis hatte zumindest mittelbar

⁶ Vgl. Nils Thune, *The Behmenists and the Philadelphians. A Contribution to the Study of English Mysticism in the 17th and 18th Centuries*, Uppsala 1948, S. 18, S. 120–129. Chauncey David Ensign, *Radical German Pietism (c. 1675–c. 1760)*, Boston 1955, S. 203–208. Donald F[loyd] Durnbaugh, *Jane Ward Leade and the Philadelphians*, in: Carter Lindberg (Hg.), *The Pietist Theologians*, Oxford 2005, S. 128–147.

⁷ Vgl. Hans Schneider, *Die unerfüllte Zukunft. Apokalyptische Erwartungen im radikalen Pietismus um 1700*, in: Manfred Jakobowski-Tiessen [u.a.] (Hgg.), *Jahrhundertwelten. Endzeit- und Zukunftsvorstellungen vom 15. bis zum 20. Jahrhundert* (VMPiG 155), Göttingen 1999, S. 187–212.

⁸ Hans Schneider, *Der radikale Pietismus im 17. Jahrhundert*, in: Martin Brecht (Hg.), *Geschichte des Pietismus. Der Pietismus vom siebzehnten bis zum frühen achtzehnten Jahrhundert*, Bd. 1, Göttingen 1993, S. 394.

⁹ Vgl. Olivier Bernier, *Ludwig XIV. Die Biographie*, Düsseldorf 2003.

auch für Wittgenstein Folgen, löste es doch die anschließenden Cevennenkriege in Südfrankreich aus,¹⁰ die zum Entstehen und der späteren Ansiedlung der Inspirierten nicht zuletzt auch in Wittgenstein geführt haben.¹¹

Eine stärkere Klimaveränderung beeinflusste das Leben der Menschen Mitteleuropas vom Übergang des 17. auf das 18. Jahrhundert eminent: „Eine besonders ausgiebige Kaltphase zwischen 1675 und 1715 ging mit dem sogenannten Maunder-Minimum einher, ein Ausbleiben der Sonnenflecken, das eine deutlich reduzierte Sonnenaktivität zur Folge hatte.“¹² Dieses Phänomen spiegelte sich auch in niedrigen Erträgen der Landwirtschaft Wittgensteins wider, es gab vermehrt Hungerperioden, und eine Verarmung der Bevölkerung war die Konsequenz – es kam zu großen Nöten und Versorgungsgespässen.¹³

Betrachtet man die soziale Herkunft der radikalen Pietisten, so ist auffällig, dass sich darunter auch Akademiker (zum Beispiel Pastoren oder Ärzte) befanden, von denen man heute zunächst einmal etwas mehr Besonnenheit erwartet hätte. Freilich fühlten sich auch viele „fahrende“ Handwerker von der neuen Bewegung angezogen, und besonders sie hatten sich durch Reisen und Wanderungen eine nicht zu unterschätzende Bildung und Kenntnis erworben.¹⁴ Gerade sie wurden schnell zu klassischen Führungsfiguren und Multiplikatoren in den verschiedensten frommen Gruppen. Der sicherlich bekannteste Vertreter und ein exemplarisches Beispiel dafür ist der aus Württemberg stammende Sattler Johann Friedrich

¹⁰ Fast ein halbes Jahrhundert später nimmt sich die philadelphische Zeitschrift der Geistlichen Fama dieser Thematik noch einmal an und rekapituliert die aktuellen Entwicklungen in Frankreich: Zehndes Stück: Geistliche Fama, mitbringene Einige Neuere Nachrichten von göttlichen Erweckungen / Gerichten / Führungen / Wegen / Wercken. Zehndes Stück. Siehe Feuer und Herd des HErrn! Gesammelt und ausgestreuet in Sarden [= Berleburg], 1732, S. 20-23.

¹¹ Vgl. zu den Inspirierten in Wittgenstein: Max Goebel, Geschichte der wahren Inspirations-Gemeinden von 1688–1855, in: ZHTh 24 (1854), S. 267-322, S. 377-438. ZHTh 25 (1855), S. 94-160, S. 327-425. ZHTh 27 (1857), S. 131-151.

¹² Sven Plöger, Gute Aussichten für Morgen. Wie wir den Klimawandel bewältigen und die Energiewende schaffen können, Überarbeitete und aktualisierte Neuauflage, 2. Aufl. Frankfurt 2014, S. 62.

¹³ Vgl. Fritz Krämer, Der Elsoffer Bauernkrieg. Ein Beitrag zur Geschichte der Dörfer Alertshausen, Beddelhausen und Elsoff (1721–1729), in: Wittgenstein. Blätter des Wittgensteiner Heimatvereins e.V. 32 (1968), Jg. 56, S. 48-53.

¹⁴ Vgl. Ulrike Gleixner, Pietismus und Bürgertum. Eine historische Anthropologie der Frömmigkeit. Württemberg 17.–19. Jahrhundert (Bürgertum Neue Folge 2), Göttingen 2005, S. 327-334. Beispielhaft dazu: Daniel Eißner, Erweckte Handwerker im Umfeld des Pietismus. Zur religiösen Selbstermächtigung in der Frühen Neuzeit (Halle-sche Forschungen 43), Halle 2016.

Rock (1678–1749),¹⁵ das „Hauptwerkzeug“ der Inspirierten.¹⁶ Bei der ortsansässigen Bevölkerung, den bodenständigen Handwerkern und Bauern, fanden die neuen Ideen hingegen weniger Resonanz, was auch in Wittgenstein zu beobachten ist. Grundsätzlich gilt dort aber, dass es mit Ausnahme der Inspirierten in Berleburg keine separatistische Gruppe gegeben hat, die nicht hauptsächlich aus Mitgliedern des Adels und des Bürgertums bestanden hätte.

Vielerorts versuchte die orthodox denkende Obrigkeit, die neue Bewegung ein- und abzugrenzen. Es kam zu ersten Verfolgungen der diversen Gruppen in der Schweiz sowie in Mittel- und Süddeutschland. Mancherorts wurden Antipietistenedikte¹⁷ verabschiedet. Aber die Bewegung war nicht mehr zu stoppen, im Gegenteil: Durch die Verfolgungen betrachteten sich viele ihrer Angehörigen analog zur neutestamentlichen Überlieferung als Märtyrer.¹⁸

Nicht unbedeutend für die Entwicklung der pietistischen Bewegung dürfte die Tatsache gewesen sein, dass sie früh in Frankfurt am Main, einer wichtigen Metropole des Reiches, hatte Fuß fassen können. Frankfurt mutierte zu einem pietistischen Zentrum, einer Hochburg von Sektierern und spiritualistisch geprägten Einzelgängern und Gruppen.¹⁹ Auch wenn deren Erwartung, Frankfurt werde das „neue Zion“ auf Erden werden, infolge des harten Eingreifens der städtischen Behörden nicht eintraf, blieb Frankfurt ein Zentrum und ein Dreh- und Angelpunkt der neuen Bewegung.²⁰

Einzelne Universitäten entwickelten sich zu pietistischen Horten, Gießen²¹ wurde quasi von den Pietisten „übernommen“ – und Gottfried Arnold (1666–1714) wirkte hier für kurze Zeit als Professor.²² Von ihm

¹⁵ Vgl. Victor Pless, *Die Separatisten und Inspirierten im Wittgensteiner Land und Zinzendorf's Tätigkeit unter ihnen im Jahre 1730*, Diss. Lic. theol., Münster 1921. Paul Krauss, Johann Friedrich Rock. Separatist und Inspirierter, in: Robert Uhlend (Hg.), *Lebensbilder aus Schwaben und Franken*, Bd. 15, Stuttgart 1983, S. 86–114. S. auch Ulf-Michael Schneider, *Propheten der Goethezeit. Sprache, Literatur und Wirkung der Inspirierten* (Palaestra 297), Göttingen 1995. Isabelle Noth, *Extatischer Pietismus. Die Inspirationsgemeinden und ihre Prophetin Ursula Meyer (1682–1743)* (AGP 46), Göttingen 2005.

¹⁶ Vgl. Max Goebel, *Geschichte der wahren Inspirations-Gemeinden von 1688 bis 1855*, in: *Zeitschrift für die historische Theologie* [wie Anm. 11]. Hans Schneider, [Art.] *Inspirationsgemeinden*, in: TRE 16 (1987), S. 203–206.

¹⁷ Vgl. Schneider, *Pietismus* (wie Anm. 8), besonders S. 400–402.

¹⁸ Vgl. Mt 5,10.

¹⁹ Vgl. Hans Schneider, *Der radikale Pietismus im 18. Jahrhundert*, in: Martin Brecht/Klaus Deppermann (Hgg.), *Geschichte des Pietismus. Der Pietismus im achtzehnten Jahrhundert*, Bd. 2, Göttingen 1995, S. 156–160.

²⁰ Vgl. Andreas Deppermann, *Johann Jakob Schütz und die Anfänge des Pietismus* (BHTh 119), Tübingen 2002, S. 7–30.

²¹ Vgl. Rüdiger Mack, *Pietismus und Frühaufklärung an der Universität Gießen und in Hessen-Darmstadt*, Gießen 1984.

²² Vgl. Hans Schneider, *Gottfried Arnold in Gießen*, in: Dietrich Blaufuß/Friedrich Niewöhner (Hgg.), *Gottfried Arnold (1666–1714). Mit einer Bibliographie der Arnold-*

stammt das bekannte und seinerzeit populäre Gedicht „Babels Grablied“, das die in der Zeit vor der Jahrhundertwende immer harscher und lauter werdende Kritik an den verfassten Kirchen deutlich werden lässt:²³

„Drum stürmt ihr Nest,
Darein sie stolz gewest,
Zerschmettert ihre Kinder an den Steinen!
Die Schlangenbrut soll ja niemand beweinen!
Gebt ihren Bau, dem Frevelsitz, den Rest,
Und stürmt ihr Nest.“²⁴

Dieser Abgesang auf die Kirche ist programmatisch für die Einstellung vieler Köpfe der Bewegung des radikalen Pietismus, die immer stärker aufbegehrt und dementsprechend verfolgt wurden. Viele gerieten in eine Wanderschaft und Fluchtbewegung sondergleichen. Allein Ernst Christoph Hochmann von Hohenau²⁵, der erst im Wittgensteiner Ort Schwarzenau wieder ein festes Domizil finden sollte, saß über 35 Mal im Gefängnis. Andere verließen freiwillig das von ihnen verketzerte „Babel“ – wie Gottfried Arnold, der seine Professur in Gießen nach kurzer Amtszeit niederlegte. Johann Henrich Reitz (1655–1720)²⁶ und Johann Henrich Horch (1652–1729)²⁷ wurden mehrfach aus ihren Ämtern entlassen und wechsel-

Literatur ab 1714 (Wolfenbütteler Forschungen 61), Wiesbaden 1995, S. 267–299; darin auch: Daten zur Biografie Gottfried Arnolds, S. 411–414.

²³ Heute ist im Stammteil des Evangelischen Gesangbuchs nur noch ein Lied Gottfried Arnolds zu finden: EG 388 – „O Durchbrecher aller Bande“.

²⁴ Gottfried Arnold, Göttliche Liebes-Funcken, Frankfurt o.J. [1698], S. CXXVI.

²⁵ Vgl. Heinz Renkewitz, Hochmann von Hohenau (1670–1721). Quellenstudien zur Geschichte des Pietismus (Breslauer Studien zur Theologie und Religionsgeschichte 2), Breslau 1935, Neudruck Witten 1969 (AGP 5), S. 44–87. Hans Schneider, [Art.] Hochmann von Hohenau, in: TRE 15 (1986), S. 421–423. Hans Schneider, [Art.] Hochmann von Hohenau, in: RGG⁴ 3 (2000), Sp. 1803.

²⁶ Vgl. Hans-Jürgen Schrader, Literaturproduktion und Büchermarkt des radikalen Pietismus. Johann Henrich Reitz' „Historie der Wiedergebohrnen“ und ihr geschichtlicher Kontext (Palaestra 283), Göttingen 1989. Ulrich Weiß, „[...] uff solche pietist[en] absonderlich die H[erren] Geistlich[en] ein wachsames Aug zu haben.“ Die Siegener Episode des Johann Henrich Reitz 1703/4, in: Siegener Beiträge. Jahrbuch für regionale Geschichte 8 (2003), S. 37–88. Wieder abgedruckt in: Ulrich Weiß, Zwischen Kartenspiel und Katechismusschelte. Beiträge zur Kirchengeschichte des Siegerlandes (Siegener Beiträge zur Reformierten Theologie und Pietismusforschung 2), Wuppertal 2011, S. 37–96.

²⁷ Vgl. Carl Franz Lubert Haas, Lebensbeschreibung des berühmten D. Henrich Horchens, aus Hessen, ehemaligen oeffentlichen Lehrers der Gottgelahrtheit zu Herborn. [...], Cassell 1769. C[arl] W[ilhelm] H[ermann] Hochhuth, Heinrich Horche und die philadelphischen Gemeinden in Hessen. Ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Lebens in der evangelischen Kirche. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen, Gütersloh 1876. Winfried Zeller, Heinrich Horche in Kirchhain, in: Winfried Zeller, Frömmigkeit in Hessen, Marburg 1970, S. 141–150. Schneider, Pietismus (wie Anm. 19), S. 119–121. Die Schreibweise des Nachnamens variiert sowohl in den zeitgenössischen Drucken als auch in der Sekundärliteratur (Horch/Horche).

ten in den nächsten Jahren ständig ihre Stellen, wobei ihnen ihr angestammtes reformiertes Bekenntnis nicht eben eine Hilfe war. Horch wurde 1698 im nassauischen Herborn als Professor abgesetzt. Auch der später in Berleburg wirkende Johann Konrad Dippel (1673–1734)²⁸ wandte sich dem radikalen pietistischen Gedankengut mehr und mehr zu, schließlich wies er die orthodoxe Rechtfertigungslehre zurück, kehrte sich von einem Verständnis der Bibel als verbalinspiriert ab – hin zu einer Lehre des inneren Wortes, das erst das Bibelverständnis erschließe.²⁹

3 Die Vorstufe und der Beginn in Wittgenstein

Immer mehr charismatische Personen neben den genannten kamen zu den gleichen Erkenntnissen und gerieten in eine bis dahin noch nicht dagewesene chiliastische Parusieerwartung – und nur wenige nahmen von ihren Ideen wieder Abstand. Im schweizerischen Bern hatten 1698/1699 die Pietistenprozesse stattgefunden und für Aufsehen gesorgt.³⁰ Da in ihrer Heimat kein Bleiben mehr möglich war, kamen gerade aus der Schweiz einige enthusiastisch auftretende Theologen und Theologiestudenten nach Deutschland: Samuel König (1671–1750), Carl Anton Püntiner³¹ und Johann Jakob Knecht (* 1676)³² sollten in Wittgenstein führende Rollen in der ersten Phase der radikalen pietistischen Bewegung spielen.³³

Der Jahreswechsel zum neuen Jahrhundert sollte die große Wende bringen: „Je näher das ‚Wendejahr‘ 1700 heranrückte, desto mehr steigerte sich

²⁸ Vgl. Wilhelm Bender, Johann Konrad Dippel. Der Freigeist aus dem Pietismus. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Aufklärung, Bonn 1882. Karl-Ludwig Voss, Christianus Democritus. Das Menschenbild bei Johann Conrad Dippel. Ein Beispiel christlicher Anthropologie zwischen Pietismus und Aufklärung (ZRGG Beiheft XII), Leiden 1970. Stephan Goldschmidt, Johann Konrad Dippel (1673–1734). Seine radikalpietistische Theologie und ihre Entstehung (AGP 39), Göttingen 2001.

²⁹ Vgl. Schneider, Pietismus (wie Anm. 8), in: GdP 1, S. 406–414. Johann Conrad Dippel, Bedencken über das heutige mit extraordinairren Concussionen oder Bewegungen des Leibes verknüpfte Inspirations-Werck. Auf Verlangen eines Christlichen Freundes zu Papier gebracht 1731, in: Johann Conrad Dippel, Eröffneter Weg zum Frieden mit GOTT und allen Creaturen, durch die Publication der sämtlichen Schrifften Christiani Democriti [...], Bd. III, Berleburg 1747, S. 84–93.

³⁰ Vgl. Rudolf Dellsperger, Die Anfänge des Pietismus in Bern. Quellenstudien (AGP 22), Göttingen 1984, S. 115–139.

³¹ Es liegen keine biografischen Daten vor. Vgl. beispielsweise W[ilhelm] Hadorn, Geschichte des Pietismus in den Schweizerischen Reformierten Kirchen, Konstanz o.J. [1901], S. 163, S. 289.

³² Vgl. Dellsperger, Anfänge (wie Anm. 30), S. 93–176.

³³ Vgl. zu den frühen Unruhen in der Schweiz: L[ouis] A[uguste] Curtat, Ueber die Conventikel, welche im Canton Waardt errichtet werden. Eine Uebersetzung im Auszuge, der neulich erschienenen Schrift des Hrn. L. A. Curtat, Pfarrer zu Lausanne, Bern 1821.

das apokalyptische Fieber“, hat das Hans Schneider treffend beschrieben.³⁴ Inzwischen hatten viele der selbsternannten Propheten Verbündete, Gönner und Asyl gefunden, so an den kleinen hessischen Höfen der Wetterau und ihrer Umgebung. Da war beispielsweise das lutherische Laubach, wo 1699 eine „Kirchenrevolution“ stattfand³⁵ – angezettelt von dem Kanzlei-beamten Balthasar Christoph Klopfer (1659–1703); auch Hochmann und Reitz waren dabei involviert. Johann Henrich Horch wurde 1699 im Marburger Schloss eingekerkert, denn er hatte für Unruhen unter der Bevölkerung gesorgt und war gegenüber seinem Landesherrn und der Amtskirche aggressiv aufgetreten. In seinem Fall zeigt sich deutlich die unklare Grenze zwischen krankhaftem Wahnsinn und tiefer Religiosität, die manchmal fließend werden konnte, so dass beide dann zu verschmelzen drohten. Bei Horch begegnet man dieser Grenze, als er sich in der Haft auf dem Marburger Schloss selbst alle Haare und viele Zähne ausriss. Diese Selbstverstümmelung geschah in der überraschenden und aus heutiger Sicht wenig überzeugenden Motivation, einem Engel gleich werden zu wollen, denn bekanntlich hätten Engel weder Haare noch Zähne.³⁶

All diese Ereignisse steigerten die Aufregung unter den ohnehin schon erwartungsvollen und erregten Geschwistern im Geiste, was zur Häufung von radikalpietistischen „Wanderbewegungen“ beigetragen haben mag – auch in Wittgenstein und besonders in der Regierungsstadt der Nordgrafschaft, Berleburg. Dass die dortige chiliastische Revolution zu Ostern 1700 scheiterte, ist aber ein eigenes Kapitel und bereits mehrfach aufgearbeitet worden.³⁷

³⁴ Schneider, Pietismus (wie Anm. 8), in: GdP 1, S. 418.

³⁵ Vgl. Renkewitz, Hochmann von Hohenau (wie Anm. 25), S. 44–87.

³⁶ Horche reißt sich angesichts der erwarteten Nähe der eschatologischen Zeitenwende die Haare und die Zähne aus, hier steht eindeutig die sogenannte böhmistische Engellehre im Hintergrund. Vgl. Carl Franz Lubert Haas, Lebensbeschreibung, S. 400 (Beylage XIX). Marcus Meier, Der „neue Mensch“ nach Jane Leade. Anthropologie zwischen Böhme und Frühaufklärung, in: Udo Sträter [u.a.] (Hgg.), Alter Adam und neue Kreatur. Pietismus und Anthropologie. Beiträge zum II. Internationalen Kongress für Pietismusforschung 2005 (Hallesche Forschungen 28/1), Tübingen 2009, S. 137–149.

³⁷ Vgl. Christian Peters, Der Berleburger Kaplan Dietrich Otto Schmitz (1670–1718). Radikaler Pietist und Anhänger Johann Georg Gichtels, in: Johannes Burkardt/Bernd Hey (Hgg.), Von Wittgenstein in die Welt. Radikale Frömmigkeit und religiöse Toleranz (BWFKG 35), Bielefeld 2009, S. 69–106.

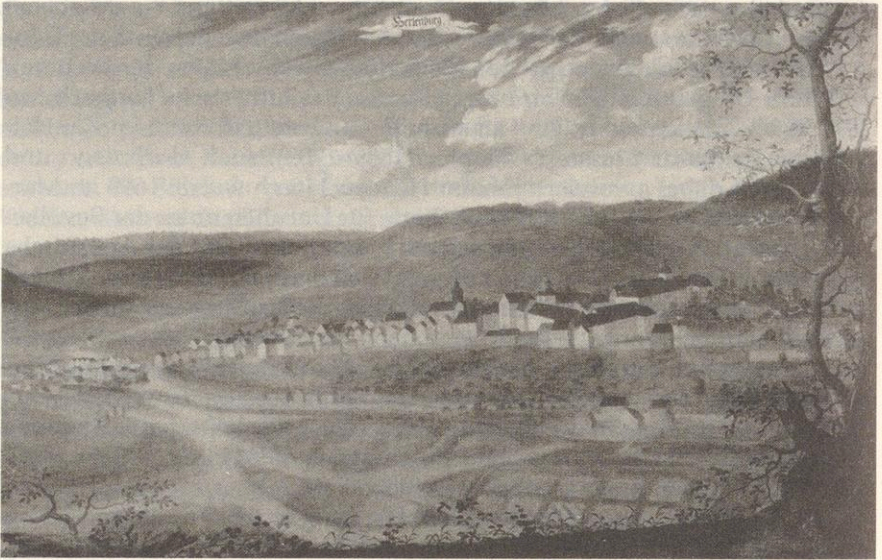


Abb. 2: Berleburg um 1736
Ölgemälde eines unbekannten Meisters, Schloss Berleburg, Bad Berleburg
Foto: Ulf Lückel

4 Gräfin Hedwig Sophie zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, die Mutter des Wittgensteiner Pietismus

Zu den wenigen Frauen³⁸, die in der Zeit des radikalen Pietismus eine bedeutende Rolle spielten, gehörte Gräfin Hedwig Sophie zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg.³⁹ Am 20. Februar 1669 kam sie als geborene Prinzessin zur Lippe-Brake auf Schloss Brake in Lemgo zur Welt. Sie wuchs in einem pietistisch gesinnten reformierten Grafenhaus heran und heiratete am 27. Oktober 1685 Graf Ludwig Franz zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg (1660–

³⁸ Vgl. Irina Modrow, *Frauen im Pietismus. Das Beispiel der Benigna von Solms-Laubach, Hedwig Sophie von Sayn-Wittgenstein-Berleburg und Erdmuthe Benigna von Reuß-Ebersdorf als Vertreterinnen des frommen hohen Adels im frühen 18. Jahrhundert*, in: Michael Weinzierl (Hg.), *Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit, Individualisierung, Rationalisierung, Säkularisierung. Neue Wege der Religionsgeschichte* 22, Wien 1997, S. 186–199.

³⁹ Vgl. Ulf Lückel, [Art.] Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Hedwig Sophie Gräfin zu, in: *BBKL* XIX (2001), Sp. 1203–1209.

1694). Mit ihrem Mann zog sie am 1. November 1685 nach Berleburg.⁴⁰ Bereits neun Jahre später verwitwete sie und wurde alleinige Regentin des nach dem Dreißigjährigen Krieg immer noch verarmten Duodezstaates.⁴¹ Ihr ältester Bruder, Graf Rudolf zur Lippe-Brake (1664–1707), übte zusammen mit ihr seit 1695 die Vormundschaft über den ältesten Sohn, Erbgraf Casimir (1687–1741), aus. Sie war eine tieferreligiöse Frau und fand in ihrem festen Glauben Trost und Zuspruch.

1706 schrieb sie ihrem Sohn Casimir in Halle den beeindruckenden Satz: „Ich schäme mich der Heiligen Schrift nicht und trage sie im Hertzen – mag ich noch schwach und elente seyn, so ist der Herr Christ mein Trost und mein Begleitung.“⁴² Und bei anderer Gelegenheit, nachdem sie von Gerhard Tersteegen 1736⁴³ in Christianseck besucht worden war: „Gott der Herr giebt mir sovill ich brauche an Nahrung für das Hertz.“⁴⁴

Wie genau der Kontakt zwischen Hedwig Sophie und den radikalen Predigern einerseits und den kirchlichen Pietisten andererseits entstanden ist, lässt sich nicht mehr erkennen, da dazu bislang keine Dokumente aufgefunden werden konnten.

Dass Hedwig Sophie mit Philipp Jakob Spener in schriftlichem Kontakt gestanden habe, hat der Berleburger Pfarrer Johann Georg Hinsberg (1862–1934)⁴⁵ in einem Brief mitgeteilt: „Die Gräfin Hedwig hat sich mit dem Pietismusgründer Philipp Jacob Spener ausgetauscht, und er hat ihr einen trostreichen Brief im Januar 1701 geschrieben, der im hiesigen Schloß aufbewahrt [wird].“⁴⁶ Hinsberg kannte offensichtlich den Wortlaut dieses Briefes noch, der heute aber nicht mehr auffindbar ist. Ein Indiz für die

⁴⁰ Fürstliches Archiv Schloss Berleburg, Bad Berleburg, Familienkorrespondenz, F 082 V, 34b.

⁴¹ Vgl. dazu im Detail: Ulf Lückel, Überschreitungen von Geschlechter- und Standesgrenzen: Die fromme Gräfin Hedwig Sophie zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg (1669–1738) und ihr pietistischer Hof in Berleburg, in: Pia Schmid (Hg.), Gender im Pietismus. Netzwerke und Geschlechterkonstruktionen (Hallesche Forschungen 40), Halle 2015, S. 163–176.

⁴² Fürstliches Archiv Schloss Berleburg, Bad Berleburg, Familienkorrespondenz, F 082 IV, 7.

⁴³ Vgl. Johannes Burkardt/Michael Knieriem, Vier Briefe Gerhard Tersteegens an Gräfin Hedwig Sophie zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, in: JWK 96 (2001), S. 105–120.

⁴⁴ A.a.O., S. 116.

⁴⁵ Vgl. zu Hinsberg: Johannes Burkardt, Zum 65. Todestag des Berleburger Pfarrers Johann Georg Hinsberg, in: Wittgenstein. Blätter des Wittgensteiner Heimatvereins e.V. 63 (1999), Jg. 87, S. 161–163.

⁴⁶ Johann Georg Hinsberg an Heinz Renkewitz, 1. September 1931. Privataarchiv Werner Wied (+), Kreuztal; Wied gewährte dem Vf. freundlicherweise noch kurz vor seinem Tod Einsicht in diesen Schriftwechsel.

Bekanntschaft Hedwig Sophies und Philipp Jakob Speners sowie für dessen Wissen um die Vorgänge in Berleburg bietet ein Brief Speners an August Hermann Francke aus Berlin vom 25. Mai 1700:⁴⁷

„[...] Im Übrigen wird ihnen nicht unweißend sein[,] was vor motus in den Rheinquartiren, und sonderlich jetzt der graffschafft Wittgenstein, passirt auß gelegenheit Herrn Hochmanns⁴⁸ und Herrn Königs⁴⁹ auß der Schweitz. Von diesem sagt man, er wolle auch hierher kommen, so ich nicht zu geschehen wünsche, und sonsten viele nachtheilige motus darvon Sorge. Sollte er auch nach Halle sich wenden, würde mirs auch leid sein, denn von ihm als einem solchen reden höre, der[,] wo er hin kommet, nicht still sein könne, daher gleich bewegungen entstehen.“⁵⁰

5 August Hermann Francke in Halle und seine Beziehungen nach Wittgenstein

Dass August Herrmann Francke zur Gemeinschaft der Eva von Buttlar in einer knappen Notiz Stellung genommen hat, ist der Forschung schon seit längerer Zeit bekannt.⁵¹ Allerdings waren die Ereignisse um die Gruppe der „Mutter Eva“ auch viel spektakulärer als die Ereignisse in Berleburg zur Jahrhundertwende.

⁴⁷ AFSt/H A 125:113, wieder abgedruckt in: Philipp Jakob Spener, Briefwechsel mit August Hermann Francke, 1689–1704, hg. v. Johannes Wallmann und Udo Sträter, Tübingen 2006, S. 756f.

⁴⁸ Ernst Christoph Hochmann von Hohenau.

⁴⁹ Samuel König.

⁵⁰ Offenbar erst ab etwa 1708 besuchte Samuel König von Magdeburg aus auch Halle und Berlin. Vgl. Rudolf Dellsperger, Samuel Königs „Weg des Friedens“ (1699–1711). Ein Beitrag zur Geschichte des radikalen Pietismus in Deutschland, in: PuN 9 (1983), S. 176. Schneider, Pietismus (wie Anm. 19), S. 122.

⁵¹ Vgl. Eberhard Bauer, Eine Stellungnahme August Hermann Franckes zur Buttlarschen Rotte, in: JWKG 72 (1979), S. 151f. Willi Temme, Krise der Leiblichkeit. Die Sozialität der Mutter Eva (Buttlarsche Rotte) und der radikale Pietismus um 1700 (AGP 35), Göttingen 1998, S. 62–68 u.ö.



Abb. 3: August Hermann Francke (1663–1727)
Denkmal von Christian Daniel Rauch
im Hof der Franckeschen Stiftungen Halle
Foto: Thomas Ijewski

Den ersten Beleg für einen engeren Kontakt zwischen der Berleburger Gräfin Hedwig Sophie und August Hermann Francke finden wir in einem sehr langen Brief, den Francke am 30. Januar 1701 von Halle aus nach Berleburg gesandt hat; bedauerlicherweise gibt es kein Gegenstück oder ein Antwortschreiben in Halle. Aber dieser Brief lässt vermuten, dass Francke über die Geschehnisse in Wittgenstein informiert war, und vor allem, dass er sich damit beschäftigt hat. Ob die Berleburger Gräfin ihn, den angesehenen Professor, um Rat gefragt hatte, wie sich die Berleburger Kirche nach dem Scheitern der Übernahme durch die radikalen Pietisten weiterentwickeln sollte, oder ob sie einfach seelsorglichen Trost begehrte, wissen wir nicht,

doch einige exemplarische Textstellen lassen solches vermuten. Francke ist in diesem über 30 Seiten langen – der Forschung bisher unbekannten Brief – in Versatzstücken auf viele Aspekte eingegangen, ohne jedoch richtig konkret zu werden; sein Schreiben wirkt eher wie eine Abhandlung als ein Brief, dennoch sind seelsorgliche Elemente und eine starke Christozentrik auszumachen.⁵²

6 Graf Casimir zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg auf Reisen

Bereits kurz nach den unruhigen Wochen um das Osterfest 1700 und der darauf folgenden ersten Ausweisung⁵³ des Berleburger Kaplans Schmitz⁵⁴ und wohl auch von Casimirs damaligem Informator Aschoff⁵⁵ aus Berleburg tritt am 16. Oktober 1700 ein neuer Informator namens Gustav Friderich Uffelman im Berleburger Schloss in Erscheinung.⁵⁶ Es ist sehr wahrscheinlich, dass Graf Rudolf als Mitvormund Casimirs diesen neuen Erzieher aus Lippe⁵⁷ mit nach Berleburg gebracht hat, musste er doch befürchten, dass mit der Mutter auch der junge Casimir und dessen Geschwister von den Enthusiasten, die immerhin fast ein dreiviertel Jahr lang das religiöse Leben in Berleburg nicht nur in der Kirche, sondern im Besonderen im gräflichen Schloss geprägt hatten, nachhaltig beeinflusst worden waren. Wie intensiv Casimir tatsächlich mit der philadelphischen Gedankenwelt am Berleburger Hof in Berührung gekommen und inwieweit er unmittelbar in diese Vorgänge involviert war, entzieht sich unserer Kenntnis. Aber

⁵² Vgl. Abdruck bei Lückel, Adel (wie Anm. 2), S. 165-174. Siehe dazu auch die Anmerkungen von Klaus vom Orde in der Rezension zu Lückel, Adel (wie Anm. 2), in: Jahrbuch für evangelikale Theologie 30 (2016), S. 306-309. Zur Christozentrik: Samuel Vollenweider, Horizonte neutestamentlicher Theologie (WUNT 144), Tübingen 2002.

⁵³ Vgl. Max Goebel, Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westphälischen evangelischen Kirche. 2. Bd., Coblenz 1852, Neudruck Gießen 1992, S. 760. Renke-witz, Hochmann von Hohenau (wie Anm. 25), S. 103, S. 107, S. 134, S. 146, S. 165f. Johann Georg Hinsberg, Geschichte der Kirchengemeinde Berleburg bis zur Regierungszeit des Grafen Casimir (18. Jh.). Eingeleitet, hg. und kommentiert von Johannes Burkardt und Ulf Lückel, Bad Berleburg 1999, S. 72.

⁵⁴ Vgl. Peters, Kaplan (wie Anm. 37).

⁵⁵ Ein Vorname ist in den Akten nicht überliefert.

⁵⁶ Fürstliches Archiv Schloss Berleburg, Bad Berleburg, K 37, Brieffragment. Es lassen sich nur noch wenige Worte erkennen – datiert ist es vom 16. Oktober 1700. Es handelt sich hier augenscheinlich um eine Besuchsankündigung bei Gräfin Hedwig, die von der Kanzlei in Detmold aus erfolgte: „[...] Uffelman und Grav Rudolf bringen mit [...] Detmold“.

⁵⁷ In einem Schreiben vom September 1700 wird ein Informator Gustav Friderich Uffelman aus Lippe angekündigt, der auch dem Rat seine Aufwartung machen wolle. Stadtarchiv Bad Berleburg, NH 19.

ein immerhin schon 13 Jahre alter Junge konnte den „chiliastischen Enthusiasmus“⁵⁸ dieser Tage in seinem Schloss wohl kaum übersehen und ignorieren.



Abb. 4: Das Corps de Logis von Schloss Berleburg im Winter
Foto: Ulf Lückel

Es gibt jedoch einen Beleg für die Ostereignisse 1700 im Berleburger Schloss, der zeigt, dass auch der Erbgraf an den Einsegnungen zum neuen Reich teilgenommen hat:

„Als der älteste Sohn der Maria [das ist seine Mutter Hedwig Sophie zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg mit dem neuen Namen nach der Einsegnung][.] Graf Casimir von S.-W.-Berleburg, in die Gemeinde ‚beruffen‘ und gesegnet wurde, war die Gräfin derartig bewegt, daß sie Hochmann entgegengehen wollte; sie konnte aber nicht mehr stehen, sondern mußte in einen Stuhl gesetzt werden.“⁵⁹

Der neue Erzieher Uffelman begleitete Casimir dann zu seinem Studium. Casimirs Erstimmatrikulation fand am 21. Juni 1700 an der Universität Gießen statt.⁶⁰ Wie lange der junge Graf dort verblieb, ist nicht mehr verifizier-

⁵⁸ Schneider, Pietismus (wie Anm. 8), in: GdP 1, S. 420.

⁵⁹ Renkewitz, Hochmann von Hohenau (wie Anm. 25), S. 120. – Ohne nähere Quellenangabe.

⁶⁰ Universitätsarchiv Universität Gießen, Matrikelband, Matrikel 1607/1707, Allg. Nr. 1261. Vgl. Lückel, Adel (wie Anm. 2), S. 78.

bar, da damals bekanntlich keine Daten über die Exmatrikulation aufgenommen wurden. Der oft in der Literatur kolportierte Hinweis, Casimir habe auch an der lutherischen Universität in Marburg studiert, hat sich nicht bestätigen lassen – in den komplett erhaltenen Matrikeln der Universität Marburg begegnet der Name des jungen Grafen nicht.



Abb. 5: Graf Casimir zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg (1687–1741)
Stahlstich von Ludwig Ehrenbert Pletsch, Berlin,
angefertigt nach einem Ölgemälde eines unbekannten Meisters
auf Schloss Berleburg, Bad Berleburg
Sammlung Ulf Lückel, Marburg

Mit Datum vom 6. August 1703 findet sich allerdings in den Matrikeln der 1694 gegründeten Universität Halle der Eintrag: „Casimirus Comes in Sayn

et Wittgenstein Berlenburg.“⁶¹ Casimir hat sich eigenhändig eingetragen und den vollen Studienbetrag entrichtet („dd“). Er war das erste Mitglied der gräflichen Familie, das nach Halle zum Studium geschickt wurde. Dass Hedwig Sophie schon zuvor mit August Hermann Francke in Briefkontakt stand, scheint dafür zu sprechen, dass sie eine pietistische Ausbildung ihres Sohnes bewusst eingefädelt hat.⁶² Die trostreichen Worte Franckes nach den Irritationen des ereignisreichen Jahres 1700 haben sie sicherlich gestärkt, und nun konnte sie gewiss sein, dass ihr ältester Sohn in eine gute Obhut und in ein ihres Erachtens rechtes geistlich-christliches Umfeld kam. Nicht zuletzt das wohlwollende Urteil der beiden Fakultäten (Theologen und Juristen) im „Entdeckten Ungrund“⁶³ zu dem Berleburger Streit 1700 hatte doch gezeigt, dass man in Halle pietistisch handelte und lebte. Auch wenn sich in der Zwischenzeit die Wogen in Berleburg geglättet hatten,⁶⁴ so blieb Hedwig Sophie weiterhin den pietistischen Idealen verbunden: Es gab in Berleburg keine üppige Hofhaltung, und besondere Tanz- und andere Lustbarkeiten sind für die Regierungszeit der Gräfin nicht überliefert. Der mittlerweile neu eingeführte erste Pfarrer Ludwig Christof Schefer (1669–1731) lenkte die kirchlichen Verhältnisse wieder in geordnete Bahnen. Alle Kasualien wurden wieder regelmäßig vorgenommen, und es sind auch keine Beschwerden der Gemeindeglieder mehr aktenkundig geworden.

⁶¹ UA Halle, Rep. 46, Nr. 1 (1700–1701). Vgl. auch: Fritz Juntke (Hg.), *Die Matrikel der Martin Luther-Universität Halle-Wittenberg*. Bd. 2, Tl. II (1690–1730). Halle 1960, S. 374.

⁶² Vgl. Lückel, *Adel* (wie Anm. 2), besonders S. 73–81.

⁶³ Entdecker Ungrund Des Bißhero weit und breit erschollenen Falschen Gerüchtes Von entstandener Religions=Neuerung und anderem Unwesen in der Gräfflichen Witgensteinischen Stadt und Lande Berlenburg / Bestehend In einer kurtzen / jedoch wahrhafften und Acten=mässigen Fürstellung / Derer daselbst von einigen Unruhigen erregten unfertigen Streit=Händel / Samt angefügtem Von Theologisch= und Juristen Facultäten zu Halle In dieser Sache gesprochenem Urtheile, Giessen 1700. Vgl. dazu: Ulf Lückel, *Die Anfänge des radikalen Pietismus in Wittgenstein*, in: Burkardt/Hey (Hgg.), *Wittgenstein* (wie Anm. 37), S. 41–68.

⁶⁴ Der von ihrem Bruder Graf Rudolf zur Lippe-Brake angestrengte Prozess gegen sie und die von diesem geforderte alleinige Vormundschaft über den Erbgrafen Casimir war in Wetzlar bis auf Weiteres nicht bearbeitet worden – und das dazu einzig erhaltene Schreiben im Fürstlichen Archiv Schloss Berleburg in Bad Berleburg bestätigt dann mit dem Tagesdatum 14. Februar 1703, dass „die Anklage des Herrn Grafen zur Brake nicht continuieret wirdt“; s. Fürstliches Archiv Schloss Berleburg, Bad Berleburg, Familienkorrespondenz unverzeichnet. Zu dem ersten Prozess liegen die Unterlagen im Landesarchiv NRW, Abt. Westfalen, Münster, Reichskammergerichtsakte L621/2181, betreffend einen 1701 begonnenen Prozess Rudolfs gegen Hedwig: „Enthebung der Beklagten von der Vormundschaft ihrer Kinder [...] bis sich die Beklagte von dem Verdacht gereinigt habe, die verderbliche neue Sekte des Predigers Samuel König zu Berleburg zu unterstützen“. Die Nachträge über den zweiten Prozess fehlen dort.

Gräfin Hedwig hatte in Halle einen Informanten, der sie über ihren Sohn und dessen Studien auf dem Laufenden hielt,⁶⁵ den aus Frankfurt an der Oder stammenden Juristen und Geheimen Rat Johann Samuel Stryk (1668–1715).⁶⁶ Stryk war (wie auch sein Vater) seit 1695 ordentlicher Professor der Rechte an der Universität Halle.

Wie der Kontakt zum Berleburger Hof zustande gekommen ist, lässt sich nicht mehr eindeutig feststellen, denn außer wenigen Briefstücken liegen keinerlei Informationen über Stryk in Berleburg vor. Wahrscheinlich war der Kontakt aber über das schon bekannte Netzwerk Franckes hergestellt worden.

In den folgenden 16 Monaten gab es allerdings in Berleburg keine guten Nachrichten aus Halle: Casimir gab sich „Lustbarkeiten“ hin und verbrachte die lauen Sommertage an der Saale und nicht in den Vorlesungen und Bibelstunden. Hedwig handelte schnell und tauschte – ohne die Meinung ihres Bruders und Mitvormundes einzuholen – Casimirs Erzieher und Begleiter Uffelman aus; auch hier sollten ihre nach wie vor exzellenten Verbindungen nach Halle Wirkung zeigen und Früchte tragen: Neuer Begleiter Graf Casimirs⁶⁷ wurde Johann Georg von Wurm aus Nordhausen († 1731⁶⁸).

Dies war der Bruder von Anna Magdalena von Wurm (1670–1734), die am 4. Juni 1694 August Hermann Francke in der Schlosskapelle auf der Rammelburg⁶⁹ geheiratet hatte.⁷⁰ Über den Lutheraner Johann Georg von Wurm wissen wir recht wenig, außer dass er sich zwischen 1701 und 1702 in Straßburg aufgehalten hat.⁷¹

Im Juli 1706 befanden sich dann Casimir und sein neuer Betreuer von Wurm auf der ungefähr zwei Jahre andauernden Kavalierstour nach Holland und England. Johann Georg von Wurm sollte sich zu einem treuen Begleiter des jungen Erbgrafen entwickeln, und regelmäßige Aufenthalte

⁶⁵ Vgl. Friedrich Wilhelm Winckel, Casimir, regierender Graf zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg und das religiöse Leben seiner Zeit (Sonntagsbibliothek. Lebensbeschreibungen christlich-frommer Männer zur Erweckung und Erbauung der Gemeinde. Hg. von Freunden des Reiches Gottes. Eingeleitet von A[ugust] Tholuck, Bd. 4, Heft 1), Bielefeld 1850, S. 16.

⁶⁶ Johann Samuel Stryck war der Sohn des berühmten Hallenser Juristen Samuel Stryk (1640–1710).

⁶⁷ Vgl. Winckel, Casimir (wie Anm. 65), S. 20.

⁶⁸ Es ist kein Geburtsdatum ermittelbar.

⁶⁹ Rammelburg ist heute ein Ortsteil von Mansfeld in Sachsen-Anhalt.

⁷⁰ Vgl. Katja Lissmann, „... der Herr wird seine Herrlichkeit an uns offenbaren ...“ – Die Eheschließung Anna Magdalena von Wurms und August Hermann Franckes (1694), in: Wolfgang Breul/Christian Soboth (Hgg.): „Der Herr wird seine Herrlichkeit an uns offenbaren“. Liebe, Ehe und Sexualität im Pietismus, Halle 2011, S. 145–164.

⁷¹ Siehe den Eintrag zu „Wurm, Johann Georg von“ im Bio-bibliographischen Register zum Archiv der Franckeschen Stiftungen. URL: <http://192.124.243.55/cgi-bin/bioreg.pl> (letzter Zugriff: 11.10.2016).

Wurms in Wittgenstein lassen sich noch bis 1715 nachweisen.⁷² In einem Schreiben vom 6. Dezember 1716 aus Halle an den Rat von Berleburg notiert er, dass er 1717 wieder nach Berleburg kommen wolle.⁷³

Wurm stellte zu dieser Zeit nach wie vor die direkte persönliche Verbindung nach Halle dar.⁷⁴ Das hatte Hedwig Sophie bewusst und klug eingefädelt. Die Berleburger Hofbibliothek enthält denn auch auffällig viele Bücher aus der Waisenhausdruckerei in Halle, oftmals im Prachteinband mit den Gräflichen Namensinitialen „C.G.Z.S. u.W.“⁷⁵ versehen.

1712 trat Casimir die Regierung in Berleburg an, seine Mutter verzog zunächst auf ihr Witwengut, ein einsam gelegenes Gehöft in Christianseck, später in die Berleburger Ludwigsburg,⁷⁶ einen imposanten Fachwerkbau, den Casimir dann erweitern sollte. Aus ihren weiteren Lebensjahren liegen nur noch wenige Informationen vor. Seit 1712 hatte sie stets Privatseelsorger, so unter anderem zeitweilig die beiden Lutheraner⁷⁷ Adam Struensee (1708–1791)⁷⁸ und (in ihren letzten Lebenstagen) Viktor Christoph Tucht-feld († nach 1752).⁷⁹ Beide Prediger waren auf das Engste mit Halle verbunden.

⁷² Dies belegt ein Brief, datiert vom 8. Januar 1715 in Berleburg, den von Wurm an seinen Schwager August Hermann Francke nach Halle schreibt; hier fragt von Wurm an, ob es sich „[...] bei den heißen Inspirirten in Schwartznau um die vormahligen in Halle und Halberstatt handle.“ S. Franckesche Stiftungen Stab/F 6,1/32:2, Mikrofilm 4, 504f.

⁷³ Stadtarchiv Bad Berleburg, NH 35.

⁷⁴ Aber auch noch im Jahr 1719 schreibt August Hermann Francke Briefe nach Berleburg – ein weiteres Indiz dafür, dass man sich in Berleburg weiterhin an Halle und dessen Idealen orientierte, wie sie der junge Berleburger Graf Casimir dort kennen- und schätzengelernt hatte; s. Fürstliches Archiv Schloss Berleburg, Bad Berleburg, F 84. Vgl. Lückel, Adel (wie Anm. 2), S. 96f. und öfter.

⁷⁵ Die Buchstaben stehen für Casimir Graf zu Sayn und Wittgenstein.

⁷⁶ Vgl. [Johann] G[eorg] Hinsberg, Graf Ludwig Franz, der Vater der Ludwigsburg, und seine Kinder, in: Johann Georg Hinsberg, Berleburger Bilderbuch. Ein Heimatbuch. Berleburg 1912, 2. Aufl. Siegen 1929, S. 57–66.

⁷⁷ Vgl. Johannes Burkardt, Reformierte, Lutheraner, Pietisten. Ein Beitrag zur Konfessionsgeschichte Wittgensteins vom 17. bis 19. Jahrhundert, in: WF 56 (2006), S. 89–116.

⁷⁸ Vgl. Carsten Erich Carstens, [Art.] Struensee, Adam, in: ADB 36 (1893), S. 643f. Ole Fischer, Macht und Ohnmacht des frommen Mannes. Religion und Männlichkeit in der Biographie Adam Struensees (1708–1791), Halle 2014. Struensee wirkte von 1730 bis 1732 in Berleburg als Informator und lutherischer Hofkaplan. Zuständig war er unter anderem für die kleine lutherische Hofgemeinde um Casimirs zweite Ehefrau, die aus Wien stammende lutherische Esther Maria Polyxenia, eine geborene von Wurmbrandt-Stuppach (1696–1775), und eben die alte Gräfin Hedwig Sophie.

⁷⁹ Vgl. Hans Schneider, Der radikale Pietismus im 18. Jahrhundert (wie Anm. 19), S. 164–167. Hans Schneider, Jung-Stillings „Niclas“, in: Reiner Braun/Wolf-Friedrich Schäufele (Hgg.), Frömmigkeit unter den Bedingungen der Neuzeit. Festschrift Gustav Adolf Benrath zum 70. Geburtstag, Darmstadt 2001, S. 155–168, hier besonders S. 160.

7 Graf Casimir als Regent

Als Casimir im Februar 1711 Gräfin Maria Charlotte von Ysenburg-Büdingen-Wächtersbach (1687–1716) in erster Ehe heiratete, übernahm er zeitgleich auch die Regierung von seiner Mutter.⁸⁰ Er sollte in der Folgezeit Berleburg zu einem „Klein Halle an der Odeborn“ (analog zu Halle an der Saale) machen.



Abb. 6: Die erste Gemahlin des Grafen Casimir:
Maria Charlotte von Ysenburg-Büdingen-Wächtersbach (1687–1716)
Ölgemälde eines unbekannten Meisters
auf Schloss Berleburg, Bad Berleburg
Foto: Ulf Lückel

⁸⁰ Vgl. Lückel, Adel (wie Anm. 2), S. 86–88.

Vieles, was er auf seinen Reisen gesehen und erlebt hatte, sollte ihn nachhaltig prägen, und so wurde Berleburg zu einem Zentrum des philadelphischen Gemeindewesens, das Casimir in England kennengelernt hatte.⁸¹

In Halle saß er bei Francke als junger Graf oben am ersten Tisch, ebenso wie einige Jahre später der junge Graf von Zinzendorf. Hier verkehrte die große weite Welt, Missionare aus aller Herren Länder berichteten von ihren Erlebnissen, was die beiden Männer unabhängig voneinander nachhaltig geprägt hat. Wenn Graf Casimir in Berleburg auch kein Missionswerk gründete, so hat er sich doch einiges in Halle abgeschaut und es auf seine Berleburger Grafschaft übertragen: Dazu gehört neben dem Waisenhaus, dem ersten seiner Art in Wittgenstein, auch – ganz entsprechend dem Vorbild in Halle – eine diesem angegliederte Druckerei, die spätere berühmte Berleburger Pietistenoffizin.⁸² Diese Druckerei, die später aus dem Waisenhaus ausgegliedert bzw. verpachtet wurde (wir wissen von mindestens sieben verschiedenen Druckern), erlebte ihre Blüte unter der aus Straßburg geflüchteten Familie Haug, die auch verlegerisch für die berühmte sogenannte Berleburger Bibel verantwortlich zeichnet.⁸³

Die ersten Waisenhauseltern kamen aus Halle und wurden von Francke persönlich empfohlen. Die Berleburger Grafenfamilie blieb auch weiterhin mit Halle auf das Engste verbunden; dieses belegen mehrere erhaltene Spenden und Geldtransfers an die Saale.⁸⁴ Nicht zuletzt kamen viele Personen an den Berleburger Hof, die auch in Halle gelebt oder gewirkt hatten – etwa Christoph Friedrich Oetinger (1702–1782)⁸⁵, der für kurze Zeit auch an dem Berleburger Bibelprojekt mitgewirkt hat, und desgleichen Johann Samuel Carl⁸⁶, Graf Casimirs Leibmedikus, der durch Georg Ernst Stahl (1659–1734), den großen Medizinprofessor in Halle, promoviert worden

⁸¹ Vgl. die beiden von Friedrich Wilhelm Winckel vorgelegten Biographien: Friedrich Wilhelm Winckel, *Aus dem Leben Casimirs, weiland regierenden Grafen zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg. Nebst einer einleitenden Uebersicht der Geschichte des Hauses Wittgenstein und der Stadt Berleburg*. Herausgegeben zum Besten des Neubaus einer Stadtkirche zu Berleburg von Friedrich Wilh[elm] Winckel, zweitem Pfarrer daselbst, Frankfurt (Main) 1842. Fotomechanischer Nachdruck mit einem Geleitwort von Werner Wasilewski, Bad Berleburg-Raumland 1989, 2. Aufl. 1989. S. auch Winckel, Casimir (wie Anm. 63), sowie den Abschnitt über Casimirs Ausbildung bei Lückel, Adel (wie Anm. 2), S. 73–92.

⁸² Vgl. Schrader, *Literaturproduktion* (wie Anm. 26).

⁸³ Vgl. Hans-Jürgen Schrader, Johann Friedrich Haugs radikalpietistischer „Studenten=Gesang“ als „Anweisung zur Seligkeit in allen Facultäten“, in: Hans-Edwin Friedrich/Wilhelm Haefs/Christian Soboth (Hgg.), *Literatur und Theologie im 18. Jahrhundert. Konfrontationen – Kontroversen – Konkurrenzen* (Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 41), Berlin 2011, S. 139–160.

⁸⁴ Vgl. Lückel, Adel (wie Anm. 2), S. 96f.

⁸⁵ Zu Oetinger in Wittgenstein: Ulf Lückel, *Der Besuch des württembergischen Theologen Friedrich Christoph Oetinger im Jahre 1730 in Berleburg*, in: *Wittgenstein. Blätter des Wittgensteiner Heimatvereins e.V.* 65 (2001), Jg. 89, S. 129–137.

⁸⁶ Vgl. Hans-Jürgen Schrader, [Art.] Carl Johann Samuel, in: *Schleswig-Holsteinisches Biographisches Lexikon* 5 (1979), S. 60–64.

war.⁸⁷ Carl war Leiter der Philadelphischen Gemeinde; zuvor hielt er sich zu den Inspirierten, die ebenfalls im Berleburger Raum drei Gemeinden gebildet hatten. Den verschiedensten Gruppierungen und auch Einzelgängern ließ Casimir in seiner Grafschaft Freiraum, genau so, wie er dies auch in Halle kennengelernt hatte, wo es unterschiedliche Kirchen und Gruppen gab, die friedlich nebeneinander lebten.

Neben der angestammten reformierten Kirchengemeinde gab es in Berleburg auch eine lutherische Hofgemeinschaft – Casimirs zweite, aus Wien stammende Ehefrau Esther Maria Polyxenia zu Wurmbrandt-Stuppach (1696–1775) war lutherischer Konfession, ebenso wie auch mehrere hohe Beamte bei Hof.⁸⁸

Die wenigen katholischen Christen ließ man gewähren, und für die am Kahlen Asten 1713 neu gegründeten Höhendörfer entsandte Casimir beispielsweise den lutherischen Prediger Victor Christoph Tuchtfeld zur Betreuung der Mischbevölkerung aus Lutheranern, Reformierten und Katholiken.⁸⁹

Die Berleburger Grafschaft bekam eine erste jüdische Synagogengemeinschaft, und den damals schon stark benachteiligten „Zigeunern“ (also Sinti und Roma) wurde ebenfalls der Aufenthalt bewilligt; sie durften ihre Kinder taufen lassen, obschon bekannt war, dass die Eltern ungetauft waren. Den beiden „Kammermohren“, die der Berleburger Graf aus Holland geschenkt bekam,⁹⁰ wurde später das Berleburger Bürgerrecht verliehen.

Ebenso wie Francke in Halle forcierte auch Graf Casimir eine rege Bautätigkeit; diese ist einerseits typisch für einen Herrscher des Absolutismus, andererseits war es aber eben auch von Halle aus geprägt, wenn Casimir intensiv die Bautätigkeit an kirchlichen Bauten wie Pfarrhäusern, dem Waisenhaus und anderen sozialen Bauten mit unterstützte.

All diese mildtätigen, aber auch ein wenig zu großen Unternehmungen kosteten recht viel. Wir wissen nicht genau, wie viel der Graf an Zuschüssen für die Flüchtlinge direkt abgab, so beispielsweise an eine vertriebene große Inspiriertengruppe aus Memmingen, die er 1718 großherzig aufnahm, und bereits ein Jahr zuvor an über 40 Inspirierte aus der Schweiz, die abgabefrei auf einem gräflichen Hof in Homrighausen ihr neues Domizil fanden.⁹¹ Die ersten Inspirierten, die Wittgenstein betraten, waren

⁸⁷ Vgl. Johanna Geyer-Kordesch, *Pietismus, Medizin und Aufklärung in Preußen im 18. Jahrhundert. Das Leben und Werk Georg Ernst Stahls* (Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 13), Tübingen 2000.

⁸⁸ Vgl. Burkardt, *Reformierte* (wie Anm. 77), S. 94–110.

⁸⁹ Zu Tuchtfeld: Johannes Burkardt, *Berleburg – Mühlhausen – Bielefeld – Hamburg: Eine Reise des Radikalpietisten Victor Christoph Tuchtfeld im Jahr 1733*, in: *JWKG* 110 (2014), S. 73–90.

⁹⁰ [Johann] G[eorg] Hinsberg, *Die Mohrentaufe in Berleburg*, in: *Johann Georg Hinsberg, Berleburger Bilderbuch. Ein Heimatbuch, Berleburg 1912*, 2. Aufl. Siegen 1929, S. 1–3.

⁹¹ Vgl. Hinsberg, *Geschichte* (wie Anm. 53), S. 73–85.

ebenfalls aus Halle angereist, und die drei Gebrüder Pott sorgten 1711 dafür, dass die Inspirierten später in Wittgenstein einige größere Gemeinden bilden konnten.⁹²

Alles in allem lässt sich konstatieren, dass der Graf vieles von dem Hallenschen Modell August Hermann Franckes adaptierte und in seinem Ländchen auf eigene Art und Weise umzusetzen versuchte. So kamen – genau dem Hallenser Vorbild entsprechend – in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts eigene Papiermühlen und in den dreißiger Jahren eine Buchbinderei hinzu.⁹³ Ebenso finden wir mehrere Wittgensteiner Landeskinder an der 1693 gegründeten neuen Universität in Halle⁹⁴ immatrikuliert – was dann mit den 1740er Jahren rasch abebben sollte.

Von Halle gingen also nicht nur eminent wichtige Impulse für das Berleburger Ländchen aus, vieles wurde sogar gewissermaßen 1:1 umgesetzt und kopiert. Ohne die in Halle geprägte Ideenwelt wäre diese besondere Entwicklung in der Nordgrafschaft Wittgenstein nicht möglich gewesen. Dabei diente die Kavalierstour des Grafen Casimir nach Holland und England als Katalysator, denn erst danach entfalten sich diese Impulse und wurden umgesetzt; Graf Casimir befand sich noch in einer Entwicklungsphase, deren Grundsubstanz in Halle gelegt worden war.

8 Die Herrnhuter Gemeinde in Berleburg und ihr Gründer Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf⁹⁵

Über Halle kam wohl auch indirekt der Kontakt mit einem anderen Zentrum des Pietismus zustande – mit Herrnhut und der Gemeinschaft um Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (1700–1760).

⁹² Vgl. Friedrich Wilhelm Winkel, Kurze Geschichte der Inspirationsgemeinden, vorzüglich in der Grafschaft Wittgenstein, in: Monatsschrift für die evangelische Kirche der Rheinprovinz und Westphalens 11 (1844), S. 258–262.

⁹³ Vgl. Lückel, Adel (wie Anm. 2), S. 93–114.

⁹⁴ Vgl. Gunnar Berg, Emporium. 500 Jahre Universität Halle-Wittenberg. Ausstellungskatalog zur Landesausstellung Sachsen-Anhalt 2002, 23. April bis 30. September 2002, Halle 2002.

⁹⁵ Vgl. Werner Wied, Berleburg und Herrnhut. Der Besuch des Grafen Zinzendorf in Berleburg im Spiegel des Tagebuchs des Grafen Casimir von Berleburg, in: Wittgenstein. Blätter des Wittgensteiner Heimatvereins e.V. 45 (1981), Jg. 69, S. 95–116. Ulf Lückel, Der Besuch des Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf in der reformierten Kirchengemeinde Berleburg im Jahre 1730, in: Thomas K. Kuhn/Hans-Georg Ulrichs (Hgg.), Reformierter Protestantismus vor den Herausforderungen der Neuzeit (EBzrP 11), Wuppertal 2008, S. 181–196.



Abb. 7: Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (1700–1760)
Öl auf Leinwand, Johann Valentin Haidt 1747,
Gemäldesammlung Unitätsarchiv, Herrnhut

Wie es zu dessen Kontakt mit Berleburg kam, lässt sich nur noch vermuten. Gewiss hatte der fromme Graf aus der Oberlausitz von den zum Teil aufsehererregenden Vorgängen in der Stadt Berleburg und in Wittgenstein gehört. Auch das Projekt der Berleburger Bibel hatte im Reich einiges an Aufsehen erregt.⁹⁶ Jedenfalls standen schon etliche Zeit vor seinem Besuch in Berleburg im Herbst 1730 Graf Casimir und der Graf von Zinzendorf in schriftlichem Kontakt.

Gut möglich ist es, dass sich die beiden Grafen schon von früher her kannten. Graf Casimir war Pate bei einem Sohn Heinrichs XXIX. von Reuß-

⁹⁶ Vgl. zu diesem ganzen Abschnitt über Herrnhut und Berleburg: Ulf Lückel, Zinzendorf und die Herrnhuter in Wittgenstein, in: Lückel, Adel (wie Anm. 2), S. 132-149.

Ebersdorf (1699–1747), dessen Ehefrau Theodora Sofie (1703–1777) die frühere Verlobte Zinzendorfs gewesen war. Zinzendorf heiratete dann im September 1722 die jüngere Schwester seines Freundes Heinrich XXIX., Erdmuthe Dorothea von Reuß-Ebersdorf (1700–1756), im thüringischen Ebersdorf. Mit dem Schwager Zinzendorfs, Heinrich XXIX. von Reuß-Ebersdorf, korrespondierte Graf Casimir recht freundschaftlich.

Zinzendorf schickte bereits im Sommer 1730 zwei seiner Brüder aus der Herrnhuter Gemeinschaft nach Berleburg, die sich dort vorstellten und Grüße des Grafen überbrachten. Bei den beiden reisenden Brüdern handelte es sich um die am 20. Juni in Herrnhut aufgebrochenen David Nitschmann (1695–1772)⁹⁷ und Friedrich Riedel († 1735).⁹⁸ Sie trafen am 12. Juli in Berleburg ein und hielten sich dort bis zum 30. Juli auf.⁹⁹ Einerseits hatte sie Zinzendorf zur Sondierung der Lage vorausgeschickt, andererseits erhoffte man sich auf Berleburger Seite von den Herrnhuter Sendboten wohl auch schon Hilfe bei der Realisierung philadelphischer Sehnsüchte, die man in Berleburg schon seit längerem hegte.

So wollte man Philadelphia, den Ort der wahren Bruderliebe, schon seit längerer Zeit zur Wirklichkeit werden lassen. Man war sogar zuversichtlich, dass es in Berleburg bereits ins Leben getreten sei. Dies erklärt, warum man die Geistliche Fama schon mit der Angabe des Druckorts „Philadelphia“ versehen hatte. Es war nicht nur geschehen, um den Verlagsort Berleburg vor der Zensur zu schützen. Und doch war das Berleburger „Philadelphia“ noch eine Utopie: Carl hatte zwar philadelphische Versammlungen in Berleburg etabliert, aber es gab immer öfter Konflikte in der Gemeinschaft. Auch Graf Casimir war nicht mehr regelmäßig zu den Versammlungen gekommen; er schrieb am 24. Mai 1730 in sein Tagebuch:

Ich habe die Versammlung nicht besucht[,] aber Ew. Schaeffer¹⁰⁰ in mein

⁹⁷ Zur Verwechslung der vier bekannten Herrnhuter mit dem Namen David Nitschmann siehe Otto Teigeler, *Die Herrnhuter in Russland. Ziel, Umfang und Ertrag ihrer Aktivitäten* (AGP 51), Göttingen 2006, S. 95f. Anm. 6.

⁹⁸ Friedrich Riedel ging noch im selben Jahr als Missionar nach Amerika. Er kam am 7. April 1735 als Herrnhuter Missionar in Georgia an, verstarb aber bereits nur kurze Zeit später am 11. Oktober 1735 in Savannah. Das Geburtsdatum des aus Sehlen in Mähren stammenden Riedel ist unbekannt. Vgl. Adelaide L[isetta] Fries, *The Moravians in Georgia 1735–1740*, Clearfield (USA) 1993, Chapter VII.

⁹⁹ Vgl. Pless, *Separatisten* (wie Anm. 15), S. 93.

¹⁰⁰ Gemeint ist Ludwig Christof Schefer. Vgl. Ulf Lückel, *Ein fast vergessener großer Berleburger: Inspektor und Pfarrer Ludwig Christof Schefer (1669–1731). Eine erste Spurensuche*, in: Wittgenstein. Blätter des Wittgensteiner Heimatvereins e.V. 64 (2000), Jg. 88, S. 137–159.

Vorzimmer bestellt[,] das Wort auszulegen[,] und wir haben Langensche Lieder¹⁰¹ gesungen.“¹⁰²

Casimir hat keine Gründe angegeben, warum er die Versammlungen nicht mehr besucht hat, aber an den Gottesdiensten in der Stadtkirche hat er im Mai 1730 an jedem Sonntag teilgenommen.

Carl setzte in Zinzendorf die Hoffnung, dass er die Gläubigen einen sollte; diesbezüglich traute er offensichtlich Zinzendorf und seinen Gesandten mehr zu als sich selbst. Durch die Aussendung der beiden Brüder konnte schon ein erster Schritt gemacht werden, der neue Impulse geben und frisches geistliches Leben nach Berleburg bringen sollte.

Wie viel sich Johann Samuel Carl von dem persönlichen Besuch Zinzendorfs erhoffte, zeigt sich in einem Brief, den er am 9. August 1730 aus Berleburg schrieb:

„[...] Nun wolte eines zu rathe ziehen, und euren ausschlag erwarten. Bey unserer Bibelarbeit,¹⁰³ die hin und wieder ausgestreuet wird, wollen oft gute freunde um nachricht anhalten, wie es im reich Christi stehet. Daher wir dieser unschuldigen curiositaet auch an unserm theil eine satisfaction geben wollen; und weil das abschreiben nicht in unserm vermögen stehet, wolten wir monatlich eine geistliche Fama von geistlichen neuigkeiten, göttlichen führungen, erweckungen, wegen, gerichten, wercken zusammenbringen, auch mit ehesten etliche stücke zur probe mittheilen, setzen also dieses vornehmen eurer prüfung dar, und weil die 2 Brüder¹⁰⁴ die historie vom aufgang Herrnhuts communiciret, ob wir nicht erlaubnuß haben[,] einen extract davon mit zu inseriren. [...].“¹⁰⁵

Er erwartete also nichts weniger, als eine Art theologische Prüfung und Legitimierung, eine Bestätigung des philadelphischen Experiments in Berleburg und vor allem für die Großprojekte der Berleburger Bibel und der neu herausgegebenen Geistlichen Fama zu bekommen. Gleichzeitig bot er den

¹⁰¹ Hierbei handelt es sich um die vielen Lieder des pietistischen Theologen und späteren Gießener Professors Johann Christian Lange (1669–1756), die auch in einem Werk in Berleburg gedruckt worden sind: Isidoro Charisio Logotheta [= Johann Christian Lange], *Theologia Christiana in Numeris*. Das ist: Sonderbare Darstellung/ wie Die Fürnehmsten Haupt=Stücke Christlicher Gottes=Gelehrtheit/ als nämlich, Die Lehre von Gott und dessen H.^{8er} Drey=Einigkeit/ von den guten und bösen Engeln, von dem nach Gottes Bilde geschaffenen und durch die Sünde verderbten Menschen, von der Wieder=bringung in Christo, von dem Abfall des Antichrists, von der Vollen dung des Guten und Bösen zur Seligkeit und Verdammniß, auch endlich von Ueberantwortung des Reichs an den Vater, zur Offenbarung der grossen Ewigkeit, da GOtt alles in allen seyn wird, [...], Berleburg 1734. Vgl. Karl Gottfried Goebel, Johann Christian Lange (1669–1756). Seine Stellung zwischen Pietismus und Aufklärung (Quellen und Studien zur hessischen Kirchengeschichte 9), Darmstadt/Kassel 2004.

¹⁰² Tagebuch des Grafen Casimir, 24. Mai 1730. Fürstliche Privatbibliothek, Schloss Berleburg – Münze, Bad Berleburg, RT 3/12–17.

¹⁰³ Gemeint ist die bis dahin bereits in drei (von acht) Bänden herausgegebene Berleburger Bibel.

¹⁰⁴ Nitschmann und Riedel.

¹⁰⁵ Unitätsarchiv Herrnhut, R 20.C.35.80.

Herrnhutern die Geistliche Fama als Publikationsorgan an.¹⁰⁶ Bereits in Band 1 von 1730 wurde sehr positiv über Herrnhut und die Gemeinschaft berichtet:

„G[raf] L[udwig] von Z[inzendorf] hat von seiner gottseligen Mutter und Großmutter nicht allein eine gute Erbschafft von unvermeßlichen Heyls-Gütern bekommen, sondern auch von einem besondern Gnaden-Zug, der ein zubereitetes Hertz gefunden, einen solchen Reichthum erhalten, daß dessen Licht sich weit als eine Stadt auf einem Berge ausbreitet, ja ihm Hut und Crone in der göttliche[n] Haushaltung beygelegt: da erweckte Seelen aus Mähren und Böhmen sich als Adler zu dieser Speise ziehen [...]“¹⁰⁷

Zinzendorf hatte die beiden genannten Boten mit folgenden Absichten nach Berleburg gesandt:

- „1) um unsere Liebe zu zeigen,
- 2) Eure Gemeinschaft zu sehen,
- 3) uns unter Eure Gnade zu beugen,
- 4) Euer Etliche zu uns [zu] locken,
- 5) Verschiedenes mit Euch zu reden vom Reiche und von der Geduld Jesu.“¹⁰⁸

Die Absichten Zinzendorfs scheinen widersprüchlich zu sein: zum einen wollte man sich unter die Gnade der Berleburger „beugen“, zum anderen aber diese zur eigenen Gemeinschaft „locken“. Das passt nicht zusammen, und so ist aus Zinzendorfs Wünschen zu erkennen, was er eigentlich von

¹⁰⁶ Tatsächlich erschien in der zweiten Ausgabe der Geistlichen Fama ein Text von Christian David (1692–1751). Verfasserangabe: „C.D. aus M. nun aber in H.“ [Christian David aus Mähren, nun aber in Herrnhut]. Vgl. Geistliche Fama, Zweites Stück, 1731, S. 4f. Dass der Band 2 der Geistlichen Fama schon 1730 publiziert worden sei, wie Hans-Jürgen Schrader angibt, vermag ich nicht zu bestätigen: Die mir vorliegenden Exemplare sind erst 1731 gedruckt worden, die in den Sammelbänden 1–10 [1–13] enthaltenen Exemplare entstammen alle der 2. Auflage von 1735. Vgl. Schrader, Literaturproduktion (wie Anm. 26), S. 209. Ebenfalls ist im 2. Band der Geistlichen Fama der von Zinzendorf verfasste kurze Traktat über das „Oel=Blat des Friedens“ abgedruckt; s. a.a.O., S. 65–74. Vgl. Hans Schneider, „Philadelphische Brüder mit einem lutherischen Maul und mährischem Rock“. Zu Zinzendorfs Kirchenverständnis, in: Martin Brecht/Paul Peucker (Hgg.), Neue Aspekte der Zinzendorf-Forschung (AGP 47), Göttingen 2006, S. 28.

¹⁰⁷ Geistliche Fama, mitbringend verschiedene Nachrichten und Geschichte von göttlichen Erweckungen und Führungen / Wercken / Wegen und Gerichten / allgemeinen und besonderen Begebenheiten / die zum Reich Gottes gehören. Erstes Stück. Gesammelt und gedruckt in Philadelphia [Berleburg] 1730 [2. Aufl. 1730], S. 47f.

¹⁰⁸ J. J. J. Aufrichtige und wahrhaftige Extracta Aus dem allgemeinen Diario Der wahren Inspirations-Gemeinen. IV. Sammlung / In sich haltend: Alle bisher Göttliche Zeugnisse, Auf Befehl des Geistes des Herrn / dem Druck übergeben. Welchen, Zu desto deutlicher Erläuterung, die zwischen der Herrnhutischen und Inspirations=Gemeinen gewechselte Briefe, Auf vieler Ansinnen und Gutachten, beygefügt sind, o.O. 1739, S. 19. Vgl. ebenfalls: Max Goebel, Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westphälischen evangelischen Kirche, 3. Bd., hg. von Theodor Link, Coblenz 1860 (Neudruck Gießen 1992), S. 109.

den Berleburgern wollte: Sie sollten vereinnahmt werden, zwar im geschwisterlichen Rahmen, aber es sollte nicht beim „sehen“ bleiben.



Abb. 8: Geistliche Fama

Titelblatt der dritten Ausgabe der Geistlichen Fama aus dem Jahre 1734, es handelt sich hier um die 2. Auflage, man beachte den Verlagsort:

„Philadelphia“ für Berleburg
Sammlung Dr. Johannes Burkardt, Detmold

Zu Hause in Herrnhut schauten nicht wenige Gemeindeglieder mit Bewunderung und auch großer Hochachtung auf das blühende Berleburg, hatte es in Herrnhut doch 1728 eine große geistliche Krise gegeben, die einige der Geschwister hatte abwandern lassen.¹⁰⁹ Die Berleburger Gemeinschaft galt für viele als das wahre „Philadelphia“ (bezogen auf die in Apk 3,7-13 erwähnte kleinasiatische Gemeinde) und als leuchtendes Vorbild für eine lebendige und stetig wachsende Gemeinde.

Allerdings war zu dieser Zeit auch in Berleburg die Situation etwas angespannt. Der besonders radikale Pfarrer und Lehrer Christoph Seebach (1675–1745)¹¹⁰ hatte die Berleburger Gemeinschaft gehörig durcheinandergebracht und zum Teil auch untereinander entzweit. So waren die Berleburger sehr auf den Besuch des Grafen Zinzendorf gespannt und setzten große Hoffnungen darauf, dass dieser die Gemeinde wieder einen könne.

¹⁰⁹ Vgl. Dietrich Meyer, Zinzendorf und die Herrnhuter Brüdergemeine 1700–2000, Göttingen 2000 (= umgearbeitete und um zwei Kapitel erweiterte Ausgabe von: Dietrich Meyer, Zinzendorf und Herrnhut, in: GdP 2 [wie Anm. 19], S. 20-29).

¹¹⁰ Die Rolle Seebachs während dieser Zeit ist noch nicht aufgearbeitet worden, vgl. Schneider, Pietismus (wie Anm. 19), S. 164-167. Bekannt, aber bis heute noch nicht aufgearbeitet ist Seebachs enorme Publikationstätigkeit. Gerade einige in der Berleburger Pietistenoffizin herausgegebene Drucke warten noch auf eine detaillierte Analyse, vier Drucke waren zu ermitteln: Christoph Seebach, Aufgeschlossene ACCENTUATIO METRICA, Welche Zum rechten Sinn des Geistes / In den Drey überaus herrlichen Büchern / Der Psalmen Davids / Der Spruch-Wörter Salomonis / Und Des Buchs Hiob / Unumgänglich nöthig ist / Durch Die unaussprechliche Gnade Gottes dargereicht Von Christoph Seebach, Gedruckt bey Christoph Konert, Berleburg 1719. – Christoph Seebach, Vorstellung der sieben Gemeinen JESU Christi / Oder / Der Kirche Gottes Unter dem Neuen Testament / Welche Von der Auferstehung ihres Oberhaupts / biß auf den jüngsten Tag / Durch sieben Unterschiedene Kämpffe / Wider Den siebenköpffigen Drachen / Von Den sieben Geistern Gottes geführt wird: aus den Spruch-Wörtern Salomonis, nach dem unbetrügliehen Fundament der aufgeschlossenen Accentuation, an den Tag gelegt, Sammt einem Anhang von der Accentuation, Berleburg 1719. – Christoph Seebach, Die andere Vorstellung Der sieben Gemeinen JESU Christi Oder / Der Kirche Gottes, Berleburg 1719. – Christoph Seebach, Die dritte Vorstellung der sieben Gemeinen JESU Christi Oder der Kirche Gottes, Berleburg 1720.

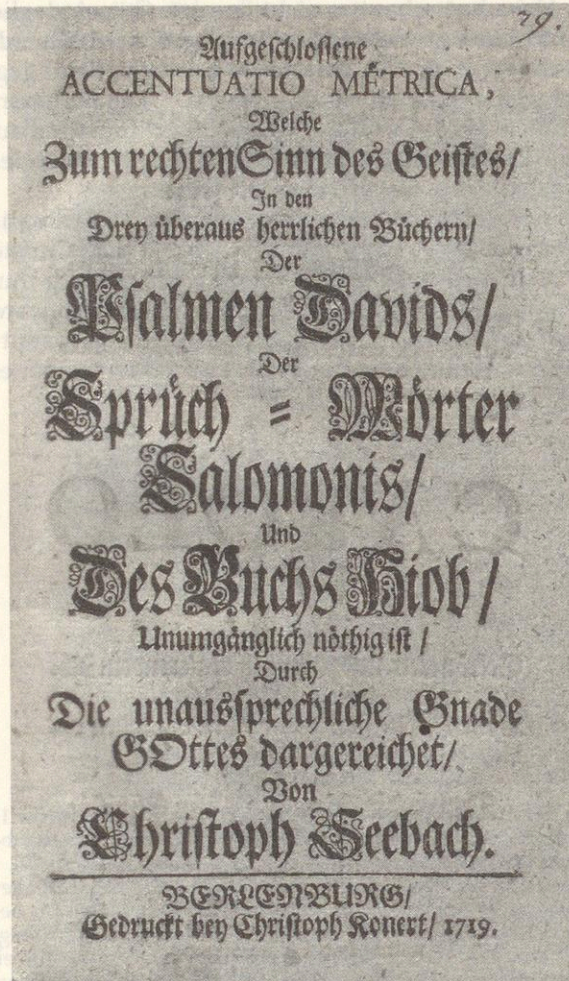


Abb. 9: Titelblatt einer 1719 in Berleburg
verlegten Schrift von Christoph Seebach
Sammlung Ulf Lückel, Marburg

Als Zinzendorf am 4. September 1730 im Schwarzenauer Herrenhaus eintraf, war die Freude sehr groß. Am 6. September holte ihn Graf Casimir dort ab, und beide fuhren gemeinsam zum Berleburger Schloss. Schon direkt nach dem Abendessen leitete Zinzendorf dort eine Erbauungsstunde.

An den folgenden Tagen hielt er ständig Bibelstunden und predigte in den Versammlungen im Schloss und in Privathäusern.¹¹¹

Er ging bei allen möglichen religiösen Zusammenkünften in Berleburg aus und ein und nahm an kirchlichen Gottesdiensten, philadelphischen Privatversammlungen, einer Versammlung der Juden und auch Zusammenkünften der Inspiriertengemeinde auf dem gräflichen Gut Homrighausen teil. Dort fand eine Inspiriertentrauerung statt, zu der Zinzendorf eine Ansprache hielt. Wie so oft in diesen Tagen begleitete ihn Graf Casimir dorthin.

Doch der eigentliche Höhepunkt des Besuchs in Wittgenstein war die Gründung einer neuen philadelphischen Versammlung nach herrnhutischem Vorbild, in der alle bisher getrennten und einzelnen Gruppierungen vereint werden sollten: „Damit man sich ordentlich zur Übung in der Gottseligkeit versammle und eine Ordnung und Kirchendisziplin eingerichtet werde, damit nicht jeder nach seiner Phantasie zerstreut lebe.“ Die Neugründung sollte nicht direkt mit der etablierten reformierten Ortsgemeinde konkurrieren, da neben einer Mittwochsversammlung die Versammlungen auf eine halbe Stunde nach Gottesdienstende am Sonntagnachmittag anberaumt waren. Freilich war einiges zu klären gewesen. So wurde beispielsweise eine eigene Versammlung für Frauen am Donnerstag ins Leben gerufen – wobei die Andachten und Auslegungen auch hier von Männern gehalten wurden!¹¹²

Es waren einige Zusammenkünfte der einzelnen Berleburger Gemeinschaften im Schloss notwendig, um sich auf bestimmte Statuten zu einigen. Schließlich wurde ein 23 Punkte umfassendes Vertragswerk aufgestellt, das die Zusammenkünfte und das Miteinander regeln sollte. Wichtigste Botschaft in all den Punkten waren die nötige christliche Nächstenliebe und Toleranz, sollten doch die unterschiedlichen Konfessionen Aufnahme in der neugegründeten Berleburger Gemeinschaft finden!

Allerdings war die Leitung der Gruppe durchaus in hierarchischer Struktur aufgebaut. Es mag mit der überschwänglichen Freude über Zinzendorfs Besuch zusammenhängen, und dessen besonderes Charisma mag ebenfalls eine bedeutende Rolle mitgespielt haben – dennoch verwundert es, dass ein solches Vertragswerk ohne jeglichen Widerspruch hingenommen und unterstützt wurde. Aber auch das ist ein Beleg für das Charisma Zinzendorfs, das keinerlei Kritik in Berleburg aufkommen ließ. Viele Personen bekamen spezielle Ämter in der neuen Gemeinschaft verliehen – selbst der reformierte Pfarrer Wilhelm Abresch (1671–1743) aus Raumland.¹¹³ Es gab Vorsteher, Weissager, Krankenpfleger, Almosenverteiler

¹¹¹ Vgl. Wied, Berleburg (wie Anm. 95), S. 99–104.

¹¹² Vgl. Pless, Separatisten (wie Anm. 15), besonders S. 66–112.

¹¹³ Vgl. Walter Schmithals, Pfarrer Wilhelm Abresch und sein Streit mit dem Kirchspiel Raumland, in: Fritz Krämer (Hg.), Raumland. Beiträge zur Geschichte unseres Dorfes, Balve 1975, S. 98–132.

und andere Funktionen mehr. Ein Modell, das sich schon bei der Gründung Herrnhuts bewährt hatte, wurde von Zinzendorf jetzt auch in Berleburg wieder erfolgreich etabliert. Der Gast aus Sachsen blieb noch bis zum 16. September 1730 in Berleburg. In Schwarzenau wollte er noch ein paar Tage im gräflichen Hause verweilen, um dann weiter über die Wetterau nach Herrnhut zurückzureisen. Jedoch kam er schon am 18. September in der Frühe wieder überraschend nach Berleburg zurück. In Schwarzenau hatte sich der Berleburger Kanzleidirektor Rosler¹¹⁴ über die Ämterverteilung brüskiert gezeigt. Er meinte, sie sei unzulässig und falsch. Zinzendorf versuchte nun, in der Berleburger Gemeinschaft wieder alles zu glätten, was ihm zunächst auch gelang.

Jedoch zeigte sich schon in den ersten Versammlungen nach Zinzendorfs endgültiger Abreise, dass große Einmütigkeit und christliche Demut nicht bei allen Gemeindegliedern vorherrschten. Christoph Seebach tat sich als Querulant hervor. Er griff in den Versammlungen einzelne Ausleger und Prediger an, wollte sich selbst zum Vorsteher und Haupt der Gemeinschaft machen, und lehnte überdies die Trinität Gottes ab. Es wurde nun in den Versammlungen mehr diskutiert, gestritten und lamentiert als in christlicher Gemeinschaft gebetet und in Frieden das Wort Gottes ausgelegt. Im Spätherbst 1730 ging es noch einmal für einige Wochen gut. Seebach mäßigte sich und störte die Versammlungen nicht weiter. Aber das war nur ein kurzes Intermezzo. Schon kurze Zeit später entbrannten in den Versammlungen wieder Streit und ständiges Diskutieren. Zinzendorf stand zwar in brieflichem Kontakt mit Graf Casimir und dessen Leibarzt Johann Samuel Carl (1676–1757) und versuchte, die Gemüter zu beschwichtigen; er schrieb selbst einen langen Brief an Seebach¹¹⁵ und bat ihn um Rücksicht, beschwor den gemeinsamen Glauben an die Bibel und maßregelte ihn wegen der Leugnung der Trinität. Dennoch war der Zerfall der neugegründeten Berleburger Gemeinschaft nicht mehr aufzuhalten. Wenn auch Seebach später aus der Gemeinschaft ausgeschlossen wurde – der rechte Geist fehlte dieser Versammlung. Die Person Zinzendorfs mochte

¹¹⁴ Hermann Burkhard Rosler war Jurist und laut den Tagebüchern des Grafen Casimir als Professor zeitweilig in Jena tätig, bevor er ab 1729 Kanzleidirektor und Hofrat in Berleburg wurde; 1732 verließ er Berleburg mit unbekanntem Ziel. Als Professor war Rosler nicht zu verifizieren, allerdings findet er sich in den Matrikeln der Universität Jena wieder: „Roslerus, Herms. Burcardus, Isennacensis, h.c., 9. Okt. 1717“, vgl. Reinhold Jauernig/Marga Steiger, *Die Matrikel der Universität Jena*, Bd. II, 1652–1723, Weimar 1977, S. 658. Zu Rosler vgl. auch Horst Weigelt, *Geschichte des Pietismus in Bayern. Anfänge – Entwicklung – Bedeutung* (AGP 40), Göttingen 2001, S. 159. Rosler war unter anderem Gräflich Reuß-Plauenscher Rat in Köstritz gewesen. Immer wieder geriet er mit der Obrigkeit in Konflikt, die ihm zu lasch und „weltlich“ war. Vgl. auch seinen Briefwechsel mit August Hermann Francke (SB Berlin Preussischer Kulturbesitz, Francke Nachlass 18,2); deutlich tritt auch hier seine radikale pietistische Gesinnung zutage.

¹¹⁵ Vgl. Fürstliches Archiv Schloss Berleburg, Bad Berleburg, K 36.

ausgereicht haben, die Versammlung ins Leben zu rufen – jetzt fehlte sie, um die Versammlung am Leben zu erhalten!

Im Winter 1730/1731 schickte der Graf noch einmal die Brüder Johann Martin Dober (1703–1748) und David Siegmund Krügelstein (1698–1760)¹¹⁶ aus Herrnhut nach Berleburg. Sie sollten den Gemeindeaufbau vorantreiben und der Gemeinde beistehen. Doch war es dafür schon zu spät. Die Gemeinschaft ließ sich nicht mehr auf die Brüder und die herrnhutischen Strukturen ein. Hinzu kam, dass sich die beiden Brüder in Berleburg anscheinend eher um eine geeignete Heiratspartie bemühten als um den Gemeindeaufbau. Zinzendorf machte noch einen letzten Versuch und schrieb alle „lieben Brüder“ in Berleburg im April 1731 an – doch das Echo war gering. Einzig Johann Friedrich Rock, der Inspiriertenprophet, der sich zu dieser Zeit in Homrighausen aufhielt, suchte weiterhin regen Kontakt zu dem inzwischen in die Wetterau ausgewiesenen Zinzendorf. Später zerstritten sich beide gänzlich.¹¹⁷ Graf Casimir hielt ebenfalls den brieflichen Kontakt zu Zinzendorf aufrecht. Bis 1734 fanden noch vereinzelt nachweisbare Versammlungsstunden im herrnhutischen Sinne in Berleburg statt. Aber die eigentliche Blütezeit der Bewegung war vorüber. Im Grunde genommen war sie nur zu der Zeit lebendig, als Zinzendorf selbst in Berleburg präsent war. Seine Persönlichkeit hatte die Versammlungen bestimmt. Danach verlief wieder alles in gewohnten Bahnen. Die einzelnen philadelphischen Zusammenkünfte blühten wieder auf, und jeder ging wieder dorthin, wohin er wollte. Es gab weiterhin die Inspiriertengemeinden in Berleburg und Homrighausen, eine jüdische Gemeinde,¹¹⁸ die unterschiedlichsten Zirkel und die reformierte Kirche.

Dass Zinzendorf mit seinem herrnhutischen Modell in Berleburg scheiterte, hat mehrere Gründe. Der Hauptgrund dürfte darin zu sehen sein, dass die Berleburger in sich zu verschieden waren, um eine einzige und einheitliche Gemeinschaft zu bilden.

¹¹⁶ Der Arzt David Siegmund Kriegelstein/Krügelstein kam später als Herrnhuter Missionar nach Russland, geriet in St. Petersburg von 1747 bis 1759 in Gefangenschaft; nach seiner Entlassung ging er zusammen mit Herrnhuter Brüdern nach Kasan an der Wolga (Kasan ist heute Hauptstadt der Republik Tartstan in Russland) und eröffnete eine Arztpraxis; kurze Zeit später verstarb er jedoch dort. Vgl. Teigeler, Herrnhuter (wie Anm. 97), S. 165. Paul Peucker, Inventory of the records of the the Papers of David Nitschmann (Bishop) 1728–1756, Moravian Archives Bethlehem in Pennsylvania (USA) 2005. Siehe auch Rüdiger Kröger, Ein Gefangener des Herrn. Zur Erinnerung an David Siegmund Krügelstein, in: Herrnhuter Bote. Mitteilungen aus der Herrnhuter Brüdergemeine, Heft 205 (Dezember 2010), Herrnhut 2010, S. 24f.

¹¹⁷ Vgl. Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, Büdingische Sammlung Einiger In die Kirchen=Historie Einschlagender Sonderlich neuerer Schrifften, Bd. 1–3, Büdingen/Leipzig 1742–1745 (Neudruck Hildesheim 1965/1966).

¹¹⁸ Vgl. Karl Ernst Riedesel, Die Anfänge einer jüdischen Gemeinde in Berleburg während des 18. Jahrhunderts, in: Wittgenstein. Blätter des Wittgensteiner Heimatvereins e.V. 58 (1994), Jg. 82, S. 126–139.

Gerade darauf muss man hinweisen, denn es gab schon gewisse Auflösungserscheinungen in Berleburg; die „hohe Zeit“ des radikalen Pietismus, des Philadelphentums, neigte sich ihrem Ende zu. Im Sommer 1736 verließ Johann Samuel Carl den Berleburger Hof und wurde Leibmedikus König Christians VI. (1699–1746)¹¹⁹ von Dänemark in Kopenhagen.



Abb. 10: Johann Samuel Carl (1677–1757)
Kupferstich, Halle 1747
Sammlung Dr. Gerald MacDonald, Bochum

Graf Casimir litt zunehmend unter gesundheitlichen Beeinträchtigungen und nahm nur noch vereinzelt am öffentlichen Leben teil. Er zog sich mehr

¹¹⁹ Vgl. Ralph Tuchtenhagen, [Art.] Christian VI., in: BBKL XVII (2000), Sp. 239f.

und mehr in die private Erbauung zurück.¹²⁰ Er besaß nicht mehr die Kraft, die Gemeinschaft zu einigen und das philadelphische Gemeindeleben am Blühen zu erhalten.

Korrespondenzen mit Halle und Herrnhut lassen sich gegen Ende der 1730er Jahre nicht mehr nachweisen, auch wenn sich die philadelphische Bewegung nach wie vor in Berleburg regte, wurden doch weiterhin die Geistliche Fama verlegt und das Großprojekt der Berleburger Bibel (siehe Abb. 11) erst 1742 abgeschlossen.¹²¹

Der Tod des regierenden Grafen Casimir am 5. Juli 1741 markierte allerdings eine gravierende Zäsur: Sein Nachfolger als Landesherr, der älteste Sohn Ludwig Ferdinand (1712–1773)¹²² aus der ersten Ehe Casimirs, hatte in Jena studiert, die pietistischen Ideale nicht verinnerlicht, wohl aber das pietistenunfreundliche Milieu Jenas, das im Umfeld von Johann Georg Walch (1693–1775)¹²³ dort etabliert worden war. Dies prägte des Erbgrafen Weltbild und spiegelte sich in seiner Regierungspolitik ab Sommer 1741 in der Berleburger Teilgrafschaft wieder.

Eine weitere Auswanderungswelle aus der Berleburger Grafschaft erfolgte in die neue Welt: nach Nordamerika, welches religiöse Freiheit verhiess,¹²⁴ wie sie einst unter Ludwig Ferdinands Vater Casimir in Berleburg gepflegt worden war. Dazu zählen sicherlich auch die verschiedenen Auswanderungswellen, die bereits mit den späteren einflussreich gewordenen

¹²⁰ Vgl. Lückel, Adel (wie Anm. 2), S. 147f.

¹²¹ Vgl. zur Berleburger Bibel: Hans-Jürgen Schrader, Pietistisches Publizieren unter Heterodoxieverdacht. Der Zensurfall „Berleburger Bibel“, in: Herbert G. Göpfert/Erdmann Weyrauch (Hgg.), „Unmoralisch an sich ...“. Zensur im 18. und 19. Jahrhundert (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 13), Wiesbaden 1988, S. 61–88. Martin Brecht, Die Berleburger Bibel. Hinweise zu ihrem Verständnis, in: PuN 8 (1982), S. 162–200. Wieder abgedruckt in: Martin Brecht, Ausgewählte Aufsätze, Bd. 2, Stuttgart 1997, S. 369–407. Ulf Lückel, Die Berleburger Bibel – von Wittgenstein nach Afrika, in: Wittgenstein. Blätter des Wittgensteiner Heimatvereins e.V. 72 (2008), Jg. 96, S. 34–43. Ulf Lückel, Und noch einmal zur Berleburger Bibel: Eine bisher unbekannte geplante zweite Auflage im 19. Jahrhundert, in: Wittgenstein. Blätter des Wittgensteiner Heimatvereins e.V. 73 (2009), Jg. 97, S. 55–61.

¹²² Vgl. [Johann] [Georg] Hinsberg, Sayn-Wittgenstein-Berleburg IV. Kulturgeschichte im Rahmen eines Zwergstaates oder die Grafschaft Wittgenstein-Berleburg unter der Regierung des Grafen Ludwig Ferdinand (1741–1773), Berleburg 1925. Johannes Burkardt/Ulf Lückel, Das Fürstliche Haus zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg (Deutsche Fürstenhäuser 17), Werl 2005 [5. Aufl. 2014], S. 20–23.

¹²³ Vgl. zu Johann Georg Walch: Gerald Theodore MacDonald, Johann Georg Walchs Darstellung und Beurteilung des Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf und der Herrnhuter Brüdergemeine (Unitas Fratrum Beiheft 25), Herrnhut 2016.

¹²⁴ Vgl. Karl Hartnack, Über Auswanderung von Wittgensteinern nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in: Das schöne Wittgenstein (1928), S. 89–93.



Abb. 11: Titelblatt des ersten Bandes (von acht) der sogenannten Berleburger Bibel von 1726 Sammlung Lückel, Bad Berleburg-Girkhausen

sogenannten Schwarzenauer Neutäufern um Alexander Mack (1679–1735)¹²⁵ und dem Druckerpionier Johann Christoph Sauer¹²⁶ begannen,

¹²⁵ Vgl. Marcus Meier, Die Schwarzenauer Neutäufer. Genese einer Gemeindebildung zwischen Pietismus und Täuferum (AGP 53), Göttingen 2008. Amerikanische Übersetzung: Marcus Meier, The Origin of the Schwarzenau Brethren, translated by Dennis L[ee] Slabaugh, Philadelphia (USA) 2008.

¹²⁶ Vgl. Ulf Lückel, Johann Christoph Sauer (1695–1757) in der neuen Welt. Von Wittgenstein nach Nordamerika, in: Peter Kracht (Hg.), Jahrbuch Westfalen 2017. Westfälischer Heimatkalender – Neue Folge 71 (2016), S. 52–57.

nachdem der pietistisch geprägte Graf Henrich Albrecht zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein¹²⁷ nicht mehr allein die Südgrafschaft regierte. Außerdem zogen nach dem Tode Graf Casimirs vermehrt Personen aus ganz Wittgenstein ab; prominent ist sicherlich Johann Christian Edelmann (1698–1767), der seine überstürzte Flucht aus Wittgenstein und die Beweggründe in seiner Autobiographie ausführlich geschildert hat.¹²⁸

Die Zeit ließ sich nicht mehr zurückdrehen, und so endete die Ära, die die Hallenser Ideale Franckescher Art nach Berleburg transferiert hatte. Ebenso verloren sich dann nachhaltige Spuren Herrnhuter Prägung – es wurde ein neuer Weg freigemacht für die Aufklärung im postradikalpietistischen Sinne, gerade auch in Wittgenstein.

¹²⁷ Friedrich [Wilhelm] Göbel, Historische Fragmente aus dem Leben der regierenden Grafen und Fürsten zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, Siegen 1858. Fr[iedrich] W[ilhelm] Cuno, Graf Heinrich Albrecht zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein (1700–1723), in: Friedrich Wilhelm Cuno (Hg.), Gedächtnisbuch deutscher Fürsten und Fürstinnen reformierten Bekenntnisses, Barmen o.J. [1882/1883], 5. Lieferung [1883], S. 81–83. Ulf Lückel, [Art.] Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, Henrich Albrecht Graf zu, in: BBKL XIX (2001), Sp. 1213–1219.

¹²⁸ Johann Christian Edelmann hielt sich noch bis zu dem Tode Graf Casimirs im Juni 1741 im Berleburger Land auf. Vgl. Johann Christian Edelmann, Joh. Chr. Edelmanns Selbstbiographie, geschrieben 1752. Hg. v. Carl Rudolph Wilhelm Klose, Berlin 1849, Neudruck: Deutsche Autobiographien 1, hg. v. Bernd Neumann, Stuttgart-Bad Cannstatt 1976, S. 367–370. Allerdings täuscht Edelmann sich hier und datiert Casimirs Tod in das Jahr 1742 (statt 1741). Hans-Bernd Spies, Die Flucht des Theologen Johann Christian Edelman von Berleburg nach Hachenburg (1741), in: Siegener Beiträge. Jahrbuch für regionale Geschichte 2 (1997), S. 38–50. Zu Edelmann als Hermetiker vgl. Hermann E. Stockinger, Die hermetisch-esoterische Tradition unter besonderer Berücksichtigung der Einflüsse auf das Denken Johann Christian Edelmanns (1698–1767) (Philosophische Texte und Studien 73), Hildesheim/Zürich/New York 2004.

Jung-Stilling und die Vorsehung

Vor 275 Jahren, am 12. September 1740, wurde der Arzt, Ökonom und religiöse Schriftsteller Johann Heinrich Jung-Stilling in Grund bei Hilchenbach geboren – das ist ein willkommener Anlass, an diese außergewöhnliche Persönlichkeit zu erinnern.

Jung-Stilling ist zugleich ein großer Vergessener und ein großer Unvergessener. Aus dem Gedächtnis der großen Öffentlichkeit ist er lange verschwunden. In der theologischen, germanistischen und ökonomischen Wissenschaft findet er hingegen lebhaftes Interesse, und auch zweihundert Jahre nach seinem Tod bestehen Kreise von „Stillingsfreunden“, die sein Andenken in Ehren halten. Seit 1989 gibt es eine eigene Jung-Stilling-Gesellschaft.¹ Eine Reihe seiner Bücher ist in den letzten Jahrzehnten in Neuauflagen erschienen,² 2008 kam in Marburg sogar ein Roman über Jung-Stillings dortige Wirkungszeit heraus.³

Unvergessen ist Jung-Stilling besonders in seiner Siegerländer Heimat. In Siegen sind das Diakonie-Klinikum, eine Grundschule, eine Kindertagesstätte, eine Apotheke und eine Straße nach ihm benannt. Sein Geburtsort Grund firmiert als „Jung-Stilling-Dorf“, in seinem Geburtshaus hat man eine Jung-Stilling-Stube eingerichtet, in Hilchenbach ist ihm ein Denkmal gesetzt. Vielerorts sind Straßen nach ihm benannt, nicht nur im Siegerland, sondern auch in seinen Wirkungsorten Elberfeld, Kaiserslautern und Karlsruhe. Marburg an der Lahn, wo er 16 Jahre seines Lebens verbracht hat – die längste Zeit, die er an einem Ort tätig war –, hat keine Jung-Stilling-Straße, dafür aber ein nach ihm benanntes Studentenwohnheim.

1. Leben und Glauben: Jung-Stillings äußere und innere Biographie

Wer war Johann Heinrich Jung-Stilling, der große Vergessene und große Unvergessene zugleich? Das Leben Jung-Stillings war selbst für einen Menschen des 18. Jahrhunderts außergewöhnlich. Seine Biographie ist die Geschichte eines sozialen Aufstiegs: vom Halbweisen aus einfachen ländlichen Verhältnissen zum Hofrat, aus dem Fachwerkhaus in Grund ins

¹ www.jung-stilling-gesellschaft.de (26.8.2015).

² Die wichtigsten sind die Autobiographie und der „Heimweh“-Roman: Johann Heinrich Jung-Stilling, Lebensgeschichte. Vollständige Ausgabe, mit Anmerkungen hg. von Gustav Adolf Benrath, 3. Aufl., Darmstadt 1992; Johann Heinrich Jung-Stilling, Das Heimweh, hg. von Martina Maria Sam, Dornach 1994.

³ Nicole Vogel, Licht auf Marburgs Straßen. Aus dem Leben von Jung-Stilling. Historischer Roman, Marburg 2008.

Karlsruher Schloss. Immer wieder wechselte er seinen Beruf. In seiner Jugend war Jung-Stilling Schneider und Dorfschullehrer, später wurde er kaufmännischer Angestellter, danach Student, Arzt und bekannter Augenoperator, Professor für Wirtschaftswissenschaften an drei Hochschulen, geistlicher Berater des badischen Großherzogs, religiöser Volksschriftsteller. Die – keineswegs vollständige – Gesamtausgabe seiner Schriften, die zwei Jahrzehnte nach seinem Tod erschien, umfasst 14 Bände.⁴ Unter seinen Werken sind eine vielbeachtete Autobiographie, mehrere Romane, etliche populäre religiöse Veröffentlichungen und verschiedene Zeitschriften, aber auch ein Dutzend vor allem wirtschaftswissenschaftlicher Lehrbücher.

Hier sollen nun nicht die Details von Jung-Stillings Lebensgang wiederholt werden. Glücklicherweise liegen mehrere neuere Biographien vor, in denen sie leicht nachgelesen werden können.⁵ Was den Werdegang und das Werk Jung-Stillings bis heute so faszinierend macht, ist die durchgehende Verschränkung von Leben und Glauben. Beide bildeten für ihn eine unauflösliche Einheit. Seinen Lebensweg versuchte er im Einklang mit seinen religiösen Erfahrungen und Einsichten zu gestalten, und umgekehrt war seine religiöse Überzeugung ganz wesentlich durch die Erfahrungen bestimmt, die er auf seinem besonderen Lebensweg machte. Es ist diese einzigartige Verschränkung von Biographie und Religion, die Jung-Stillings Existenz und Selbstdeutung als Folie – oder Gegenfolie – auch für heutige Fragen nach einer christlichen Existenz interessant macht.

Das wichtigste Dokument der religiösen Lebensdeutung Jung-Stillings ist seine Autobiographie.⁶ Der erste Band erschien 1777 im Druck. Goethe hatte das Manuskript an sich genommen, es stark gekürzt, vor allem einige

⁴ Johann Heinrich Jung-Stilling, *Sämtliche Schriften*. 14 Bde. Stuttgart 1835–1838, Neudruck Hildesheim/New York 1979.

⁵ Gerhard Merk, *Jung-Stilling. Ein Umriss seines Lebens*, Kreuztal 1989, 3. Aufl. Siegen 2014; Otto W. Hahn, *Johann Heinrich Jung-Stilling*, Wuppertal/Zürich 1990, 2. Aufl. unter dem Titel: „Selig sind, die das Heimweh haben“. Johann Heinrich Jung-Stilling. Patriarch der Erweckung, Gießen/Basel 1999; Martin Völkel, *Jung-Stilling: Ein Heimweh muß doch eine Heimat haben. Annäherungen an Leben und Werk 1740–1817*, Nordhausen 2008. – Vgl. ferner die einschlägigen Handbuch- und Lexikonartikel von Horst Weigelt, *Johann Heinrich Jung-Stilling*, in: *Geschichte des Pietismus*. Bd. 2: *Der Pietismus im achtzehnten Jahrhundert*, Göttingen 1995, S. 732–738; Horst Weigelt, *Christliche Kritik an der Aufklärung*, in: *Helmut Holzhey/Vilem Mudroch (Hgg.), Grundriß der Geschichte der Philosophie. Die Philosophie des 18. Jahrhunderts*. Bd. 5: *Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation, Schweiz, Nord- und Osteuropa*. Erster Halbband, Basel 2014, S. 573–583, hier: S. 579–583; Gustav Adolf Benrath, [Art.] *Jung-Stilling*, in: *TRE* 17 (1988), S. 467–470; Gustav Adolf Benrath, [Art.] *Jung-Stilling*, in: *RGK* 4 (2001), Sp. 714f.

⁶ Moderne Edition: *Jung-Stilling, Lebensgeschichte* (wie Anm. 2). Vgl. auch Walter Lauterwasser, *Jung-Stilling als Erzähler*, in: *Jung-Stilling. Arzt – Kameralist – Schriftsteller zwischen Aufklärung und Erweckung*, Karlsruhe 1990, S. 81–111, hier: S. 81–93.

für sein Empfinden zu religiöse Stellen gestrichen⁷ und es ohne Wissen des Verfassers zum Druck gebracht. Das Buch wurde ein literarischer Erfolg. Mit seiner besonderen Mischung aus Lebensbericht und romanhafter Stilisierung rührte es die Leserschaft an. Noch einhundert Jahre später zählte ein so scharfer Kritiker wie Friedrich Nietzsche es zu den besten deutschsprachigen Büchern.⁸ Bis 1804 brachte Jung-Stilling insgesamt fünf Bände dieser Autobiographie heraus; der unvollendete sechste Band wurde 1817 von seinem Schwiegersohn herausgegeben. Der literarische Charakter seiner Aufzeichnungen wandelte sich im Lauf der Jahre. Ab dem 1789 erschienenen vierten Band sind die romanhaften Elemente stark zurückgenommen, was den ästhetisch-literarischen Reiz deutlich mindert.⁹ Was sich dagegen durchhält, ja in den späteren Bänden sogar deutlicher hervortritt, ist die kontinuierliche religiöse Selbstreflexion und Lebensdeutung. Jung-Stilling hat damit seinen eigenen Lebensgang zum Exempel für seine Glaubensauffassung gemacht. Deutlich wird dieser Zusammenhang bereits an dem Namen, unter dem ihn seine Zeitgenossen kennenlernten und bei dem wir ihn heute noch nennen: Jung-Stilling. Eigentlich hieß er Johann Heinrich Jung. Doch in der Autobiographie nannte er sich „Henrich Stilling“, um sich so als einen jener „Stillen im Lande“ zu charakterisieren, von denen in Psalm 35,20 die Rede ist, und schließlich begann er, diesen frommen Beinamen auch im wirklichen Leben zu führen.

Außer der Autobiographie bieten auch seine vier Romane aus den Jahren 1778 bis 1784¹⁰ und der „Heimweh“-Roman von 1794 bis 1796¹¹ Anhaltspunkte für das religiöse Selbstverständnis Jung-Stillings, denn auch hier geht es um die Darstellung des christlichen Lebenswegs, und auch hier sind, wenngleich in unterschiedlicher Dichte, autobiographische Reminiszenzen eingeflossen. Bei allen diesen Quellen ist freilich Vorsicht geboten. Durchweg, auch in der Autobiographie, ist mit literarischen Stilisierungen zu rechnen, und insbesondere bei der Darstellung der Kindheit und Jugend

⁷ Völkel, Jung-Stilling (wie Anm. 5), S. 14.

⁸ „Wenn man von Goethes Schriften absieht [...] Was bleibt eigentlich von der deutschen Prosa-Litteratur übrig, was es verdiente, wieder und wieder gelesen zu werden? Lichtenberg's Aphorismen, das erste Buch von Jung-Stilling's Lebensgeschichte, Adalbert Stifter's Nachsommer und Gotfried Keller's Leute von Seldwyla, – und damit wird es einstweilen am Ende sein“ (Friedrich Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches*. Ein Buch für freie Geister, Bd. 2, in: Friedrich Nietzsche, *Werke*. Kritische Gesamtausgabe, Bd. IV/3, Berlin 1967, S. 237); vgl. Völkel, Jung-Stilling (wie Anm. 5), S. 15.

⁹ „... vieles wirkt nun maniert und stereotyp, manches blasiert und peinlich“, so Weigelt, Jung-Stilling (wie Anm. 5), S. 734.

¹⁰ Die Geschichte des Herrn von Morgenthau (1779); Die Geschichte Florentins von Fahlendorn (1781); Leben der Theodore von der Linden (1783); Theobald oder die Schwärmer (1784). Abgedruckt in: Jung-Stilling, *Sämtliche Schriften* (wie Anm. 4), Bd. 9 und Bd. 6. Vgl. Lauterwasser, Jung-Stilling als Erzähler (wie Anm. 6), S. 94-104.

¹¹ Moderne Ausgabe: Jung-Stilling, *Das Heimweh* (wie Anm. 2). Vgl. Lauterwasser, Jung-Stilling als Erzähler (wie Anm. 6), S. 104-111.

ist zu bedenken, dass der Verfasser aus einem zeitlichen Abstand von drei Jahrzehnten rückblickend urteilt. Es empfiehlt sich daher, wo möglich, auch die Briefe¹² und die Tagebücher¹³ Jung-Stillings als Quelle für seine religiöse Lebensdeutung heranzuziehen.

Angesichts der außergewöhnlichen Bewegtheit seiner äußeren Lebensgeschichte ist zu fragen, ob der religiöse Standpunkt, von dem aus Jung-Stilling sein Leben und dessen Bewegungen deutete, über die Jahrzehnte hinweg gleichbleibend war oder ob wir auch für seine innere Biographie, für sein religiöses Leben mit einer Entwicklung zu rechnen haben.

Die ältere Forschungsmeinung ging dahin, im Wesentlichen eine Kontinuität der religiösen Anschauungen Jung-Stillings von der Kindheit bis in die Spätzeit anzunehmen. Diese Auffassung vertraten etwa Albrecht Ritschl in seiner großen „Geschichte des Pietismus“¹⁴ und Gotthilf Stecher¹⁵. Demnach wäre Jung-Stilling zeit seines Lebens als Pietist zu charakterisieren.

Wirklich waren bereits in seiner Erziehung Einflüsse des Pietismus wirksam geworden; der Vater Johann Helman Jung (1716–1802) stand zeitweise mit dem radikalen Pietisten Johannes Heuß (1691–1760), einem Mitglied der Inspiriertengemeinde auf Gut Homrighausen bei Berleburg, in Verbindung,¹⁶ und die strenge, isolierte Erziehung, die er seinem Sohn angedeihen ließ, folgte pietistischen Grundsätzen. Später hatte Jung-Stilling Kontakte zum kirchlichen Pietismus im Bergischen Land und besuchte die dortigen Erbauungsversammlungen. Diese frühen Prägungen machten sich auch später in seinem Wirken als religiöser Volksschriftsteller bemerkbar. Als solcher wollte er im Angesicht der bevorstehenden Endzeit die schläfrige Christenheit wachrütteln, die Frommen aus allen Ländern und Kirchen sammeln und sie dem wiederkehrenden Herrn entgegenführen. Gemeinsam mit Matthias Claudius (1740–1815), Johann Friedrich Oberlin (1740–1826) und seinem Freund Johann Caspar Lavater (1741–1801) kann

¹² Vgl. jetzt vor allem: Johann Heinrich Jung-Stilling, Briefe, ausgewählt und hg. von Gerhard Schwinge, Gießen/Basel 2002.

¹³ Gustav Adolf Benrath, Jung-Stillings Tagebuch von 1803, in: Heinrich Bornkamm/Friedrich Heyer/Alfred Schindler (Hgg.), Der Pietismus in Gestalten und Wirkungen. Martin Schmidt zum 65. Geburtstag (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 14), Bielefeld 1975, S. 50–83; Gustav Adolf Benrath, Jung-Stillings Notizbuch aus den Jahren 1778–1813, in: Monatshefte für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlands 39 (1990), S. 85–113.

¹⁴ Albrecht Ritschl, Geschichte des Pietismus. Bd. 1: Der Pietismus in der reformierten Kirche, Bonn 1880, Neudruck Berlin 1960, S. 523–540.

¹⁵ G[otthilf] Stecher, Jung-Stilling als Schriftsteller (Palaestra 120), Berlin 1913.

¹⁶ In der Lebensgeschichte wird Heuß als „Niclas“ bezeichnet. Die ältere Identifizierung mit dem Separatisten Victor Christoph Tuchtfeld († nach 1752) ist unzutreffend. Vgl. Hans Schneider, Jung-Stillings „Niclas“, in: Reiner Braun/Wolf-Friedrich Schäufele (Hgg.), Frömmigkeit unter den Bedingungen der Neuzeit. Festschrift für Gustav Adolf Benrath zum 70. Geburtstag, Darmstadt/Karlsruhe 2001, S. 155–168.

er als Wegbereiter der Erweckungsbewegung in Deutschland gelten.¹⁷ Gerne wird er im Anschluss an eine Formulierung von August Vilmar¹⁸ als „Patriarch der Erweckung“ titulierte. Es könnte also scheinen, als sei die religiöse Anschauung Jung-Stillings durchgehend spätpietistisch bzw. früh-erwecklich gewesen. „Ich bin ja im Pietismus erzogen, und gehöre zu euch bis auf den heutigen Tag“¹⁹, so versicherte er denn auch am Ende seines sechsten Lebensjahrzehnts seinen frommen Zeitgenossen.

Nun hat allerdings bereits Jung-Stilling selbst von einer Diskontinuität in seiner geistig-religiösen Biographie gesprochen. Im fünften Teil der Autobiographie²⁰ und in der Zueignungsschrift des sogenannten „Schlüssels“ zu seinem großen Roman „Das Heimweh“²¹, aber auch in seinem Tagebuch²² und in Briefen²³ hat er davon berichtet, wie ihn die Lektüre von Immanuel Kants „Kritik der reinen Vernunft“ im Herbst 1788 aus einer zwanzigjährigen Gefangenschaft, von einem zwanzigjährigen schweren Kampf gegen den schrecklichen „Riesen“ des Determinismus befreit habe.²⁴ Gemeint war die Überzeugung, dass alles Geschehen naturgesetzlich festgelegt sei und notwendig so eintreten müsse, ohne dass der Mensch oder Gott etwas daran ändern könne – eine Überzeugung, mit der Jung-Stilling durch sein autodidaktisches Studium der Leibniz-Wolffschen Schulphilosophie, vor allem aber durch den Umgang mit seinen der Aufklärung zugeneigten Straßburger Mitstudenten konfrontiert worden war. Zwei Jahrzehnte lang sei sein Glaube „ohne Licht und Trost“²⁵ gewesen, bis er bei Kant den Beweis gefunden habe, dass die Erkenntnismöglichkeiten der Vernunft auf Raum und Zeit beschränkt seien, so dass Aussagen über die göttlichen Wahrheiten allein der Bibel entnommen werden müssten – ein Missverständnis der Transzendentalphilosophie Kants, in dem ihn der große Philosoph erstaunlicherweise brieflich bestätigte.²⁶

Mit Blick auf diese Äußerungen Jung-Stillings stellte der Basler Kirchenhistoriker Max Geiger 1963 die These auf, Jung-Stilling habe in seinen

¹⁷ Benrath, Jung-Stilling (TRE) (wie Anm. 5), S. 467.

¹⁸ <http://www.jung-stilling-forschung.de/index.php/leben/231> (28.08.2015).

¹⁹ Jung-Stilling, Sämtliche Schriften (wie Anm. 4), Bd. 7, S. 111 (Der graue Mann, 3. Stück).

²⁰ Jung-Stilling, Lebensgeschichte (wie Anm. 2), S. 448-451.

²¹ Jung-Stilling, Das Heimweh (wie Anm. 2), S. 844-846.

²² Gustav Adolf Benrath, Jung-Stillings Frömmigkeit, in: JWGK 85 (1991), S. 185-203; wieder in: Gustav Adolf Benrath, Reformation – Union – Erweckung. Beispiele aus der Kirchengeschichte Südwestdeutschlands, hg. von Klaus Bümlein/Irene Dingel/Wolf-Friedrich Schäufele (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte 228), Göttingen 2012, S. 261-279, hier: S. 270.

²³ Brief an Johann Kaspar Kaufmann in Winterthur und Dorchon Kirchhofer in Schaffhausen, Karlsruhe 4.11.1808, in: Jung-Stilling, Briefe, ed. Schwinge (wie Anm. 12), S. 411f., hier: S. 411.

²⁴ Vgl. Weigelt, Christliche Kritik (wie Anm. 5), S. 582.

²⁵ Jung-Stilling, Lebensgeschichte (wie Anm. 2), S. 449.

²⁶ A.a.O., S. 450.

beiden mittleren Lebensjahrzehnten durch die Konfrontation mit dem Determinismus eine schwere Glaubenskrise durchgemacht.²⁷ Einige Jahre später erweiterte Geiger seine These dahingehend, dass sich Jung-Stilling in den fraglichen Jahrzehnten sogar bewusst ein Stück weit auf den Boden der Aufklärung begeben habe.²⁸ Otto Wilhelm Hahn hat diesen Ansatz 1988 unter Aufnahme von Gedanken Gustav Adolf Benraths weiter ausgebaut.²⁹ Ihm zufolge war Jung-Stilling in den ominösen zwanzig Jahren nicht nur ein Angefochtener, sondern – seiner eigenen späteren Einsicht zufolge – ein Verirrter. Er selbst habe damals unternommen, was er später scharf als Friedensschluss zwischen Christus und Belial³⁰ verurteilt habe: seinen christlichen Glauben und die Grundsätze der Aufklärung in Gestalt einer „frommen Aufklärung“³¹ zusammenzudenken. Das Ergebnis dieser Synthese sei ein Christentum gewesen, das allein den menschenfreundlichen Vatergott und die moralische Verbesserung und Zurüstung des Menschen für den Dienst am Nächsten und am Gemeinwohl im Blick gehabt und Christus zum bloßen Vorbild wahrer Menschlichkeit degradiert habe.³² Vom Pietismus und den Pietisten sei Jung-Stilling damals bewusst abgerückt. Erst in den Jahren 1789 bis 1792 habe er eine allmähliche geistliche Wende erlebt und seinen Irrweg erkannt, sei er vom „frommen Aufklärer“ zum Vorkämpfer der Erweckung geworden.³³ Hahns Deutung der geistlichen Entwicklung Jung-Stillings hat weithin Anklang gefunden, sie wird modifiziert auch von Gerhard Schwinge vertreten.³⁴ Die Annahme,

²⁷ Max Geiger, *Aufklärung und Erweckung. Beitrag zur Erforschung Johann Heinrich Jung-Stillings und der Erweckungstheologie*, Zürich 1963, besonders S. 443f. Dazu ausführlich Rainer Vinke, *Jung-Stilling und die Aufklärung. Die polemischen Schriften Jung-Stillings gegen Friedrich Nicolai (1775/76)* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte 129), Stuttgart 1987, S. 299–363.

²⁸ Max Geiger, *Johann Heinrich Jung-Stilling. Christlicher Glaube zwischen Orthodoxie und Moderne. Historisch-theologische Meditation anlässlich des 150. Todestages*, in: *Theologische Studien* (Basel) 97 (1968), S. 13f.

²⁹ Otto W. Hahn, *Jung-Stilling zwischen Pietismus und Aufklärung. Sein Leben und sein literarisches Werk 1778 bis 1787* (Europäische Hochschulschriften 23/344), Frankfurt 1988.

³⁰ Jung-Stilling, *Lebensgeschichte* (wie Anm. 2), S. 480f.

³¹ Den Begriff brachte Gustav Adolf Benrath in die Diskussion, s. Jung-Stilling, *Lebensgeschichte* (wie Anm. 2), S. XX, S. XXIX; vgl. Benrath, *Jung-Stilling (TRE)* (wie Anm. 5), S. 469. Vgl. dazu ausführlich Hahn, *Jung-Stilling zwischen Pietismus und Aufklärung* (wie Anm. 29), S. 532 Anm. 196.

³² Hahn, *Selig sind, die das Heimweh haben* (wie Anm. 5), S. 74–91.

³³ Hahn, *Jung-Stilling zwischen Pietismus und Aufklärung* (wie Anm. 29), besonders S. 32–34, S. 480–494; Otto W. Hahn, *Jung-Stillings Weg zur Erweckung*, in: Jung-Stilling, *Arzt – Kameralist – Schriftsteller* (wie Anm. 6), S. 165–182, hier: S. 170.

³⁴ Gerhard Schwinge, *Jung-Stillings Weg von der frommen Aufklärung zur apokalyptisch geprägten Erweckung, 1787 bis 1816. Ein Überblick mit Quellenzitaten – zugleich ein Votum in der Diskussion zu Terminologie und Periodisierung des sog. Pietismus* (2012), in: Gerhard Schwinge, *Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817), Patriarch der Erweckung. Beiträge aus 26 Jahren Jung-Stilling-Forschung*. Heidelberg 2014, S. 237–258.

dass Jung-Stilling nach einer pietistisch geprägten Jugendzeit zwei Jahrzehnte lang Anhänger und Propagandist einer „frommen Aufklärung“ gewesen sei, bevor er sich zu einer erwecklichen Frömmigkeit zurückgewandt habe, lag auch der feinsinnigen Rekonstruktion der inneren, geistlichen Biographie Jung-Stillings zugrunde, die Gustav Adolf Benrath anlässlich des 250. Geburtstages von Jung-Stilling entwickelt hat.³⁵ Dagegen hat besonders Rainer Vinke die alte Auffassung von einer durchgehenden theologischen Kontinuität im Denken Jung-Stillings wieder stark gemacht und dessen Position als „einen weltzugewandten und die Welt gestalten wollenden Pietismus“ charakterisiert.³⁶

Es ist hier nicht der Ort, im Einzelnen auf die Forschungskontroverse über Kontinuität oder Diskontinuität in der inneren Biographie Jung-Stillings einzugehen. Dass Jung-Stilling über die Jahrzehnte hinweg religiöse Entwicklungen durchgemacht und dass er insbesondere gegenüber der Aufklärung in verschiedenen Lebensphasen verschiedene Akzente gesetzt hat, steht außer Zweifel. Mir scheint aber, dass man die Kontraste nicht zu scharf zeichnen darf. Jung-Stillings Verhältnis zur Aufklärung war auch in der Mitte seines Lebens durchaus differenziert: Als wissenschaftlicher Kopf schätzte er die Möglichkeiten der menschlichen Vernunft und die strenge methodische Rationalität der Aufklärung, und diese Hochschätzung hat in seinem Werk ihre Spuren hinterlassen. Ob man das nun schon „fromme Aufklärung“ nennen soll, scheint mir eher fraglich.³⁷ Tatsächlich war „Jung-Stilling letztlich stets mehr ein ‚Frommer‘ als ein Aufklärer.“³⁸ Vor allem aber wandte sich Jung-Stilling auch damals schon energisch gegen ein Übergreifen des aufklärerischen Rationalismus auf das Gebiet der Glaubenslehre und der religiösen Überzeugung.³⁹ In den Jahren 1775 und 1776 trat er gleich mit vier teilweise sehr scharfen Streitschriften gegen den Berliner Aufklärer Friedrich Nicolai (1733–1811) auf, um die Angriffe, die dieser in seinem Roman „Das Leben und die Meinungen des Herrn Magisters Sebalduß Nothanker“ (1773–1776) gegen Kirche, Christentum und

³⁵ Benrath, Jung-Stillings Frömmigkeit (wie Anm. 22).

³⁶ Vinke, Jung-Stilling und die Aufklärung (wie Anm. 27), besonders S. 321, S. 326f.; das Zitat a.a.O., S. 363; Rainer Vinke, Jung-Stillings Auseinandersetzung mit der Aufklärung, in: Jung-Stilling. Arzt – Kameralist – Schriftsteller (wie Anm. 6), S. 48–70. Ihm folgt auch zum Beispiel Völkel, Jung-Stilling (wie Anm. 5), S. 54–60.

³⁷ Vgl. Hans-Martin Kirn, Deutsche Spätaufklärung und Pietismus. Ihr Verhältnis im Rahmen kirchlich-bürgerlicher Reform bei Johann Ludwig Ewald (1748–1822) (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 34), Göttingen 1998, S. 12 Anm. 6; S. 87 Anm. 183.

³⁸ Gerhard Schwinge, Jung-Stilling als Erbauungsschriftsteller der Erweckung. Eine literatur- und frömmigkeitsgeschichtliche Untersuchung seiner periodischen Schriften 1795–1816 und ihres Umfelds (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 32), Göttingen 1994, S. 33.

³⁹ Vinke, Jung-Stilling und die Aufklärung (wie Anm. 27), S. 301, S. 303, S. 319, S. 337, S. 363.

Pietismus vorgetragen hatte, abzuweisen.⁴⁰ Umgekehrt galt auch nach der vermeintlichen Lebenswende Jung-Stillings Kritik nie der Aufklärung und der Vernunft schlechthin, sondern allein der von ihm so bezeichneten „falschen“⁴¹ oder „neuen Aufklärung“.⁴²

Dass Jung-Stilling in seiner mittleren Lebensphase deutliche Kritik am Pietismus geübt hat, trifft zu.⁴³ Besonders ist dies in dem 1784 entstandenen Roman „Theobald oder die Schwärmer“ der Fall, der, mit deutlichen autobiographischen Reminiszenzen, im Milieu des radikalen Wittgensteiner Pietismus spielt. Doch auch gegenüber dem stark von Tersteegen geprägten Bergischen Pietismus hatte Jung-Stilling Vorbehalte, und mit den Pietisten in Elberfeld und in Kaiserslautern stand er auf keinem guten Fuß. Tatsächlich setzte Jung-Stilling seine Pietismuskritik auch noch nach der von Hahn postulierten religiösen Wende in den beiden Teilen seiner „Scenen aus dem Geisterreiche“ (1795/1801) fort.⁴⁴ Doch übte er hier wie auch zuvor schon keine Fundamentalkritik am pietistischen Anliegen der Pflege einer individuellen, praktisch tätigen Frömmigkeit. Was er kritisierte, war die Neigung, allzu schnell andere Formen der Frömmigkeit abzuurteilen, sich in exklusive Zirkel zurückzuziehen und den Verkehr mit anderen Gläubigen zu verweigern.⁴⁵ In seinen eigenen Worten: Es war der „falsche Pietismus“, den er kritisierte, während er sich dem „wahren Pietismus“ zeitlebens verbunden fühlte.⁴⁶

Was schließlich die Äußerungen Jung-Stillings über seine Befreiung aus der Gefangenschaft im Determinismus betrifft, so vermögen diese die Beweislast für eine tiefgreifende Lebenswende nicht zu tragen. Jung-Stilling hat mehrfach betont, dass er auch durch die Konfrontation mit dem Determinismus niemals an seinem Glauben oder am Gebet irregeworden sei.⁴⁷ Die Auseinandersetzung damit hatte freilich eine (wie wir heute sagen würden) kognitive Dissonanz zur Folge gehabt, schien doch die Einsicht der Vernunft der Überzeugung des Herzens zu widersprechen.⁴⁸ Was Jung-Stilling Kant verdankte, war daher nicht etwa die Verwerfung der

⁴⁰ Dazu ausführlich Vinke, Jung-Stilling und die Aufklärung (wie Anm. 27); Völkel, Jung-Stilling (wie Anm. 5), S. 105-131.

⁴¹ Jung-Stilling, Das Heimweh (wie Anm. 2), S. 846.

⁴² Jung-Stilling, Lebensgeschichte (wie Anm. 2), S. 621.

⁴³ Vgl. dazu Vinke, Jung-Stilling und die Aufklärung (wie Anm. 27), S. 333, S. 336-345; Völkel, Jung-Stilling (wie Anm. 5), S. 85-90.

⁴⁴ Jung-Stilling, Sämtliche Schriften (wie Anm. 4), Bd. 2, S. 170-179, S. 314-323. Vgl. Schwinge, Jung-Stilling als Erbauungsschriftsteller (wie Anm. 38), S. 78f.

⁴⁵ Vinke, Jung-Stilling und die Aufklärung (wie Anm. 27), S. 345.

⁴⁶ Vorrede zur 2. Auflage des 1. Teils der „Scenen aus dem Geisterreiche“ (1799): Jung-Stilling, Sämtliche Schriften (wie Anm. 4), Bd. 2, S. 7.

⁴⁷ Jung-Stilling, Lebensgeschichte (wie Anm. 2), S. 268, S. 449; Jung-Stilling, Das Heimweh (wie Anm. 2), S. 845. Vgl. Vinke, Jung-Stilling und die Aufklärung (wie Anm. 27), S. 312.

⁴⁸ Jung-Stilling, Das Heimweh (wie Anm. 2), S. 844.

aufgeklärten Vernunft, sondern die Einsicht, dass „die menschliche Vernunft dies göttliche Geschenk, das uns von den Thieren unterscheidet, der Religion, die ihm über alles theuer war“ nicht, wie er zunächst hatte annehmen müssen, „schnurgerade entgegen“ stand⁴⁹ – eine Einsicht, die ohne weiteres der Fundamentalsatz einer recht verstandenen „frommen Aufklärung“ sein könnte.

Es ist richtig, dass Jung-Stilling erst eigentlich seit Beginn der 1790er Jahre seine vordringliche Aufgabe darin sah, zur Erweckung der Christenheit und zur Sammlung der Frommen aufzurufen. Es ist richtig, dass seine Glaubensgrundsätze damals eine Schärfung und Profilierung erfuhren.⁵⁰ Es ist richtig, dass er jetzt emphatisch den „Mittelweg“ zwischen dem „alt-evangelischen System“ und dem „Naturalismus“ als Erfindung des Satans verurteilte,⁵¹ nachdem er zuvor den Mittelweg „zwischen Unglauben und Schwärmerei“⁵² empfohlen hatte. Jeder Kompromiss zwischen Offenbarungsglaube und „Naturalismus“ galt ihm nun als unzulässiger Versuch, zwischen Christus und Belial Frieden zu stiften (2. Korinther 6,15) und ein „Christo-Belialsches System“ an die Stelle des biblischen Glaubens zu setzen.⁵³ Doch der neue Ton des alten Jung-Stilling war nicht Folge der Bekehrung von einem eigenen Irrweg, er war kein Konvertiteneifer. Motiviert war er durch die Erfahrung der auf den Ideen der Aufklärung basierenden Französischen Revolution und ihrer erschreckenden Folgen sowie des Einfalls der französischen Revolutionsarmee in Deutschland, in dem er die Strafe für den Abfall vom Glauben erblickte – einen Abfall, der dadurch verursacht war, dass man dem Rationalismus der Aufklärung eben jene Kompetenz auf religiösem Gebiet zugestanden hatte, vor der Jung-Stilling immer schon gewarnt hatte. Motiviert war Jung-Stilling durch die Überzeugung, dass jetzt der letzte Akt des großen eschatologischen Endkampfes zwischen Licht und Finsternis begonnen habe und dass Christus bald – er rechnete schließlich mit dem Jahr 1836 – wiederkehren und sein tausendjähriges Friedensreich aufrichten werde.⁵⁴ Das gab seiner Botschaft neue Akzente, neue Schärfe und neue Dringlichkeit, bedeutete aber nicht unbedingt eine grundsätzliche Infragestellung seiner früheren Überzeugungen.

⁴⁹ Jung-Stilling, *Lebensgeschichte* (wie Anm. 2), S. 450.

⁵⁰ A.a.O., S. 618-621. Vgl. dazu Vinke, *Jung-Stilling und die Aufklärung* (wie Anm. 27), S. 359-362; Hahn, *Jung-Stillings Weg zur Erweckung* (wie Anm. 33), S. 174-180; Hahn, *Selig sind, die das Heimweh haben* (wie Anm. 5), S. 145-157.

⁵¹ „Der Mittelweg ist eine Falle, die der Satan dem Menschen gestellt hat“, so Jung-Stilling, *Lebensgeschichte* (wie Anm. 2), S. 624.

⁵² Jung-Stilling, *Sämmtliche Schriften* (wie Anm. 4), Bd. 6, S. 8 (Theobald oder die Schwärmer).

⁵³ Jung-Stilling, *Lebensgeschichte* (wie Anm. 2), S. 480f.

⁵⁴ Völkel, *Jung-Stilling* (wie Anm. 5), S. 199-210, S. 276-285, S. 432.

2. Jung-Stillings Vorsehungsglaube – Ursprung, Wandlungen, Funktionen

Obwohl es gute Gründe gibt, die Kontraste in Jung-Stillings innerer Biographie nicht allzu scharf zu zeichnen oder gar tiefreichende Brüche und Lebenswenden zu postulieren, steht doch außer Zweifel, dass seine religiösen Anschauungen Entwicklungen und Veränderungen erfahren haben. In der mittleren Lebensphase hat er seine Glaubensüberzeugungen anders konturiert und akzentuiert als in der frühen, und in der späten anders als in der mittleren Phase. Andererseits haben sich bestimmte Grundüberzeugungen bei ihm auch durch die Jahrzehnte hindurch praktisch unverändert durchgehalten und in den unterschiedlichen theologischen Settings ihren Rang behaupten können. Ein solches Element der Kontinuität inmitten des Wandels ist das zentrale Interpretament der religiösen Selbstdeutung von Jung-Stillings Biographie: das Konzept der göttlichen Vorsehung.⁵⁵ Von seiner ersten autobiographischen Besinnung bis zu seinen letzten Äußerungen ist es der eine zentrale Gedanke der Vorsehung und Führung durch Gott, unter den er die Reflexionen über seinen Lebensgang stellt. „Jehovah jireh“ – „Dominus providebit“ – „der Herr wird's versehen“: Dieses Bibelwort aus 1. Mose 22,8 war und blieb Jung-Stillings Wahl-spruch und Lebensmotto,⁵⁶ ja mehr noch: sein „Symbolum“,⁵⁷ sein Glaubensbekenntnis.

Der Vorsehungsglaube an sich ist beinahe universal verbreitet. Die meisten Religionen und verschiedene philosophische Systeme teilen ihn. Der Glaube an eine göttliche Vorsehung gibt Halt und Orientierung angesichts eines scheinbar sinnlosen und rein zufälligen Welt- und Lebensgeschehens, er dient der Kontingenzbewältigung. Gegenüber einer Weltanschauung, die in allem, was uns begegnet, allein das Walten blinden Zufalls erblickt, hält der Vorsehungsglaube daran fest, dass es dahinter einen tieferen Sinn und einen höheren Plan gibt. Alle christlichen Konfessionen sind sich im Glauben an die göttliche Lenkung des Weltgeschehens einig. Eine besondere Bedeutung erlangte der Vorsehungsglaube indessen im reformierten Protestantismus, zweifellos im Zusammenhang mit dem dort stark betonten Gedanken der Souveränität und Freiheit Gottes. Bereits

⁵⁵ Gustav Adolf Benrath, Einleitung, in: Jung-Stilling, Lebensgeschichte (wie Anm. 2), S. XI f.; Völkel, Jung-Stilling (wie Anm. 5), S. 39-43.

⁵⁶ Zum Beispiel Jung-Stilling, Lebensgeschichte (wie Anm. 2), S. 240, S. 255. – Vgl. Eduard Manger, [Art.] Jung-Stilling, in: ADB 14 (1881), S. 697-704; Benrath, Jung-Stillings Frömmigkeit (wie Anm. 22), S. 264.

⁵⁷ Jung-Stilling, Lebensgeschichte (wie Anm. 2), S. 240.

Zwingli⁵⁸ und Calvin⁵⁹ haben das Lehrstück von der göttlichen Vorsehung, seiner Providenz (lat. *providentia*), entwickelt, und die spätere Lehrbildung der reformierten Orthodoxie hat es breit entfaltet.⁶⁰ Systematisch-theologisch ist der Gedanke der Providenz aus der Schöpfungslehre hervorgegangen. Gottes Providenz umfasst nach der klassischen Lehrentwicklung drei Elemente: Erstens äußert sie sich in der Erhaltung (*conservatio*) der Schöpfung. Gott hat die Welt geschaffen, aber sie müsste wieder zerfallen, wenn er nicht beständig weiter ihre Erhaltung bewirkte. Das erhaltende Wirken der göttlichen Vorsehung ist insofern eine Fortsetzung seines Schöpfungshandelns, ist *creatio continuata*. Der Vorsehungsgedanke verbindet so das Schöpfungshandeln mit dem weiteren Geschichtshandeln Gottes. Das wird bei den beiden weiteren Elementen der Providenz noch deutlicher. Denn diese äußert sich zweitens in der ursächlichen Mitwirkung (*concursus*) Gottes bei allem, was durch die Kreaturen geschieht, und schließt drittens auch die Lenkung (*gubernatio*) der so bewirkten Handlungen und ihrer Folgen ein. Die Vorsehung Gottes waltet allumfassend, auf allen Ebenen. Sie wirkt in der Welt als ganzer im Sinne einer *providentia generalis*, unter den Menschen als besonders *providentia specialis* und ganz besonders an den Gläubigen als *providentia specialissima*.⁶¹ Für jeden einzelnen der von ihm erwählten Menschen hat Gott seinen Plan, und über jedem Einzelnen wacht seine göttliche Güte und Führung.

Wir können hier davon absehen, alle Distinktionen und Begriffe der orthodoxen Lehrbildung im Einzelnen darzustellen. Erwähnt werden muss jedoch, dass die Providenzlehre mit zwei theologischen Problemen belastet ist, die von den Dogmatikern nicht befriedigend gelöst werden konnten. Beide ergeben sich aus der leitenden Grundannahme der Alleinwirksamkeit und Allkausalität Gottes. Diese lässt, konsequent durchdacht, keinen Raum für andere Wirkursachen, weder für den freien Willen des Menschen noch für ein Einwirken des Teufels oder anderer böser Mächte. Man müsste dann folgerichtig annehmen, dass alles Geschehen alternativlos vorherbestimmt und von Gott in allen Einzelheiten determiniert und gesteuert sei.

⁵⁸ Otto Ritschl, *Dogmengeschichte des Protestantismus*. Bd. 3: *Die reformierte Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts in ihrer Entstehung und Entwicklung*, Göttingen 1926, S. 59-67.

⁵⁹ Reinhold Bernhardt, *Was heißt „Handeln Gottes“? Eine Rekonstruktion der Lehre von der Vorsehung* (Studien zur systematischen Theologie und Ethik 55), 2. Aufl., Münster 2008, S. 72-136.

⁶⁰ Vgl. Jan Rohls, *Theologie reformierter Bekenntnisschriften*. Von Zürich bis Barmen (UTB 1453), Göttingen 1987, S. 67-75; Heinrich Heppe/Ernst Bizer, *Die Dogmatik der evangelisch-reformierten Kirche*. Neukirchen 1958, S. 199-223. – Auch die lutherische Orthodoxie hat schließlich eine Providenzlehre entwickelt: Heinrich Schmid, *Die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche dargestellt und aus den Quellen belegt*, hg. von Horst Georg Pöhlmann, 11. Aufl., Gütersloh 1990, S. 120-134; Carl Heinz Ratschow, *Lutherische Dogmatik zwischen Reformation und Aufklärung*. Teil II, Gütersloh 1966, S. 208-247.

⁶¹ Bernhardt, *Handeln Gottes* (wie Anm. 59), S. 80f.

Dann wäre zum einen der freie Wille eine Illusion und der Mensch bloßer Spielball eines fremdgelenkten Dramas, zum anderen müsste man Gott auch die Urheberschaft für das Böse zuschreiben. Natürlich haben die orthodoxen Dogmatiker versucht, diese beiden Konsequenzen zu vermeiden. Um die menschliche Freiheit zu wahren, unterschieden sie zwischen Gott als Erstursache (*causa prima*) und dem menschlichen Willen als Zweit- oder Mittelursache (*causa secunda*) und differenzierten zwischen absoluter und bedingter Notwendigkeit. Das Problem des Bösen versuchte man zu lösen, indem man nicht von einer göttlichen Verursachung, sondern nur von einer göttlichen Zulassung des Bösen sprach, das letztlich auch den von Gott gesetzten Zwecken dienen müsse. Denkerisch völlig befriedigend sind alle diese Lösungen indessen nicht.

Jung-Stilling verdankt seinen Vorsehungsglauben ursprünglich zweifellos der Frömmigkeitstradition seiner reformierten Heimatkirche. Als Kind hat er den Heidelberger Katechismus auswendig gelernt, einschließlich der 27. und 28. Frage über die Vorsehung Gottes.⁶² Diese wird hier definiert als „die allmächtige und gegenwärtige Kraft Gottes, durch welche er Himmel und Erde samt allen Kreaturen gleich als mit seiner Hand noch erhält und also regiert, daß Laub und Gras, Regen und Dürre, fruchtbare und unfruchtbare Jahre, Essen und Trinken, Gesundheit und Krankheit, Reichtum und Armut und alles nicht von ungefähr, sondern von seiner väterlichen Hand uns zukomme.“ Die 28. Frage nennt als Nutzen des Vorsehungsglaubens, „daß wir in aller Widerwärtigkeit geduldig, in Glückseligkeit dankbar und aufs Zukünftige guter Zuversicht zu unserm getreuen Gott und Vater sein sollen, daß uns keine Kreatur von seiner Liebe scheiden wird, dieweil alle Kreaturen also in seiner Hand sind, daß sie sich ohne seinen Willen auch nicht regen noch bewegen können“. Wir finden hier sowohl das fundamentale Trost- und Orientierungsmotiv als auch die drei Elemente der *conservatio*, des *concursus* und der *gubernatio*. Andererseits zeigt der begründende Nachsatz, demzufolge sich die Kreaturen ohne Gottes Willen „weder regen noch bewegen können“, dass das Problem der menschlichen Handlungsfreiheit nicht wirklich gelöst ist.

Jung-Stilling bewegt sich mit seinem Vorsehungsglauben grundsätzlich innerhalb der von der reformierten Lehrentwicklung vorgegebenen Kategorien. In dem programmatischen „Rückblick auf Stillings bisherige Lebensgeschichte“ im fünften Teil der Autobiographie von 1804 formuliert er die Idee der göttlichen Vorsehung in Abgrenzung vom Glauben an ein

⁶² Die folgenden Zitate nach: Otto Weber (Hg.), *Der Heidelberger Katechismus*, 3. Aufl., Gütersloh 1986, S. 25. – Vgl. Ulrich Weiß, Jung-Stilling und der Heidelberger Katechismus, in: Siegerner Beiträge. Jahrbuch für regionale Geschichte 4 (1999), S. 23-40; überarbeitete Fassung online unter dem Titel: Zwischen Kartenspiel und Katechismusschelte, Jung-Stilling und der Heidelberger Katechismus, <http://www.reformiert-info.de/daten/File/Upload/doc-6729-1.pdf> (05.09.2015).

blindes Zufallsgeschick einerseits und von einem Determinismus andererseits. Weder dürfe man davon ausgehen, dass etwas „von ohngefähr“ geschehe – es ist dies genau die Formulierung des Heidelberger Katechismus! –, noch dürfe man meinen, dass der Mensch keine Freiheit besitze und lediglich „maschinenmäßig“ nach vorgegebenen Gesetzen handeln könne.⁶³ Trotz der wiederholten Betonung der menschlichen Willensfreiheit ist für Jung-Stilling die Überzeugung leitend, dass Gott im Sinne der providentia specialissima einen vorgefassten Plan für sein Leben gehabt und ihn nach diesem durch die einzelnen Stationen seiner Biographie geführt habe: „Zeigt meine ganze Lebensgeschichte nicht unwidersprechlich, daß mich nicht menschlicher Verstand und Weisheit, sondern der – der der Menschen Herz, Handlungen und Schicksale – doch ohne Zwang ihres freyen Willens – zu lenken versteht, von Anfang bis zu Ende wahrhaft nach einem vorbedachten Plan geleitet, gebildet, und erzogen habe?“⁶⁴ Sogar Feinheiten der theologischen Entwicklung des Vorsehungsgedankens finden sich bei Jung-Stilling wieder, so etwa, wenn er von der Möglichkeit spricht, dass gute, begabte und strebsame Menschen ihre selbstgesteckten Ziele nicht erreichen, wenn diese nicht in den „Plan der großen Welt-Regierung“ passen – die Dogmatiker sprachen hier von *impeditio* (Verhinderung) –, oder dass böse Menschen ihre verwerflichen Ziele verwirklichen können, „weil ihre Wirksamkeit mit ihren Folgen zu guten Zwecken gebraucht werden kann“ – in dogmatischer Terminologie: *directio* (Lenkung).⁶⁵

Wir verstehen angesichts des Gesagten jetzt auch, warum es ausgerechnet der Determinismus war, den Jung-Stilling für eine zwanzigjährige Anfechtungszeit verantwortlich machte. Denn der Determinismus ist, wie wir sahen, die große offene Flanke des Vorsehungsglaubens; auf ihn muss eine Antwort finden, wer sich zur göttlichen Providenz bekennt. Beide oben diskutierten Folgerungen – dass es keine menschliche Handlungsfreiheit gebe⁶⁶ und dass Gott der Urheber des Bösen sei –⁶⁷ hat Jung-Stilling ausdrücklich zurückgewiesen. Freilich war der Determinismus, mit dem er es praktisch zu tun hatte, nicht bloß jener, der sich aus der Überbetonung der göttlichen Alleinwirksamkeit ergibt und insofern von Anfang an zur Mitgift jeder Vorsehungslehre gehört. Vielmehr sah sich Jung-Stilling mit einer Spielart von Determinismus konfrontiert, die aus dem Gottesbild und dem Natur- und Schöpfungsverständnis der Aufklärung folgte, das er selbst wie

⁶³ Jung-Stilling, *Lebensgeschichte* (wie Anm. 2), S. 600f.

⁶⁴ A.a.O., S. 617.

⁶⁵ A.a.O., S. 601f. – *Impeditio* und *directio* sind zwei von drei bzw. vier Weisen der göttlichen Weltregierung (*gubernatio*); vgl. Michael Plathow, [Art.] Vorsehung V. Theologiegeschichtlich und dogmatisch, in: RGG⁴ 8 (2005), Sp. 1216f., hier: Sp. 1216; Schmid, *Dogmatik* (wie Anm. 60), S. 122f.

⁶⁶ Jung-Stilling, *Lebensgeschichte* (wie Anm. 2), S. 600f.

⁶⁷ A.a.O., S. 624.

folgt zusammenfasste: „[D]ie ganze Schöpfung ist ein zusammenhängendes Ganze [!], welchem der Schöpfer seine geistigen und physischen Kräfte angeschaffen, und ihnen ihre ewige und unveränderliche Gesetze gegeben hat, nach welchen sie unaufhaltbar wirken; so daß also nun keine göttliche Einwirkung mehr nöthig ist; folglich geht Alles in der ganzen Schöpfung einen unabänderlichen nothwendigen Gang, der das allgemein Beste aller Wesen zum Zweck hat. Die Menschenklasse ist ein Theil dieses Ganzen, und die ewigen Gesetze der Natur wirken, so daß der freye Wille jedes Menschen, bey jeder Handlung so gelenkt wird, daß er das thut, was er thut.“⁶⁸ Dieser Glaube an einen „Uhrmachergott“, der die Welt geschaffen hat, fortan aber nicht mehr in sie eingreift, sondern sie wie eine große Maschine nach den Gesetzen der Mechanik selbsttätig weiterlaufen lässt, war zuerst vom englischen Deismus propagiert worden. Nicht die Betonung der Alleinwirksamkeit Gottes führte hier zum Determinismus, sondern der Glaube an die strikt mathematisch-mechanisch verstandenen Naturgesetze.

Welche Funktionen erfüllte der Vorsehungsglaube nun konkret und im Einzelnen in der religiösen Selbst- und Lebensdeutung Jung-Stillings? Insgesamt lassen sich vier verschiedene Funktionen unterscheiden.

(1) Die erste und biographisch früheste bestand darin, dass der junge Johann Heinrich Jung aus seinem Vertrauen auf die göttliche Providenz die scheinbar kontrafaktische Hoffnung auf eine seinen Anlagen gemäße Lebensstellung ableitete.

Sein früher Wunsch, Pfarrer zu werden⁶⁹, war angesichts der beschränkten Geldmittel der Familie nicht realisierbar. So setzte der begabte Schüler seine Hoffnungen auf eine Tätigkeit als Dorfschullehrer, wie sie sein Vater und sein Konfirmator für ihn vorgesehen hatten. Hier glaubte er, seinen Wissensdrang und seine Bücherliebe befriedigen zu können. Gegenüber dem Schneiderhandwerk, in dem ihn sein Vater als Zweiterwerb ausbildete, empfand er dagegen von Anfang an Widerwillen und war überzeugt, „er sey nicht zum Schneiderhandwerk geboren“.⁷⁰ Vollends unerträglich war ihm die körperlich anstrengende Mitarbeit in der Landwirtschaft, zu der ihn seine Stiefmutter zwang.⁷¹ Dass der Lehrerberuf seiner Bestimmung entsprach und dass Gott ihm diese Laufbahn ermöglichen würde, galt ihm als ausgemacht. Als der Schöpfer habe Gott ihm das Streben nach einem „Leben unter Büchern“ eingepflanzt, und als der Erhalter und Regierer der Welt werde Gott die Erfüllung dieses Strebens garantieren: „Gott hat mir diesen Trieb nicht umsonst eingeschaffen, ich will ruhig seyn, Er

⁶⁸ A.a.O., S. 623.

⁶⁹ A.a.O., S. 605. Vgl. a.a.O., S. 86f.

⁷⁰ A.a.O., S. 103.

⁷¹ A.a.O., S. 607.

wird mich leiten, und ich will ihm folgen.“⁷² Ja, in dieser Perspektive schien Jung-Stilling letztlich nicht einmal das Pfarramt unerreichbar. Seinem Gemeindepfarrer Johann Seelbach, dem „Stollbein“ der Autobiographie, der in Jung-Stilling schon den künftigen Schulmeister sah, soll der Konfirmand entgegengehalten haben: „... aber wenn unser Herr Gott nun haben wollte, daß ich Pastor, oder ein anderer gelehrter Mann werden sollte, muß ich dann sagen: Nein, lieber Gott! ich will Schulmeister bleiben ...?“⁷³

Wirklich wurde Jung-Stilling direkt nach seiner Konfirmation, noch nicht fünfzehnjährig, im Nachbardorf Lützel als Schulmeister angestellt. Doch schon im Herbst desselben Jahres wurde er von Pfarrer Seelbach wieder entlassen.⁷⁴ Insgesamt siebenmal versuchte er, in den sieben Jahren von 1755 bis 1762 an verschiedenen Orten des Siegerlandes als Dorfschullehrer oder Hauslehrer Fuß zu fassen. Doch immer wieder verlor er seine Anstellung nach kurzer Zeit, mehrfach auch aus eigener Schuld, da es ihm vor allem um die Zeit zur eigenen Lektüre und nicht um das Fortkommen seiner Schüler zu tun war; „seine Neigung zum Schulhalten war unaussprechlich; aber nur bloß aus dem Grund, um des Handwerks los zu werden, und sich mit Büchern beschäftigen zu können ...“.⁷⁵

Das Scheitern konnte einen Schluss nahelegen, den Jung-Stilling in seiner Autobiographie seinem Vater in den Mund legt: „Gott hat dich gewiß zum Schulhalten nicht bestimmt ...“.⁷⁶ Mit dieser Feststellung kommt ein weiteres theologisches Motiv aus der reformierten Tradition ins Spiel: der sogenannte *sylogismus practicus*, die praktische Schlussfolgerung vom Erfolg im weltlichen Beruf auf göttlichen Segen und Wohlgefallen. Jung-Stilling selbst wollte diese Schlussfolgerung nicht zugeben, sondern hielt an seinem jugendlichen Vorsehungsglauben fest, der unbekümmert die eigene Neigung, den eigenen Wunsch mit dem Ziel der göttlichen Bestimmung gleichsetzte: „Es wäre doch entsetzlich, wenn mir Gott Triebe und Neigungen in die Seele gelegt hätte, und seine Vorsehung weigerte mir, so lang ich lebe, die Befriedigung derselben.“⁷⁷ Dieses große Wort des jungen Mannes ist wohl nicht als Ausdruck einer Glaubenskrise, sondern als trotziges Beharren auf den eigenen Lebensplänen und der eigenen Lebenshoffnung gegenüber dem Vater zu verstehen.⁷⁸

Jung-Stilling hat diese ursprüngliche Gestalt seines Vorsehungsglaubens schließlich modifizieren müssen. Zu stark war die Diskrepanz zwischen seiner Führungsgewissheit und der unbefriedigenden äußeren Lebenssituation. Die Auflösung dieser Diskrepanz wurde erreicht, als Jung-

⁷² A.a.O., S. 86.

⁷³ A.a.O., S. 87.

⁷⁴ A.a.O., S. 102.

⁷⁵ A.a.O., S. 88.

⁷⁶ A.a.O., S. 182; vgl. S. 161.

⁷⁷ A.a.O., S. 138.

⁷⁸ Gegen Benrath, Jung-Stillings Frömmigkeit (wie Anm. 22), S. 263.

Stilling zur Einsicht in die Unhaltbarkeit des Fehlschlusses von seinen natürlichen Anlagen auf seine Lebensbestimmung kam. Dazu half dem Zwanzigjährigen 1760 ein Gespräch mit dem Richter Goebel in Hadamar. Dieser machte ihm klar, dass sein „Trieb“ zur Wissenschaft und zur „Kopfarbeit“ nicht lauterer Liebe zu Gott und den Menschen, sondern eitlem Stolz und Ehrsucht entsprungen war, und dieser ermahnte ihn auch, dem von Gott auferlegten Leiden nicht zu widerstreben: „Gott wird durch eine lange und schwere Führung alle eure eitle[n] Wünsche suchen abzufegen; gelingt ihm dies, so werdet ihr endlich nach vielen schweren Proben, ein glücklicher großer Mann, und ein vortreffliches Werkzeug Gottes werden!“⁷⁹ Das Ziel der göttlichen Vorsehung war also nicht nur nicht mit dem Ziel des natürlichen Eigenwillens identisch, es konnte überhaupt nur durch die Brechung dieses Eigenwillens und durch eine mit Leid und Anfechtungen arbeitende göttliche Pädagogik erreicht werden. Insofern konnten gerade auch Leid und Widrigkeit Zeichen göttlicher Vorsehung und Führung sein. Richter Goebel hat dies Jung-Stilling auf den Kopf zugesagt: „[F]reut euch nur[,] wenn Trübsalen kommen, und glaubt alsdenn, daß ihr auf Gottes Universität seyd, der etwas aus euch machen will“.⁸⁰

(2) In dieser Gestalt konnte der Vorsehungsglaube bei Jung-Stilling seine zweite Funktion erfüllen, nämlich Erfahrungen des Scheiterns und der Enttäuschung zu bewältigen. Die unmittelbare Folge der neuen Einsicht war, dass Jung-Stilling den Entschluss fasste, sich mit dem ihm anscheinend doch auferlegten ungeliebten Schneiderhandwerk zu arrangieren.⁸¹ Zwei Jahre darauf, nachdem er nach dem biblischen Vorbild Abrahams⁸² seine Heimat verlassen hatte und in das Bergische Land gezogen war, bekräftigte er diese immer wieder schwankende Entscheidung durch einen förmlichen „Bundesschluss“ – auch dies ein klassisches reformiertes Theologumenon –⁸³ mit Gott. Auf einem Sonntagnachmittagsspaziergang in Solingen (es war im Juli 1762) fühlte er sich von der Kraft Gottes durchdrungen und übergab sein Leben – nicht Gott, nicht Christus, sondern – der göttlichen Führung und gelobte, notfalls lebenslang als Handwerker zu arbeiten, wenn dies Gottes Wille für ihn sein sollte.⁸⁴ Im Jahr darauf erneuerte er diesen Bund.⁸⁵ Kurz darauf wurde seine Ergebung in Gottes Willen belohnt: Jung-Stilling fand eine erste dauerhafte, anspruchsvolle Berufstätigkeit als

⁷⁹ Jung-Stilling, Lebensgeschichte (wie Anm. 2), S. 155. Vgl. Vinke, Jung-Stilling und die Aufklärung (wie Anm. 27), S. 62–65.

⁸⁰ Jung-Stilling, Lebensgeschichte (wie Anm. 2), S. 161.

⁸¹ A.a.O., S. 161f.

⁸² A.a.O., S. 181f.

⁸³ David Fergusson, [Art.] Bund V.1 Christentum. Dogmatisch, in: RGG⁴ 1 (1998), Sp. 1869–1871.

⁸⁴ Jung-Stilling, Lebensgeschichte (wie Anm. 2), S. 198.

⁸⁵ A.a.O., S. 214.

Hauslehrer, kaufmännischer Angestellter und Verwalter mehrerer Hammerwerke bei dem Fabrikanten Johann Peter Flender in Kräwinklerbrücke bei Lennep – eine Tätigkeit, durch die er sich betriebswirtschaftliche Kenntnisse aneignen konnte, die ihm später den Weg in die Professorenlaufbahn eröffneten.

Jung-Stilling achtete fortan strikt darauf, in seiner Lebensplanung nicht eigenen Wünschen, sondern nur unbezweifelbaren göttlichen Führungshinweisen zu folgen. Schließlich unterschied er konsequent zwischen seinem eigenen, natürlichen „Trieb“ zum „höchstleichtsinnigen Genuß physischer und geistiger sinnlicher Vergnügungen“ und dem ihm mittels seiner Kindheitserziehung von Gott eingepflanzten religiösen „Grundtrieb“, ganz „für Jesum Christum, seine Religion und sein Reich“⁸⁶ – so die Formulierung von 1804; 1762 hatte es noch geheißt: „für die Ehre Gottes und das Wohl seiner Mitmenschen“⁸⁷ – zu leben und zu wirken.⁸⁸ Besonders wichtig war ihm im Rückblick, nichts in seinem Leben aus eigenem Willen und mit eigenen Kräften erreicht zu haben.⁸⁹ Auf diese Gewissheit gründete er sein Erwählungsbewusstsein als Diener und Werkzeug Gottes. Man könnte fragen, ob er mit diesem quietistischen Verzicht auf selbstbestimmtes Handeln nicht seinerseits in die Determinismusfalle getappt ist.⁹⁰ Gleichviel: Der Gedanke der göttlichen Pädagogik gestattete es Jung-Stilling, sich die tröstliche Funktion des Vorsehungsglaubens voll zu erschließen. Erfahrungen von Leid und Misserfolg standen nun nicht mehr in Widerspruch zum Gedanken der Providenz. Sie waren im Gegenteil selbst Ausdruck einer besonderen Führung, mit der Gott ihn für seine endgültige Bestimmung zurüsten wollte. Der hohe Preis, den Jung-Stilling für diese Gewissheit zahlte, war die stets latente, immer wieder mächtig hervorbrechende Skrupulosität, mit der er immer von neuem, aktuell wie retrospektiv, die Reinheit seiner Motive prüfte. War er wirklich allein der göttlichen Führung gefolgt, oder hatten sich womöglich unbemerkt Strebungen seines eigenmächtigen Naturtriebs mit eingemengt? Die Selbstreflexion nahm schließlich obsessive Züge an. Das geheime Tagebuch von 1799 enthält die Protokolle einer tagtäglich im Stundentakt unternommenen geistlich-religiösen Selbstprüfung und die in Geheimzeichen codierten Beschreibungen des jeweiligen Seelenzustands.⁹¹

⁸⁶ A.a.O., S. 602.

⁸⁷ A.a.O., S. 198.

⁸⁸ A.a.O., S. 602-605.

⁸⁹ A.a.O., S. 617.

⁹⁰ Jung-Stilling selbst hat sich freilich gegen den Vorwurf des Quietismus verwahrt, s. Jung-Stilling, *Sämtliche Schriften* (wie Anm. 4), Bd. 7, S. 368 (= *Der Graue Mann*, 26. Stück). Vgl. Völkel, Jung-Stilling (wie Anm. 5), S. 42.

⁹¹ Benrath, Jung-Stillings Frömmigkeit (wie Anm. 22), S. 274.

Es erscheint bezeichnend, dass Jung-Stilling erst im dritten großen Anlauf das ihm seiner eigenen endgültigen Überzeugung nach bestimmte Lebensziel erreichte. Zum ersten Mal glaubte er seine Bestimmung erfüllt, als er als Arzt in Elberfeld praktizierte. Ohne sein Zutun hatte ihn sein Dienstherr Peter Flender zum Medizinstudium aufgefordert, das er in nur anderthalb Jahren mit der Promotion zum Doktor der Medizin abschließen konnte. Jung-Stilling hatte die kränkliche Kaufmannstochter Christine Heider geheiratet – auch in dieser Verbindung hatten beide Brautleute und der Schwiegervater einen göttlichen Führungshinweis gesehen⁹² und in Elberfeld eine Praxis eröffnet. Dort führte er auch seine erste Augenoperation aus: Im Frühjahr 1773 ließ er sich von einer Patientin überreden, ihr den Star zu stechen – also die durch den Grauen Star getrübe Augenlinse durch einen Schnitt in der Hornhaut operativ zu entfernen.⁹³ Jung-Stilling hatte diese neue Operationsmethode⁹⁴ im Studium erlernt, vor der Anwendung aber zurückgeschreckt. In den folgenden Jahren hat er (auch noch als Professor der Wirtschaftswissenschaften und als Erbauungsschriftsteller) immer wieder Starkranke mit verhältnismäßig gutem Erfolg operiert. Bis 1806 führte er nach eigenen Angaben über 2.000 Augenoperationen durch, 1791 verfasste er sogar ein Lehrbuch der operativen Augenheilkunde.⁹⁵

Zu Beginn der Elberfelder Zeit hatte Jung-Stilling (wie gesagt) gemeint, das Ziel seiner Bestimmung sei erreicht: „[E]r glaubte gewiß, jetzt würde sein Wirkungskreis groß und weit umfassend werden“.⁹⁶ Doch die äußeren Verhältnisse gestalteten sich unerfreulich, die erhoffte gesellschaftliche Wertschätzung und der berufliche Erfolg blieben aus, die junge Familie war bald hoch verschuldet. Der syllogismus practicus bewies, dass Jung-Stilling doch noch nicht an dem ihm von der Vorsehung bestimmten Ziel war. Womöglich hatte er sich getäuscht, als er den Weg in den Arztberuf als göttliche Führung empfunden hatte: „[E]r fürchtete, er habe denn doch vielleicht seinem eigenen Triebe gefolgt und werde sich nun lebenslang mit einem Beruf schleppen müssen, der ihm äußerst zuwider sei“.⁹⁷ Auch seine Eheschließung mit Christine Heider erschien ihm nun – ein Jahr nach deren Tod – als Verstoß gegen „die Vorschriften der Religion“ und „der gesun-

⁹² Jung-Stilling, Lebensgeschichte (wie Anm. 2), S. 248-255.

⁹³ A.a.O., S. 308-312. – Zum Folgenden vgl. Gerhard Berneaud-Kötz, Jung-Stilling als Augenoperateur, in: Jung-Stilling. Arzt – Kameralist – Schriftsteller (wie Anm. 6), S. 24-39.

⁹⁴ Bis dahin praktizierte man statt der „Starausziehung“ die „Starniederdrückung“, bei der die getrübe Augenlinse nicht aus dem Auge entfernt, sondern unter den Glaskörper geschoben wurde.

⁹⁵ Johann Heinrich Jung-Stilling, Methode den grauen Staar auszuziehen und zu heilen, Marburg 1791.

⁹⁶ Jung-Stilling, Lebensgeschichte (wie Anm. 2), S. 289.

⁹⁷ A.a.O., S. 337.

den Vernunft“; die Ehe galt ihm nun nur noch als eine zehnjährige Prüfungs- und Läuterungszeit, was er gleich auch brieflich seinem ehemaligen Schwiegervater mitteilte.⁹⁸

Insgesamt musste Jung-Stilling sich dreimal beruflich neu etablieren und dreimal heiraten, bis er sein eigentliches Ziel erreicht hatte. Jedes Mal glaubte er, seine Bestimmung schon erreicht zu haben, und jedes Mal zeigte ihm die Entwicklung der äußeren Verhältnisse, dass es doch noch nicht so weit sein konnte. So wie die ärztliche Tätigkeit in Elberfeld erwies sich auch die Tätigkeit als Professor für Wirtschaftswissenschaften an der Kameralhochschule in Kaiserslautern und später an der Universität Heidelberg noch nicht als Endziel, ebensowenig die sechzehnjährige Lehrtätigkeit als Professor für Wirtschaftswissenschaften an der Universität Marburg. Immer wieder sah sich Jung-Stilling gezwungen, Enttäuschungen zu bewältigen und seine Lebensplanung zu ändern, und immer wieder hat sein Vorsehungsglaube ihm dabei geholfen. Immer wieder sah er sich auch zur nachträglichen Prüfung seiner Motive gezwungen. Die verschiedenen Teile seiner Autobiographie geben Zeugnis davon, wie er die religiöse Deutung seines Lebensweges immer wieder entsprechend den neuen Entwicklungen revidiert hat.

Endlich, mit 63 Jahren, hatte Jung-Stilling anscheinend doch noch das Ziel seiner Bestimmung erreicht: 1803 berief ihn der Kurfürst und spätere Großherzog Karl Friedrich von Baden zunächst nach Heidelberg, dann in die Residenzstadt Karlsruhe, wo er sich hauptamtlich seiner Tätigkeit als religiöser Volksschriftsteller und Briefseelsorger widmen konnte. Nun endlich konnte er seinen „Grundtrieb“ verwirklichen – nicht den natürlichen Grundtrieb der Wissbegier, dem er als Jugendlicher gefolgt war, sondern den von Gott in ihn gelegten religiösen Grundtrieb zur Reichsgottesarbeit. Rückblickend fügte sich für ihn nun seine ganze Lebensgeschichte zu einer höheren Einheit, die unter der alleinigen Leitung der göttlichen Vorsehung auf eben dieses Ziel zugelaufen war.⁹⁹ Keine einzige seiner Lebensstationen hatte er durch eigenes Zutun erreicht, sie alle waren ihm von Gottes Führung verordnet und notwendige Etappen eines Läuterungsweges gewesen, der allein ihn schließlich zum wirklichen Endziel bringen konnte. Die ärztliche Tätigkeit und die Ehe mit Christine Heider etwa waren – ebenso wie die späteren Stationen – keine eigenmächtigen Irrwege, sondern von der göttlichen Pädagogik gewiesene nötige Umwege gewesen. Allerdings wäre Stilling nicht Stilling gewesen, wenn er nicht später doch wieder mit Zweifeln an der Reinheit seiner Motive und der göttlichen

⁹⁸ A.a.O., S. 397f. – Jung-Stilling hat die Geschichte seiner Eheschließung sogar im Theobald-Roman verarbeitet und zum Anlass einer ausführlichen Belehrung über die Gefahren der Schwärmerei gemacht, s. Jung-Stilling, *Sämtliche Schriften* (wie Anm. 4), Bd. 6, S. 56-63, S. 75f.

⁹⁹ So der Tenor des „Rückblicks auf Stillings bisherige Lebensgeschichte“ von 1804; s. Jung-Stilling, *Lebensgeschichte* (wie Anm. 2), S. 599-625.

Urheberschaft der Berufung nach Baden zu kämpfen gehabt hätte.¹⁰⁰ Die skrupulöse Selbstprüfung war bei ihm im Lauf der Jahrzehnte habituell geworden.

(3) Die dritte Funktion des Vorsehungsglaubens für Jung-Stilling war die Bestätigung seines Gottesglaubens insgesamt. Mit einer atemberaubenden Glaubenszuversicht – oder, aus anderer Perspektive, Naivität und Leichtfertigkeit – hat er sich immer wieder der praktischen Fürsorge Gottes anvertraut. Gewöhnlich handelte es sich dabei um Geldangelegenheiten; der spätere Wirtschaftsprofessor konnte nicht mit Geld umgehen und war fast sein gesamtes Leben lang hoch verschuldet. Wohl nicht zufällig stammen die meisten Beispiele, von denen er berichtet, aus der Straßburger Studienzeit. Ganz ohne eigene Geldmittel ließ Jung-Stilling sich 1770 auf das Wagnis des Medizinstudiums ein. Er setzte „sein Vertrauen vest auf Gott, und machte diesen Schluß: ‚Gott fängt nichts an, oder er führt es auch herrlich aus. Nun ist es aber ewig wahr, daß er meine gegenwärtige Lage ganz und allein, ohne mein Zuthun so geordnet hat. Folglich: ist es auch ewig wahr, daß er alles mit mir herrlich ausführen werde‘. Dieser Schluß machte ihn öfters so muthig, daß er lächelnd gegen seine Freunde zu Rasenheim [= Ronsdorf] sagte: ‚Mich soll doch verlangen, wo mein Vater im Himmel Geld für mich zusammen treiben wird!‘“¹⁰¹

Mit 40 Reichstälern begann er die Reise an seinen Studienort Straßburg, doch schon in Frankfurt (Main) hatte er fast alles durchgebracht.¹⁰² Da schenkte ihm ein befreundeter Kaufmann aus Elberfeld, den er zufällig auf dem Römerberg traf, erneut 33 Taler.¹⁰³ Ähnliche Auftritte wiederholten sich in Straßburg noch mehrfach. Immer wieder geriet Jung-Stilling in akute Geldnot, aus der er immer wieder wunderbarerweise im letzten Augenblick durch Geldgeschenke oder Darlehen gerettet wurde.¹⁰⁴ In seiner Gewissheit, die praktische Verwirklichung des von Gott bestimmten Führungsziels ohne eigene Sorge und Vorsorge der göttlichen Vorsehung überlassen zu dürfen, wurde er dadurch nur weiter bestärkt.

Zeitgenossen wie Spätere haben mit dieser Form der Zuversicht zur Vorsehung ihre Probleme gehabt. Goethe, mit dem sich Jung-Stilling in seiner Straßburger Studienzeit angefreundet hatte, machte in seiner Autobiographie „Dichtung und Wahrheit“ aus seinem Befremden kein Hehl: „Zwar überließ ich gern einem jeden, wie er sich das Rätsel seiner Tage zurechtlegen und ausbilden wollte; aber die Art, auf einem abenteuerlichen Lebensgange alles, was uns vernünftiger Weise Gutes begegnet, einer

¹⁰⁰ A.a.O., S. 632f. Er spricht (a.a.O., S. 632) in diesem Zusammenhang sogar von „schwarzer Schwermuth“.

¹⁰¹ A.a.O., S. 259.

¹⁰² A.a.O., S. 260.

¹⁰³ A.a.O., S. 261.

¹⁰⁴ A.a.O., S. 265, S. 268, S. 269f.

unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuzuschreiben, schien mir doch zu anmaßlich, und die Vorstellungsart, daß alles, was aus unserm Leichtsinne und Dünkel, übereilt oder vernachlässiget, schlimme, schwer zu ertragende Folgen hat, gleichfalls für eine göttliche Pädagogik zu halten, wollte mir auch nicht in den Sinn“.¹⁰⁵ Noch härter urteilte Albrecht Ritschl: „Allein wie in diesem Fall, so kann man auch in vielen anderen Entscheidungen Stilling's seinen Vorsehungsglauben von seinem Leichtsinne kaum unterscheiden. Im Vertrauen auf die ‚Kasse der Vorsehung‘, d.h. auf die unerwarteten, aber zu rechter Zeit eintreffenden Geschenke der Freunde, hat er sich niemals gescheut, seinen Hausstand immer wieder mit Schulden zu belasten. Stilling hat sich niemals klar gemacht, was daraus entstehen würde, wenn alle Menschen sich auf solchen Vorsehungsglauben einrichteten. An dem dann eintretenden indirecten Communismus müßte die menschliche Gesellschaft alsbald zugrunde gehen“.¹⁰⁶

Für Jung-Stilling selbst waren die unerklärlichen wundersamen Durchhilfen, die er immer wieder erfuhr, ein veritabler Gottesbeweis: „Derjenige, der augenscheinlich das Gebet der Menschen erhört, und ihre Schicksale wunderbarer Weise und sichtbarlich lenkt, muß unstreitig wahrer Gott, und seine Lehre Gottes Wort seyn“.¹⁰⁷ Auf die Argumente, die seine von der Aufklärung ergriffenen Straßburger Kommilitonen gegen das Christentum und den Glauben vorbrachten, wusste er lange – bis zu seiner Entdeckung der Transzendentalphilosophie Kants – keine befriedigende theoretische Entgegnung zu finden. Doch „diese Glaubensproben, deren er in seiner Führung so viel erfahren, machten ihn ganz unüberwindlich“.¹⁰⁸

(4) Eine vierte und letzte Funktion wuchs Jung-Stillings Vorsehungsglauben zu Beginn seines letzten Lebensabschnitts zu. Mit seiner religiösen Publizistik stellte Jung-Stilling sich damals ganz in den Dienst der Verbreitung und Förderung erwecklicher Frömmigkeit. Theologisch positionierte er sich scharf gegen die Aufklärungstheologie, er verstand sich jetzt als „Missionarius in der Aufklärung“.¹⁰⁹ Dabei war Jung-Stilling kein studierter oder ordinierter Theologe. Was ihn legitimierte, was seine Rechtgläubigkeit verbürgte, waren in seinen Augen die besonderen göttlichen Lebensführungen, die ihn in seinen jetzigen Wirkungskreis gebracht hatten. Nichts hatte er selbst zu seinem Lebensweg hinzugetan, alles hatte allein der „himmlische Führer“ bewirkt: „Folgt also nun nicht aus dem Allen, daß

¹⁰⁵ Goethe, Dichtung und Wahrheit, 16. Buch, in: Goethe, Johann Wolfgang, Werke [Hamburger Ausgabe], Bd. 10: Autobiographische Schriften, 8. Aufl., München 1982, S. 90.

¹⁰⁶ Ritschl, Geschichte des Pietismus, Bd. 1 (wie Anm. 14), S. 528. Vgl. Vinke, Jung-Stilling und die Aufklärung (wie Anm. 27), S. 13-15.

¹⁰⁷ Jung-Stilling, Lebensgeschichte (wie Anm. 2), S. 268.

¹⁰⁸ Ebd. Vgl. Vinke, Jung-Stilling und die Aufklärung (wie Anm. 27), S. 312.

¹⁰⁹ Brief vom 16.12.1798; s. Jung-Stilling, Briefe, ed. Schwinge (wie Anm. 12), S. 227f., hier: S. 227.

mein religiöses Lehrsystem ... wahr, und abermals durch meine Führung legitimirt worden sey? – ich kann Ideen, – ich kann Nebenbegriffe haben, die noch unlauter, noch nicht genug berichtet sind, aber in der Hauptsache des Christenthums irre ich so gewiß nicht, als ich gewiß bin, daß mich Gott mein ganzes Leben durch geführt, und selbst zum Zeugen der Wahrheit gebildet hat“.¹¹⁰

3. Jung-Stillings Vorsehungsglaube zwischen reformierter Orthodoxie, Pietismus und Aufklärung

Wir sahen, welche große Bedeutung der Vorsehungsglaube für Jung-Stilling hatte und welche verschiedenen Funktionen ihm zukamen. Wir sahen, wie er ihm in immer neuen Wendungen als zentrales Interpretament der religiösen Deutung seiner Lebensgeschichte diente. Was kann uns dieser Befund nun über die Positionierung Jung-Stillings gegenüber den verschiedenen religiösen Traditionen und Strömungen seiner Zeit sagen?

Der Glaube an die göttliche Providenz ist bei Jung-Stilling zunächst ganz eindeutig ein Erbstück aus der Tradition des reformierten Protestantismus. Der Glaube an die providentia Dei specialissima war, wie wir festgestellt haben, für die reformierte Frömmigkeit von besonderer Wichtigkeit. Zahlreiche reformierte Persönlichkeiten hatten sich wie Jung-Stilling den Wahlspruch „Dominus providebit“ (der Herr wird's versehen) beigelegt, so etwa Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz (regierend 1649–1680). Noch heute steht dieses Bibelwort aus 1. Mose 22,8 auf dem Rand der schweizerischen Fünf-Franken-Münzen. Insofern erweist sein Vorsehungsglaube Jung-Stilling zunächst als einen frommen reformierten Christen.

Trotz seines reformierten Ursprungs war der Vorsehungsglaube freilich kein konfessionelles Reservat des Reformiertentums. Jung-Stilling selbst war jeder konfessionellen Enge abhold, und seine Zugehörigkeit zur reformierten Kirche begründete er einmal salopp damit, dass er „doch einmal eine Uniform haben“ müsse.¹¹¹ Da traf es sich gut, dass auch die Dogmatiker der lutherischen Orthodoxie eine selbständige Lehre von der göttlichen Providenz entwickelt hatten, nachdem dieser Gedanke im früheren Luthertum lediglich innerhalb der Schöpfungslehre verhandelt worden war. Insofern war der Vorsehungsgedanke zu Stillings Zeit auch für lutherische Frömmigkeit anschlussfähig.

Doch nicht nur die Orthodoxen beider evangelischen Bekenntnisse waren auf den Gedanken der Vorsehung ansprechbar. Im gesamten Pietismus

¹¹⁰ Jung-Stilling, Lebensgeschichte (wie Anm. 2), S. 617f.

¹¹¹ Jung-Stilling, Sämmtliche Schriften (wie Anm. 4), Bd. 2, S. 8 (Scenen aus dem Geisterreiche).

spielte die Vorstellung eines individuellen göttlichen Lebensplanes und einer persönlichen „Führung“ der Frommen eine wichtige Rolle. Auch hier wurde die *providentia specialissima* herausgestellt – und das nicht in einem allgemeinen, lehrhaften Sinn wie in der Orthodoxie, sondern durchweg in der Konkrektion persönlicher Erfahrung.¹¹² Jung-Stilling teilte mit dem Pietismus einen modernen Modus der Begründung religiöser Gewissheit, der sich nicht zuerst auf formale äußere Autoritäten stützte, sondern auf die eigene Glaubenserfahrung. Kirchliche wie radikale Pietisten pflegten die literarischen Gattungen des Tagebuchs und der Autobiographie, um sich und anderen Rechenschaft über ihre göttlichen Lebensführungen zu geben.¹¹³ Mit seiner eigenen Autobiographie stellte sich Jung-Stilling – den romanhaften Stilisierungen der ersten Teile zum Trotz – letztlich ebenfalls in diese Tradition.¹¹⁴ Es wäre eine reizvolle Aufgabe, im Einzelnen nach Motivverwandtschaften zur klassischen pietistischen Autobiographie zu suchen. Erwähnt sei hier nur die auffällige Parallele zwischen den Erzählungen über die wundersamen Geldzuwendungen in höchster Not aus der Straßburger Studienzeit mit den ganz ähnlichen Erzählungen in August Hermann Franckes Bericht über die Gründungsjahre des Halleischen Waisenhauses.¹¹⁵ Sogar der Titel von Franckes Buch – „Segens-volle Fußstapfen des noch lebenden und waltenden liebreichen und getreuen Gottes“ – klingt an, wenn Jung-Stilling in diesem Zusammenhang von „deutlichen Fustapfen der göttlichen Fürsicht“ spricht.¹¹⁶

So sehr der Gedanke der göttlichen Vorsehung dem pietistischen Denken vertraut war, so sehr bot er andererseits auch Anknüpfungspunkte zum Denken der Aufklärung. Selbstverständlich war er hier anders konturiert als dort. Für die meisten Aufklärer war die Vorsehung, sofern sie nicht wie etwa Voltaire eine solche überhaupt verwarfen, mit der vernünftigen Ordnung der Welt identisch, woraus dann deistische und deterministische Denkmodelle folgten.¹¹⁷ Auch der zeitweise mit Jung-Stilling befreundete¹¹⁸ Düsseldorfer Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819)¹¹⁹ beschäftigte sich mit Fragen der Vorsehung; 1799 schrieb er eine kleine, gegen Kant gerichtete Abhandlung „Über die Unzertrennlichkeit des Begriffes der

¹¹² Bernhardt, *Handeln Gottes* (wie Anm. 59), S. 170f.

¹¹³ Gustav Adolf Benrath, [Art.] Autobiographie, christliche, in: TRE 4 (1979), S. 772-789, hier S. 781-783.

¹¹⁴ Lauterwasser, *Jung-Stilling als Erzähler* (wie Anm. 6), S. 86f., S. 92.

¹¹⁵ Das ganze zweite Kapitel mit dem Titel „Von der augenscheinlichen und wunderbaren Vorsorge Gottes“ hatte Francke verschiedenen „Exempeln der göttlichen Providenz“ – gewöhnlich der Rettung aus Geldnot – gewidmet: August Hermann Francke, *Segensvolle Fußstapfen*, hg. von Michael Welte, Gießen 1994, S. 45-71.

¹¹⁶ Jung-Stilling, *Lebensgeschichte* (wie Anm. 2), S. 655.

¹¹⁷ Michael Plathow, [Art.] Vorsehung VI. Religionsphilosophisch, in: RGG⁴ 8 (2005), Sp. 1217f., hier: Sp. 1218; Bernhardt, *Handeln Gottes* (wie Anm. 59), S. 137-170.

¹¹⁸ Völkel, *Jung-Stilling* (wie Anm. 5), S. 99-101.

¹¹⁹ Klaus Hammacher, [Art.] Jacobi, Friedrich Heinrich, in: *Neue Deutsche Biographie* 10 (1974), S. 222-224.

Freiheit und Vorsehung von dem Begriffe der Vernunft“.¹²⁰ Doch befassten sich in Deutschland auch zahlreiche Vertreter der theologischen Aufklärung intensiv mit der Vorsehungsthematik. Aus der großen Anzahl einschlägiger Publikationen sei hier nur eine gedruckte Predigt des bedeutenden Neologen und evangelischen Abtes von Riddagshausen Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709–1789) „Von dem Vertrauen zu einer göttlichen Vorsehung, als einem wahren Mittel, uns in unserm Unglück zu beruhigen“¹²¹ hervorgehoben; wir stoßen darin wieder auf das uns schon von Jung-Stilling her bekannte Motiv des Trostes angesichts von Erfahrungen des Scheiterns und des Unglücks. Gerade der Vorsehungsgedanke bot sich für den Dialog mit der Aufklärung in höchstem Maße an; man könnte ihn geradezu als „ein Scharnier zwischen reformierter Lehre und Aufklärung“¹²² ansehen. Otto W. Hahn hat in der starken Stellung des Vorsehungsgedankens in Jung-Stillings Frühschriften denn auch geradezu ein Symptom der von ihm perhorreszierten „frommen Aufklärung“ sehen wollen.¹²³

Der Vorsehungsgedanke, der für Jung-Stilling zeitlebens eine so zentrale Rolle spielte, bot also Anknüpfungsmöglichkeiten für alle damaligen religiösen Richtungen. Auf seiner Basis konnte Jung-Stilling mit Orthodox-Kirchlichen, Pietisten und Aufklärern gleichermaßen ins Gespräch kommen. Jede dieser Richtungen hat dem Vorsehungsgedanken seine eigene Wendung gegeben, doch jede konnte auch bei Jung-Stilling Anknüpfungspunkte in ihrem Sinne finden. Umgekehrt konnte Jung-Stilling mittels des Vorsehungsgedankens seine religiöse Überzeugung in der Mitte seines Lebens, als er stärker die positiven Gehalte des Aufklärungsdenkens würdigte, den Aufklärern ebenso gut plausibel machen wie in seiner späten Wirkungsphase, als er stärker vor den Gefahren der Aufklärung warnte, den erwecklich Frommen. Der altehrwürdige Providenzgedanke in seinen verschiedenen modernen Anverwandlungen und Umwandlungen gab ihm so etwas wie einen Generalschlüssel zur Deutung seiner religiösen Erfahrung innerhalb verschiedenster Diskurszusammenhänge in die Hand.

Die Art und Weise, wie Jung-Stilling den Providenzgedanken praktisch angewendet hat, konnte freilich nicht den ungeteilten Beifall seiner Zeitgenossen wie der Nachwelt finden. Vom Standpunkt einer reformiert-kirchlichen oder einer pietistischen Frömmigkeit aus konnte Jung-Stillings Vor-

¹²⁰ In: Friedrich Heinrich Jacobi, Werke. Bd. 2, Leipzig 1815, Neudruck Leipzig 2001, S. 311–323.

¹²¹ In: Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, Sammlung einiger Predigten vor den Durchlauchtigsten Herrschaften zu Braunsch. Lüneb. Wolfenbüttel gehalten, Braunschweig 1756, S. 143–180. – Vgl. Griseldis Wedel, Der Gedanke der Vorsehung bei Johann Wilhelm Jerusalem, Hamburg 2013.

¹²² Ulrich Weiß, Zwischen Kartenspiel und Katechismusschelte (wie Anm. 62).

¹²³ Hahn, Selig sind, die das Heimweh haben (wie Anm. 5), S. 79f.

sehungsverständnis plausibel und sein Vorsehungsglaube vorbildlich erscheinen. Dagegen mussten für eine aktive, auf Weltverantwortung und Weltgestaltung bedachte Frömmigkeit das den eigenen Willen verleugnende quietistische Warten auf die Winke der göttlichen Vorsehung und Jung-Stillings Selbstverständnis als „bloß leidende Materie in der bildenden Hand des Künstlers; Thon in der Hand des Töpfers“¹²⁴ anstößig wirken. Die angeführten Zitate von Goethe und Ritschl können hier stellvertretend für viele weitere stehen. Die grundsätzlichen Probleme, die sich aus der Annahme eines detaillierten göttlichen Lebensplans für das Leben des Einzelnen für die menschliche Handlungsfreiheit und Verantwortlichkeit ergeben, wurden ebenfalls bereits berührt. Aber auch unter dem Gesichtspunkt einer Theologie des Kreuzes wird man kritische Anfragen an Jung-Stilling stellen müssen: Obsiegt hier am Ende nicht doch noch der syllogismus practicus? Wird hier nicht Äußerliches, wird hier nicht irdisches Wohlergehen unangemessen hoch veranschlagt? Was ist vom Konzept einer Vorsehung zu halten, die anscheinend nur eine Richtung kennt – immer höher hinauf auf der sozialen Stufenleiter?

Bis heute hat sich der Vorsehungsgedanke im Wesentlichen behaupten können. Auch da, wo zentrale Gehalte des christlichen Glaubens der Säkularisierung zum Opfer gefallen sind, kann die Vorstellung eines sinnhaft gelenkten Weltgeschehens vielfach noch als plausibel vorausgesetzt werden. Nach Carl-Heinz Ratschow bildet der Vorsehungsglaube im „nachchristlichen“ Westeuropa sogar das bedeutendste Residuum traditioneller Glaubensbestände überhaupt.¹²⁵ Insofern sind selbst heute noch, in einer Zeit rasant fortschreitender Entchristlichung, Menschen auf den Zentralgedanken des religiösen Denkers Jung-Stilling prinzipiell ansprechbar. Gewiss, die Art und Weise, wie Jung-Stilling mit diesem Gedanken umging, wird bei vielen heute wohl nur wenig Zustimmung finden. Doch die Frage nach dem Zusammenhang von Leben und Glauben, die er damit zu beantworten suchte, ist heute wie damals hochaktuell, und die Antworten, die Jung-Stilling für sich gefunden hat, können und sollten auch uns heute zu denken geben.

¹²⁴ Jung-Stilling, Lebensgeschichte (wie Anm. 2), S. 616. Vgl. Jesaja 64,7; Jeremia 18,6.

¹²⁵ So Carl Heinz Ratschow, Das Heilshandeln und das Welthandeln Gottes. Gedanken zur Lehrgestalt des Providentia-Glaubens in der evangelischen Dogmatik, in: Carl Heinz Ratschow, Von den Wandlungen Gottes, hg. von Christel Keller-Wentorf/Martin Repp, Berlin/New York 1986, S. 182-243, hier: S. 182.

Johannes Burkardt

Der Bau des Jung-Stilling-Denkmals in Hilchenbach (1836–1872)



Abb. 1: Das 1871 eingeweihte Denkmal für Johann Heinrich Jung-Stilling
auf dem Marktplatz von Hilchenbach
Foto: Johannes Burkardt

Einleitung¹

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren Denkmäler für Personen, zumal für Personen des kirchlichen oder geistigen Lebens, in den evangelischen Teilen Westfalens unüblich. Umso bemerkenswerter sind die mehr als dreißigjährigen Aktivitäten, die seit 1836 zur Entstehung des Denkmals für Johann Heinrich Jung-Stilling in Hilchenbach führten. Auch wenn sich die zeitgenössische Mär, derzufolge Prominente wie die Gebrüder Grimm oder der bekannte Berliner Bildhauer Christian Daniel Rauch an seinem Zustandekommen beteiligt gewesen sein sollen,² nicht bestätigen lässt, ist es in mehrfacher Hinsicht lohnend, die Vorgeschichte dieses Denkmalbaus genauer zu beleuchten. Zum einen vermittelt sie einen Eindruck davon, welches Bild man von Stilling in den Jahren und Jahrzehnten unmittelbar nach seinem Tode im Siegerland hatte, zum anderen künden sie vom Einsatz und von der Zähigkeit der Menschen, die sich auf die Fahne geschrieben hatten, Jung-Stilling in seiner Heimat angemessen zu würdigen, sein Andenken wachzuhalten und darüber hinaus in Stillings Sinne wohlthätig zu werden.

Die Geschichte des Denkmals ist schon verschiedentlich Gegenstand von Veröffentlichungen gewesen, die allerdings gemeinsam haben, auf einer unterschiedlichen und durchweg eingeschränkten Quellenbasis zu fußen.³ Die gründlichste und ausgewogenste Darstellung ist Teil der 1983

¹ Verwendete Abkürzungen: AdKW: Archiv des Evangelischen Kirchenkreises Wittgenstein, Bad Berleburg. AdKK Siegen: Archiv des Evangelischen Kirchenkreises Siegen in Siegen. LAV NRW W: Landesarchiv NRW Abteilung Westfalen, Münster. WA: Fürstlich Sayn-Wittgenstein-Hohensteinisches Archiv, Bad Laasphe. – Für wertvolle Unterstützung danke ich: Herrn Dr. Erich Mertens (Lennestadt) für zahlreiche Auskünfte aus seiner reichhaltigen Materialsammlung sowie den Kollegen Christian Brachthäuser (Stadtarchiv Siegen) und Reinhard Gämlich (Hilchenbach) für vielfältige Unterstützung bei den Recherchen und die Bereitstellung von Arbeitskopien.

² So die Zeitgenossin Katharina Diez, Jung Stilling. Ein Lebensbild für die Jugend und das Volk (Erzählungen für die Jugend und das Volk 5), Stuttgart/Leipzig 1871, S. 25. Im Falle von Rauch lässt sich der Irrtum darauf zurückführen, dass die Denkmalbauer tatsächlich vorhatten, ihn mit dem Entwurf zu beauftragen, woraufhin die Presse anlässlich der Grundsteinlegung 1840 dann auch falsch von seiner Beteiligung berichtete. Vgl. Deutsche Viertel-Jahrs-Schrift, Jg. 1848, Bd. 1, S. 342.

³ Zu nennen sind vor allem: [Karl Friedrich Wilhelm] Böckler, Das Jung-Stillings-Denkmal in Hilchenbach, Siegen 1871 (vgl. dazu auch Anm. 301); [Friedrich Hermann] Große-Dresselhaus, Ein Jung-Stilling-Denkmal, das nie gebaut wurde. In: Heimatland. Beilage zur Siegener Zeitung 5 (1930), S. 134-137; R. Jung, Zur Geschichte des Jung-Stilling-Denkmal (Den „Hilchenbachern“ unter den westfälischen Lehrern zum 48. Westfälischen Lehrertage am 10. und 11. April 1928 gewidmet), in: Siegener Zeitung 1928, Nr. 84 und Nr. 85; [riedrich] Klein, Ein Denkmal für Jung-Stilling, in: Hilchenbacher Geschichten, nacherzählt von F. W. Busch, W. Helmes, F. Klein, Hilchenbach o.J. [1989], S. 9-36.

von Wolfgang und Lieselotte Dittus verfassten Chronik der Familie Reifenrath.⁴ Sie liegt nur als Manuskript vor und ist bislang nicht im Druck erschienen.

Bisher von der Forschung noch nicht zur Kenntnis genommen worden ist die Absicht der Denkmalinitiatoren, zugleich eine Stiftung zugunsten blinder Menschen zu gründen. Auch wenn die Planungen dazu nicht weit vorangetrieben wurden, so handelt es sich hier immerhin um eine im preußischen und wohl auch deutschen Kontext sehr frühe Initiative dieser Art. Staat und Kirche waren zu dieser Zeit mit der Blinden- und Armenfürsorge überfordert, so dass Anstöße von privater Seite durchaus notwendig waren.⁵

Diese und drei weitere Fragen sollen in diesem Aufsatz verfolgt werden. Vor allem gilt es, die Geschichte der Planung des Denkmal bis kurz nach dessen Einweihung 1872 aufzurollen, dann sollen die Motive für den Denkmalbau und schließlich die Frage, welche Vorstellung von Jung-Stilling die Initiatoren antrieb, kurz beleuchtet werden. Nicht weiter verfolgt werden soll hingegen die in der älteren Literatur aufgeworfene Frage nach der Ähnlichkeit des Entstehungsprozesses des Hermannsdenkmals im Teutoburger Wald, zumal Intentionen wie auch Dimensionen dieses Vorhabens gänzlich anders gelagert waren und somit kaum vergleichbar sind.⁶

1. Geschichte des Denkmalbaus

1.1 Erste Ideen und Pläne

Der konkrete Anlass für die Denkmalidee ist unbekannt. Zeitlich und räumlich fallen aber die Aktivitäten für ein weiteres Denkmal ins Auge: 1838 wurde neben der Petrikirche in Mülheim (Ruhr) ein Denkmal für Gerhard Tersteegen aufgestellt. Den Impuls dazu hatte 1835 ein Aufruf in der Elberfelder Zeitung geliefert. Es wurde ein Komitee gebildet, das eine

⁴ Wolfgang und Lieselotte Dittus, Chronik Reifenrath. Einschlägig sind an dieser Stelle: Bd. 1, „Johann Heinrich Reifenrath. Chronik eines langen Lebens 1785–1868“. LAV NRW W, Bibliothek 4 R 42. Ferner Bd. 2, „Friedrich Reifenraths Jugend in den Jahren 1844 bis 1857. Schulzeit und Studium bis zur Berufung als Pfarrer in Berleburg.“ Maschinenschriftliches Manuskript, 1983. LAV NRW W, Bibliothek 4 R 43.

⁵ Grundlegend: Alfred Lüke, Das Blindenwesen in der Provinz Westfalen, Diss., Münster 1925; Friedrich Dreves: „... leider zum größten Theile Bettler geworden ...“ Organisierte Blindenfürsorge in Preußen zwischen Aufklärung und Industrialisierung (1806–1860) (Rombach Wissenschaften Reihe Cultura 4), Freiburg (Breisgau) 1998; zu Westfalen vgl. S. 466–481 [der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf staatlichen bzw. staatlich gelenkten „Anstalten“, kirchliche und private Aktivitäten werden weitgehend ausgeklammert].

⁶ Jung, Geschichte (wie Anm. 3), Teil 1.

Sammelerlaubnis erwirkte und bis 1838 genug Geld für den Bau des Gedenksteins zusammenbrachte.⁷ Die identische Herangehensweise an das Stilling-Denkmal ein Jahr später lässt mich davon ausgehen, dass man im Siegerland Kenntnis davon hatte und sie kopierte. Zu den Ähnlichkeiten beider Initiativen gehört auch, dass man in Mülheim beabsichtigte, überschüssige Sammelgelder für die Verbreitung von Tersteegenschriften zu verwenden. Auch diese Idee wurde kurz danach im Siegerland aufgenommen.



Abb. 2: Das Denkmal für Gerhard Tersteegen
in Mülheim (Ruhr)
Stadtarchiv Mülheim (Ruhr)

⁷ Einweihungsfeier des dem seligen Gerhard Tersteegen am 6. April 1838 zu Mülheim an der Ruhr gesetzten Denkmals, Mülheim (Ruhr), o.J. [1838], S. III-X.

Die Vision eines „Jung-Stilling-Monuments“ ist erstmals 1836 quellenmäßig fassbar, das heißt ausgerechnet in einem der Jahre, für die Stilling den möglichen Anbruch der Endzeit nach der Offenbarung Johannis berechnet hatte.⁸ Im Januar dieses Jahres brachte Johann Heinrich Reifenrath (1785–1868)⁹, Bürgermeister des wenige Kilometer östlich von Siegen gelegenen kleinen Ortes Hilchenbach, seine Idee für eine Stilling-Gedenkstätte in einfachen, markigen Worten zu Papier:¹⁰

„Warum hat der seelige Herr Geheime Hofrath Jung Stilling noch kein Monument?

In welcher Art würde derselbe ein solches gebilligt haben? und wohin?

Sein Forschergeist für Menschenbeglückung war schon in seiner Jugendzeit derselbe höchst rege¹¹ <wie in späteren Jahren>, und in der Umgegend seines Geburtsorts Grund dürfte wohl kein Platz passender seyn als am Kreuz bei der Kronprinzen Eiche an der Wittgensteinerstraße, am alten Rothaar- oder Lützelgebirge, in dessen Nähe Sieg, Lahn, Eder und Dille entspringen?

Dorthin müste ein einfaches *Haus* mit einem Saal und mehreren Zimmern errichtet werden. In Ersteren eine Bibliothek von seinen und seiner hochgelehrten Freunden Schriften zur gefälligen Unterhaltung seiner nahen und fernen Freunden beim Besuch.

Einem etwa vom Staar operirten würdigen Veteran in dem wahren Christenthum müste die Bewohnung, Verwaltung und Bewirthschaftung anvertraut werden.

Eine [!] Comité einer – sicher – großen Gesellschaft in nah-¹² und fernen deutschen Auslande, welche die Beiträge subscribirten, müssen den Plan und die Verfassung berathen und bestimmen.

Gott gebe seinen reichen Seegen dazu.

H[ilchenbach,] den 8/1 [18]36

R[eifenrath]“

⁸ Zum Chiasmus bei Stilling vgl. Gerhard Schwinge, Jung-Stilling als Erbauungsschriftsteller der Erweckung. Eine literatur- und frömmigkeitsgeschichtliche Untersuchung seiner periodischen Schriften 1795–1816 und ihres Umfeldes (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 32), Göttingen 1994, S. 90–92. Vgl. auch den Sachindex. Zur Popularität seiner Endzeitberechnungen – mehrerer Fehlschläge zum Trotz – vgl. Ulrich Weiß, „Die wahren Verehrer unseres Herrn bleiben ruhig auf ihrem Posten.“ Überlegungen zur Neuausgabe von Jung-Stillings „Grauem Mann“, in: Siegener Beiträge 15 (2010), S. 276–277.

⁹ Zu Reifenrath vgl. Bd. 1 der Familienchronik Reifenrath (wie Anm. 4).

¹⁰ LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹¹ Buchstabenbestand: „enge“.

¹² Buchstabenbestand: „han“!

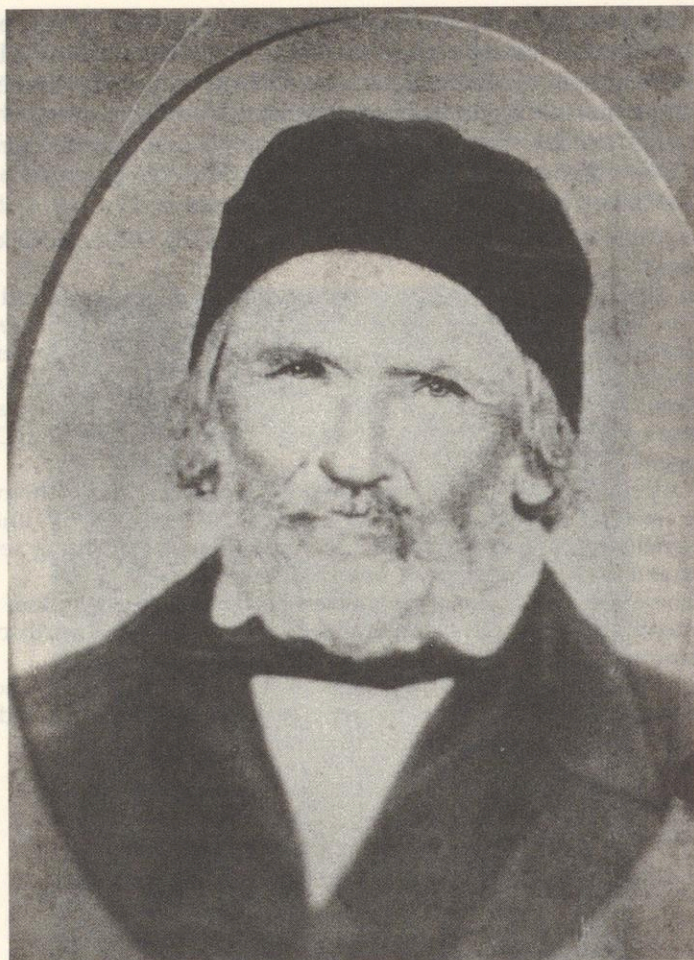


Abb. 3: Johann Heinrich Reifenrath (28.9.1785–29.11.1868),
Bürgermeister und Amtmann in Hilchenbach
Foto: LAV NRW W, Chronik Reifenrath

Einige kaum lesbare Notizzeilen von der Hand Reifenraths am Kopf des Blattes liefern weitere Informationen. Demnach hatte Ende Juni/Anfang Juli 1836 der Oberpräsident der Provinz Westfalen, Ludwig Freiherr Vincke, Hilchenbach, Keppel und Müsen einen Besuch abgestattet und mit Reifenrath über das Projekt gesprochen. Reifenrath kritzelte über diese Visite auf den oberen Seitenrand seines Entwurfs:

„No[ta] S[eine] E[xzellenz] waren auch schon am 27. Ab[ends] hier angekommen. Dienstags d[en] 28. reisten wir nach Keppel u[nd] Müsen, den 30. abends kehrten H[och]d[ieselben] zurück.“¹³

Und neben diese Daten, die auch vom Tagebuch des Oberpräsidenten bestätigt werden¹⁴:

„N[eu]s[ch]r[ift](?) von S[einer] E[xzellenz] d[em] K[öniglichen] w[irklichen] Geh[eimen] Rath u[nd] Ob[er] P[räsidenten] H[errn] F[rei]h[errn] v[on] V[incke]. Dermalgen zu Hilchenbach 1/7 [18]36 mit dem mündl[ichen] Auftrage, die Anregung in den Westf[älischen] Anzeiger u[nd] das Sieg[ener] Intell[igenz]blatt einzurücken.“¹⁵

Das Kürzel „Nsr“ mit „Neu-“ oder „Nachschrift“ aufzulösen, empfiehlt sich aufgrund der inhaltlichen Zusammenhänge. Die Notiz Reifenraths bezieht sich auf einen weit umfangreicheren Aufruf, der sich auf den folgenden Seiten der Akte befindet. Offensichtlich reduzierte Vincke am 1. Juli während seines Aufenthalts in Hilchenbach die Träume Reifenraths inhaltlich auf ein realistisches Maß und gab zu den Inhalten des neuen Textes sein Plazet. In seinem Tagebuch vermerkt Vincke zu diesem Tag lediglich, dass er eine längere Besprechung mit Reifenrath gehabt habe. Anschließend sei er weiter ins Wittgensteinische gewandert, wobei Reifenrath ihn bis zur Lützel begleitet habe. Unterwegs wurde natürlich die Kronprinzen-eiche bewundert.¹⁶ Kaum vorstellbar, dass die beiden auf dieser Wandertour nicht ausgiebig über Stilling und eine angemessene Würdigung dieses bedeutenden Mannes gesprochen haben sollten!

Das Interesse Vinckes an Jung-Stilling ist an und für sich bekannt und nichts Neues, dennoch sei der Punkt kurz gestreift. Vincke hatte in Marburg bei Jung-Stilling nicht nur studiert, sondern auch unter seinem Dach gewohnt. Die Bemerkung des Siegener Museumsleiters und Historikers Hans Kruse, Vincke sei wohl Stillings bedeutendster Schüler gewesen, ist nicht von der Hand zu weisen. Jedenfalls bewunderte er Stilling und besuchte dessen Geburtshaus bereits zu Studienzeiten.¹⁷

¹³ LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹⁴ LAV NRW W, Nachlass Ludwig Freiherr Vincke, Nr. 21, Einträge zum 27.–30. Juni 1836. – Ich danke der Bearbeiterin des einschlägigen Bandes der Tagebuchedition, Frau Dr. Heide Barmeyer-Hartlieb (Detmold), für freundliche Auskünfte.

¹⁵ LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹⁶ LAV NRW W, Nachlass Ludwig Freiherr Vincke, Nr. 21, Eintrag zum 1. Juli 1836.

¹⁷ Hans Kruse, Das Siegerland unter preußischer Herrschaft 1815–1915. Festschrift aus Anlaß der hundertjährigen Vereinigung des oranischen Fürstentums Nassau-Siegen mit Preußen, Siegen 1915, S. 45f.

Reifenrath schrieb die Neufassung des mit Vincke besprochenen Textes am 12. Juli 1836 ins Reine, anschließend übersandte er ihn dem Superintendenten des Kirchenkreises Siegen, Johann Friedrich Bender,¹⁸ zur Durchsicht.¹⁹ An die Stelle des Gedenkhauses war jetzt ein schlichtes Denkmal getreten. Nach wie vor war die Gründung eines Komitees vorgesehen, das über die nun zu gehenden Schritte entscheiden sollte. Durch die Einführung dieses basisdemokratischen Beschlussmechanismus erweist sich das Denkmalprojekt in den Vormärz-Jahren als durchaus fortschrittlich. Einen regelrechten Verein – solche gab es bereits im Siegerland – gründete Reifenrath aber nicht.²⁰ Zu einer Veröffentlichung des Textes ist es allem Anschein nach nicht gekommen.

Ein Gremium von Interessierten fand sich auf Einladung Reifenraths²¹ erstmals am 16. Oktober 1836 an der Kronprinzeneiche bei Grund zusammen.²² Anlass war das jährliche „Pflanzfest“, gewissermaßen das Geburtstagsfest des Eichbaums, der an der Wegkreuzung der aus dem Ferndorftal über Hilchenbach nach Erndtebrück führenden „Wittgensteiner Straße“ mit der aus Siegen heraufkommenden Straße am 16. Oktober 1833 von Kronprinz Friedrich Wilhelm (dem späteren König Friedrich Wilhelm IV.) höchstpersönlich eingepflanzt worden war. Dieser heute noch stehende Baum war sofort Gegenstand des preußisch-patriotischen Stolzes der Lokalbevölkerung und zugleich ein Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens geworden. Um ihn herum hatte man eine Fläche angelegt, die als Schützenplatz fungierte, ringsum lagen (heute kaum vorstellbar) Gärten der Dorfbewohner von Grund. Das Datum des Pflanzfestes war, sehen wir einmal von der Besonderheit der monarchischen Gärtner Tätigkeit ab, noch weiter mit nationaler Symbolik aufgeladen, beging man doch an diesem Tag in Preußen den Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig.

¹⁸ Zu Bender (1789–1858) vgl. Friedrich Wilhelm Bauks, *Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945* (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4), Bielefeld 1980, Nr. 375 (S. 30).

¹⁹ Aufruf und Anschreiben Reifenraths an Bender in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2. Vgl. Anhang 1.

²⁰ Vgl. Bernd D. Plaum, *Bürgerliche Öffentlichkeit im Siegerland: Presse, Vereine und Feste – eine Skizze*, in: *Siegerland Beiträge* 3 (1998), S. 23–32.

²¹ Die Einladung erschien am 7. Oktober 1836 auf S. 174f. im „Intelligenz-Blatt“: „An die Freunde Jung-Stillings.

Bei Gelegenheit des Pflanztagsfestes am 16. Oktober [currentis anni] am Kreuz bei der Kronprinzeneiche soll die Errichtung eines Denkmal für unsern verdienstvollen und verehrten Salems-Landsmann Jung-Stilling zur Sprache gebracht und die Stimmen der anwesenden Theilnehmer darüber vernommen werden: welches Denkmal nach dem Sinne und Geiste des edlen Vollendeten und welcher Platz dafür wohl am angemessensten sein dürfte?

Florenburg am 12. Sept[em]b[er] 1836.

R[eifenrath].“

²² Vgl. den Schriftwechsel dazu in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2. Vgl. auch Klein, *Denkmal* (wie Anm. 3), S. 9–36.

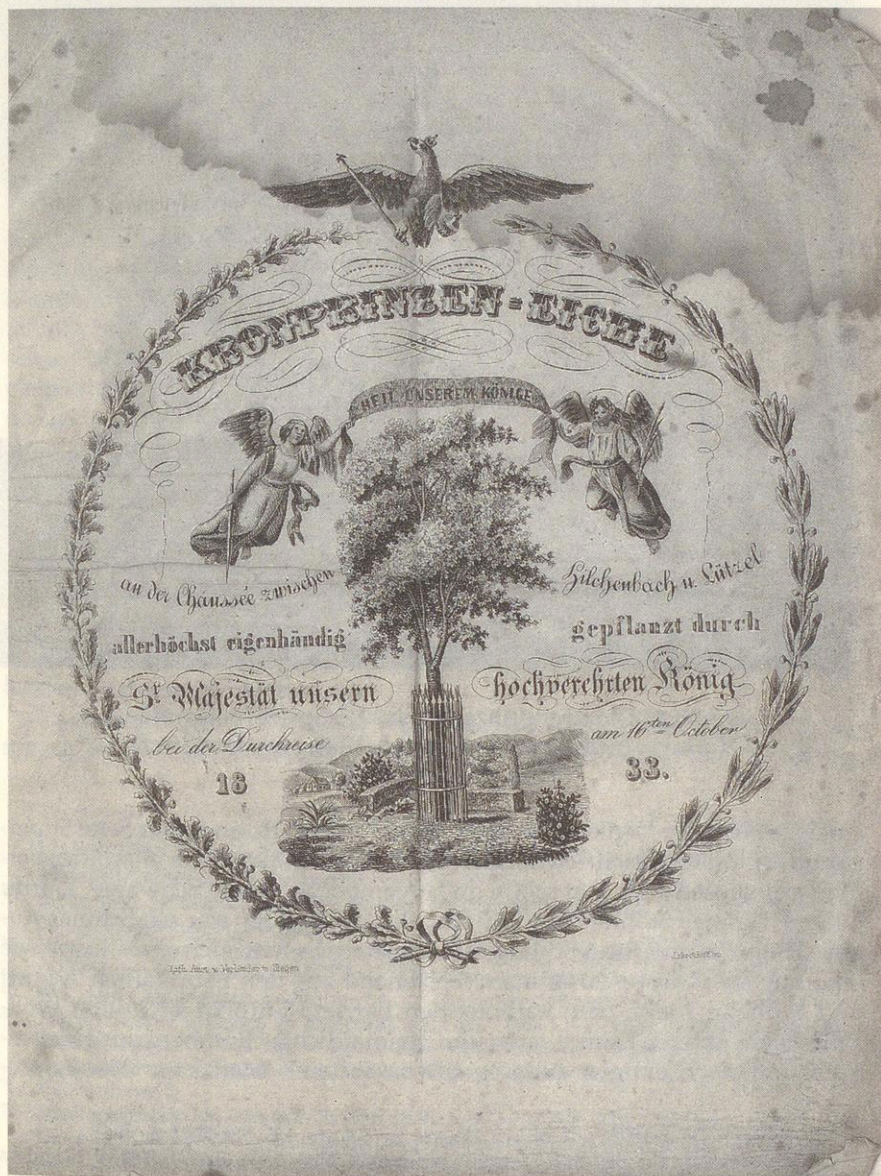


Abb. 4: Die Kronprinzeneiche um 1833 in einer zeitgenössischen Darstellung
Bild: Stadtarchiv Hilchenbach



Abb. 5: Die Kronprinzeneiche 2015, im Vordergrund
die von Hilchenbach kommende Wittgensteiner Straße
Foto: Johannes Burkardt

An der Spitze der Denkmalfreunde stand Reifenrath, an seiner Seite Superintendent Johann Friedrich Bender, der beim Auftakttreffen allerdings verhindert war und sein Amt schon im November an seinen Schwager, Pfarrer Johann Thomas Stähler²³ aus Müsen, abtrat.²⁴ Stähler war ein Schüler August Tholucks und Jung-Stilling sehr zugetan. Es fand sich eine illustre wie inhomogene Gruppe zusammen, bestehend aus den Fabrikanten August und Wilhelm Klein, dem katholischen Barriere-Empfänger Joseph Wolfzahl,²⁵ dem aktiven Demokraten und Heimatdichter Romberg aus Hilchenbach und noch einigen anderen Interessierten.²⁶ Man kam überein, zu-

²³ Zu Stähler (1800–1873) vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 18), Nr. 5991 (S. 484).

²⁴ Superintendent Bender an Reifenrath, Siegen, 19. Nov. 1836. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

²⁵ Zu Wolfzahl (Schreibweise gelegentlich auch „Wolfszahl“) vgl. Wilhelm Güthling, Siegerländer Drucker und Verleger in der Zeit vor 1900, in: Siegerland 29 (1952), S. 19.

²⁶ In einem Schreiben an Reifenrath vom 3. Oktober 1836 werden die Namen Romberg, Oechelhäuser, Daub und Daecker genannt. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath,

nächst ein Denkmal oberhalb von Stillings Geburtsort Grund bei der sogenannten Kronprinzen- oder Königseiche aufzustellen. Das Denkmal sollte – so einigten sich das Komitee und die Stadtverordneten Hilchenbachs – „gegen der Kronprinzeneiniche über, etwas zurück, in schummerliche Waldstille in Form eines Kreuzes“ aufgestellt werden und mit Sprüchen bedeckt werden, die von den Pfarrern Bender und Stähler aus den Schriften Stillings auszuwählen waren.²⁷

Doch sofort regte sich Kritik. Der beliebte und wegen seines Interesses für die Anliegen des Bergbaus bekannte Pfarrer Achenbach²⁸ verfasste einen Aufsatz gegen das Projekt. Darin ging es nicht etwa, wie man erwarten könnte, um theologische Fragen. Achenbach meinte vielmehr, wenn Reifenrath Stillings „Federkrieg [...] über die Geschichte des Nassau-Siegen-schen Stahl- und Eisengewerbes gelesen“ hätte, so hätte er sicher längst eingesehen, „daß Jung die quaestionirte²⁹ Auszeichnung besonders als Siegerländer nicht verdiene.“³⁰ Superintendent Bender konnte ihn aber von der Veröffentlichung seiner Polemik abbringen.

Erst Ende Oktober 1837 erschien im Siegener Intelligenzblatt ein von Reifenrath und Pfarrer Stähler unterzeichneter, neu formulierter Aufruf,³¹ der zugleich für einen Stahlstich von Stillings Geburtsort Grund und ein Porträt von Jung-Stilling aus dem Verlag Vorländer warb.³² Der völlig andere Stil dieses ganz vom Geist der Romantik durchdrungenen Textes, den Verleger Vorländer auch an Zeitungen in Elberfeld, Frankfurt, Hamm und Köln zur Veröffentlichung gab,³³ legt die Vermutung nahe, in Pfarrer Stähler den Verfasser zu suchen.

Es gingen deutlich weniger Spenden ein als erwartet. Bei Reifenrath waren im Februar 1838 erst 17 Reichstaler, 27 Silbergroschen und 6 Pfennige

Mappe 2. Zu Romberg vgl. Hermann Romberg: Drei Siegerländer Demokraten im 19. Jahrhundert, in: Siegerland 46 (1969), S. 39–50.

²⁷ Reifenrath an Superintendent Bender, Hilchenbach 25. Okt. 1836. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

²⁸ Klein bezeichnet ihn als Siegener Pfarrer. Gemeint ist Heinrich Adolph Achenbach (1774–1838) aus Ferndorf. Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 18), Nr. 23 (S. 2).

²⁹ Aus dem Lateinischen im Sinne von „die in Frage stehende“.

³⁰ Pfarrer Stähler (Müsen) an Reifenrath, 8. Dez. 1836. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2. Zu Stillings vergeblichen Versuchen, die Siegerländer Wirtschaft zu modernisieren, vgl. zusammenfassend Kruse, Siegerland (wie Anm. 17), S. 88.

³¹ Vgl. Anhang 2.

³² Intelligenzblatt Nr. 19 vom 11. Mai 1838, S. 97, und Nr. 23 vom 8. Juni 1838, S. 118. Der einschlägige Jahrgang der Zeitung lag mir nicht vor. Vgl. dazu (mit Wiederabdruck der beiden Stiche) Wilhelm Güthling, Das erste Jung-Stilling-Denkmal im Siegerland, in: Unser Heimatland (1953), S. 102–103. Nachdruck im Siegerländer Heimatkalender 65 (1990), S. 70–71. Die beiden Abbildungen wurden 1844 von Barriere-Empfänger Wolfzahl wieder aufgelegt. Vgl. dazu die in Anm. 25 angegebene Literatur.

³³ Briefe Vorländers an Reifenrath, Siegen 8. Mai 1837, 11. Aug. 1837 und 2. Okt. 1837. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

eingegangen.³⁴ Bis zum 15. Februar 1838 waren bei Superintendent Bender 26 Taler zusammengekommen, 25 davon (wie er stolz mitteilte) von Oberpräsident Vincke.³⁵ Ansonsten blieben die Reaktionen verzagt. Aus der Umgebung von Grund kam fast nichts. Katerstimmung machte sich breit. Reifenrath klagte in einem Brief an Vincke, die Angelegenheit habe leider in der Gegend „nicht den rechten Eingang gefunden“, gab aber seiner Hoffnung Ausdruck, Geldgeber in Holland zu finden.³⁶

Man warf die Flinte nicht ins Korn. An Engagement mangelte es nicht. Ein Stillingfreund namens Schmidt aus Hagen besuchte die Familie Reifenrath und brachte wesentliche Impulse ein. Man müsse sich wohl eingestehen, schrieb er an Reifenrath, dass der erste Versuch gescheitert sei. Er begründete das psychologisch: „Die Erfahrung lehrt, daß ein großer Theil des Publikums nur dann zur Unterstützung selbst der edelsten Zwecke gewonnen werden kann, wenn ihm zugleich gegen seinen Beitrag etwas [...] geboten wird. Dieser Weg ist allerdings auch bei dem ersten Versuche eingeschlagen, aber das Ziel wohl dadurch verfehlt, daß das, was man dem Publikum bot, keinesweges den Anforderungen und Erwartungen entsprach.“ Schmidt schlug vor, einen namhaften Theologen, bevorzugt den durch erweckliche Schriften bekannten Konsistorialassessor Jakob Hermann Daub³⁷ in Münster, dazu zu bewegen, eine eingängige Lebensgeschichte Stillings „in zeitgemäßer, kräftiger Darstellung, zugleich mit zweckmäßigen Erläuterungen und neuen Zusätzen“ zu verfassen, die im Druck erscheinen und zugunsten des Denkmals vermarktet werden könnte. Diese Idee wurde, wie noch zu zeigen sein wird, bis in die 1870er Jahre weiterverfolgt. Vermutlich setzte Schmidt bei Daub, der gebürtig aus Siegen stammte, in seinen Predigten „starke heimatliche Klänge“ fand und eine Reihe von Bergmannsliedern gedichtet hatte,³⁸ das erforderliche Interesse an Stilling voraus. Die Publikation sollte mit einem ansprechenden Porträt Stillings versehen werden und eine Liste der Spender enthalten: „Schon dieses allein würde eine nicht unbedeutende Zahl Theilnehmer erwecken und das Ganze, in den Händen vieler Tausender vielleicht befindlich, noch nach langen Jahren als ein zweites Denkmal zu betrachten sein.“ Auch sollten passende Gedichte und Lieder beigelegt werden, wozu man

³⁴ Notiz am Rand des Grundsatzpapiers von Reifenrath vom 3. Nov. 1837, in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

³⁵ Superintendent Bender an Reifenrath, Siegen 15. Feb. 1838. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

³⁶ Reifenrath an Oberpräsident Vincke (Konzept), Hilchenbach, 8. März 1839. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

³⁷ Zu Daub (1805–1847) vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 18), Nr. 1149 (S. 89), und Otto Renkhoff, Nassauische Biographie. Kurzbiographien aus 13 Jahrhunderten (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau 39), 2. Aufl., Wiesbaden 1992, Nr. 678 (S. 121).

³⁸ Kruse, Siegerland (wie Anm. 17), S. 212.

durchaus auch fremde Literaten, die zum Kreis der Stillingverehrer zu zählen seinen, anfragen solle. Konkret nannte er Ferdinand Freiligrath. Das Denkmal selbst dürfe schließlich dem für Justus Möser in Osnabrück „in keiner Hinsicht nachstehen“, einer „wohlgelungenen Statue in Lebensgröße aus Gußeisen [...], da unser Stilling in seiner Art und Weise gewiß eben <so> groß, wenn nicht größer für alle Zeiten dasteht, was selbst der Neid ihm nicht absprechen können wird!“³⁹

Freiligrath war schon als Junge in den Bann von Stillings Büchern geraten. Ein kleiner Seitenblick auf dieses Thema empfiehlt sich, zumal der Name später noch genannt werden wird. Im Oktober 1843 schrieb er in der ersten Strophe seines Gedichts „Dorfgeschichten“:

„Als Knabe schon von Berg- und Hüttenmännern
Hab' ich entzückt ein kleines Buch gelesen,
Es führte mich zu frommen Kohlenbrennern,
Und ist ein herzigs kleines Buch gewesen,
Ein rechter Spiegel alter Bauerntugend. –
Mit Namen hieß es: Heinrich Stillings Jugend.“⁴⁰

Spätestens seit 1839 war sein Faible für Stilling kein Geheimnis mehr. In diesem Jahr besuchte er das Siegerland und suchte auch die bekannten Stillingstätten auf. In einem Brief hat er die geradezu melancholischen Zustände geschildert, die ihn „am Kreuz“ oberhalb von Grund heimsuchten:

„Von Müsen nach Hilchenbach und Grund, Stillings Geburtsort. – Wir waren dort heute vor acht Tagen, den Nachmittag, bestiegen dort Stillings Jugendberg, den Geisenberg, und versenkten uns – ich wenigstens [...] in Bilder und Träume voll süßer Wehmut. Ich wüßte nicht, daß ich lange so melancholisch und in meiner Melancholie so glücklich gewesen wäre, als oben auf der Spitze des Geisenbergs, auf den Trümmern des alten Schlosses. – Weiß der Teufel, was mir war!“⁴¹

Reifenrath griff die Anregung Schmidts auf und wandte sich an Jakob Hermann Daub in Münster. Er bat ihn „dringend“, die Abfassung einer Biographie in Angriff zu nehmen, und berichtete von Holländern, die Hilchenbach besucht und versprochen hätten, in den Niederlanden Gelder zu sammeln. Er erwähnte auch Freiligraths Besuch 1839 und überließ es Daub, zu

³⁹ J. C. Schmidt aus Hagen an Reifenrath, Hilchenbach, 9. Dez. 1839. Unter dem 16. Februar 1840 fragte Schmidt nochmals nach dem Stand der Sache. Reifenrath antwortete zwei Tage später. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2. Die Einschätzung von Klein, Denkmal (wie Anm. 3), S. 13, demzufolge Schmidt „ein Schwätzer“ gewesen sei, dessen Eingaben unberücksichtigt geblieben seien, ist jedenfalls falsch. Seine Information, Schmidt sei ein „Pastor“ gewesen, ließ sich nicht verifizieren.

⁴⁰ Ferdinand Freiligraths sämtliche Werke (wie folgende Anm.), Bd. 5, S. 34.

⁴¹ Freiligrath an Lina Schwoßmann, Eilpe bei Hagen, 27. Juli 1839. Druck in: Freiligraths sämtliche Werke [...] hg. v. Ludwig Schröder, Bd. 10, Leipzig o.J. [1907], S. 68f.

überlegen, ob gegebenenfalls ein Gedicht von ihm „dem Prospekt beigegeben werden müste“. ⁴² Eine Reaktion Daubs ist nicht überliefert.

In seinem Brief an Daub schreibt Reifenrath von einer „merkwürdigen“ Begebenheit, nämlich der Initiative des katholischen Barriereempfängers Joseph Wolfzahl aus Keppel, der ein von Lehrer Banf ⁴³ aus Deuz in Anlehnung an Stilling verfasstes, in der Zeitung veröffentlichtes ⁴⁴ Gedicht „Heimweh nach dem Jenseits“ vertont und mit zwei Zeichnungen illustriert beim Lithographen Vorländer in den Druck gegeben hatte. ⁴⁵ Schriftwechsel dazu und eine Subskriptionsliste haben sich erhalten. Letztere ist bezeichnenderweise leer, denn das Unterfangen floppte. Lediglich traurige 2 Reichstaler, 18 Silbergroschen und 6 Pfennige tröpfelten aus dieser Quelle in die Kasse des Stillingkomitees. ⁴⁶

Woran lag das? Offenbar gelang es nicht, mit der Denkmalidee die ohnehin nicht gerade prall gefüllten Geldbörsen der Siegerländer Bevölkerung zu öffnen. Auch scheint es, dass der Kreis, innerhalb dessen man um Beiträge warb, zu eng gezogen war. Und von den Spenden aus Holland, die man Reifenrath versprochen hatte, lesen wir in den Akten nichts weiter. Hinzu kam, dass man die Situation in Hilchenbach falsch einschätzte. Die Stadtkirche war abgängig und musste 1839 mit Ausnahme des Turms abgebrochen werden. Verzweifelt war man auch hier bemüht, Gelder für einen Neubau zu sammeln. Das hatte sicherlich für die Hilchenbacher eine höhere Priorität als das Sammeln von Geldern für das Denkmal. Dabei benahmen sich die Hilchenbacher derart ungeschickt, dass sie die zuständigen Behörden und sogar das Königshaus zutiefst verprellten. Letzterem versuchte die Kirchengemeinde nicht bestehende Patronatsbaulasten anzuhängen, und obendrein zog man bei einem Spendenaufruf das holländische Königshaus dem preußischen mit Erfolg vor. Auch der Oberpräsident war grantig. Vincke hatte sich zunächst ebenso engagiert wie vergeblich

⁴² Reifenrath an Konsistorialassessor [Daub] in Münster, 12. Dez. 1839. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

⁴³ Zu Banf vgl. A. Büdenbender, Einiges aus dem Leben des verstorbenen Lehrers Johann Banf, in: Intelligenz-Blatt für die Kreise Siegen, Wittgenstein und Altenkirchen, Nr. 125 vom 12. Apr. 1844, S. 125-126, und vom 19. Apr. 1844, S. 133. Der Artikel lag mir nicht vor. Laut Mitteilung des Stadtarchivs Netphen vom 9. Aug. 2016 sind dort keine Unterlagen über Banf vorhanden. Ebenso ließ sich im Archiv der Kirchengemeinde Netphen nichts finden (freundliche Auskunft von Herrn Pfarrer Schulte vom 17. August 2016). Kruse, Siegerland (wie Anm. 17), S. 211, ordnet ihn in eine Reihe weiterer Lehrer ein, die sich durch „wehmütig empfundene Heimatlieder“ auszeichnen hatten.

⁴⁴ Intelligenz-Blatt für die Kreise Siegen, Wittgenstein und Altenkirchen, Nr. 24 von 1840. Angabe nach einem Schreiben von Wolfzahl vom 6. Apr. 1840. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

⁴⁵ Wolfzahl ist in der Literatur als Drucker bzw. Lithograph bisher erst seit 1844 bekannt. Vgl. Anm. 25.

⁴⁶ Bürgermeister Siebel (Freudenberg) an Reifenrath, 16. Mai 1840. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

für die Hilchenbacher eingesetzt. Schließlich hatte er eigenhändig bereits bewilligte Staatsbeihilfen wieder um die Hälfte gekürzt.⁴⁷ Die Denkmalbauer befanden sich also in einer Konkurrenzsituation zur ebenfalls sammelnden Kirchengemeinde und sahen sich mit Behörden konfrontiert, die nicht eben wohlwollend auf Hilchenbach blickten.

1.2 Grundsteinlegung bei der Kronprinzeneiche 1840

Im Sommer 1840 trat man die Flucht nach vorn an und beschloss, der Sache neuen Schwung zu verleihen, indem man erst einmal einen Grundstein legte. Am 27. Juli 1840 fand im Gasthof Wolschenburg eine Versammlung statt, auf der man den ins Auge gefassten Standort des Denkmals bei der Kronprinzeneiche bestätigte.⁴⁸ Innerhalb weniger Tage war nun ein immenses Vorbereitungspensum zu absolvieren. Die Genehmigung der Regierung und der Gemeindeversammlung von Grund wurden eingeholt, wobei die Regierung in aller Schnelle noch die Örtlichkeiten durch zwei Forstbeamte prüfen ließ.⁴⁹ Die Presse musste informiert werden⁵⁰ und schließlich das Fest selbst auf die Beine gestellt werden.

⁴⁷ Helmut Busch, *Stufen auf dem Weg zum Bau der Kirche* (Beiträge zur Geschichte Hilchenbachs 14), Hilchenbach 1997, S. 12–23 (mit Quellenangaben und Hinweisen zu weiterführender Literatur).

⁴⁸ Jung, *Geschichte* (wie Anm. 3), Teil 1.

⁴⁹ Schriftwechsel mit der Regierung Arnsberg, die Zustimmung der Gemeindeversammlung und das forstliche Gutachten in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2. Die sehr ungelenke Genehmigung der Gemeindeversammlung ist abgedruckt bei Klein, *Denkmal* (wie Anm. 3), S. 17.

⁵⁰ An die Zeitungen wurde eine von Reifenrath gezeichnete Bekanntmachung des Komitees vom 28. August 1840 gegeben. Bekannt sind mir die Abdrucke im Intelligenzblatt für die Kreise Siegen und Wittgenstein, Nr. 34, vom 4. Sep. 1840, und im Herzoglich Nassauischen allgemeinen Intelligenzblatt, Nr. 36, vom 5. Sep. 1840. Letzterer ist abgebildet bei Klein, *Denkmal* (wie Anm. 3), S. 16. Im Nachlass Reifenrath befindet sich ferner die Nr. 168 der [Hildburghäuser] Dorfzeitung vom 12. Sep. 1840 mit einer Notiz über das geplante Denkmal auf S. 672. Das Konzept der Bekanntmachung ist erhalten in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2. Nach Vermerken darauf wurde sie an folgende Zeitungen und Stellen gegeben: Allgemeines Intelligenzblatt Siegen, Westfälischer Anzeiger, Allgemeine Zeitung Köln, Allgemeine Zeitung Elberfeld, Rhein-Mosel Zeitung Koblenz, Staatszeitung Berlin, Frankfurter Zeitung [?; unleserlich], Gebrüder H. Jung in Dillenburg, A. Lublink in Amsterdam, A. W. Wendekope [?, unleserlich] in Amsterdam, Lehrer J. Becker zu Cronberg bei Frankfurt, C. J. Schmitt in Hagen, Hütteninspektor Jung in Steinbrücken, Augsburger Allgemeine Zeitung, Rheinischer Anzeiger Karlsruhe, Dorfzeitung Hildburghausen, Russische Staatszeitung St. Petersburg, Neue Schlesische Zeitung Breslau, Deutscher Postillon Mannheim, G. v. Pfuel zu Neuensberg, Preußischer Gesandter zu Washington, Evangelische Missionsgesellschaft Paris, Herzoglich Nassauische Allgemeine Zeitung in Wiesbaden, Scheibles Buchhandlung Stuttgart, Evangelische Kirchenzeitung Berlin, Westfälischer Merkur Münster, Oberpräsident von Vincke. Die Scheiblesche Buchhandlung in Stuttgart teilte am 5. September 1840 mit, man werde die Annonce auch in „Gewalds Europa“, dem Schwäbischen Merkur und der Süddeutschen Zeitung publizieren. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

Jung = Stillings Denkmal.

Am Sonntag den 13. September
c., Nachmittags 2 Uhr soll der Grundstein
zu demselben in der Nähe der Kronprinzeneiche
bei Lützel an der Wittgensteiner = Straße und
dem Geburtsorte Jung = Stillings, wo der-
selbe vor 100 Jahren geboren wurde, (gestor-
ben zu Karlsruhe am 2. April 1817 als Ge-
heimer Badischer Hofrath) feierlich gelegt,
und demnächst das Denkmal nach einer Zeich-
nung des berühmten Rauch errichtet werden.

Nahе und ferne Freunde und Verehrer des
Verewigten sind hiermit dazu freundlich ein-
geladen, und werden später mit besonderer
Subscriptions-Anzeige und Prospect um Bei-
träge ersucht. Der Ueberschuß soll für arme
Blinde verwendet werden. Das Festprogramm
erfolgt nach.

Hilchenbach, im Kreise Siegen,
den 28. August 1840.

Das Comitée
Reifenrath.

Abb. 6: Ankündigung der Grundsteinlegung
im Intelligenzblatt für Siegen und Wittgenstein
vom 4. September 1840

Als Datum wurde Stillings 100. Geburtstag, der 12. September 1840, ange-
peilt. Die Anregung, diesen Termin nicht ungenutzt vergehen zu lassen,
stammte von J. C. Schmidt aus Hagen, der auch einen neuen Sammelaufwurf
verfasst oder zumindest korrekturgelesen hatte.⁵¹

⁵¹ J. C. Schmidt an Reifenrath, Dahl bei Hagen 28. Juli 1840. Am 24. August fragte
Schmidt nach dem Sachstand, beschwerte sich über das Schweigen Reifenraths und
übersandte eine zehnteilige ausführliche Würdigung Stillings mit Werbung für ein

Aus nicht mehr nachvollziehbaren Gründen musste das Fest dann doch noch um einen Tag verschoben werden, was natürlich wiederum der Öffentlichkeit mitgeteilt werden musste.⁵² Erst am Abend des 7. September 1840 wurde das Programm der Festlichkeit zu Papier gebracht.⁵³ Zu diesem Zeitpunkt hoffte man sogar, als Architekten für das später auf den Grundstein zu setzende Denkmal keinen anderen als Karl-Friedrich Schinkel gewinnen zu können.⁵⁴ Die Organisation lag ausschließlich in den Händen des sogenannten „Komitees“, dessen Zusammensetzung sich mittlerweile wieder einmal geändert hatte. 1840 gehörten ihm folgende zehn Personen an: Bürgermeister Reifenrath, Gerichtsschöffe Vollpracht, Kaufmann Hermann Hüttenhein, Beigeordneter Justus Reifenrath, Kommunalempfänger Schmitt, Stadtverordneter Friedrich Hüttenhein, Jost Schmitt, Gastwirt Höver, Lehrer Weisgerber, Lehrer Lehnhoff und der Stadtverordnete Schmitt.⁵⁵ Ein Vertreter der Kirche war zu diesem Zeitpunkt nicht dabei.

Die Grundsteinlegung ging am 13. September 1840 feierlich über die Bühne.⁵⁶ Die erforderlichen Erdarbeiten hatte Maurermeister Klein pünktlich erledigt. Der Platz war festlich geschmückt, Hilchenbacher Damen hatten unter Anleitung Reifenraths und Wolfzahls Torbögen (vermutlich aus Tannengrün) gebaut, man hatte die mit schwarzem Tuch umwundene Kanzel der abgebrochenen Hilchenbacher Kirche als Rednerpult aufgebaut und ein mit Blumen umkränzt Bild Jung-Stillings aufgestellt.⁵⁷ Fromme Lieder und patriotische Schlager wurden gesungen, Bauinspektor Althof aus Siegen mauerte eine Metallkapsel⁵⁸ ein, welche das Testament König Friedrich Wilhelms III. und das Manuskript der Festrede enthielt, die Pfarrer Stähler aus Müsen über Jung-Stilling und die aktuelle Frage gehalten hatte, wo denn nun sein Denkmal idealerweise zu stehen habe. Die Rede Stählers ist im Wortlaut nicht überliefert, den Tenor hielt aber der aus Wittgenstein gebürtige und in Deuz wirkende Lehrer J. Banf in Versen fest,⁵⁹

Denkmal. Das Manuskript trägt den 1837 schon verwendeten Titel „Freundliche Einladung zur Theilnahme an einem Joh[ann] Heinr[ich] Jung, genannt Stilling, zur errichtenden Denkmale“. Das Manuskript blieb unveröffentlicht. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

⁵² Konzept der Ankündigung mit Adresse an die Redaktion des Intelligenzblattes in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

⁵³ Vgl. Anhang 3. Das von Reifenrath aufgezeichnete Konzept des Programms mit zahlreichen Änderungen in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

⁵⁴ Klein, Denkmal (wie Anm. 3), S. 16.

⁵⁵ A.a.O., S. 17.

⁵⁶ Vgl. das Programm im Anhang 3.

⁵⁷ Zu den Torbögen vgl. Wolfzahl an Reifenrath, 10. Sep. 1840. Zur Kanzel siehe unten Anm. 66 und Anm. 67, zu dem schwarzen Tuch, mit dem die Kanzel umwunden war, und dem blumenbekränzten Porträt vgl. unten Anm. 66.

⁵⁸ Die Kapsel wurde im letzten Moment, am 11. September, von den Dahlbrucher Eisenwerken geliefert. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

⁵⁹ Vgl. das Gedicht im Anhang 4. Banf übersandte es Reifenrath mit einem weiteren Gedicht zum Thema am 8. Februar 1841. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe

von denen Reifenrath so begeistert war, dass er sie im April 1841 einer Eingabe des Komitees an den König beigab.⁶⁰ Die Verlagsbuchhandlung Scheible aus Stuttgart bot Werke Stillings feil. Dieses Angebot, von dem man sich viel erhofft hatte, erfüllte die Erwartungen freilich nicht: In die ausliegende Bestellliste trugen sich nur 25 Abonnenten ein.⁶¹ Aufgrund des geringen Interesses kam eine ursprünglich von Scheible geplante besondere Jubiläums-Gesamtausgabe der Werke Stillings nicht zustande.⁶² Doch wie dem auch war, das Wetter spielte mit, für die Verköstigung sorgte Gastwirt Wolschenburg, die Beteiligung am Fest war gut, es sollen sogar tausende Besucher den Weg zum „Kreuz“ gefunden haben.⁶³ Die Feier muss so eindrucksvoll gewesen sein, dass noch 1862 in der Zeitung fast wehmütig an sie erinnert wurde.⁶⁴

Über das Fest gibt es einen kleinen Augenzeugenbericht des Lehrers Kreck aus Mandeln, der von 1837 bis 1842 in einem Dorf bei Siegen amtiert hatte. Auch wenn die Angaben zum Inhalt des eingebauten Eisenkästchens nicht ganz korrekt sind, so fangen seine Zeilen doch die Stimmung am Festplatz recht gut ein:

„Der Tag der 100jährigen Geburtsfeier erschien, an welchem der Grundstein zum großen Denkmale gelegt werden sollte. Eine große Menge Volkes eilte, durch den heiteren Himmel begünstigt, nach der Königseiche. Die Festbesucher hörten schon von Weitem die Musik vom Festplatze ertönen. Der Platz war festlich geschmückt. Der Garten, in welchem die Königseiche stand, welche der König von Preußen als Kronprinz bei seiner Durchreise mit eigener Hand gepflanzt hat, war in ein großes Zelt umgewandelt, in dem die Hungrigen gegen baare Münze Erfrischungen nehmen konnten. Eine hohe Altane war für den Festredner errichtet. Das Fest wurde durch Gesang und Gebet eröffnet. Ein eisernes Kästchen, die sämtlichen Schriften Stilling's sammt der Nachricht von der Entstehung des Denkmals enthaltend, wurde unter Segen[s]wünschen des Herrn Superintendenten Bender aus Siegen in ein gemauertes Loch gelegt und mit einem eisernen Deckel verschlossen. Herr Pastor Stähler von Müßen hielt eine passende Rede über die wunderbaren Führungen des Herrn, wozu das Leben Jung Stilling's reichen Stoff bot.“⁶⁵

2 (Schreiben Banfs ohne Gedichtbeilagen). Vgl. dazu auch Große-Dresselhaus, Jung-Stilling-Denkmal (wie Anm. 3), S. 135.

⁶⁰ Reifenrath an Banf (Konzept), Hilchenbach 19. Apr. 1841. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

⁶¹ Schriftwechsel Reifenrath – Scheible ab dem 5. September 1840 (dabei eine Subskribentenliste vom Festtag) in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

⁶² Mitteilung der Buchhandlung Friedrich zu Siegen an Reifenrath vom 4. Februar 1841. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

⁶³ Klein, Denkmal (wie Anm. 3), S. 22.

⁶⁴ Beilage zu Nr. 29 des Intelligenz-Blattes [für die Kreise Siegen, Wittgenstein und Altenkirchen] vom 11. Apr. 1862.

⁶⁵ Kreck, Jung-Stilling, in: Allgemeines Nassauisches Schulblatt, Nr. 40 (1854), 2. Hälfte, Sp. 639f.

Die enorme Teilnahmefrequenz beweist, dass durchaus ein großes Interesse an der Sache bestand. Die Prominenz war freilich aufgrund der allzu kurzfristigen Planung überwiegend ferngeblieben, nur der Superintendent und eine noch lebende Schwester Jung-Stillings, Frau Meinhart aus Kredenbach, waren anwesend.⁶⁶ Pfarrer Trainer aus Hilchenbach verhielt sich zurückhaltend. Er hatte bewilligt, den Grundstein aus Steinen der abgebrochenen Kirche bauen zu lassen und für die Feierlichkeiten die alte Kanzel auf den Schützenplatz zu schaffen.⁶⁷ Der Kanzeltransport war auch zustande gekommen, die Steine hatte man aber nicht bekommen, weil Reifenrath zu spät gefragt hatte.⁶⁸ Das sollte für ihn noch verhängnisvolle Konsequenzen haben, weil Bauinspektor Althof, der sich um den Zeitplan Sorgen machte, inzwischen geeignete Steine bei einer Firma aus Stöcken bestellt hatte.⁶⁹ Schließlich mussten noch rechtzeitig vor dem Fest das Fundament um den Grundstein gemauert, ringsherum eine Pflasterung angelegt und ein paar Stufen auf dem abschüssigen Festplatz angelegt werden. Das von Reifenrath erbetene Festgeläut lehnte Pfarrer Trainer ab, da es sich um keine kirchliche Feier handelte.⁷⁰

Die Grundsteinlegung und die darauf folgende überregionale Berichtserstattung zum Beispiel in der „Deutschen Viertel-Jahrs-Schrift“⁷¹ spülte zwar keine neuen Gelder in die Kasse des Komitees, bewirkte aber immerhin, dass man nun nicht mehr zurückkonnte. Immer wieder von Regierung und Landrat zur Stellungnahme aufgefordert, musste man sich jetzt darüber klarwerden, wie es weitergehen sollte. Auf Vorschlag von Joseph Wolfzahl stellte man zunächst einen Pfahl mit einer „hübschen weißen Tafel mit schwarzem Rahmen“ auf, welche die Passanten über das Projekt informierte.⁷²

⁶⁶ Reifenrath schenkte ihr nach der Feier das schwarze Tuch, mit dem die Kanzel geschmückt, und die Blumen, mit denen das auf dem Festplatz aufgestellte Porträt umkränzt worden war. Vgl. sein Schreiben an Frau Meinhart vom 9. Oktober 1840 [Konzept] und ihren Dankesbrief vom 21. Oktober 1840. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

⁶⁷ Zur Kanzel: Pfarrer Trainer an Reifenrath, Hilchenbach 8. Sep. 1840. Zu den Steinen: Schriftwechsel Reifenrath – Trainer vom 10. September 1840. Beides in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

⁶⁸ Klein, Denkmal (wie Anm. 3), S. 21. Chronik Reifenrath (wie Anm. 4), Bd. 1, Teil III, S. 11.

⁶⁹ Chronik Reifenrath (wie Anm. 4), Bd. 1, Teil III, S. 11.

⁷⁰ Undatierter Brief Trainers an Reifenrath (Klein, Denkmal [wie Anm. 3], S. 22, datiert ihn auf den 12. September 1840), LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

⁷¹ Deutsche Viertel-Jahrs-Schrift, Jg. 1848, Bd. 1, S. 342. Erwähnt wird die Grundsteinlegung bei „Hilgenbach“. Falsch wird angegeben, das Denkmal sei „nach einer Zeichnung des Professor Rauch gefertigt“. Die Mitteilung endet mit einer Bitte um Unterstützung: „Der Verein ladet die Freunde und Verehrer des Verewigten zur Theilnahme ein, indem der Ueberschuß der Beiträge für arme Blinde verwendet werden soll.“

⁷² Wolfzahl an Reifenrath, Keppel 8. Sep. 1840. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.



Abb. 7: Skizze der aufzustellenden Tafel
von Joseph Wolfzahl, 1840
LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2

Hauptsorge blieben die Finanzen. Vielleicht liegt der ehemalige Hilchenbacher Stadtarchivar Friedrich Klein mit seiner Annahme richtig, wenn er meint, das aus Grundstein mit Pfahl und Tafel bestehende Interim sei den Siegerländern bereits Denkmal genug gewesen, so dass man sich nicht bemüßigt gefühlt habe, weiter zu spenden.⁷³ Für diese Sicht der Dinge spricht

⁷³ Klein, Denkmal (wie Anm. 3), S. 22.

die Beschreibung von Grund und Stillingdenkmal, die Ferdinand Freiligrath und Levin Schücking 1841 in ihrer romantischen Westfalenbeschreibung lieferten: Darin entsteht der Eindruck eines fertigen, schlichten Denkmals, das sich harmonisch in die romantische Umgebung einpasst und keiner weiteren Ergänzung bedarf.⁷⁴

1.3 Planungen 1840–1842

Über den Jahreswechsel 1840/1841 gelang es dem Komitee mit Hilfe des Oberpräsidenten und des Generalpostmeisters von Nagler, Portofreiheit zu erlangen.⁷⁵ Die zahlreichen Postsendungen im Umfeld der Grundsteinlegung hatten empfindliche Löcher in die Kasse des Komitees gerissen. Die Post hatte ab sofort den Vermerk zu tragen: „Angelegenheit wegen Errichtung eines Denkmals für Jung-Stilling, laut Ordre vom 12. Dezember 1840 frei.“⁷⁶ Auch die Suche nach prominenten Protegés war nicht erfolglos: Man konnte den musisch begeisterten und mit Heinrich Heine befreundeten Fürsten Alexander zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein⁷⁷ als Ehrenvorsitzenden gewinnen. Das Schreiben, mit dem Reifenrath Durchlaucht warb, ist erhalten. Es sei im Wortlaut wiedergegeben, da es das heute nicht mehr nachvollziehbare Kolorit der Zeit gut einfängt:

„Eure Hochfürstliche Durchlaucht bittet das unterzeichnete Comité um die gnädige Gewogenheit, die Stelle eines Ehrenmitglieds bei demselben anzunehmen geruhen zu wollen.

Wir konnten wegen Hochdero hochwohlgeneigter Theilnahme an dem edlen Werke, sowie auch überhaupt wegen Ihro hohen, thätigen Sinne für die Beförderung guter Zwecke nicht umhin[,] hiermit diese ganz gehorsamste Bitte mit tiefster Devotion einzulegen.

Hilchenbach, d[en] 23. Dezember 1840.

Das Comitée für Jung-Stillings Denkmal.

Reifenrath.“⁷⁸

Passend zum schwülstigen Pathos des Briefes und rechtlich nicht einwandfrei hatte Reifenrath das Schreiben mit dem amtlichen Siegel der Stadt Hilchenbach gesiegelt. Der Fürst biss an und antwortete: „Ich fühle mich durch diesen Antrag um so mehr geehrt und zum aufrichtigsten Danke verpflichtet, als der von Einem hochverehrlichen Comitée verfolgte Zweck, bleibende Anerkennung eines wahren Verdienstes, von mir als eine der

⁷⁴ Vgl. Anhang 7.

⁷⁵ Die im August 1840 einsetzenden und am 19. April 1841 mit einer Mitteilung über die Gewährung der Portofreiheit an die Redaktion des „Intelligenzblattes“ zwecks Abdruck endenden Schriftwechsel in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

⁷⁶ Jung, Geschichte (wie Anm. 3), Nr. 84, Sp. 2.

⁷⁷ Zu Fürst Alexander (1801–1874) vgl. Ulf Lückel [u.a.], Das Fürstliche Haus zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein (Deutsche Fürstenhäuser 11), 2. Aufl., Werl 2004, S. 27f.

⁷⁸ WA J 143. Unterschriften weiterer Komiteemitglieder fehlen.

edelsten menschlichen Bestrebungen betrachtet wird.“⁷⁹ Stolz fügte er hinzu, er nehme den Posten umso lieber an, als er den zu Ehrenden noch selbst gekannt habe.

Der Versuch, auch Oberpräsident Vincke als Galionsfigur an Bord zu holen, misslang. Er antwortete, „daß ich zu dem löblichen Vorhaben gern meinen Beitrag gegeben habe, dagegen die auf mich gefallene Wahl [...] dankend ablehne.“⁸⁰ Möglicherweise ist die Zurückhaltung des Oberpräsidenten auch vor dem Hintergrund der für die preußischen Behörden ärgerlichen Ereignisse um den Hilchenbacher Kirchbau zu sehen.

Anfang April 1841 wandte sich Reifenrath namens des Komitees an König Friedrich Wilhelm IV., berichtete von der Grundsteinlegung, die er gebührend als patriotische Heldentat ausmalte, und bat um Genehmigung, für den Bau des eigentlichen Monuments deutschlandweit Sammlungen durchführen zu dürfen. Dem „mit Biedersinn“, einer in diesen Jahren im Siegerland beliebten Parole der Königstreuen,⁸¹ gezeichneten Schreiben waren drei Gedichte des Lehrers Banf, eine Verfügung der Regierung Arnsberg und je ein befürwortender Brief Vinckes und Alexanders zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein beigelegt.⁸²

Als Reaktion kam über die Bezirksregierung die Order, erst einmal die Vorhaben des Komitees genauer zu spezifizieren. Das geschah im Juli 1841. Selbstbewusst reichte man einen Plan ein, der im Kern folgende Punkte umfasste:

- das Denkmal, das von dem prominenten Bildhauer Rauch gestaltet werden und „in Form eines colossalen Kreuzes von etwa Siegenischen Eisenguß“ ausgeführt werden sollte;
- von den überschüssigen Geldern sollte eine „Jung-Stilling-Stiftung“ gegründet werden, deren Mittel Blinden und mittellosen Waisen, welche die Lehreraufbahn einschlagen wollten, zugutekommen sollten;
- die Herausgabe einer Jung-Stilling-Biographie als Jubiläumsausgabe (vermutlich seine „Lebensgeschichte“), die zugunsten der Stiftung vermarktet werden sollte.

⁷⁹ Fürst Alexander zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein an Bürgermeister Reifenrath, Schloß Wittgenstein 14. Jan. 1841 (Konzept), WA J 143.

⁸⁰ Abschriftlicher Auszug aus einem Schreiben Vinckes vom 17. Dezember 1840 von der Hand und in den Unterlagen Friedrich Reifenraths in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2 (Unterordner „Papiere aus der Hinterlassenschaft Friedrich Reifenraths“).

⁸¹ Unter anderem spielte der „teutsche Biedersinn“ in den Gedichten des Kreisphysikus Vollmer, die im Intelligenzblatt gedruckt wurden, eine große Rolle. Vgl. Kruse, Siegerland (wie Anm. 16), S. 242.

⁸² Eingabe an König Friedrich Wilhelm IV., Hilchenbach 9. Apr. 1841. Zwei Konzepte in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2. Vgl. Anhang 5. Vgl. auch Großdreselhaus, Jung-Stilling-Denkmal (wie Anm. 3), S. 135.

In diesem Text tritt uns nochmals und zum letzten Mal die alte Reifenrath-Idee entgegen, in der Nähe von Stillings Geburtsort einen Stilling-Lese-raum zu schaffen. Wie es scheint, hatte der Hilchenbacher Bürgermeister seinen anfänglichen Traum noch nicht ganz ausgeträumt.⁸³

Nachgereicht wurde ein von Geometer Seeger aus Fickenhütten gezeichneter Vorentwurf eines mit Sprüchen aus den Werken Stillings und mit den Lebensdaten Stillings beschrifteten Kreuzes.⁸⁴ Die nach Südwesten auszurichtende⁸⁵ Vorderseite des Kreuzes sollte am Kopfende und auf den beiden Armen die Worte „Glaube“, „Liebe“ und „Hoffnung“ tragen. Im Schnittpunkt der Kreuzesbalken sollte ein Porträt Stillings angebracht werden. Darunter sollten auf dem Kreuzesstamm folgende Zeilen stehen (hier zeilengetreu wiedergegeben, um den Vergleich mit der Abbildung zu erleichtern):

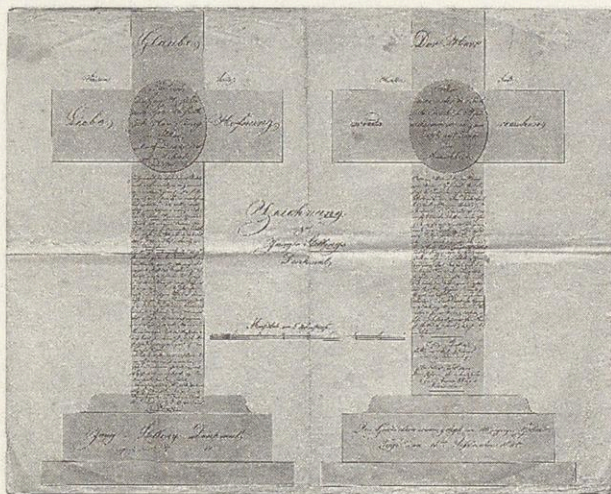


Abb. 8: Die von Geometer Seeger im Auftrag des Komitees erstellte Denkmalzeichnung, 1841
LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2

⁸³ Konzept in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2. Vgl. Anhang 6.

⁸⁴ Vgl. Reifenrath an Regierung Arnsberg (Konzept), Hilchenbach 1. Juli 1841 (tatsächlich ausgefertigt am 5. Juli): Übersendung des Plans vom 1. Juli mit Ankündigung, dass die Zeichnung nachgereicht werde. Vgl. ferner Seeger an Reifenrath, Fickenhütten 12. Juli 1841: Die Zeichnung ist in Arbeit und wird bald fertig gestellt. Von Regierung und Landrat gemahnt, drängte Reifenrath Seeger, die Arbeit endlich abzuliefern, was dann am 20. Juli auch geschah. Am 21. Juli 1841 sandte Reifenrath den Plan an den Landrat zur Weitergabe nach Arnsberg. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

⁸⁵ Reifenrath an den Landrat, Hilchenbach 5. Juli 1841. LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt Nr. 1779, Bl. 2r.

Abb.: 8a

„Im jugendlichen Erdenleben blickte einst noch ein und zum letztenmal mein mattes Auge nach diesen frohen Bergen hin. Wenn Ihr erneuert seid, und ich vollendet bin, will ich nach Euch zurückschauen und ich auf Euren Höhen und Hainen erscheinen.“⁸⁶

Darunter:

„Bleibt Euch einig und treu in der Liebe, dieses ist der wahre Glaube. Dann hoffet bei Pflichttreue und Duldung stets das Beste. Der Herr wird's versehen.“⁸⁷

Darunter:

„Du Menschenvater in Christo Jesu, Geber aller guten vollkommenen Gaben fandst in der armen Hütte mich. Du wehtest, Geist, und Kraft, mir zu und labtest mein zärtlich trauerndes Herz. Durch Vaters Stillings strenge Zucht und deine gnädige Leitung, Gehorsam, wähltest du mich zum Schauspiel deiner Führung, zum Zeugen deiner Wahrheit, zum dultenden Helfer der Blinden und Leidenden. Es war dein Wort, meines Fußes Leuchte, und ein Licht auf meinen Wegen, und so strahlte mir der Grundtrieb zum Licht und Recht weit und breit zu wirken zu. Auf allen Erdtheilen gebürgert, fand ich Brüder ihm [!] Herrn.“⁸⁸

Darunter:

„Du bist, mein Gott! und ich, ich danke Deiner Güte die mich so wunderbar geführt. Du bist mein Gott! und ich des Wohlthuens nimmer müde; Bring dir den Dank, der dir gebührt.“⁸⁹

⁸⁶ Kollage aus einzelnen Zeilen des Gedichtes am Ende von Stillings 1778 erschienenem Buch „Jünglings-Jahre“.

⁸⁷ Nicht aus Stillings Schriften nachgewiesen. Der letzte Satz aus 1. Mose 22.

⁸⁸ Nicht nachgewiesen.

⁸⁹ 22. und letzte Strophe von Stillings Lobgesang nach dem 118. Psalm in Stillings Buch „Häusliches Leben“, Berlin/Leipzig 1789.

Darunter:

„Wort ist nicht Dank. – Nein edle Thaten
wie Christus mir das Beispiel giebt,
vermischt mit Kreuz und Thränen-Saaten
sind Weihrauch den die Gottheit liebt.⁹⁰
Hallelujah.“

Und auf dem Sockel:

„Jung-Stillings Denkmal,
errichtet den [...]“

Kopfteil und Arme der Kreuzrückseite sollten Stillings Wahlspruch „Der Herr wirds versehen“ tragen. Im Schnittpunkt der Kreuzesarme sollte auch hier ein Medaillon eingefügt werden mit folgendem Spruch:

„Wer
War unter den Sterb-
lichen der letzten Zeit
wirksamer wie er zum
Licht und Trost
der
Menschheit.“⁹¹

Die Inschriften auf der Rückseite des Kreuzesstamms sollten lauten:

„Stilling dultete still; Entflammt,
von Liebe zu Jesus und allen Er-
den-Brüdern. Denn ihn stärkte der
Blick auf die allumfassende Got-
tes-Liebe; ihn <stärkte> sein Glaube und
Vertrauen, auf den der für uns
einst blutend erblaßte. Wer hat
gekämpft wie er, mit Ungemach
widriger Schickung, Schmerzen
und Körperqual? Wen hat
der Finger des Höchsten so in
der Nacht der leiden ins Dunkel
der Prüfung geführt? Und wer
heftete fester den Blick in Thrä-
nen durch das Dunkel auf den
leidenden Stern der Licht und
Hoffnung ihm strahlte. Unermüdet

⁹⁰ Gedicht „Dir nah' ich mich“, 3. Strophe, am Ende von Stillings „Wanderschaft“, Berlin/Leipzig 1778.

⁹¹ Verändert nach: Stillings Siegesfeier. Eine Scene aus der Geisterwelt, 1. Szene. Nachweis erfolgte nach: Johann Heinrich Jung's, genannt Stilling, sämtliche Schriften. Zum erstenmale vollständig gesammelt und hg. [...] von J. N. Grollmann. Bd. 1, Stilling's Leben, 2. Aufl. Stuttgart 1835, S. 671.

und treu, stets thätig im Rathen
und Helfen, goß er des Lichtes
Strahl in das Auge jammernder
Blinden. Und entflammete die Herzen
mit Funken göttlichen Feuers. Nie
erstarb seine Liebe zum Ewigen,
fest und beharrlich war sein Sinn
zu Gott –. Er wird jetzt herrlich
i[h]m lohnen!“⁹²

Darunter:

„Jesus Christus,
Erbarmer! Dich schauend
Bin ich nun selig.“⁹³

Darunter:

„Ja das wirst Du seyn
du einst heimwehkranker Erden-
und nun Himmelsbürger.
Amen. –.“⁹⁴

Und auf der Rückseite des Sockels:

„Der Grundstein wurde gelegt am 100jährigen Geburts-
Tag den 13^{ten} September, 1840.“

Die Inschriften waren also nicht wie anfangs geplant ausschließlich aus Stillingschriften ausgesucht. Die längste Textpassage und ein Dreizeiler stammten aus dem nach Stillings Tod entstandenen, Christian Gottlob Barth zugeschriebenen Stück „Stillings Siegesfeier“, in dem die Geister Lavaters und anderer den verklärten Stilling in den Himmel führen.⁹⁵ Inhaltlich liegt der Schwerpunkt der ausgesuchten Texte auf der Würdigung der außergewöhnlichen Vita und des vorbildlichen Gottvertrauens von Johann Heinrich Jung, genannt Stilling.

Die Reaktion der Arnsberger Regierung erfolgte umgehend. Der Bescheid wirkt wie eine kalte Dusche: Die eingereichte Zeichnung des Kreuzes sei geschmacklos, schlecht ausgeführt und könne unmöglich den Beifall des Königs finden. Arnsberg forderte den Landrat auf, einen „hierzu qualifizierten Techniker, allenfalls den Bau-Inspector Althof“, einen Ent-

⁹² Verändert nach: Stillings Siegesfeier (wie Anm. 91), S. 671f.

⁹³ A.a.O., 4. Szene, S. 676.

⁹⁴ Nicht nachgewiesen.

⁹⁵ Über die Zuweisung der Autorenschaft an Barth vgl. www.jung-stilling-forschung.de/?searchword=siegesfeier&option=search&task=%2Findex.php%3Fserchword%3D%24searchword%26ordering%3D%26searchphrase%3Dall%26option%3Dcom_search&option=com_search (abgerufen 27.8.2016).

wurf nebst Kostenanschlag anfertigen zu lassen. Dabei sollte „jede Ueberladung von Stellen aus Jung Stillings Schriften, die der Einfachheit des Denkmals nur Abbruch thun würden, vermieden werden.“⁹⁶

Als Althof nicht reagierte, entwarf Reifenrath selbst ein Kreuz mit Inschriften.⁹⁷ Auch hier waren auf der Vorderseite ein Medaillon an der Schnittstelle der Kreuzesbalken vorgesehen und dazu die Worte „Glaube, Liebe, Hoffnung“. Die Balken waren jedoch nicht so überbordend beschriftet. Stattdessen wollte Reifenrath oben am Kreuz einen Bogen anbringen, der Inschriften enthalten sollte. Und zwar auf der Vorderseite:

„Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, Du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen!“⁹⁸

Und auf der Rückseite:

„Seelig sind die in dem Herrn sterben, sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.“⁹⁹

Auf die linke Seite des Kreuzesbalkens wollte er geschrieben haben:

„Der Friede Gottes, welcher höher ist, als alle Vernunft, bewahre Eure Herzen und Sinne in Christo Jesu.“¹⁰⁰

Und:

„Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“¹⁰¹

Auf der rechten Seite sollte stehen:

„Wenn ich Dich nur habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erden, wenn mir auch Leib und Seele verschmachten, so bleibst Du, Gott, doch stets meines Herzens Trost und mein Theil.“¹⁰²

⁹⁶ Regierung Arnsberg (Unterschrift Siebrecht) an Landrat Schenck, Arnsberg 3. Aug. 1841. Original in den Akten des Kreises Siegen: LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt Nr. 1779, Bl. 9r/v. Eine Abschrift des Landratsamtes Siegen wurde zusammen mit der Zeichnung Seegers und dem Auftrag, von Althof neue Pläne fertigen zu lassen, an Reifenrath am 9. August 1841 übersandt. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

⁹⁷ Entwurf von Reifenrath, 13. Aug. 1841. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

⁹⁸ Joh 11,40.

⁹⁹ Nach Offb 14,13.

¹⁰⁰ Phil 4,7.

¹⁰¹ Lk 2,14.

¹⁰² Ps 73, 25-26.

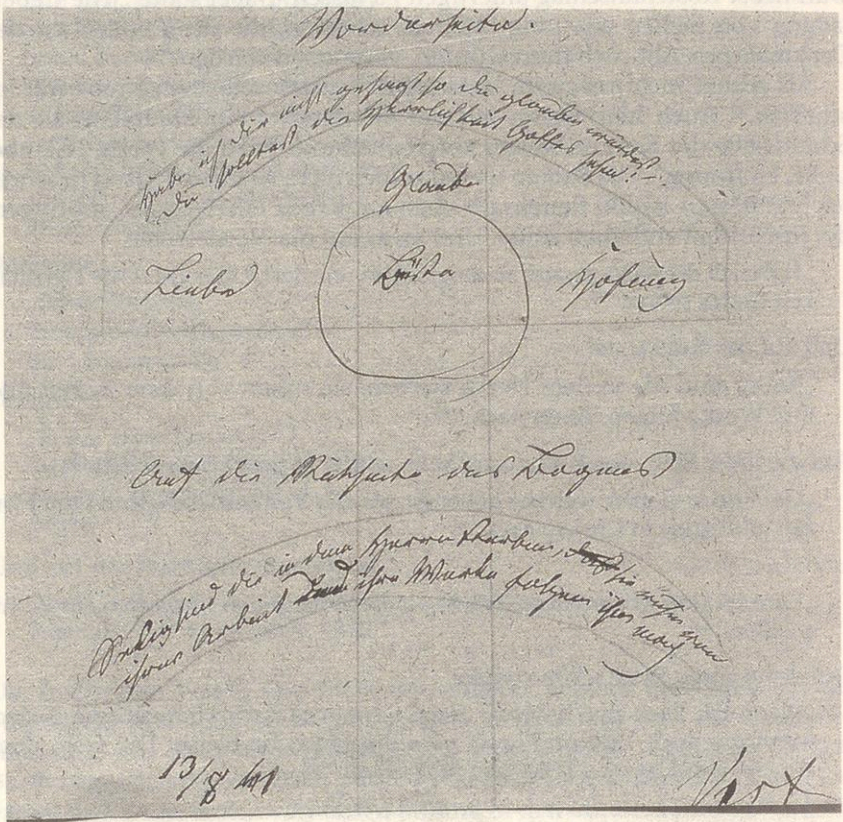


Abb. 9: Projektskizze Johann Heinrich Reifenraths vom August 1841
LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2

Dass dieser Versuch, unter Ignorierung der stilistischen Wünsche der Regierung anstelle der Beschriftung mit Stillingworten nun Bibelworte zu setzen, nicht weiter verfolgt wurde, verwundert nicht sehr.

Schließlich legte Bauinspektor Althof am 10. April 1842 doch noch eine Rolle mit Entwürfen nebst Kostenanschlag und Erläuterung vor. Bei der Arbeit sei ihm, schreibt er, der Bildhauer Stephan¹⁰³ aus Köln „zugegangen“.¹⁰⁴ Er stellte sich das Denkmal als „im altdeutschen Stil gezierten Fußgestell mit Stillings Büste“ vor. Da die Zeichnungen nicht mehr existieren,

¹⁰³ Wohl Christoph Stephan (1797–1864).

¹⁰⁴ Althof an Reifenrath, Siegen 10. Apr. 1842. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2. Die Pläne und Erläuterungen dazu liegen nicht bei. Über die Zuarbeiten Stephans vgl. Althof an das Denkmalkomitee, Siegen 8. Aug. 1842, LAV NRW W,

fällt es schwer, sich vorzustellen, was er damit wirklich meinte. An den vier Seiten des Sockels sollten Felder frei bleiben für die aus Stillings Schriften auszusuchenden Texte und Stillings Lebensdaten. Das Ganze sollte von einem Eisengeländer eingehegt werden. Als Material für die Ausführung schlug Althof Sandstein (Kosten: 561 Taler), Marmor (Kosten: 1166 Taler) oder Eisenguss (697 Taler¹⁰⁵) vor, wobei er letzteren favorisierte, weil er recht günstig und ortsnah in der Sayner Hütte durchführbar war. Zu den Kosten der Büste konnte er noch keine Angaben machen, wies aber darauf hin, dass der Kupferstecher Aloys Kessler in Stuttgart¹⁰⁶ nach dem bekannten Relief von Dannecker in den badischen Sammlungen einen Kupferstich gefertigt habe, der als Vorlage dienen könne.¹⁰⁷

Der württembergische Bildhauer Johann Heinrich Dannecker¹⁰⁸ (1758–1841) hatte 1806 ein Relief von Jung-Stilling geschaffen. Es befindet sich heute im Siegerlandmuseum im Oberen Schloss in Siegen. 1807 hatte Aloys Kessler Gipsabgüsse nach diesem Relief zum Kauf angeboten.¹⁰⁹

Die Eingabe Althofs vom April 1842 stellte die mäkelnden Beamten in Arnsberg endlich zufrieden, und am 28. Mai 1842 legte Innen- und Staatsminister Gustav Adolf von Rochow dem König drei Ausführungsentwürfe vor, wobei er selbst die Variante in Guß präferierte, zumal Eisen ein im Siegenschen heimisches Material, mäßig im Preis und dauerhaft im Erhalt sei. Die Büste wollte er in Marmor ausgeführt sehen.¹¹⁰ Reifenrath hatte dem König vier Wochen zuvor nochmals zwei durch Wolfzahl in Noten gesetzte Gedichte aus der Feder des Lehrers Banf zugesandt.¹¹¹

Unter dem 3. Juli 1842 reagierte dann König Friedrich Wilhelm IV. Er genehmigte nicht allein die beantragten Sammlungen und Bücherkolportagen, sondern hatte sich auch eingehender mit dem Entwurf beschäftigt und ihn teilweise geändert. Völlig „unmaßgeblich“ schlug er dem Komitee

Nachlass Reifenrath, Mappe 2. Reifenrath sandte die Unterlagen am 13. April 1842 an Landrat von Schenck ein, der sie am 15. April nach Arnsberg weiterreichte. LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 16r und Bl. 17r.

¹⁰⁵ Davon sollten (nach Angabe des Oberhütteninspektors Schöffers aus Sayn) 400 bis 420 Taler auf den Denkmalsockel entfallen.

¹⁰⁶ Im Brief heißt es irrtümlich „Siegen“.

¹⁰⁷ Große-Dresselhaus, Jung-Stilling-Denkmal (wie Anm. 3), S. 136. Zum Datum von Althofs Eingabe vgl. Klein, Denkmal (wie Anm. 3), S. 29.

¹⁰⁸ Zu Dannecker (1758–1841) vgl. (mit weiterführenden Literaturangaben): https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Heinrich_Dannecker (abgerufen 29.8.2016, 12:00).

¹⁰⁹ Vgl. zum Dannecker-Relief die Homepage des Siegerlandmuseums in Siegen: <http://www.museum-digital.de/nat/index.php?t=objekt&oges=34753> und zu Kessler <http://www.jung-stilling-forschung.de/index.php/leben/portraets> (abgerufen 29.8.2016, 12:00). Entweder hatte Kessler auch einen Kupferstich angefertigt, oder Althof sprach in seinem Brief irrtümlich von einem Kupferstich Kesslers.

¹¹⁰ Große-Dresselhaus, Jung-Stilling-Denkmal (wie Anm. 3), S. 136.

¹¹¹ Reifenrath an König Friedrich Wilhelm IV., Hilchenbach 27. Apr. 1842 (Konzept). Die Lieder waren betitelt „Wo muß Jung-Stillings Denkmal stehen?“ (vgl. Anhang 4) und „Vom Siegerlande“ (nicht in den Akten). LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2. Eine Antwort ist nicht überliefert.

vor, das Denkmal abweichend von Althofs Ideen ohne Eisensockel auszuführen. Stattdessen sollte eine Büste auf Marmorsäule mit Bänken darum aufgestellt werden.¹¹²

In Hilchenbach herrschte Begeisterung. Reifenrath schickte Briefe an zahlreiche Freunde des Unternehmens. Man setzte ein überschwengliches Dankschreiben an den König auf und beschloss, dessen Vorschläge umzusetzen.¹¹³

Ende des Jahres 1842 ging (vom Komitee unbeachtet) bei Reifenrath ein Brief ein, der erst mehr als zwei Jahrzehnte später seine Wirkung entfalten sollte: Jung-Stillings ältester Sohn, der badische Oberhofgerichtsrat Jakob Jung (1774–1846) aus Mannheim, stand seit langem brieflich in Kontakt mit dem Bürgermeister, der ihn immer auf dem Laufenden hielt. Als sich abzeichnete, dass der Denkmalbau nicht ohne Probleme abgehen werde, machte er einen neuen Vorschlag für die Denkmalgestaltung. Sie entsprechen der letztlich ausgeführten Denkmalsform weitgehend:

„Sollten die Beiträge nicht so reichlich fließen, den Vorschlag S[eine]r Majestät des Königs auszuführen, so würde vielleicht weniger kostspielig <sein> und doch der Idee des Königs nahe kommen: eine vierseitige Pyramide auf einem gleichartigen Fußgestell in Form eines Obeliskens. Auf der Vorderseite der Pyramide das Profil von Stillings Kopf, unten im Fuße die Inschrift; auf der andern Seite eine Gruppe mit den Emblemen des Acker- und Bergbaus, der Fabriken und der Handlung; auf der dritten Seite das Emblem der Arzneiwissenschaft und auf der vierten das der Theologie.“¹¹⁴

Da man in den 1860er Jahren ganz offensichtlich diesen Vorschlag aufgegriffen und ausgeführt hat, ist zu konstatieren, dass das Design des wirklich erbauten Denkmals auf eine Idee aus Stillings Familie zurückgeht. Dass diese Tatsache bislang unbeachtet blieb, entsprach dem ausdrücklichen Wunsch des Urhebers. Er hatte Reifenrath gebeten: „Nehmen Sie diese Idee – aber nicht als von mir ausgegangen – gütig auf, denn ich

¹¹² Die Kabinettsordre wird im Wortlaut im Anhang 8 wiedergegeben. Sie wurde am 26. September 1842 durch Kultusminister Eichhorn und Innenminister von Arnim an die Regierung Arnsberg gegeben und von dieser unter dem 18. Oktober 1842 an Landrat von Schenck in Siegen. Originalbescheid: LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 19r/v, und nochmals Bl. 37r. Der Landrat gab die Vorgänge (teilweise in Abschrift) am 26. Oktober 1842 an Reifenrath weiter, der sie tags darauf in Händen hielt. Nachlass Reifenrath, Mappe 2. Die Angabe von Klein, Denkmal (wie Anm. 3), S. 29, der königliche Bescheid sei schon am 26. September in Hilchenbach eingegangen, ist falsch.

¹¹³ Denkmalkomitee an König Friedrich Wilhelm IV., Hilchenbach 13. Nov. 1842. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹¹⁴ Oberhofgerichtsrat Jung an Reifenrath, Mannheim 1. Nov. 1842. Auszugsweise Abschrift von Friedrich Reifenrath. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2 (Unterordner „Papiere aus der Hinterlassenschaft Friedrich Reifenraths“).

möchte den Schein der Eitelkeit vermeiden, welche die Theilnahme an einer Sache erwecken konnte, die zur Ehre Stillings und seiner Familie gereicht.“¹¹⁵

1.4 Stagnation 1842–1846

Vom Überschwang zum Stillstand war es indes nur ein kurzer Schritt. Mehrere Gründe waren dafür verantwortlich: Bauinspektor Althof sah sich nicht in der Lage, sich näher mit dem Projekt zu befassen. Er vertröstete den von Arnberg unter Druck gesetzten Reifenrath im September 1841 auf einen bevorstehenden Besuch in Hilchenbach, der wegen des Kirchenbaus anstand.¹¹⁶ Im Winter 1841/1842 musste er dann die Pläne für die neue Kirche ausarbeiten. Auch das war ein Projekt, auf dem das wachsame Auge der Behörden ruhte und das, verglichen mit dem Denkmal, höhere Dringlichkeit hatte.¹¹⁷ Im Dezember 1842 entschuldigte sich Althof mit zahlreichen Verpflichtungen und Dienstreisen, ein Zustand, der sich vermutlich auch danach nicht änderte.¹¹⁸ Schließlich machten Reifenrath und Althof den Vorschlag, höheren Orts um Zeichnungen eines Projektes zu bitten, die den Visionen Friedrich Wilhelms entsprachen.¹¹⁹ Man könnte argwöhnen, dass bei Althofs Zurückhaltung auch Enttäuschung über die indirekte Ablehnung seiner Vorschläge durch den Regenten mitschwang. Das Kultusministerium, bis zu dem die Bitte durchdrang, spielte den Ball zurück: Der Vorschlag des Königs sei so einfach und unmissverständlich zu begreifen, dass es leicht sein müsse, den Bau danach auszuführen. Wolle man Zeichnungen anfertigen lassen und sie nochmals dem König vorlegen, so spreche, abgesehen von der damit verbundenen umständlichen und zeitaufwendigen Korrespondenz, nichts dagegen.¹²⁰ Abermals wurde Althof mit der Ausführung beauftragt, abermals kam der Bauinspektor diesem Auftrag nicht nach. Reifenrath und Althof überlegten gemeinsam Alternativen,

¹¹⁵ Wie vorige Anm.

¹¹⁶ Althof an Reifenrath (Notiz am unteren Ende einer vom Landrat weitergegebenen Mahnung der Regierung) vom 13. September 1841. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2. Weitere Mahnungen der Regierung erfolgten im November 1841 und im März 1842. NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹¹⁷ Busch, *Stufen* (wie Anm. 47), S. 19.

¹¹⁸ Althof an Reifenrath, Siegen 15. Dez. 1842. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹¹⁹ Denkmalkomitee (Unterschriften Reifenrath und Althof) an eine unbekannte Stelle, vermutlich die Regierung (Konzept), 15. Dez. 1842. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2. Dass der Vorschlag von Althof stammte, ist aus dessen Schreiben an Reifenrath vom selben Tag ersichtlich (vgl. oben Anm. 118).

¹²⁰ Regierung Arnberg an Landrat von Schenck, 3. März 1843. Ausfertigung: LAV NRW W, Kreis Siegen, Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 26r/v; LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2. Die Pläne Althofs, die als Anlage beigelegt sein sollten, fehlten laut Vermerk schon bei Ankunft der Post im Landratsamt in Siegen.

fanden aber zu keinem Ergebnis.¹²¹ Ab November sah sich der Hilchenbacher Bürgermeister, aus Berlin zum Bericht aufgefordert, gezwungen, den Bauinspektor, den er in seinen Briefen bislang als „Lieber Freund“ titulierte, förmlich und unter Fristsetzung zu mahnen –¹²² ohne Erfolg. Am 9. März 1844 drohte er Althof gar mit einer Anzeige, worauf dieser erwiderte, durch seine Amtsgeschäfte bislang derart gefordert gewesen zu sein, dass er nicht zu der Denkmalzeichnung gekommen sei; er hoffe aber, das noch im März erledigen zu können. Säuerlich betonte er, keinerlei Verpflichtung in dieser Sache eingegangen zu sein. Und „Gefälligkeiten“ könne man nicht mit Drohungen erzwingen.¹²³ Danach taucht sein Name in den Schriftwechseln nur noch im Winter 1846/1847 und im Februar 1849 kurz auf, als der Landrat sich seine Handakten zur Einsichtnahme vorlegen ließ, sie dann aber kommentarlos zurückgab.¹²⁴ Irgendwann scheint wenigstens die Entwurfszeichnung für das Denkmal, um die sich Reifenrath lange bemüht hatte, doch noch eingereicht worden zu sein. Sie ist aber nicht überliefert, auch fehlen Hinweise darauf, wer ihr Urheber war.¹²⁵

¹²¹ Schriftwechsel Reifenrath – Althof vom September 1843. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹²² Die erste Mahnung erfolgte am 5. November 1843. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹²³ Mahnung Reifenraths vom 9. März 1844 und Antwort Althofs vom 11. März am Rand des Briefs. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹²⁴ Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 28r (betreffend 1846/1847) und Bl. 31r (Februar 1849).

¹²⁵ Vgl. den Satz Reifenraths in seinem Redemanuskript zur Versammlung vom 19. Feb. 1849: „bis vor einigen Jahren auf Antrag einiger Freunde das erneuerte Comité zwar in's Leben trat, aber leider! in der theuren Zeit ohne theilnehmende Wirksamkeit blieb, demnächst ein warmer Freund des Gefeierten eine, lange erwünschte, bisher nicht zu erhalten gewesene vorliegende Zeichnung zum Denkmal unaufgefordert lieferte.“ LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

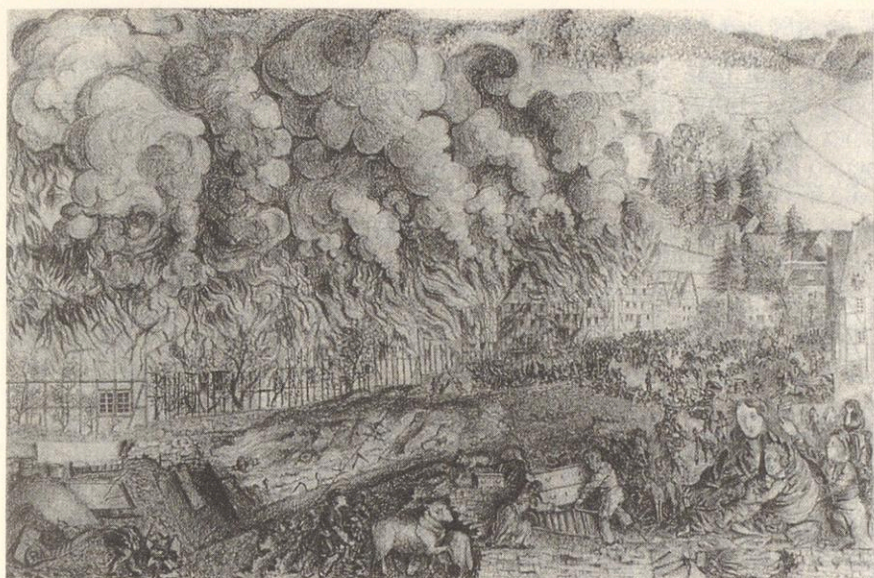


Abb. 10: Brand von Hilchenbach am 26. April 1844
Stadtarchiv Hilchenbach

Teuerung, Missernten und schließlich der katastrophale Brand, dem Hilchenbach am 26. April 1844 zum Opfer fiel, versetzten dem Unternehmen einen harten Schlag. Johann Heinrich Reifenrath war selbst obdachlos geworden und wirtschaftlich am Ende. Wie sehr ihm das Stillingdenkmal am Herzen lag, illustriert dabei die Tatsache, dass er die Akten komplett aus dem brennenden Haus gerettet hatte. Das Projekt voranzutreiben, fehlten jetzt allerdings Zeit und Kraft: Trotz seiner katastrophalen privaten Situation wurde von ihm erwartet, dass er sich um den Wiederaufbau der in Schutt und Asche liegenden Stadt kümmerte.¹²⁶ Im Juni 1844 berichtete man dem König, das Unternehmen sei vermutlich ganz aufgegeben.¹²⁷ 1845 wurde Reifenrath zum Rapport aufgefordert und lieferte dem Landrat einen Lagebericht, demzufolge sich seit 1843 nichts geändert hatte.¹²⁸ Im Sommer 1845 war das Denkmal durch eine illegale „Aufgrabung“ demoliert worden und musste von einem Schreiner repariert werden.¹²⁹

¹²⁶ Klein, *Denkmal* (wie Anm. 3), S. 29.

¹²⁷ Große-Dresselhaus, *Jung-Stilling-Denkmal* (wie Anm. 3), S. 137.

¹²⁸ Reifenrath an den Landrat, Hilchenbach 17. Nov. 1845. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹²⁹ Schriftwechsel zwischen Reifenrath und dem Vorsteher Becker aus Grund vom August 1845. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

1.5 Intermezzo mit neuen Initiativen: 1846–1849

Am 17. Juli 1846 verfassten Pfarrer Stähler aus Müsen und Fabrikant Böcking aus Hillnhütten eine Petition an Reifenrath mit der Bitte, ihnen und einer Gruppe namentlich benannter Personen, die sich zur Bildung eines neuen Komitees zur Verfügung stellten, die Sachverhalte darzulegen und „die Initiative durch Einladung ergreifen zu wollen.“¹³⁰ Reifenrath kam, obwohl mit seinen Amtsobliegenheiten völlig überfordert¹³¹ und durch eine rheumatische Erkrankung gehandicapt¹³², dieser Bitte umgehend nach. Er lud für den 16. August in den Gasthof Höver nach Hilchenbach ein, wo Kommunalempfänger Schmidt, der die Kasse führte, Rechnung legen sollte.¹³³ Das Treffen fand statt, und die Prüfung der Finanzen ergab, dass die Kasse mit Einnahmen in Höhe von 174 Talern und 4 Silbergroschen, Ausgaben in Höhe von 178 Talern und 11 Silbergroschen, einem Vorschuss des Rendanten in Höhe von 4 Talern, 7 Silbergroschen und 11 Pfennigen und Resteinnahmen (vermutlich versprochene, aber nicht gezahlte Beiträge) in Höhe von 12 Talern und 28 Silbergroschen abschloss. Man war also im Minus, und dabei war, nicht nachvollziehbar warum, die offenstehende Rechnung für die Steine zur Grundsteinlegung noch nicht berücksichtigt. Man war einig, dass es jetzt darum gehen müsse, eine Zeichnung nebst Kostenanschlag zu bekommen und die fehlenden Gelder aufzutreiben. Dazu sollte eine größere Versammlung von Honoratioren eingeladen werden.¹³⁴ Das geschah schon am 30. August 1846. Geladen waren 75 Personen, von denen aber nur 17 erschienen. Das Komitee formierte sich bei dieser Gelegenheit neu. Gewählt wurden 12 ordentliche Mitglieder und ebensoviele Stellvertreter.¹³⁵ In einer weiteren Sitzung am 10. September wurde ein engerer Ausschuss gewählt, der Reifenrath zum Vorsitzenden

¹³⁰ Böckler und Stähler an Reifenrath, Hilchenbach 17. Juli 1846. Kopie von der Hand Stählers in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2. Die beiden Petenten sprachen für folgende im Schreiben genannten Personen: Herman Hüttenhain, Rendant Solms, Justus Reifenrath, Dr. Romberg und Gastwirt Höver, alle aus Hilchenbach, Oberförster Vorländer zu Allenbach, Friedrich Giesler zu Hillnhütten, die Gebrüder Klein zu Dahlbruch, Herrn Setzer aus Schweisfurt und Herrn Wurmbach aus Winterbach.

¹³¹ Vgl. dazu Chronik Reifenrath (wie Anm. 4), Bd. 1, Teil IV, Kapitel 12.

¹³² Reifenrath an einen Herrn Achenbach, Hilchenbach 9. Aug. 1846. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹³³ Einladung Reifenraths vom 25. Juli 1846. Konzept auf dem unteren Rand der Petition Böcklers und Stählers vom 17. Juli 1846 (wie Anm. 130).

¹³⁴ Protokoll der Sitzung vom 16. August 1846 von der Hand Reifenraths. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹³⁵ Protokoll der Sitzung vom 30. August 1846 von der Hand Reifenraths. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2. Vgl. dazu auch den von seinem Sohn Friedrich Reifenrath anonym verfassten Bericht in: Intelligenz-Blatt für die Kreise Siegen, Wittgenstein und Altenkirchen, Nr. 50, vom 22. Juni 1846, S. 285–287. Diesem Text folgt die Darstellung von Jung, Geschichte (wie Anm. 3), Teil 1, Sp. 2.

bestimmte. Die Stellvertretung übernahm Pfarrer Stähler aus Müsen.¹³⁶ Eine drei Jahre später lautstark geführte Debatte über den Vereinscharakter des Unternehmens und die in diesem Zusammenhang geäußerten Vorwürfe gegen Stähler, versprochene Vereinsstatuten schuldiggeblieben zu sein, lassen darauf schließen, dass man 1846 mit dem Gedanken spielte, es nicht bei einem Honorationenkreis zu belassen, sondern einen echten Verein zu gründen.

Inzwischen war der Steuerempfänger Wolfzahl immer noch dabei, die Gedichte von Banf zu vermarkten.¹³⁷ Ebenso war wieder einmal der Gedanke aufgenommen worden, den Dichter Ferdinand Freiligrath hinzuzuziehen und um eine Stillingbiographie zu bitten –¹³⁸ eine Idee, die nur wenige Wochen lang realistisch war und schnell wieder aus politischen Gründen inopportun wurde.

Auch wenn die Revolutionsjahre 1848 und 1849 im Siegerland lange nicht so heftig abliefen wie andernorts, so war die Atmosphäre doch aufgeladen genug, um die Stillingsache ganz weit in den Hintergrund des Interesses rücken zu lassen.¹³⁹ Auch ist der Ansehensverlust, den Bürgermeister Johann Heinrich Reifenrath in den kommenden Monaten erleiden musste, der bekannten Königstreue der Hilchenbacher zum Trotz,¹⁴⁰ auf seine Funktion als offizieller Vertreter der alten, in Misskredit geratenen Obrigkeit zurückzuführen.¹⁴¹ Dass er selbst hoffnungsvoll einen politischen Wandel erwartete, nützte ihm dabei nichts. Seine Meinung brachte er in der Einleitung zu einer der wenigen Komiteeversammlungen zum Ausdruck, die in dieser Zeit zustande kamen. Am 24. September 1848 begrüßte er die Versammlung mit den Worten: „Mit dem Wahlspruch unseres Gefeierten ‚der Herr wird’s versehen‘ trete ich auf in dieser ehrenwerthen Versammlung, mit Hinweisung auf die neuesten politischen Ereignisse, nach welchen wir sagen können ‚das hat der Herr gethan‘“, um anschließend auszuführen, dass keine Zeit geeigneter sei, Stilling zu ehren, als die aktuell erlebte Zeit des aus seinem Jahrhunderte währenden Schlaf erwachenden deutschen Michels.¹⁴²

¹³⁶ Protokoll der Sitzung vom 10. September 1846 (Konzept von der Hand Reifenraths).

¹³⁷ Wolfzahl an Reifenrath, Allenbach 10. Juni 1846. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹³⁸ Vgl. ein unvollständiges und kaum leserliches Textfragment von der Hand Reifenraths vom 12. Dezember 1842. Am 7. Oktober 1848 stellte er einem „Herrn Doctor“ (vermutlich Dr. Romberg aus Hilchenbach), der einen Aufsatz über Stilling versprochen hatte, anheim, auch den inzwischen aus der Haft freigekommenen Freiligrath um einen Beitrag zu bitten. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹³⁹ So zum Beispiel Große-Dresselhaus, Jung-Stilling-Denkmal (wie Anm. 3), S. 137. Zu den Jahren 1848/1849 im Siegerland vgl. Wilfried Reininghaus, Der Kreis Siegen in der Revolution 1848/49, in: Siegerner Beiträge 3 (1998), S. 33–62.

¹⁴⁰ Vgl. Kruse, Siegerland (wie Anm. 17), S. 242.

¹⁴¹ Vgl. Chronik Reifenrath (wie Anm. 4), Bd. 2. Hier Kapitel III, S. 4.

¹⁴² Undatiertes Konzept von der Hand Reifenraths im Anschluss an die Einladung zur Sitzung vom 21. September 1848. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

Sein Optimismus trog den eifrigen Bürgermeister. Das Komitee tagte kaum noch, und wenn Sitzungen anberaumt wurden, war es nicht beschlussfähig. Pfarrer Stähler verfasste die versprochenen Statuten nicht. Ebenso verhielt es sich mit einer Rede, die ein anderes Komiteemitglied zu Werbezwecken versprochen hatte. Die wenigen zu erledigenden Dinge tat Reifenrath alleine, woraufhin ihm vorgeworfen wurde, Alleingänge ohne die Mitverantwortlichen zu machen.¹⁴³

Buchstäblich wie ein Albdruk lasteten die Steine, aus denen 1840 der Grundstein gebaut worden war, auf dem Unternehmen. Nach Jahren war immer noch nicht geklärt, wer die Kosten in Höhe von 20 Talern und 20 Silbergroschen zu zahlen hatte. Die Rechnung war mindestens zweimal an Reifenrath gegangen, der die Rechnungen zwar zu den Akten tat, aber nicht reagierte.¹⁴⁴ Als es im Mai 1847 zur Klage kam, behauptete er zunächst, von den Steinen nichts zu wissen, sie seien vom Bauinspektor Althof bestellt worden und vom Komitee zu zahlen.¹⁴⁵ Angesichts der mehrfach vorliegenden Rechnung scheint das nicht stimmig. Ebenso unrichtig war aber auch die Behauptung der Gegenseite, Reifenrath habe die Steine persönlich bestellt.¹⁴⁶ Im März 1848 wurde Johann Heinrich Reifenrath von der Gerichtskommission Hilchenbach zur Zahlung verurteilt.¹⁴⁷ Reifenrath versuchte, sich mit seinen Komiteekollegen über die Begleichung der Ausstände auseinanderzusetzen. Im September 1848 lud er das Komitee zu Beratungen ein, doch von 21 Geladenen erschienen nur sechs.¹⁴⁸ Ende desselben Monats lud er nochmals mit Hinweis auf die Dringlichkeit des Prozesses wegen der Steinrechnung und unter Androhung seines Rücktritts ein.¹⁴⁹ Diesmal kam das Treffen zustande. Das Komitee beschloss, das eingeklagte Geld aus den bereits gezeichneten, aber nicht eingegangenen Beiträgen zum Denkmal aufzubringen. Der Kassierer, Posthalter Höver, bekam den undankbaren Auftrag, die Scherflein einzutreiben.¹⁵⁰ Reifenrath selbst blieb im Amt. Im Januar 1849 kam es dann aber doch noch zu einer

¹⁴³ Intelligenz-Blatt vom 22. Juni 1849 (wie Anm. 135); Jung, Geschichte (wie Anm. 3), Teil 1, Sp. 2.

¹⁴⁴ Die Rechnung vom 25. Dezember 1841 über 20 Taler 20 Silbergroschen und ein zweites Exemplar, zugestellt am 20. März 1846, in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹⁴⁵ Reifenrath an Anwalt Schwartz (Konzept), Hilchenbach 14. Mai 1847. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹⁴⁶ Klageschrift vom 9. März 1848, aufgesetzt von Anwalt Schwartz. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹⁴⁷ LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹⁴⁸ Einladung Reifenraths vom 1. September 1848. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹⁴⁹ Einladung Reifenraths vom 21. September 1848. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹⁵⁰ Notiz Reifenraths über den Beschluss vom 21. September 1848. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

Pfändung.¹⁵¹ Tragisch und auch bezeichnend war jetzt die Situation Reifenraths: Sein Bürgermeisteramt endete 1849, die Pension war nur gering. Er hatte noch unversorgte Kinder und war völlig verarmt. Die pfändbare Habe bestand lediglich aus ein paar einfachen Möbelstücken und – einigen Jung-Stilling-Bänden.¹⁵² Schlimmer als der wirtschaftliche Schaden war für Reifenrath die dramatische Schädigung seines Ansehens. Er hielt es nicht mehr aus in Hilchenbach, plante die Auswanderung nach Amerika und zeigte seinen Immobilienbesitz in der Zeitung zum Verkauf an.¹⁵³

Mit Ausnahme von Wolfzahl und vielleicht noch ein oder zwei anderen Männern schwiegen die Komiteemitglieder. Seinem Stellvertreter, Pfarrer Stähler, schrieb Reifenrath, da das Komitee mehrfachen Einladungen nicht nachgekommen sei, sehe er sich wohl gezwungen, „den Weg der Oeffentlichkeit zu betreten und die Denkmals-Gegenstände, Grundsteine etc. zum Verkaufe ausbieten zu müssen.“¹⁵⁴ Eine Antwort ist nicht überliefert. Der nächste Tiefschlag folgte auf dem Fuße: Rendant Höver legte sein Amt nieder, da die Kasse des vorigen, inzwischen verstorbenen Rendanten Schmidt immer noch nicht in seine Hände gelangt sei und da „weitere Gelder mir nicht geworden sind, um die [...] gegen Sie erhobene Klage damit befriedigen zu können.“ Seine Einschätzung der Lage war vernichtend: „Überhaupt muß ich, da die Sache und der Verein, wie es scheint, nur als von selbst aufgelöst angesehen werden kann, [und] ich als Rendant keine Einnahme noch Ausgabe bis jetzt habe machen können, [...] die Stelle als Rendant niederlegen.“¹⁵⁵

1.6 Streit um das Komitee und Ende des Projektes 1849

In der Not schien sich Ende Januar 1849 ein Rettungsanker zu finden: Der Landrat des Kreises Siegen, Arnold Ludwig von Holtzbrinck,¹⁵⁶ und auch der Superintendent des Kirchenkreises Wittgenstein, Friedrich Philipp

¹⁵¹ Zweitschrift des „Executions Gesuchs“ vom 15. Januar 1849 und Ausführungsverfügung des Land- und Stadtgerichts Hilchenbach vom 17. Januar 1849 in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹⁵² Zu den Vorgängen im Einzelnen und zu den Finanzen des Vereins vgl. Klein, Denkmal (wie Anm. 3), S. 30-33 und S. 35. Das einschlägige Quellenmaterial, hier insbesondere die Aufstellung der pfändbaren Habe vom 28. November 1849, in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹⁵³ Vgl. Intelligenz-Blatt Nr. 11 vom 6. Feb. 1849, S. 63. Chronik Reifenrath (wie Anm. 4), Bd. 1, Teil IV, Kapitel 16.

¹⁵⁴ Reifenrath an Stähler, Hilchenbach 29. Jan. 1849. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹⁵⁵ Höver an Reifenrath, 27. Jan. 1849. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹⁵⁶ Zu Holtzbrinck (1811–1886) vgl. Wilhelm Güthling, Die Landräte des Kreises Siegen von 1817–1919, in: Siegerland 47 (1970), S. 35-43; Walther Hubatsch (Hg.), Grundriß zur deutschen Verwaltungsgeschichte 1815–1945, Bd. 8: Westfalen, Marburg 1980, S. 303.

Schmidt,¹⁵⁷ erklärten auf Bitten Reifenraths und Wolfzahls ihre Bereitschaft, sich für das Denkmal einzusetzen.¹⁵⁸ Von Holtzbrinck, der mit seinem ungeschickten Verhalten in den spannungsgeladenen Monaten des Vorjahres viele Sympathien im Siegerland verspielt hatte,¹⁵⁹ sah im Einsatz für das Denkmal vielleicht die Chance, Punkte bei den Kreiseingesessenen wettzumachen.

Wieder einmal wurde nun offensiv Werbung für das Denkmal gemacht. Überliefert sind die Schriftwechsel des Komitees mit der Berleburger Superintendentur. Die Papiere geben Aufschluss über die Gedanken und Motive, die die Verantwortlichen zu dieser Zeit umtrieben. Am 4. Februar hatte ein Komiteemitglied Superintendent Schmidt aus Laasphe mit der Bitte angesprochen, in seinem Sprengel Werbung zu machen. Schmidt sagte zu, woraufhin ihm das Komitee einen längeren Brief schrieb. Darin heißt es, man wolle sich nicht von Schwierigkeiten aufhalten lassen. Ähnlich wie es Stilling in seinem Lebensgang erfahren habe, vertraue man auf Gottes Fügung, mit deren Hilfe das Projekt gelingen werde. Man wolle nun tatkräftiger als früher ans Werk gehen und überregional um Geld werben. Der Anfang sollte aber in der Region gemacht werden, aus der Stilling stammte. Dahinter stand die Hoffnung, die Einwohner des Siegerlandes und Wittgensteins würden dem restlichen Preußen und anderen Gegenden mit gutem Beispiel vorangehen. In Wittgenstein setzte man besondere Hoffnungen in den Feudinger Pfarrer Vogel,¹⁶⁰ dessen Frau, eine geborene Jung, mit Stilling verwandt war. Die Briefschreiber erwähnen auch, dass Damen aus dem Siegerland versuchten, das Projekt mit Handarbeiten zu fördern.¹⁶¹ Schmidt entsprach der Bitte, fand allerdings keine nennenswerte Resonanz in seinem Sprengel. Nur vier Kirchengemeinden trugen etwas bei.¹⁶² Im Oktober 1849 reichte er, offenkundig in Unkenntnis der neuen Situation im Stillingkomitee, die kläglichen Sammelergebnisse in Höhe von

¹⁵⁷ Zu Schmidt (1797–1885) vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 18), Nr. 5492 (S. 443).

¹⁵⁸ Dankschreiben des Komitees an Landrat von Holtzbrinck für die mündlich erklärte Bereitschaft zur Mitarbeit, Hilchenbach 31. Jan. 1849. LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 29r/v. Unter dem 17. Februar 1849 antwortete von Holtzbrinck, lud zu einer Versammlung am 19. Februar ein und schrieb: „ich bin nicht allein bereit, mich durch einen entsprechenden Beitrag an dem Denkmal für Jung-Stilling zu beteiligen, sondern werde mich auch mit aller Kraft für die endliche Ausführung interessieren.“ LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹⁵⁹ Vgl. dazu ausführlich Reininghaus, Kreis Siegen (wie Anm. 139).

¹⁶⁰ Zu Friedrich Christian Karl Vogel (1800–1882) vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 18), Nr. 6542 (S. 527). Vogel hatte 1826 in Saarbrücken Marianne Jung geheiratet.

¹⁶¹ Stillingkomitee (Unterschriften Reifenrath, Wolfzahl und drei weitere, nicht lesbare), Hilchenbach 4. Feb. 1849, an Superintendent Schmidt in Laasphe. AdKW, KG Bad Berleburg 34,4. Vgl. Anhang 9.

¹⁶² Superintendent Schmidt hatte 15 Silbergroschen gesammelt, Pfarrer Vogel aus Feudingen 1 Taler, Pfarrer Esselen aus Raumland 10 Silbergroschen und Pfarrer Goebel aus Weidenhausen weitere 10 Sgr. Vgl. dazu den Vermerk Schmidts am Ende des Schreibens des Stillingkomitees vom 4. Februar 1849 AdKW, KG Bad Berleburg 34,4.

2 Talern und 5 Silbergroschen zu Händen des Bürgermeisters Reifenrath ein.¹⁶³ Reifenrath bedankte sich Mitte Oktober trotz des kümmerlichen Sümchens noch herzlich bei Schmidt.¹⁶⁴ Das Geld verwandte er teilweise zur Zahlung von Gerichtskosten, den Rest übergab er seinem Freund und langjährigen Mitstreiter Joseph Wolfzahl.¹⁶⁵

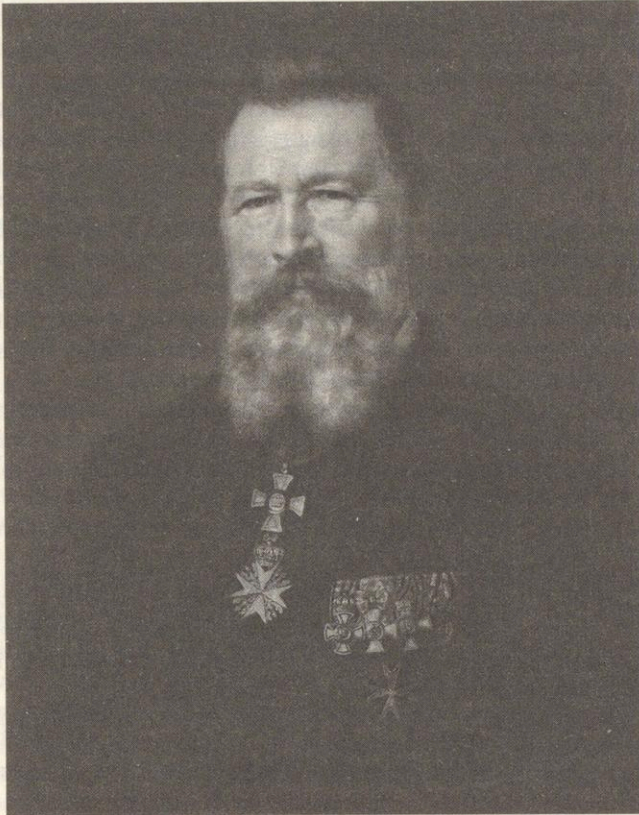


Abb. 11: Landrat Arnold Ludwig von Holtzbrinck (1811–1886)

Bild: Museen Burg Altena.

Fotograf: Jörg Andrees Greuter, Herten

¹⁶³ Superintendent Schmidt an das Stillingkomitee, Laasphe 11. Okt. 1849. AdKW, KG Bad Berleburg 34,4.

¹⁶⁴ Bürgermeister Reifenrath an Superintendent Schmidt, Hilchenbach 14. Okt. 1849. Wie vorige Anm.

¹⁶⁵ Handschriftliche Notiz Reifenraths am unteren Rand der Besitzaufstellung, die er mit seinem Sohn Justus am 28. November 1849 erstellte. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

Parallel zu dieser Wittgensteiner Episode spitzte sich die Sachlage im Siegerland bereits im Februar 1849 zu. Am 19., zwei Wochen nach dem optimistischen Schreiben an Schmidt, versammelte sich das Komitee in Hilchenbach.¹⁶⁶ An seine Spitze setzte sich jetzt Landrat von Holtzbrinck. Man definierte sich als neu gegründeter Verein, der es ablehnte, die Ausstände des Vorgängervereins zu regeln. Begründet wurde das damit, dass auch ohne die umstrittene Lieferung von Steinen für die Grundsteinlegung die Kasse, deren Herausgabe Reifenrath und Wolfzahl wenige Tage zuvor von den Erben des verstorbenen früheren Rendanten erzwungen hatten,¹⁶⁷ schon defizitär war. Als Verantwortlichen machte man Reifenrath aus, der unwirtschaftlich mit den Geldern umgegangen sei. Als Reifenrath auf die immer noch offene Angelegenheit der Steinrechnung von 1840 zu sprechen kommen wollte, unterband Landrat von Holtzbrinck trotz Widerspruch einiger Anwesender die Diskussion dieses Punktes mit dem Bemerkten, das gehe den neuen Verein nichts an.¹⁶⁸ Tief getroffen verließ Reifenrath sofort die Örtlichkeit.¹⁶⁹ Das Verhalten des Komitees und seines neuen Vorsitzenden wirkt angesichts der personellen Übereinstimmungen des alten und des neuen „Vereins“ ausgesprochen seltsam. Offenbar ging es jetzt darum, um jeden Preis einen Schnitt zu setzen.

Reifenrath hatte für die Sitzung eine umfassende Ansprache vorbereitet, in der er die Geschichte des Denkmalbaus wortreich rekapitulieren und seine Freude über die Initiative des Landrates ausdrücken wollte. Das habe sein „von vielen Mißgeschicken, Trüb- und Drangsalen und Verfolgung schwer gedrücktes Herz wieder mit der im Herrn freudig thränenden Hoffnung“ aufgerichtet, „daß gute Zwecke nicht untergehen.“ Den Hauptteil der Rede wollte er mit einem „fröhlichen Glückauf: daß Jung-Stillings Denkmal bald mit Preußens Verfassung erstehen möge“, schließen.¹⁷⁰ Doch Reifenrath kam durch die geschilderten Umstände nicht dazu, die wohlgeählten Worte zu sprechen. In den Akten findet sich auch ein nach der peinlichen Sitzung verfasster Entwurf zu einem Rechtfertigungsschreiben, in dem er die Hauptschuld an der Situation dem seinerzeitigen Bauinspektor Althof zuschob, der die Steine-Rechnung nicht korrekt beim Komitee

¹⁶⁶ Zur Einladung des Landrats s.o. Anm. 158. Das Schreiben wurde am 18. Februar 1849 von Reifenrath vervielfältigt und an die Komiteemitglieder weitergeleitet. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹⁶⁷ Reifenrath und Wolfzahl an Kommunalempfänger Schmidt, Hilchenbach 1. Feb. 1849. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹⁶⁸ Vgl. hierzu den Bericht Friedrich Reifenraths (als Verfasser nicht genannt) im Intelligenz-Blatt für die Kreise Siegen, Wittgenstein und Altenkirchen, Nr. 50, vom 22. Juni 1849, S. 285-287.

¹⁶⁹ Vgl. hierzu den Bericht Friedrich Reifenraths im Intelligenz-Blatt (wie vorige Anm.).

¹⁷⁰ Redemanuskript von Reifenrath. Am oberen Rand des ersten Blattes von Reifenraths Hand die Bleistiftnotiz: „Umstände wegen 19/2 nicht abgehalten.“ LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

abgerechnet habe: „[W]er trägt nun die Schuld dieser Fehde, welche allein auf einer bekannten Inconsequenz eines Einzigen von Einfluß“ beruhte?¹⁷¹

Das Komitee ließ den alten Mann also im Regen stehen. Nur einige Freunde hielten zu ihm. Rührend sind die Bemühungen von Wolfzahl, der die Kläger noch im November 1849 zu einer weiteren Aufschiebung der Pfändung überredete und Hilchenbacher Damen animierte, Handarbeiten zur Finanzierung der immer noch nicht bezahlten Steine anzufertigen.¹⁷² Die Forderungen der Kläger wurden im November 1849 von Reifenraths Sohn Justus beglichen, die Familie gab aber nicht die Absicht auf, sich das Geld vom Denkmalskomitee erstatten zu lassen.¹⁷³

Wie ein Donnerschlag beendete 1849 eine heftige Auseinandersetzung in der Zeitung die verfahrenre Situation. Kontrahenten waren der Sohn Johann Heinrich Reifenraths, der Abiturient und angehende Student der Theologie Friedrich Reifenrath,¹⁷⁴ und das Denkmalskomitee. Friedrich Reifenrath war nach Hilchenbach zurückgekehrt, um seinem Vater in dessen prekärer Lage beizustehen. Im „Intelligenzblatt“ schaltete er einen Beitrag, in dem er Rechenschaft forderte und dem Denkmalskomitee voller Empörung vorwarf, seinen Vater im Stich gelassen zu haben:

„Einsender verlangt von dem dermalen bestehenden Denkmals-Comité, das sich unter Leitung des Herrn Landraths von Holzbrinck zu Anfang dieses Jahres neu zusammengesetzt hat, eine öffentliche Verantwortung über eine Handlung, mit der jener Verein seine Wirksamkeit begonnen hat, die nichts weniger als Stillings Geist zu verrathen scheint.

Der bisherige Vorsitzende des Vereins, Herr Bürgermeister Reifenrath, hatte an den Herrn Landrath die Bitte gestellt, sich der löblichen Sache für die Zukunft eifrigst anzunehmen, da er selbst, wegen vorgerückten Alters und seiner Verhältnisse nicht im Stande sei, der Sache die Theilnahme zu widmen, welche zu einem endlichen Gedeihen führen könne, das herbeizuführen der Herr Landrath durch vielseitigeren Einfluß und jugendlichere Kräfte eher geeignet scheine. Die zu dem Ende zusammenberufenen, aber kaum zur Hälfte erschienenen Vereins-Mitglieder ordneten sich dem neuen Vorsitz unter; aber anstatt mit den noch fälligen, gezeichneten Geldern oder dem Bestande des Vereins auch die Schulden desselben zu übernehmen, nahm man weder von der deshalbigen Forderung des seitherigen Vorsitzers und der offenen Befürwortung des Herrn Hermann Hüttenhein und anderer, noch wie ebenfalls verlangt, von der freiwilligen Verzichtleistung auf den Vorsitz Vorwort im Protokoll; sondern überließ die Schulden mit

¹⁷¹ Undatierte Notizen Reifenraths zum Jahr 1849. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹⁷² Wolfzahl an Reifenrath, Allenbach 1. Nov. 1849. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹⁷³ Vgl. die Besitzaufstellung Reifenraths vom 28. November 1849 und sein Konzept für einen Brief an Unbekannt vom 29. November 1849. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

¹⁷⁴ Zu Hermann Friedrich Heinrich Reifenrath (1828–1904) vgl. Bauks (wie Anm. 18), Nr. 4988 (S. 402), und Chronik Reifenrath, Bd. 2 (wie Anm. 4).

dem Bemerken, daß derartige Sachen den Verein nichts angingen, dem ohnehin schon vielfach gedrückten Herrn Bürgermeister, der sich genöthigt sehen wird, bei Vollziehung der schon befohlenen Pfändung dem Executor¹⁷⁵ das Denkmal anzuweisen.

Cum Jesuitis, non cum Jesu itis.¹⁷⁶

Hilchenbach, den 17. Mai 1849.

Ein Feind von Ungerechtigkeiten."¹⁷⁷

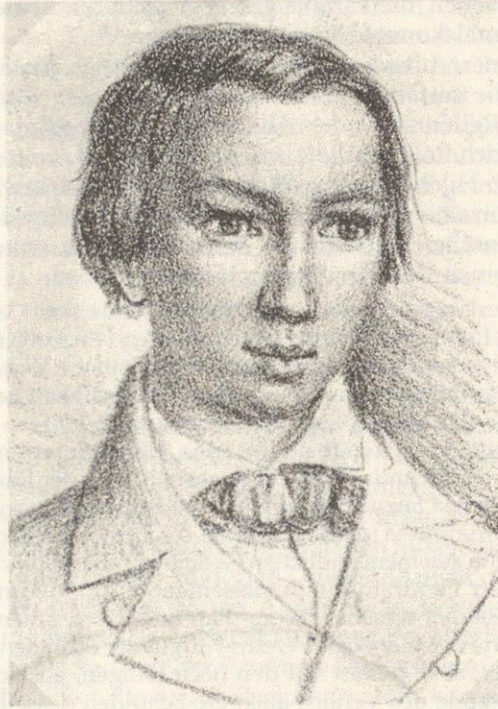


Abb. 12: Friedrich Reifenrath (1828–1904)
als Student in Halle, 1850 oder 1851
LAV NRW W, Chronik Reifenrath

¹⁷⁵ Lateinisch: Gerichtsvollzieher.

¹⁷⁶ Lateinisch: Ihr geht nicht mit Jesus, sondern mit Jesuiten. Klein, Denkmal (wie Anm. 3), S. 34, druckt ohne Quellenangabe einen leicht variierten Text, an dessen Ende steht: „Cum infinitis, non cum Jesu itis“ (Ihr geht mit Unvollkommenen, nicht mit Jesus).

¹⁷⁷ Intelligenz-Blatt für die Kreise Siegen, Wittgenstein und Altenkirchen, Nr. 41 vom 22. Mai 1849, S. 242. Konzept von der Hand Friedrich Reifenraths in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2. Leicht variiertes Druck (ohne Quellenangabe) bei Klein, Denkmal (wie Anm. 3), S. 34.

Das war eine mutig gerittene Attacke, wenn man bedenkt, dass der Kopf der Angegriffenen ein preußischer Landrat war! Friedrich Reifenrath zeigt sich hier als Kind seiner Zeit. Die 1848er Revolution hatte er sehr wach von Schulpforta aus beobachtet. Seine Briefe aus dieser Zeit zeigen ihn als gemäßigten, dem bisherigen politischen System und seinen Vertretern gegenüber aber durchaus kritisch eingestellten jungen Mann.¹⁷⁸ Dass kritische Themen über die Zeitung erfolgreich in die Öffentlichkeit zu bringen waren, hatte die politische „Schlamm Schlacht“ des Jahres 1848 eindrücklich bewiesen.¹⁷⁹ Das Komitee konterte, es sei „unter seiner Würde, dem Einsender hierauf zu antworten“, lieferte dann aber doch „zur Beurtheilung dem Publikum [...] das wahre Sachverhältniß“. Es berichtete von der Sitzung am 19. Februar wie folgt:

„Nach längerer Erörterung entschloß man sich, einen abermaligen Versuch [...] machen und einen neuen Verein zu gründen, der sich den Grundsatz an die Spitze zu stellen habe, nicht eher Geldbeiträge zu erheben, sondern nur auf deren Zeichnung hinzuwirken, bis die völlige Ausführung gesichert sei.“

Diesem Entschluss sei eine Prüfung der Akten und der Kasse gefolgt, die also ein Defizit von 4 Talern, 7 Silbergroschen und 11 Pfennigen aufgewiesen habe – und damit dasselbe ergeben habe, was man schon 1846 ermittelt habe. Dazu heißt es weiter:

„Die Versammlung überzeugte sich hieraus, daß die Mittel des alten Vereins unwirtschaftlich und einseitig von dem Präses verwendet worden seien.

Aus diesem Grunde und beim Mangel aller Fonds konnte der neue Verein keine Schulden des alten übernehmen, am allerwenigsten aber solche, die nicht in der Rechnung vorkommen und die erst nach Constituirung des neuen Vereins von dem Präses des alten beansprucht wurden.

Der neue Verein muß es dem Vorstande des früheren lediglich überlassen, ob diese Schulden gerechtfertigt sind und wie sie gedeckt werden sollen. [...]“¹⁸⁰

Reifenrath junior reagierte mit einem weitschweifigen Zeitungsartikel, der wichtige Meilensteine der Denkmalgeschichte Revue passieren lässt und damit zu belegen sucht, dass die Erklärung des Denkmalkomitees vom 26. Mai 1849 „leerer Schein, Lug und Trug sei“. Zu Recht wirft er die Frage auf, ob man sich einfach so als neuer Verein habe bezeichnen dürfen: „Daß aber der jetzt bestehende Verein nicht aus der Minderheit eines früheren Vereins erwachsen und darum kein *neuer* Verein ist, beweist der Umstand,

¹⁷⁸ Chronik Reifenrath (wie Anm. 4), Bd. 2, Kapitel II mit den zugehörigen Dokumenten. Reininghaus, Kreis Siegen (wie Anm. 139), S. 37.

¹⁸⁰ Stellungnahme vom 26. Mai 1849 in: Intelligenz-Blatt für die Kreise Siegen, Wittgenstein und Altenkirchen, Nr. 44, vom 1. Juni 1849, S. 261. Unterschrieben war die Zusage: von Holtzbrinck, Bock, Dr. Romberg, Klein, Setzer, Kocher, Solms, Hüttenhein, Schmitt, Just, Höver, Wolfzahl.

daß laut den am 19. Febr[uar] d[ieses] J[ahres] gepflogenen Verhandlungen alle früheren Mitglieder beibehalten und die Stellvertreter rechte Mitglieder geworden sind.“¹⁸¹

Den bisherigen Mitstreitern seines Vaters warf er – nicht zu Unrecht – defizitäres Engagement vor. In der Tat legte er damit den Finger in eine offene Wunde: Es war nicht zu leugnen, dass gegebene Versprechen nicht eingehalten worden waren. Bauinspektor Althof hatte über Jahre hinweg die versprochenen Entwürfe nicht geliefert, Pfarrer Stähler nicht die Vereinsstatuten. Man hatte auch versprochen, das aus der Grundsteinlegung herrührende finanzielle Defizit auszugleichen, was aber nicht gelungen war. Da das Komitee meist nicht handlungsfähig gewesen sei (so Friedrich Reifenrath), habe der Bürgermeister die notwendigen Dinge in eigener Verantwortung erledigt, was man ihm nun als Misswirtschaft ankreide. Am Ende lasse man seinen Vater nicht nur im Stich, sondern versuche auch, sich seine Ideen zu eigen zu machen, sich auf seine Kosten zu profilieren und ihn um seine Verdienste zu betrügen. Überhaupt habe Reifenrath senior in den letzten Jahren viel mit Neid, übler Nachrede und Rufmord zu kämpfen gehabt. Dazu gehörte seiner Meinung nach auch, dass inzwischen in Vergessenheit geraten war, dass sein Vater den Straßenbau bis zur Lützel ermöglicht und damit das Fundament für alle bisherigen Denkmalplanungen gelegt habe: „Daß die Ersparung von 300.000 Th[a]l[e]r Grundsteuer! für den Kreis die Folge der mühseligsten, langjährigen Arbeiten und der heftigsten Debatten des Bürgermeisters Reifenrath bei der Steuer-Commission in Arnsberg ist, das klingt dem Siegerländer wohl wie Märchen- und Sagenklang.“ Des Reifenrath jun. vernichtendes Fazit dürfte an die Adresse des Landrats gerichtet gewesen sein: „Ein jüngerer, fremdes Geschlecht ist erwasen, aufstrebend in eigensinnigem Trotz, dem es, um selbst hoch dazustehen in erborgtem Glanze, nicht darauf ankommt, das Glück ganzer Familien zu Grunde zu richten.“¹⁸² Vermutlich um diese Zeit entstand auch ein zehnstrophiges Gedicht, das Friedrich Reifenrath auf seinen Vater schrieb und das folgende Verse enthielt:

„Schwer und oftmals hast Du kämpfen müssen
Mit dem Unrecht dieser argen Welt,
und, wo du dem Recht das Wort gesprochen,
hat man dir die Mühe oft vergällt.

¹⁸¹ Intelligenz-Blatt für die Kreise Siegen, Wittgenstein und Altenkirchen, Nr. 50, vom 22. Juni 1849, S. 286.

¹⁸² Zu den vorangegangenen Absätzen vgl. Intelligenz-Blatt für die Kreise Siegen, Wittgenstein und Altenkirchen, Nr. 50, vom 22. Juni 1849, S. 285-287; Zitat S. 286f.

Aber Gott hat dich im Streit gehalten,
denn die Wahrheit war dein starkes Schwert,
und als Sieger über böse Arglist
bist du stets vom Kampfe heimgekehrt.“¹⁸³

Auch wenn sich einige Details von Friedrich Reifenraths Zeitungsartikel nicht mehr sachlich nachvollziehen und beurteilen lassen, so handelt es sich doch um eine mutige Generalabrechnung mit dem Landrat und den früheren Weggefährten seines Vaters. Der Schlag hatte so gut gegessen, dass das Komitee – um einen Verein handelte es sich, auch wenn diese Vokabel zuletzt alle Beteiligten immer wieder in den Mund genommen worden war, definitiv nicht – seine Aktivitäten ganz einstellte. Fünfzehn Jahre lang blieb es danach weitgehend still um das Denkmal.

1.7 Interim 1849–1864

Nach der Auseinandersetzung zwischen dem Komitee und Friedrich Reifenrath deckte sich zwar über das Stilling-Komitee und dessen Protagonisten erst einmal das Mäntelchen des Schweigens, das Thema „Jung-Stilling“ war damit aber im Siegerland durchaus nicht vergessen. Seine autobiographischen Schriften wurden immer noch viel gelesen,¹⁸⁴ und das Intelligenzblatt berichtete in unregelmäßigen Abständen über die aktuelle Rezeption Stillings in der Forschung. So wurde die Position von Georg Gottfried Gervinus vorgestellt, der Stilling 1842 in seiner „Geschichte der poetischen National-Literatur“ als aufklärungsfeindlichen Pietisten dargestellt hatte, ebenso die verhalten kritische, eher differenzierte Haltung, die Heinrich Gelzer in seinem Buch über die „deutsche poetische Literatur“ vertreten hatte.¹⁸⁵ 1849, parallel zu dem Pressekrieg zwischen Denkmalkomitee und Friedrich Reifenrath, wurde das Urteil des Junghegelianers Arnold Ruge referiert, der Stilling in die Nähe des Königsberger Mystikers Johann Georg Hamann rückte: „Obgleich eine naivere, reinere und bei Weitem nicht so widerspruchsvolle Natur [...], hat er doch mit demselben in manchen Stücken eine Aehnlichkeit, die nur aus den gemeinsamen Zeiteinflüssen zu

¹⁸³ Friedrich Reifenrath, Dem Vater. Aus der Gedichtsammlung „22. März 1897“. Hier wiedergegeben nach: Chronik Reifenrath (wie Anm. 4), Bd. 2, Dokument 1 zu Kapitel III. Zum Jahr 1849 als Entstehungsdatum vgl. Kapitel III, S. 4.

¹⁸⁴ Kreck, Jung-Stilling (wie Anm. 55), Sp. 638.

¹⁸⁵ Anonym und unter dem Titel „Jung-Stilling“ erschienen Äußerungen zu Gelzer in: Intelligenz-Blatt, Nr. 1 vom 5. Jan. 1844, S. 2-3; Nr. 2 vom 12. Jan. 1844, S. 9-10; Nr. 3 vom 19. Jan. 1844, S. 17-18; Nr. 4 vom 26. Jan. 1844, S. 25-26; Nr. 5 vom 2. Feb. 1844, S. 33-34. Ebenso zu Gervinus in: Intelligenz-Blatt Nr. 6 vom 9. Feb. 1844, S. 45-46; Nr. 7 vom 16. Feb. 1844, S. 53-54, und Nr. 8 vom 23. Feb. 1844, S. 63-64. Zu Gervinus' Urteil über Stilling vgl.: Georg Gottfried Gervinus, Neuere Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, 2. Teil, Von Göthes Jugend bis zur Zeit der Befreiungskriege [...], Leipzig 1842, S. 268-276. Zu Gelzer: [Johann] Heinrich Gelzer, Die deutsche poetische Literatur seit Klopstock und Lessing. Nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten, Leipzig 1841, S. 187-202.

erklären ist.¹⁸⁶ Für Stilling sei eine Hamann ähnliche Aufklärungsfeindlichkeit charakteristisch sowie „die Lust an grotesken Ideen und dem Selbstgenuß in lebhafter Empfindung.“¹⁸⁷ Der anonym gebliebene Kolumnist hob ausdrücklich hervor, dass er diese Auffassungen nicht teile, und forderte, endlich eine sachliche und unparteiische Stilling-Biographie zu verfassen.¹⁸⁸ 1852 echauffierte sich das Siegerland über die Publikation des abfälligen Urteils, das der liberale Historiker Friedrich Christoph Schlosser acht Jahre zuvor in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts über Stilling gefällt hatte.¹⁸⁹ Eine Verbindung dieser Aktivitäten in der Presse zu dem Denkmal suchen wir vergeblich, immerhin bleibt aber festzustellen, dass die Zeitungsleser des Siegerlandes auf diese Weise auf der Höhe der Stillingdiskussion gehalten wurden.¹⁹⁰ Das Denkmal brachte erst 1853 ein Unbekannter mit einer Zeitungsanzeige wieder in Erinnerung:

¹⁸⁶ Intelligenz-Blatt für die Kreise Siegen, Wittgenstein und Altenkirchen, Nr. 36, vom 4. Mai 1849, S. 209-210; Zitat S. 209. Fortsetzung in Nr. 43 vom 29. Mai 1849, S. 254-255. Der Artikel enthält wörtliche Zitate und summarische Wiedergaben aus Ruges „Geschichte der deutschen Poesie und Philosophie seit Lessing“, in: Arnold Ruge's sämtliche Werke, 2. Auflage, Teil 1, Mannheim 1847, S. 64-71. Er ist insofern missverständlich, als er auf Arnold Ruge als Herausgeber der „Deutschen Jahrbücher“ verweist und nicht auf den eigentlich zitierten Titel.

¹⁸⁷ Intelligenz-Blatt für die Kreise Siegen, Wittgenstein und Altenkirchen, Nr. 43, vom 29. Mai 1849, S. 254f.

¹⁸⁸ Intelligenz-Blatt für die Kreise Siegen, Wittgenstein und Altenkirchen, Nr. 36, vom 4. Mai 1849, S. 209.

¹⁸⁹ Intelligenz-Blatt Nr. 37 von 1852. Die Ausgabe lag mir nicht vor. Schlosser hatte im vierten Band seiner „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs“, Heidelberg 1844, Jung-Stillings Werke als „wunderliche Produkte“ einer naiven Mystik abgetan (S. 220), jenseits der „Gränze eines Gebiets, wo aller Verstand verstummt“, die den Leser „in den Mond“ führe (S. 225). Stilling wird von ihm als ein Mann charakterisiert, der sich mit „Augenquacksalberei abgab, bis er endlich Staatsökonom wurde.“ Seine Bedeutung verdanke er ausschließlich dem Umgang mit Goethe, Herder und Lavater. Von ihnen sei er „zu einer Bedeutung unter unserer Nation gebracht, die mehr auf seinen sonderbaren Schicksalen und auf der in ihm personificirten und später im idyllischen und sentimental Styl seiner Zeit vorgetragenen Denkart und Lebensweise einer gewissen Classe unseres geringen Volkes, als auf irgend einer ausgezeichneten Geiteseigenschaft beruhte“ (S. 250). Seine Frömmigkeit sei eine rückständige, typisch westfälische, gewesen, die in ihrer Ehrlichkeit und Romantik anziehend auf Goethe und Herder gewirkt habe (S. 251). Immerhin sei Stillings „Leben und Wanderschaft“ „trotz des elenden Styls, der durchaus unedlen Sprache“ von einigem Wert (S. 251f.). Empörte Reaktionen darauf finden sich im Intelligenz-Blatt Nr. 39 vom 14. Mai 1852, S. 213-214; Nr. 40 vom 18. Mai 1852, S. 222 (Autor: „Ein Arzt im Siegerland“, vermutlich der Hilchenbacher Dr. Romberg), und Nr. 42 vom 25. Mai 1852, S. 234. Schließlich in Nr. 43 vom 28. Mai 1852, S. 241.

¹⁹⁰ Zur Rezeption der Schriften Stillings im 19. Jahrhundert vgl. Schwinge, Jung-Stilling als Erbauungsschriftsteller (wie Anm. 8), S. 319-322. Er lässt die Rezeption allerdings nicht mit Gervinus (1842), sondern erst mit Gelzer einsetzen.

„Was ist wohl die Ursache, daß das Jungs [!], genannt Stillings Denkmal, wozu schon vor langen Jahren der Grundstein auf eine feierliche Art und Weise gelegt worden, bis jetzt anscheinend ganz vergessen ist?

Ein Freund von Stilling

d[en] 22. November 1853.“¹⁹¹

1854 ätzte August Horn in seiner auf Anregung seines Freundes Levin Schücking entstandenen Reisebeschreibung des Siegtales über den seiner Meinung nach extrem empfindsamen Stilling, dessen „psychologisches Leben [...] bekanntlich noch abenteuerlicher als seine äußerliche Carriere“ gewesen sei, wie auch über die Siegerländer, die nicht einmal ein Denkmal für ihren prominenten Landsmann zuwege bekämen:

„Die Dorfbewohner [von Grund] studiren nun in den langen Winterabenden seine mystischen Schriften, von welchen der Verleger der armen Gemeinde ein Exemplar geschenkt hat. Dem reichen Siegener Kreise aber mögten wir gern einmal die donnernde Ode Platens an die undankbaren Florentiner¹⁹² entgegenrufen; denn selbst das namhafte Geschenk eines Ausländers, des verstorbenen edlen von Vincke, hat die Siegerer bis jetzt noch nicht zur Ausführung eines kleinen Denkmals für ihren großen Landsmann bestimmen können: 107.986 Tonnen Eisenerze allein lieferten ihnen im verflossenen Jahre ihre hiesigen Gruben, – für Jung Stilling hatten sie keinen Centner davon übrig!“¹⁹³

Horn schließt sein Buch mit einer ironiegeladenen Beschreibung der Situation an der Kronprinzeneiche:

„Zur Chaussee zurückgekehrt, gelangen wir [...] an die Königseiche, welche von dem jetzigen Könige 1833 auf einer Reise von Berleburg nach Müsen gepflanzt wurde. Die Eiche ist mit einem 6 Fuß hohen Eisengitter umgeben, und der umliegende freie Platz wird jetzt zur Feier von Volks-, namentlich Schützenfesten, benutzt. Gegenüber auf einem kleinen freien Plätzchen spukt das vorhin erwähnte Project des Jung-Stilling-Denkmal in verkörperungsbedürftigen Aengsten: das Zeichen ist ein schwarz-weißer Pfahl zwischen Tannen (nicht mit dem Denkmale selbst zu verwechseln).“¹⁹⁴

1860 erschien in der Lokalpresse ein Aufsatz „Jung-Stillings-Denkmal“, in dem vorgeschlagen wurde, einen „Jung-Stilling-Fond[s] als Denkmal“ zu

¹⁹¹ Intelligenz-Blatt vom 22. Nov. 1853.

¹⁹² Florenz [Ode], in: Gesammelte Werke des Grafen August von Platen [...], Stuttgart/Tübingen 1839, S. 107. In der Ode besingt Platen den Reichtum und die Kunstschätze von Florenz.

¹⁹³ August Horn, Das Siegthal von der Mündung des Flusses bis zur Quelle in seinen historischen und socialen Beziehungen. Zugleich als Führer für Siegreisende, Bonn 1854, S. 174. Zur Freundschaft zwischen Horn und Schücking sowie dessen Rolle beim Entstehen des Buchs s. das Vorwort, S. IV.

¹⁹⁴ A.a.O., S. 177.

bilden, der dem in Planung befindlichen Lehrerseminar in Hilchenbach zugute kommen könne.¹⁹⁵ Zwei Jahre danach fanden die Leser des Intelligenzblattes in einer Beilage einen Artikel „Jung Stilling's Denkmal“. Der anonyme Verfasser erinnerte an die ein Vierteljahrhundert zurückliegende Grundsteinlegungsfeier und beklagte, dass die große Idee inzwischen vergessen sei: „Wie die anfangs über dem Grundsteine aufgerichtete und die Bedeutung des Ortes bezeichnende Holzsäule längst umgestürzt und vielleicht in dem Waldfeuer einer Landstreicherbande in Asche zerfallen ist, so ist die schöne Idee der Errichtung eines Monuments anscheinend spurlos verschwunden.“ Der Verfasser nimmt die kurz zuvor erfolgte Errichtung des Lessingdenkmals in Kamenz zum Anlass, den Faden des Stillingprojekts erneut und in bescheidenen Formen aufzunehmen. Anders als früher könne man nun mit Hilfe der modernen Technik erst ein Modell erstellen lassen und ein Gipsmodell für die später in Metall zu gießende Büste anschaffen. Die Organisation solle (wie früher) ein neu zu gründendes Komitee übernehmen.¹⁹⁶

Mittlerweile war das Denkmal zur Zielscheibe des spöttischen Volksmundes geworden. Auf die Frage des Hilchenbacher Amtsdieners, wie er sich in einer Konfliktsituation zu verhalten habe, soll Karl Wilhelm Krämer,¹⁹⁷ Ehrenbürgermeister Hilchenbachs von 1862 bis 1873, mit folgenden Worten zur Ruhe gemahnt haben: „Auf alle Fälle darf kein Schrankenwärter mehr verprügelt werden – darf das Stillingdenkmal nicht wieder vorzeitig enthüllt werden.“¹⁹⁸ Solche Sprüche machten die Wiederaufnahme der Denkmalidee sicher nicht einfacher.

1.8 Neuanfang 1864

1864 ergriff Ludwig Karl Stahlschmidt,¹⁹⁹ Stahlfabrikant, Hütteninspektor und Bürgermeister in Ferndorf, bekannt durch einige Fachpublikationen über das Siegensche Montanwesen,²⁰⁰ die Initiative und brachte bei Superintendent Karl Kreutz²⁰¹ das Denkmal in Erinnerung: „Es drängte mich aus Herzens Grund, an die Schuld der Ausführung zu erinnern.“²⁰²

¹⁹⁵ Intelligenz-Blatt vom 27. Apr. 1860.

¹⁹⁶ Beilage zu Nr. 29 des Intelligenz-Blattes [für die Kreise Siegen, Wittgenstein und Altenkirchen] vom 11. Apr. 1862.

¹⁹⁷ Zu Krämer (1831–1876) vgl. Lothar Irle, Siegerländer Persönlichkeiten- und Geschlechterlexikon, Siegen 1974, S. 190.

¹⁹⁸ „Vom Hilchenbacher Stilling-Denkmal“, in: Siegener Zeitung Nr. 128 vom 5. Juni 1937.

¹⁹⁹ Zu Stahlschmidt (1795–1882) vgl. Irle, Persönlichkeiten- und Geschlechterlexikon (wie Anm. 197), S. 328.

²⁰⁰ Nachweis bei Vitt, Siegerländer Bibliographie (wie Anm. 43), Nrr. 1661, 2128, 2129, 2132, 2133, 3881.

²⁰¹ Zu Johannes Karl Kreutz (1712–1894) vgl. Bauks (wie Anm. 18), Nr. 3477 (S. 277).

²⁰² L. K. Stahlschmidt an Superintendent Kreutz, Ferndorf 2. Feb. 1864. AdKK Siegen 263.

Die ersten Schritte zu diesem Neubeginn bleiben im Dunkeln, aber schon im Frühjahr 1865 muss über das neue Denkmalsvorhaben in der Presse berichtet worden sein. Ende April schrieb Robert Schöpp (1829–1870), ein im Wuppertal bekannter Bildhauer aus Elberfeld, an Superintendent Kreutz und berichtete, er habe „jüngst“ von der Absicht, Stilling ein Denkmal zu bauen, in der Zeitung gelesen, und bot seine Dienste an –²⁰³ doch erfolglos.

Im August desselben Jahres betrat ein junger Mann erneut die Bühne, der uns schon als hitzköpfiger Verteidiger seines Vaters begegnet ist: Friedrich Reifenrath, der nun – nach in Halle und Bonn absolviertem Studium der Theologie – als Hilfsprediger in Berleburg die ersten Schritte seines Berufsweges ging. Er war engagiert und (neudeutsch gesprochen) gut im „Networking“. Er hatte, wir haben es anlässlich seiner Attacke gegen den Siegener Landrat 1849 bereits gesehen, keine Kontaktscheu gegenüber Adel und Obrigkeit. Seit seiner Schulzeit war er ein Protegé der Familie von Bodelschwingh, ein Konnex, dem Reifenrath auch seine Stelle als zweiter Pfarrer im wittgensteinischen Berleburg verdankte. Er verstand sich recht gut mit Sophie von Bodelschwingh, einer Schwester des bekannten Aufbauers Bethels Friedrich von Bodelschwingh, die als verheiratete von Oven Landratsgattin in Berleburg war.²⁰⁴

Der junge Reifenrath war beim Ordnen der Papiere seines Vaters auf die Akten des Stillingdenkmals gestoßen. Über den oben erwähnten Gewerken Stahlschmidt spielte er sie Superintendent Kreutz zu und brachte damit die Sache neu ins Rollen. Er schlug ein Treffen vor und bot seine Dienste an. An Stahlschmidt schrieb er voller Elan:

„[...] Ich wollte Ihnen für diesmal mittheilen, daß ich neulich unter den Acten meines Vaters noch allerlei Stillingsacten gefunden habe, u[n]ter a[nderen] eine Verff[ügung] der K[öniglichen] Regierung über S[eine]r Majestät des Königs ‚unmaaßgeblichen‘ Vorschlag in Betreff des Denkmals, sowie einen Plan aus der Feder meines Vaters, wornach im Dorfe Grund eine Anstalt für Blinde und Aspiranten errichtet werden sollte. Wie steht es nun mit dem Comitee? Und wird die Sache weiter betrieben? Wenn kein Comitee mehr besteht, so wäre zu wünschen, daß ein neues gebildet würde, aus Männern, denen die Sache eine Herzensangelegenheit ist. Ich würde auch gern beitreten <und>, wenn dieselbe noch nicht besetzt ist, ganz gern die Stelle eines Secretärs annehmen und auch, wenn dieses gewünscht werden sollte, will's Gott, noch in diesem Herbste eine Collectenreise übernehmen. Wie wäre es, wenn recht bald eine Versammlung von Stillingsfreunden

²⁰³ Bildhauer Robert Schöpp an Superintendent Kreutz in Siegen, Elberfeld, 28. Apr. 1864. AdKK Siegen 263. Eine Antwort ist nicht erhalten, ebenso konnte die Zeitung, auf die er sich beruft, nicht nachgewiesen werden.

²⁰⁴ Zur Verbindung Reifenraths mit den Bodelschwinghs und über seine Berufung nach Berleburg vgl. Chronik Reifenrath (wie Anm. 4), Bd. 2. Kapitel VII, S. 2-4.

nach Lützel ausgeschrieben würde? Von hier aus würde sich unser Landrath wohl auch betheiligen. Ich denke, es käme doch noch etwas im Grund zu Stande, was unseren beiden Kreisen von großem Segen wäre. Ueberlegen Sie die Sache einmal mit dem H[errn] Superintendenten Kreutz oder wer sonst mit Ihnen die Sache in die Hand genommen hat. Meines Erachtens würde es gut sein, einen engeren und einen weiteren Kreis von Comiteemitgliedern zu bilden.“²⁰⁵

Im Spätsommer 1864 besprach man die Angelegenheit anlässlich einer Visite des Siegener Landrats Albert Heinrich von Dörnberg, eines kirchlich interessierten und versierten Mannes, der sich später als Konsistorialpräsident in Ostpreußen einen Namen machen sollte,²⁰⁶ bei seinem Kollegen Julius Adalbert von Oven, dem Landrat des Kreises Wittgenstein in Berleburg.²⁰⁷ Ein zeitgleich nach Berleburg gesandtes Schreiben des Superintendenten Kreutz tat das Seinige.²⁰⁸ Abermals wurden grundsätzliche Punkte neu diskutiert, unter anderem die Sinnggebung der zu gründenden Stiftung.²⁰⁹

²⁰⁵ Friedrich Reifenrath an L. K. Stahlschmidt in Ferndorf, Berleburg 12. Aug. 1864. Von Stahlschmidt an Superintendent Kreutz weitergeleitet am 17. August 1864. Der Brief, so Stahlschmidt, habe ihm „zur Sache viel Freude gemacht. Er [Reifenrath] wird uns ein trefflicher Sammler sein.“ AdKK Siegen 263.

²⁰⁶ Zu Albert Heinrich von Dörnberg (1824–1915) vgl. Güthling, Landräte (wie Anm. 156), S. 35–43; Hubatsch, Grundriß (wie Anm. 156), S. 303; Renkhoff, Nassauische Biographie (wie Anm. 37), S. 142.

²⁰⁷ Zu von Oven (1829–1889) vgl. Hubatsch, Grundriß (wie Anm. 156), S. 329.

²⁰⁸ L. K. Stahlschmidt an Superintendent Kreutz, Ferndorf 16. Okt. 1864: Begeisterung, „wie Ihre vortreffliche Gedanken in Ihrem geehrten Schreiben vom 30. v[origen] M[onats] dort oben in Berleburg so ganz im Geiste Stillings aufgenommen wurden, und ich möchte sagen wunderbar daselbst ankommen musten, als gerade auch unser Herr Landrath (uns ganz unbewust) in B[erleburg] war, den ich neulich erst in seiner humanen und gewandten Geschäftsthätigkeit habe näher kennen lernen; der guten Sache sehr helfen wird.“ AdKK Siegen 263.

²⁰⁹ Ebd. L. K. Stahlschmidt an Superintendent Kreutz, Ferndorf 16. Okt. 1864: „Ob der Zweck der Stiftung ‚armen Blinden‘ oder armen Seminaristen gelten wird, es ist mir gleich lieb. Zu Lützel wird dieser Punct schon in lieblicher Weise festgestellt werden.“

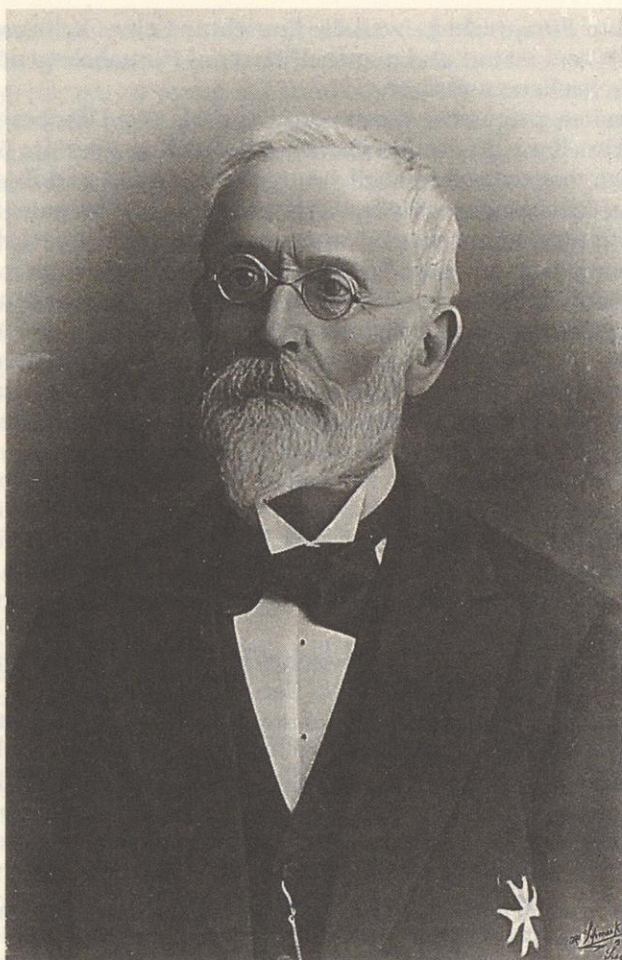


Abb. 13: Landrat Albert Heinrich von Dörnberg (1824–1915)
Bild: Kreisarchiv Siegen

Im Juni 1865 verhandelte die in Laasphe versammelte gemeinsame Pastorkonferenz der Kirchenkreise Siegen und Wittgenstein das Thema. Diese Information ist von Bedeutung, weil uns hier ein ganz frühes Zeugnis für das Zusammengehen der beiden südwestfälischen Kirchenkreise begegnet! Die Versammlung berief eine Kommission, die sich dem zu reanimierenden Stilling-Denkmal-Komitee anschließen sollte. Man plädierte dafür, nahtlos an die bestehenden, 1849 gestrandeten Planungen anzuknüpfen. Die Beschlüsse waren einstimmig, nur die Gründung einer Blindenstiftung

fand nicht nur Fürsprecher – weil die Einrichtung eines Lehrerseminars in Hilchenbach bevorstand und manche Pfarrer es für naheliegender hielten, diese mit Freistellen zu fördern.

Das Komitee ging unter Vorsitz des Landrats von Dörnberg ans Werk und kam schnell zur Sache. Verglichen mit den Komitees der älteren Planungsphasen war es professioneller aufgestellt. Posten und Zuständigkeiten (Vorsitz, Schatzmeister, Sekretär) wurden an kompetente, in Verwaltungs- und Organisationsangelegenheiten geübte Männer vergeben. Deren Stellvertretung war geregelt, so dass Arbeitsfähigkeit immer garantiert war. Ein Verein im Sinne des 1850 vom Gesetzgeber geschaffenen preußischen Vereinsrechtes wurde jedoch nicht gegründet.²¹⁰ Das Komitee beschränkte seine Arbeit auch nicht mehr auf den engeren Einzugsbereich um Hilchenbach – sowohl die Superintenden ten wie die Landräte der Kreise Siegen und Wittgenstein waren Mitglieder, zeitweise stieß auch der Pfarrer von Dillenburg dazu. Ebenso fällt auf, dass der engere geschäftsführende Vorstand nicht mehr wie früher überwiegend mit Honoratioren aus der Siegerländer Wirtschaft besetzt war, sondern ausschließlich mit Pfarrern und Verwaltungsbeamten. Wie die vom Komitee vertriebene Stilling-Literatur und die in dem noch zu beschreibenden Spendenaufruf von 1867 genannte Literatur zeigen, war man auch wissenschaftlich näher am Puls der Zeit als früher.

Finanziell musste völlig neu begonnen werden. „Von früher“ waren noch einige Taler vorhanden, die bei der Familie Vorländer in Weidenau deponiert waren.²¹¹ Woher dieses Plus stammte, wird nicht deutlich.

Abermals wurden die konzeptionellen Karten neu gemischt. Wieder einmal ventilierte man die Frage, wo das Denkmal stehen solle. Im Dezember 1865 schrieb ein aufgeregter Friedrich Reifenrath an Superintendent Kreutz, er habe allerlei Konfuses über den Stand der Dinge vernommen. Unter anderem sei ihm zu Ohren gekommen, „die Hilchenbacher wollten das Denkmal nach Hilchenbach haben. Das wäre doch, nachdem der Grundstein da oben gelegt worden ist, unter Guttheißung – ich sage nicht meines Vaters – des sel[igen] Oberpräsidenten und unseres hochseligen Königs in der Weltgeschichte unerhört.“²¹² Gehör fand diese Intervention nicht.

Im Herbst 1866 bemühte man sich höheren Orts um die Genehmigung, erneut Sammlungen durchführen zu dürfen. Das war komplizierter, als es sich anhört, denn diverse von Superintendent Kreutz und Friedrich Reifenrath aufgesetzte Spendenbitten fanden trotz mehrfacher Redigierung nicht die Gnade des Landrats. Ihm waren die Worte der Theologen offensichtlich

²¹⁰ Vgl. Hans Delius: Das preußische Vereins- und Versammlungsrecht unter besonderer Berücksichtigung des Gesetzes vom 11. März 1850, Berlin 1891.

²¹¹ L. K. Stahlschmidt an Superintendent Kreutz, Ferndorf 2. Feb. 1864. AdKK Siegen 263.

²¹² Reifenrath an Superintendent Kreutz, Berleburg 4. Dez. 1865. AdKK Siegen 263.

geradezu peinlich: „möchte ich wünschen, daß die beiden anl[iegenden] Schriftstücke *ohne* meine Unterschrift abgehen könnten. Die Haltung und Sprache sagt mir gar zu wenig zu[,] und bin ich selbst mit der Orthographie in vielen Punkten nicht einmal einverstanden.“²¹³ Unbeeindruckt davon setzte Reifenrath neben dem Schreiben an den König auch noch Eingaben an Handelsminister von Itzenplitz und Kultusminister von Mühler auf.²¹⁴ Mitte Dezember versandte Kreutz in Siegen die ausgefertigten Schreiben, und am 31. Dezember wurde das an den Kultusminister gegangene Gesuch dem Zivilkabinett des Königs vorgelegt.²¹⁵ Schon wenige Tage später kam von dort nicht nur grünes Licht, sondern auch eine üppige Geldspende Seiner Majestät.²¹⁶ Lediglich die von Reifenrath erbetene Empfehlung von Stillingbiographien durch das Kultusministerium wurde „nach den bestehenden Grundsätzen“ abgelehnt.²¹⁷ Im Februar 1867 setzte man ein Dankschreiben an den König auf und stellte eine Liste der Schriften über Stilling zusammen, die man nun selbst bewerben bzw. in Umlauf bringen wollte.²¹⁸

²¹³ Landrat von Dörnberg an Superintendent Kreutz, Siegen 6. Nov. 1866. AdKK Siegen 263.

²¹⁴ Am 22. Nov. 1866 rechnete Reifenrath für 15 Silbergroschen Reinschriften für Briefe an den König und die beiden Minister ab, die er in Berleburg hatte anfertigen lassen. AdKK Siegen 263.

²¹⁵ Bescheid des Kultusministeriums vom 31. Dez. 1866: LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 38r. Abschrift und Notizen von Superintendent Kreutz dazu: AdKK Siegen 263.

²¹⁶ Reifenrath an Superintendent Kreutz, Berleburg 25. Jan. 1867. AdKK Siegen 263.

²¹⁷ Bescheid des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten vom 31. Dez. 1866. AdKK Siegen 263.

²¹⁸ Superintendent Kreutz an Landrat von Dörnberg, Siegen, 4. Feb. 1867. AdKK Siegen 263. An Stillingschriften wurde ins Auge gefasst:

- „1. Lebensgeschichte, erschienen bei Rieger [= Johann Heinrich Jung's genannt Stilling Lebensgeschichte {...}, 3. Aufl., mit einem Vorwort von Prälat Kapff, Stuttgart 1857].
2. Kurze Bearbeitung derselben seitens des evangelischen Büchervereins in Berlin [= Johann Heinrich Jung's genannt Stilling Lebensgeschichte {...}, Berlin 1865].
3. Erstes Heft der Sonntagsbibliothek von Velhagen und Klasing in Bielefeld durch Bodemann [= Friedrich Wilhelm Bodemann, Züge aus dem Leben des Johann Heinrich Jung, genannt Stilling (Sonntags-Bibliothek 1,[1]), Bielefeld 1850. Eine dritte, vermehrte Auflage erschien 1868].
4. Jung-Stilling als christlicher Volksschriftsteller in den protestantischen Monatsblättern, Juli 1859 [= Max Goebel, Jung-Stilling als christlicher Volksschriftsteller am Ende des achtzehnten und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts (1793–1817), in: Protestantische Monatsblätter für innere Zeitgeschichte 14 (1859), S. 15–71].
5. Jung-Stilling, in den Geschichts- und Lebensbildern in den deutschen Befreiungskriegen, Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses 1865 [= Friedrich Wilhelm Baur, Geschichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen, 2. Bd., Hamburg 1864, S. 208–224.]
6. Jung-Stilling und seine Bedeutung für seine Zeit von Haab [sic!] in den Theol[ogischen] Studien u[nd] Kritiken. 1866, drittes Heft [= E. Gaab, Jung-Stilling und seine Bedeutung für seine Zeit, in: Theologische Studien und Kritiken. Beiträge zur Theologie und Religionswissenschaft, Jg. 1866, Bd. 2, Heft 3, S. 607–638].“

Dem Schreiben an den preußischen König hatte bereits der Entwurf für einen neuen, von Reifenrath junior konzipierten und im Sommer 1866 unter den Komiteemitgliedern abgestimmten Sammelaufwurf beigelegen. Berlin hatte nichts einzuwenden gehabt, nun ging es vor Ort an den Feinschliff.²¹⁹ Ihn übernahmen Superintendent Kreutz aus Siegen und Landrat von Dörnberg. Kreutz meldete, er habe den Entwurf „abgekürzt u[nd] die manirirte Sprache, die nur einem Bruchtheile der Christen genehm u[nd] hier überhaupt nicht angebracht ist, gemildert.“²²⁰ Kurz vor den entscheidenden Sitzungen von Denkmalkomitee und Pfarrkonferenz der beiden Kirchenkreise im Juni 1867 holte Reifenrath, voller Ungeduld, weil der Entwurf mehrere Monate unbearbeitet in Siegen (wohl bei Kreutz) gelegen hatte, auch das Einverständnis der Komitee-Ehrenmitglieder ein.²²¹

Am 19. Juni 1867 fand in Hilchenbach die entscheidende Sitzung des Komitees statt. Das Protokoll ist erhalten geblieben und dokumentiert folgende Entscheidungen:

1. der Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg²²² soll gebeten werden, als Ehrenmitglied beizutreten,
2. der Landrat des Kreises Wittgenstein, von Oven, wird zum Komiteemitglied gewählt,
3. das Komitee soll durch Bürgermeister Krämer aus Hilchenbach und den Ehrenamtmann Klein aus Dahlbruch erweitert werden. Krämer ist anwesend und nimmt an,
4. die bisher provisorisch versehenen Ämter von Vorsitzendem, Schatzmeister, Schriftführer und deren Stellvertretern sollen definitiv beschlossen werden,
5. an der Stelle des bestehenden Grundsteins am Kreuz soll ein Denkmal „in der Form eines rauhen Würfels von Stein“ mit Aufschüttungen von Erz und Schlacke rundherum gebaut werden. Daneben soll

²¹⁹ Reifenrath an Superintendent Kreutz, Berleburg 25. Jan. 1867. AdKK Siegen 263.

²²⁰ Kreutz an von Dörnberg, Siegen 4. Feb. 1867. AdKK Siegen 263.

²²¹ Reifenrath an den Kammerassessor des Fürsten zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein [namentlich wird dieser nicht genannt, das Amt hatte zur fraglichen Zeit Richard Walle (1842–1905) aus Laasphe inne; freundliche Mitteilung von Herrn Heinrich Imhof, Archivpfleger des Sayn-Wittgenstein-Hohensteinischen Archivs], Berleburg 15. Juni 1867: „Es ist nicht meine Schuld, daß ich Ihnen – zur hochgeneigten Mittheilung an S[ei]ne Durchlaucht den Fürsten als Ehrenmitglied des Jung-Stillings-Comité's – erst heute den beifolgenden Entwurf der Subscriptionseinladung übermitteln kann. Es ist bisher weder per Circulare noch in einer Versammlung die Sache weiter verhandelt worden, sondern hat einfach – wieder mehrere Monate in Siegen geruht, so daß unser einer wohl zur Ungeduld gereizt werden könnte, wenn er nicht wüsste, daß der Herr bei solchen Dingen Hindernisse zulässt, um sie dadurch nur desto mehr zur Reife zu bringen.“ WA J 143.

²²² Fürst Albrecht II. zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg (1834–1904). Vgl. Johannes Burkardt/Ulf Lückel, Das Fürstliche Haus zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg (Deutsche Fürstenhäuser 17), 4. Aufl., Werl 2008, S. 28f.

eine Eiche gepflanzt werden. Die Ausführung soll August Klein aus Dahlbruch übertragen werden.

6. „Ein 2. Denkmal in der Form eines Steinobelisken mit eingelegtem Medaillonkopfbilde Jung Stillings und geeigneten Inschriften zwischen dem Chor der Kirche und dem Brunnen hiesiger Stadt aufzustellen und den Herrn Bauinspector Blanckenhorst in Siegen durch den Herrn Landrath um Entwurf eines Planes etc. und die Erben Danneckers um Ueberlassung des von ihm gefertigten Medaillons [...] zu ersuchen.“
7. in der Aula des zukünftigen Lehrerseminars soll eine Stillingbüste aufgestellt werden, mit der Ausführung soll Bildhauer Reusch aus Siegen beauftragt werden.
8. Zweck der Stiftung soll die Unterstützung bedürftiger Seminaristen und die „Förderung der Blindensache“ sein.
9. Superintendent Friedrich Wilhelm Winkel²²³ und Pfarrer Reifenrath sollen einen weiteren Spendenaufruf entwerfen.
10. Der Aufruf soll in Zeitungen abgedruckt werden und
11. vom Berleburger Drucker Matthey in einer Auflage von 10.000 Stück gesondert gedruckt werden.“²²⁴

Von diesem Zeitpunkt an war also auch der Superintendent des Nachbarkirchenkreises mit im Boot. Da Reifenrath bereits Tage vorher den fertigen Text für die Subskription per Post herumgeschickt hatte, unter anderem an den Laaspheer Fürsten, dürfen wir vermuten, dass in dieser Sitzung nicht nur hinsichtlich der vergebenen Posten bereits bestehende Tatsachen nur noch offiziell zementiert wurden. Der Aufruf wurde jedenfalls unmittelbar nach der Sitzung um mehrere Vorschläge des Wittgensteiner Superintenden Windel aus Berleburg bereichert und dann veröffentlicht.²²⁵

Inhaltlich unterscheidet sich der Aufruf des Jahres 1867 deutlich von den älteren Spendenbitten. Waren die ersten Denkmalideen 1836 noch deutlich romantisch verklärt, so spricht der nun formulierte Aufruf die

²²³ Zu Friedrich Wilhelm Winkel vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 18), Nr. 6989 (S. 562); Heinz-Willi Homrighausen, Friedrich Wilhelm Winkel zum 200. Geburtstag, in: Gemeindebrief, hg. von der Evangelischen Kirchengemeinde Bad Berleburg, Ausgabe Oktober/November 2004, S. 25-26; Konrad Fuchs, [Art.] Winkel (Winkel), Friedrich Wilhelm Heinrich, in: BBKL XXV (2005), Sp. 1519-1520 [mit stark gekürzter Werkliste und einigen weiterführenden Literaturangaben].

²²⁴ Protokoll der Sitzung des Stillingkomitees vom 19. Juni 1867 von der Hand Reifenraths, unterschrieben: Stähler, Reifenrath, Kreutz, Winkel, Stahlschmidt, Kind, August Klein, darunter zwei unleserliche Unterschriften. LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 48r/v.

²²⁵ Friedrich Wilhelm Winkel an Kreutz in Siegen, Berleburg 26. Jun. 1867: „Reifenrath hat meinen beikommenden Entwurf eines Aufrufs in der Stillingsache nun aus dem seinigen vervollständigt und wird Euch nunmehr die Arbeit der Redaction u[nd] Commission zugekommen sein.“ Windkels erwähnter Entwurf ist nicht erhalten, seinem Schreiben ist aber zu entnehmen, dass von ihm die Passage über die „schönen Erststufen“ stammte. AdKK Siegen 263.

Sprache einer neuen, positivistisch ausgerichteten Zeit. Er enthält zwar auch eine ausführliche Würdigung der Vita Jung-Stillings und seines außergewöhnlichen und vorbildhaften Glaubenslebens, ist daneben aber auch Bilanz, Programm und Spendenbitte zugleich, indem er sachlich die Geschichte des Denkmalvorhabens rekapituliert, die bekannten Ziele des Komitees benennt und zu Spenden auffordert.²²⁶

Wie auf der Komiteesitzung beschlossen, produzierte die Berleburger Druckerei Matthey sage und schreibe 10.000 Exemplare, die per Post – der Handelsminister hatte auf die Anfrage des Komitees hin erneut Portofreiheit gewährt – an alle Pfarrer Preußens versandt werden sollten.²²⁷

Auch außer Landes wurde der Spendenaufruf in den kommenden Jahren verteilt, über die preußischen Konsulate und Vertretungen im Ausland erreichte er unter anderem Adressaten in der Schweiz, in Holland, England, Russland und Amerika.²²⁸

Zum 50. Todestag Stillings 1867 wurde die Sache forciert. Aus diesem Anlass wurden in den lokalen Zeitungen Würdigungen Stillings publiziert.²²⁹ Ob deren anonyme Verfasser aus dem Kreis der Denkmalinitiatoren stammten, ist freilich nicht nachzuweisen. Im September brachte das Siegener Kreisblatt ein Gedicht mit dem Titel „Auf der Ruine bei Stilling's Denkmal“, dessen achte und neunte Strophe lauteten:

„Heinrich Stilling lebet noch!
Der Gerechte bleibt im Segen.
Sehen meine Tage doch
Dort den Rund zum Denkmal legen,
Das der Nachwelt preisen soll
Unsern Stilling ehrenvoll.
Wohnete ich näher hier,
Wie so oftmals wollt' ich weilen
In dem waldigen Revier,
Und mit Heinrich Stilling theilen
Seine hier empfund'ne Lust
Die Gefühle seiner Brust.“²³⁰

²²⁶ Einladung zur Subscription für ein Jung-Stilling zu errichtendes Denkmal etc., Hilchenbach 19. Jun. 1867. Vgl. Anhang 10.

²²⁷ In der Kirchengemeinde Wingshausen ist ein Exemplar mit Begleitschreiben vom 28. Januar 1870, verfasst von Schatzmeister Superintendent Kreutz, erhalten. AdKW, KG Wingshausen, Nr. 57. Gegenüberlieferung in den Siegener Akten: AdKK Siegen 263.

²²⁸ Reifenrath an Superintendent Kreutz, Berleburg 25. Jan. 1867. AdKK Siegen 263.

²²⁹ Zum Beispiel im Wittgensteiner Kreisblatt Nr. 13 vom 30. März 1867 und Nr. 14 vom 6. April 1867.

²³⁰ E. Schäfer, Auf der Ruine bei Stilling's Denkmal, Strophe acht und neun, in: Siegener Kreisblatt, Nr. 73, vom 10. Sep. 1867.

EINLADUNG ZUR SUBSCRIPTION

für ein

Jung-Stilling

zu errichtendes Denkmal etc.

Am 2. April d. J. sind es 50 Jahre geworden, dass Johann Heinrich Jung gut, Stilling zu seiner Ruhe eingegeben ist ¹⁾.

Die Pflicht, diesem Manne ein Gedächtniss zu stiften, der, wunderbar von der Hütte zu den Stufen der Throne geklettert ²⁾, den christlichen Glauben und das christliche Leben in allen Klassen der Gesellschaft erneuert und gepflegt hat, wurde in seiner Heimath, dem Siegerlande, schon seit langer Zeit, und in dem Masse immer lebendiger empfunden, als die Zahl derer, die ihn persönlich gekannt haben, immer geringer wird, und seine zeitliche Erscheinung immer mehr in die Vergangenheit zurücktritt.

Stilling war den Armen ein stets bereitwilliger und insbesondere den Blinden ein reich gesegneter Arzt ³⁾, seinen Freunden ein treuer geistlicher Rathgeber ⁴⁾, allem Volke ein beliebter christlicher Schriftsteller ⁵⁾; was jedoch die Hauptsache, er war das alles durch die Originalität seiner Glaubensüberzeugung, durch die Einfachheit und Wahrheit seines Bekenntnisses zu Christo Jesu, unserm Herrn, und durch die Treue, mit welcher er dasselbe in den verschiedensten Lagen und Verhältnissen bis an's Ende bewahrt hat.

Das Gedächtniss dieses Gerechten soll unter uns im Segen bleiben — Wie er unserer Gegend und dem ganzen Vaterlande Ehre gemacht hat, so wollen wir sein Andenken ehren, und wie er der einfältigen christlichen Frömmigkeit in allerlei Ständen, Ländern und Bekenntnissen ein lebendiger Zeuge, ein lebenswürdiges Vorbild gewesen ist, so wollen wir eben dieser Frömmigkeit, die so edle Früchte bringt, ein bleibendes Gedächtniss stiften, durch welches Gottes wunderbares Walten in dem Leben dieses Mannes dankbar gepriesen, und das segensreiche Wirken desselben, so viel der Herr Gnade gibt, fortgesetzt werden soll.

Diese Absicht hat schon volle Anerkennung und bereitwillige Hülfe seitens Sr. Majestät unseres unvergesslichen Königs Friedrich Wilhelm IV. gefunden, als er durch Kabinetordre d. d. Peterhof den 3. Juli 1842 die Genehmigung dazu ertheilte, dass zunächst unweit der dem Geehrten so theueren romantischen und historischen Schlossruine Ginsberg ⁶⁾, unter der tief im Thale Stilling's Geburtsort liegt, unmittelbar an der dort die Höhe des Rothlagergebirges passirenden Wittgensteiner Strasse und der von dem gedachten hohen Herrn am 16. October 1833 gepflanzten sog. Kronpauzenuiche gegenüber ein einfaches Erinnerungszeichen errichtet und behufs Beschaffung grösserer, dem Zwecke entsprechender Geldmittel eine allgemeine Subscription eröffnet werde.

Auf der bezeichneten, schon am 13. September 1840 durch Legung eines Grundsteines geweihten Stelle soll nun ein mächtiger Stein aufgerichtet werden, der, von schönen Erzfazten des Landes umgeben, von Eichen umrankt und von einer nach dem hohen Beschützer und Pfleger unserer Sache, unserem geliebten Könige Wilhelm, zu benennenden Eiche umschattet, den Wahlpruch Jung-Stilling's: „Der Herr wird's versehen“ (nach 1. Mos. 22, 8. 14) als Inschrift tragen wird.

Sodann soll am Marktplatze von Hilchenbach, zwischen dem städtischen Braunen und dem Chor der neuen Kirche, in der Nähe der Stätten, wo der Vollendete getauft und zum h. Abendmahle eingeseget wor-

¹⁾ Seine Selbstbiographie ist mit Recht ein Schauspiel der Fährungen Gottes genannt worden; für die Verbreitung derselben (zu 1 Theil.) und der kürzeren Lebensbeschreibung von Rodemann (zu 5 Bgg.) von denen jene namentlich für alle Schulen als Schulbuch angeschafft, diese durch die Herren Lehrer allgemeinervertheilt werden könnte, ist uns von den betreffenden Bechhandlungen ein namhafter Beistand bewilligt worden, und wir hoffen auf zahlreiche Bestellungen bei unseren Secretairen.

²⁾ Am 12. September 1740 zu Grund (Tietzenbach) bei Hilchenbach (Porenburg) als der Enkel eines Landmanns und Köhlers, und der Sohn eines Schneiders und Schulmeisters geboren, ist er alsweiches Schüler, Schulmeister und Hauslehrer, wird dem Geschäftelehrer, stüllet seit 1770 mit Götthe in Sinnsburg, Meisen, ist einige Zeit in Elberfeld praktischer Arzt, wird seit 1778 in Kassel-Leunau, seit 1781 in Heildberg, seit 1785 in Marburg als Professor der Staatswissenschaft, wird 1805 von dem eben Karl Friedrich von Baden zum Hofrath ernannt, damit er ohne alle amtliche Stellung lediglich für das Reich Gottes wirken könne, darf u. A. mit dem Kaiser Alexander von Russland wie ein Christ mit dem Christen über Christen- und Freireligion reden, und stirbt am 2. April 1817 zu Crefeld.

³⁾ Als die Staatspersecutionen, die ihm meistens theils keine Einnahme, wohl aber oft Kosten brachten, die Zahl 2000 erreicht hatten, schrieb er sie nicht weiter auf.

⁴⁾ Obwohl das Briefporto ihn manchmal mehr als 1000 Gulden im Jahre kostete, ward er nicht müde, in der alten und in der neuen Welt seine Briefe als Boten der Wahrheit, der Liebe und des Friedens wandern zu lassen.

⁵⁾ Seine Bedeutung für seine und unsere Zeit ist je länger desto mehr anzuerkannt worden, zunächst durch die Herausgabe seiner Werke von Kappf und verschiedener Biographien, wie der von Rodemann, Rudelbach, Fließner und dem Ev. Bekennerverein in Berlin, sodann durch Charakteristiken, wie die von Göbel in den Prot. Monatsbl. 1850, Juli, von Baner in den Geschichts- und Lebensbildern, und von Gaaß in den Theol. Stud. und Kilt. 1866, 3. H. und die hiesigen Abhandlungen in den verschiedenen Literaturgeschichten.

⁶⁾ Stilling's Gedenkstein.

Abb. 14: Titelblatt des Spendenaufrufs vom 19. Juni 1876
AdKW, KG Wingshausen 57

Mitte August 1867 kamen die Aufrufe aus der Druckerei. Sie wurden von Friedrich Reifenrath aus einer 50-Taler-Spende des Fürsten zu Sayn-Wittgenstein bezahlt und anschließend an die Komiteemitglieder verteilt. Wenige Tage später verließ Reifenrath Berleburg endgültig, um die Pfarrstelle der kleinen Gemeinde Marquardt bei Potsdam anzutreten.²³¹ Das Sekretariat des Stillingkomitees behielt er auf dessen Wunsch bei. Die Begründung mutet originell an: Man war sich einig, „daß es im Interesse der Sache liege, R[eifenrath] auch als ‚Secretär‘ zu behalten. Er hat in der kleinen Gemeinde Zeit *mehr* wie einer seiner hiesigen Amtsbrüder, u[nd] die Entfernung ist kein Hindernis mehr.“²³² Von Marquardt aus organisierte Reifenrath zugunsten des Denkmals Sammlungen und mit den Verlagen Rieger in Stuttgart und Velhagen & Klasing in Bielefeld den Vertrieb von Stillingbiographien zu Sonderkonditionen.²³³ blieb dieser Ansatz auch weitgehend erfolglos, so kamen doch jetzt deutlich mehr Gelder herein als bei den ersten Versuchen. 1867 wurde der Kreissynode Siegen berichtet, dass man bereits einen Betrag von 570 Talern beisammen habe.²³⁴ 1868 waren es 680 Taler; der geringe Zuwachs wurde mit den „ungünstigen Zeitverhältnissen“ begründet. Zu diesem Zeitpunkt war – so heißt es im Protokoll der Kreissynode Siegen – der 1840 gelegte Denkmalssockel „durch frevelnde Hand erbrochen und vollständig seines Inhalts beraubt worden.“²³⁵

1869 konnte man darangehen, die Planungen Realität werden zu lassen. Dass im abgelaufenen Jahr 1868 der Vater der Denkmalsidee, Johann Heinrich Reifenrath, verstorben war, fand in den Äußerungen des Komitees keinerlei Würdigung.

²³¹ Reifenrath an Superintendent Kreutz, Berleburg 16. Aug. 1867. AdKK Siegen 263.

²³² L. K. Stahlschmidt an Superintendent Kreutz, Ferndorf 16. Sep. 1867. AdKK Siegen 263. Der Beschluss, dass Reifenrath das Amt beibehalten sollte, wurde offiziell am 4. Dezember 1867 gefasst. Protokoll der Komiteesitzung, Fellinghausen 4. Dez. 1867 in: LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 49.

²³³ 1. Selbstbiographie bei Rieger in Stuttgart für 1 Thlr.; 2. Erstes Heft der Sonntagsbibliothek von Velhagen u. Klasing in Bielefeld (Verfasser: Bodemann). 5 Sgr. Vgl. zu den Details AdKK Siegen 263. Angaben zu den genannten Publikationen vgl. Anm. 218.

²³⁴ Verhandlungen der Kreis-Synode Siegen in ihrer am 3. October 1867 zu Siegen stattgehabten einunddreißigsten Versammlung. O.O. o.J. [1867], S. 6.

²³⁵ Verhandlungen der Kreis-Synode Siegen in ihrer am 22. Juni 1868 zu Ferndorf stattgefundenen zweiunddreißigsten Versammlung. O.O. o.J. [1868], S. 6f.

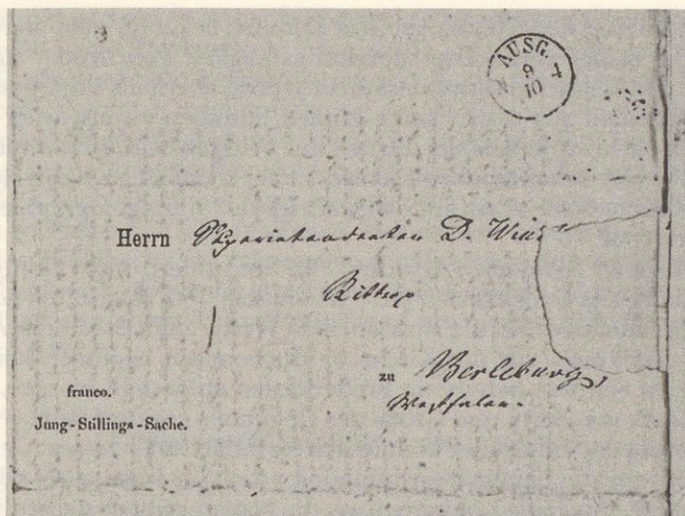


Abb. 15: Brief an Superintendent Winckel in Berleburg
mit dem Portofreiheit garantierenden Aufdruck
„Jung-Stilling's-Sache“, 1867
AdKW, KG Bad Berleburg 34,4

Es herrschte Aufbruchsstimmung. Der ins Komitee zugewählte Bauinspektor Blanckenhorst brachte eine neue Idee für die Denkmalgestaltung ein. Er schlug vor, das auf den Tag genau einen Monat zuvor in Düsseldorf eingeweihte Denkmal für den Maler Friedrich Wilhelm von Schadow zum Vorbild zu nehmen.²³⁶ Dies war nicht unbedingt der architektonische der-
nieri cri des Denkmalbaus, aber das jüngste Exemplar, das man sich zum Beispiel nehmen konnte. Genau betrachtet unterschied sich das klassizistische Schadowdenkmal in seiner Grundkonzeption von der fast vierzig Jahre älteren Vorstellung Friedrich Wilhelms IV. vom Stillingdenkmal nur dadurch, dass es die Büste seines Protagonisten auf einem viereckigen Podest trug,²³⁷ während der König Stilling auf einer runden Säule positioniert wissen wollte. Auch das 1862 als Vorbild in Vorschlag gebrachte Lessingdenkmal in Kamenz²³⁸ war im Grundmuster ähnlich. Auch hier war eine Büste auf viereckiger Säule angebracht. Man nahm die Vorschläge zu Protokoll, blieb aber doch bei den bestehenden Beschlüssen.

²³⁶ Protokoll der Sitzung vom 22. Juli 1869, LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 52r-53r.

²³⁷ Vgl. zum Schadowdenkmal (mit Abbildungen und Literaturhinweisen) https://de.wikipedia.org/wiki/Schadow-Denkmal_D%C3%BCsseldorf; abgerufen 26.7.2016, 19:45.

²³⁸ Vgl. oben Anm. 196.

Noch am Tag der Sitzung gab das Komitee bekannt, man werde jetzt endlich die bisher verzögerte Sammlungstätigkeit von neuem starten.²³⁹ Der 1867 gedruckte Subscriptionsaufruf wurde abermals breit gestreut.²⁴⁰ Auch Gegenden, aus denen keine großen Summen zu erwarten waren, wurden bedacht, zum Beispiel durften aus Wittgenstein, so formulierte es Reifenrath, „die Scherflein nicht fehlen.“ Hier richteten sich die Hoffnungen des Komitees vor allem auf den Vertrieb der Stillingbiographien unter der Lehrerschaft.²⁴¹

Die Siegener Synodalen wurden 1869 informiert, man verfüge jetzt „nach Abzug der Druckkosten etc.“ schon über 750 Taler. Zugleich kündigte Superintendent Kreutz stolz an, man werde zeitnah mit der Aufstellung des Denkmals vor der Kirche in Hilchenbach beginnen können.²⁴² Dort war im Sommer bereits ein Bretterkasten aufgestellt worden, der einen Eindruck von Form und Größe des Denkmals geliefert hatte.²⁴³

Der Erfolg der Fundraiser konnte sich bis dahin sehen lassen: Der König hatte nicht nur die Sammelgenehmigung erteilt, er hatte auch selbst 300 Taler gestiftet. Auch die Königinwitwe, die beiden Wittgensteiner Fürstenhäuser, eine Berg-Gewerkschaft aus Dillenburg und die Städte Siegen und Hilchenbach hatten großzügig gespendet. Friedrich Wilhelm Winckel unternahm eine Sammelreise nach Amsterdam. Reifenrath schmiedete gemeinsam mit dem Theologen August Tholuck – eine Verbindung, um die ihn die Wittgensteiner Kollegen beneideten –²⁴⁴ Pläne, für die Stillingsache auch in England zu werben.²⁴⁵ Tholuck war Reifenraths akademischer Lehrer in Halle (Saale) gewesen und hatte zur Druckfassung seiner Dissertation, die Teil einer von der Universität Bonn preisgekrönten Schrift war,

²³⁹ Bekanntgabe vom 22. Juli 1869. Unterzeichnete Komiteemitglieder waren: von Dörnberg, Stähler, Kreutz, Reifenrath, Ferd. Jung in Dillenburg (er war für den verstorbenen Pfarrer Kind eingesprungen), Böckler (Seminardirektor in Hilchenbach), Blanckenhorn (Bauinspektor in Siegen), August und Wilhelm Klein, Krämer, von Oven, Romberg, Solms, L. K. Stahlschmidt, Winckel. Hier nach Jung, *Geschichte* (wie Anm. 3), Teil 2, Sp. 2.

²⁴⁰ Am 22. Juli 1869 war beschlossen worden, den Aufruf von 1867 zu ändern und mit einem von Superintendent Kreutz zu verfassenden Zusatz zu versehen. Dieser (wenn er überhaupt zustande gekommen sein sollte) konnte bisher nicht aufgefunden werden. Vgl. Anm. 235.

²⁴¹ Notiz Friedrich Reifenraths an Superintendent Winckel, Berleburg, vom 7. Oktober 1869 auf dem Rand einer gedruckten „Einladung zur Subscription“. AdKW, KG Bad Berleburg 34.4.

²⁴² Verhandlungen der Kreis-Synode Siegen in ihrer am 30. September 1869 zu Siegen stattgefundenen dreiunddreißigsten Versammlung. O.O. o.J. [1869], S. 9.

²⁴³ Protokoll der Komiteesitzung vom 22. Juli 1869. Vgl. Anm. 236.

²⁴⁴ Pfarrer Becker an Friedrich Reifenrath, Erndtebrück 5. Nov. 1868. LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2 (Unterordner „Papiere aus der Hinterlassenschaft Friedrich Reifenraths“).

²⁴⁵ Reifenrath an Superintendent Kreutz, Marquardt 3. Okt. 1868. Reifenrath hatte auch den Generalsuperintendenten angesprochen, der dem Unternehmen wohlgesonnen sei. AdKK Siegen 263.

das Vorwort verfasst.²⁴⁶ Nebenbei bemerkt hatte Reifenrath dieser Verbindung auch seine Pfarrstelle in Marquardt zu verdanken, wo Tholucks Neffe Gutsbesitzer und Kirchenpatron war.²⁴⁷ Das Konsistorium in Münster wurde erfolgreich um Empfehlung des Anliegens im Amtsblatt seines Sprengels gebeten,²⁴⁸ Reifenrath leitete den Druck mit Bitte um Weiterverbreitung an die Konsistorien Koblenz, Marburg und Wiesbaden weiter.²⁴⁹ Der Erfolg blieb nicht aus. Aus verschiedenen Gegenden ging Geld ein. Ebenso Sachspenden: Ein Bildhauer Hornberger schenkte ein Gipsrelief und ein – offenbar der Brüdergemeinde angehöriges – Fräulein aus Gnadenfrei in Schlesien stiftete Handarbeiten. Alles wurde zugunsten der Stillingstiftung versteigert.²⁵⁰ Auch mit einer Lotterie versuchte man sich, freilich ohne Erfolg.

1.9 Bau und Einweihung des Denkmals

Bezüglich des in Hilchenbach aufzustellenden Obeliskens hielt das Komitee an seinen Beschlüssen von 1867 fest. Im Dezember 1867 hatte man übrigens festgelegt, die aus dem Siegerland gebürtigen Künstler Friedrich Reusch²⁵¹ und Jakob Heinrich Schmick²⁵² um Preisangebote zu bitten. Reusch war Bildhauer von Profession, Schmick gilt eher als Literat im Umfeld Freiligraths. Er dürfte die Anfrage seiner Verbindung zum Komiteemitglied Romberg zu verdanken gehabt haben.²⁵³

²⁴⁶ Die Deutsche Theologie des Franckfurter Gottesfreundes. Auf's Neue betrachtet und empfohlen von F[riedrich] Reifenrath, zweitem Pfarrer zu Berleburg. Erster Theil einer von der evangelisch-theologischen Fakultät zu Bonn gekrönten Preisschrift. Mit einem Vorworte von D. A. Tholuck, Halle 1863.

²⁴⁷ Vgl. die Chronik Reifenrath (wie Anm. 4), Bd. 2, Kapitel III, S. 5.

²⁴⁸ Kirchliches Amtsblatt des Königlichen Consistoriums der Provinz Westfalen, Nr. 22 vom 15. Nov. 1869, S. 86–87.

²⁴⁹ Reifenrath an Superintendent Kreutz, Marquardt 7. Okt. 1869. AdKK Siegen 263.

²⁵⁰ Betrifft das von Hornberger geschenkte Relief; vgl. das Protokoll der Komiteesitzung vom 4. Dezember 1867 in: LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 49. Zu den Handarbeiten vgl. die Dankschreiben von Superintendent Kreutz vom 8. Sep. 1868 für einen Teppich („Gottesgabe“, „Meisterwerk“). Weitere Handarbeiten, gefertigt von A. Garve aus Gnadenfrei, gingen im Mai 1871 in Siegen ein. AdKK Siegen 263.

²⁵¹ Zu Leben und Werk von Reusch (1843–1906) vgl. Ursula Blanchebarbe, Professor Dr. Johann Friedrich Reusch 1843–1906, in: Siegerner Beiträge 11 (2006), S. 89–108.

²⁵² Zu Schmick (1824–1905) vgl. Kruse, Siegerland (wie Anm. 17), S. 214, und (mit zahlreichen weiterführenden Literaturhinweisen) Irle, Persönlichkeiten- und Geschlechterlexikon (wie Anm. 197), S. 293.

²⁵³ Walter Menn, Hermann Romberg und Jakob Heinrich Schmick, in: Siegerland 19 (1937), S. 7–10; Romberg, Hermann Romberg: Drei Siegerländer Demokraten (wie Anm. 26).

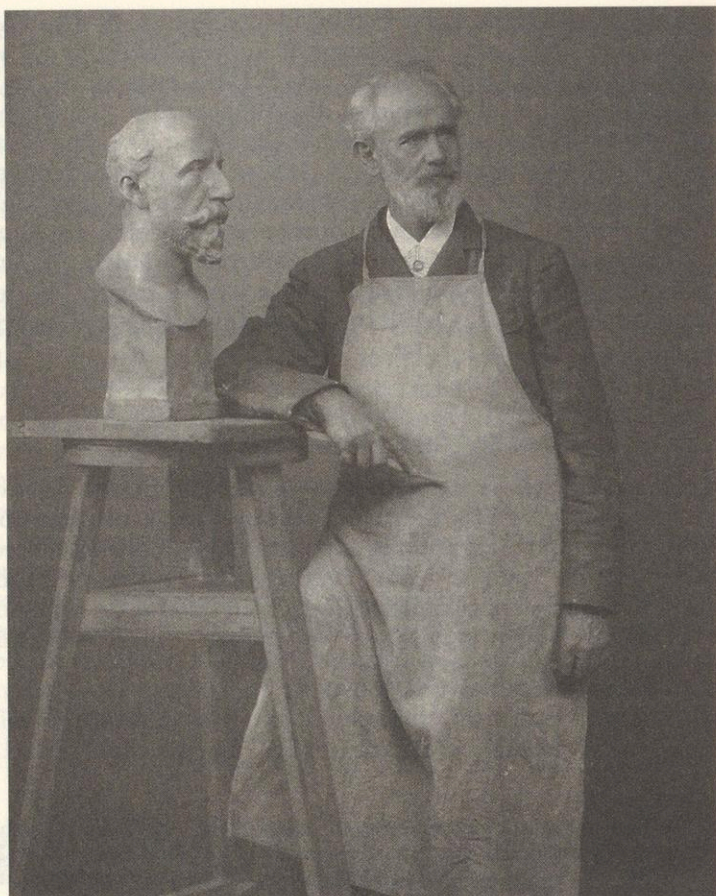


Abb. 16: Friedrich Reusch (1843–1906)
Bild: Siegerlandmuseum im Oberen Schloss, Siegen

Das ebenfalls vorliegende „Anerbieten“ eines Herrn Schäffer aus Rom wurde abgelehnt.²⁵⁴

Aus dem Hochsommer 1869 berichtet die Schriftstellerin Katharina Diez, gemeinsam mit Friedrich Reusch Hilchenbach, Grund und Umgebung besichtigt zu haben. Für Reusch sei dies der erste Besuch an der späteren Denkmalbaustelle gewesen:

²⁵⁴ Protokoll der Komiteesitzung vom 4. Dezember 1867 in: LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 49v.

„Am andern Tage hatte ich die Freude, den jungen liebenswürdigen Künstler selbst kennen zu lernen[,] und daß er sich mir als Begleiter zu der beabsichtigten Stillingsreise anbot, weil es auch ihn verlangte, die Orte zu sehen, wo der Gegenstand seines künstlerischen Griffels geboren war und gelebt hatte.“²⁵⁵

Die Örtlichkeiten in Hilchenbach beschrieb Diez wie folgt:

„Wir kamen zu dem freundlichen, geräumigen Marktplatze. Von diesem führt eine aus grünen Rasenstufen gebildete Erhöhung zu der erst seit einigen Jahren wieder neu aufgebauten Kirche. Am Fuße dieser Treppe rieselt der Stadtbrunnen[,] und oben auf dem freien Rund, dem Chor der Kirche gegenüber, soll der Obelisk errichtet werden, der auf seiner Vorderseite Stilling's Bild, seinen Namen und Geburts-, Tauf- und Todestag tragen wird.

Es ist eine liebe, passende Stelle, auf welcher wir mit inniger Freude standen und schon im Geiste das Denkmal sich erheben sahen, mit dem edlen Antlitz, freundlich grüßend die frommen Pilger, die zum Gotteshause heraufschreiten[,] und segnend hinunter blickend in das friedliche Getriebe eines einfachen Bürgerlebens, wie es noch in der kleinen Stadt vorhanden ist.“²⁵⁶

Lesenswert ist an dieser Stelle auch noch die Beschreibung von Reuschs Atelier in Siegen, das Katharina Diez einen Tag vor der Fahrt auf Stillings Spuren besichtigt hatte:

„Vorher aber machte ich mir die Freude, den Künstler zu besuchen, von welchem man mir erzählte, daß er mit dem Modell zum Jung Stilling's-Denkmal beschäftigt wäre. Friedrich Reusch heißt der junge Mann, der erste Künstler, welcher aus dem kleinen, stillen Bergland hervortritt; ein geborner Siegener, der [...] jetzt mit berechtigtem Selbstgefühl zu seinen Landsleuten zurückgekehrt ist, um ihren ersten berühmten Dichter in Marmor zu verherrlichen.

[...] mit tiefer Rührung betrat ich das kleine Bürgerhaus auf dem ‚Pful‘, wie die Straße heißt, wo auf dem Hausflur die Mutter im Laden Kaffee und Zucker abwog und in den oberen Räumen die Tischlerwerkstätte des Vaters und Bruders, dem niedern, bescheidenen Atelier des Künstlers gegenüber sich zeigte.

Der Künstler selbst war nicht zu Hause, aber sein Bruder, ein frischer interessanter Jüngling, führte mich in's Atelier und zeigte mir mit brüderlichem Stolz die Schätze darin. Ich staunte und freute mich nicht wenig über den Reichthum dieser Schätze. [...]

Wie froh überrascht war ich, als mir von der Staffelei schon fast vollendet der edle Kopf Jung Stilling's im Hautrelief²⁵⁷ entgegenblickte, so lebendig und charakteristisch, daß ich ihm wie einem alten Freund meinen Gruß hätte zurufen mögen.

²⁵⁵ Diez, Stilling (wie Anm. 2), S. 12.

²⁵⁶ A.a.O., S. 19f.

²⁵⁷ Hochrelief (im Gegensatz zum Flachrelief und zum Halbrelief).

Reusch hatte das bekannte Relief von Dannecker [...] benutzt und in seiner Tonzeichnung die Härten des wirklichen Lebens so viel gemildert, die Züge so viel idealisiert, als es dem Künstler erlaubt ist, der in einem öffentlichen Denkmal vor allen Dingen den Geist eines großen Mannes darstellen soll. Er hat natürlich eine andere und höhere Aufgabe, als der Portraitmaler[,] und wie mir schien, hatte Reusch diese Aufgabe auf's glücklichste gelöst, ohne im mindesten der realen Wahrheit durch die ideale Abbruch zu thun. — In diesen festen, bedeutenden Formen lag die ganze Energie des mit so widersprechendem Geschick Ringenden — das war die denkende reine Stirne des edlen Forschers; das tiefe Auge mit der wunderbaren Gabe des ‚Vorgesichtes‘, dem sehnsuchtsvollen Blick, der in das Jenseits hinüber schweift, um Kunde aus dem Geisterreiche zu holen.“²⁵⁸

Im Dezember 1869 berichtete der Komiteevorstand Fürst Alexander zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, der sich beklagt hatte, über die aktuellen Entwicklungen nicht unterrichtet zu sein²⁵⁹, von einem Obelisken aus Moselsandstein, der vor der Hilchenbacher Kirche aufgestellt werden solle.²⁶⁰ Die Anfrage des Fürsten war von einem Herrn F. Diesterweg²⁶¹ aus Laasphe übermittelt worden, einem mit Landrat Dörnberg befreundeten Vetter Jung-Stillings, der sich zugleich die Frage erlaubte, ob nicht ein zu Stillings „Ehre in den Ruinen des Schlosses Ginsberg oder – noch besser – auf dem Pfaffenhain dicht daneben und, ebenfalls oberhalb des Dorfes Grund, errichteter Thurm ein großartigeres, schöneres und dauerhafteres Denkmal sein würde? [...] Der Pfaffenhain ist [...] der höchste Berg des Siegerlandes, der Thurm, hier errichtet, würde nicht nur in unserm engern Vaterland, sondern auch im Kreise Olpe und im Kreise Wittgenstein, ja bis an den Rhein – zum Siebengebirge – sichtbar sein und somit Stilling's Ruhm verbreiten.“²⁶² Der Vorschlag blieb unkommentiert.

Anfang Oktober 1869 lagen die Reliefentwürfe von Reusch und Schmick vor; offen war noch, ob sie in Marmor oder Bronze am Denkmal ausgeführt werden sollten.²⁶³ Als Vorlage hatte das Danneckersche Relief

²⁵⁸ Diez, Stilling (wie Anm. 2), S. 10f.

²⁵⁹ F. Diesterweg an Landrat Dörnberg, Laasphe 17. Nov. 1869. LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 55r-56v.

²⁶⁰ Landrat von Dörnberg und Superintendent Kreutz an Fürst Alexander zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, ohne Datum (präsentiert auf Schloss Wittgenstein am 2. Dezember 1869). WA J 143.

²⁶¹ Vermutlich Gerichtsassessor Friedrich Karl Wilhelm Jakob Diesterweg, geb. um 1820 in Siegen. Nachgewiesen im Heiratsregister 1854 der Kirchengemeinde Berleburg.

²⁶² Diesterweg an von Dörnberg (wie Anm. 259), Bl. 55v-56r.

²⁶³ Reifenrath an Superintendent Winckel am 7. Oktober 1869 (wie Anm. 241). In der Dezembersitzung 1867 hatte man beschlossen, aus Kostengründen ein Zinkrelief zu bestellen (vgl. zu der Sitzung oben Anm. 232). Später war auch von Kupferguss die Rede. Vgl. Protokoll (Abschrift von Reifenrath) der Sitzung vom 22. Juli 1869 (s. Anm. 236).

gedient,²⁶⁴ das sich zu diesem Zeitpunkt im Besitz des Mannheimer Kirchenrates und Stilling-Enkels W. Schwarz befand.²⁶⁵ Schwarz hatte das Medaillon abfotografieren lassen und Schmick das Foto zur Verfügung gestellt. Reusch bekam dieses Foto auch, reiste aber doch lieber selbst nach Mannheim, um die Vorlage zu entleihen.²⁶⁶ Im Herbst 1869 ersuchte man den prominenten Bildhauer und Professor an der Berliner Akademie der Künste Friedrich Drake sowie einen Professor Hagen²⁶⁷ (ebenfalls aus Berlin) um Begutachtung der beiden Vorschläge.²⁶⁸



Abb. 17: Das von Friedrich Reusch geschaffene Relief des Stillingkopfes. Es wurde zu einem nicht bekannten Zeitpunkt durch den jetzt am Denkmal befindlichen Bronzeguss ersetzt und befindet sich heute im Stadtmuseum Hilchenbach
Bild: Johannes Burkardt

²⁶⁴ Jung, Geschichte (wie Anm. 3). Zu dem Relief vgl. Anm. 109 und Anm. 250.

²⁶⁵ Landrat von Dörnberg und Superintendent Kreutz an Fürst Alexander zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, ohne Datum (präsentiert auf Schloss Wittgenstein am 2. Dezember 1869). WA J 143.

²⁶⁶ Kirchenrat W. Schwarz an Landrat von Dörnberg, Mannheim 2. Sep. 1869. LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 54v.

²⁶⁷ Vermutlich der Berliner Bildhauer Hugo Hagen (1818–1871), der Christian Daniel Rauch bei zahlreichen Denkmalvorhaben geholfen hatte.

²⁶⁸ Reifenrath an Superintendent Winckel am 7. Oktober 1869 (wie Anm. 241).

Das Komitee fällt dann seine Entscheidung über das am Obelisk anzubringende Kunstwerk im Januar 1870²⁶⁹. Vermutlich hatte man diesen Beschluss aufgeschoben, bis die Stadt Hilchenbach den Grund und Boden für das Denkmal bereitgestellt hatte.²⁷⁰ De facto waren die Weichen bereits im Spätherbst des Vorjahres durch das von Professor Hagen erstellte Expertengutachten gefallen. Er hatte „sich unbedingt und sehr empfehlend für das Reusch'sche Bild ausgesprochen“.²⁷¹ Seitens Drakes liegt keine Äußerung vor.

Den Zuschlag erhielt also der ganz am Beginn seiner Karriere stehende, später als schaffender Künstler wie auch als Lehrer an der Königsberger Akademie der Künste prominent gewordene Friedrich Reusch. Das Relief am Stilling-Denkmal war seine erste öffentliche Auftragsarbeit. Rückblickend soll er freilich mit ihr nicht wirklich zufrieden gewesen sein.²⁷² Ob und wie das Gutachten über die beiden Bewerbungen veröffentlicht wurde, ist bisher nicht bekannt. Reuschs Mitbewerber, der in Köln als Oberlehrer tätige Dr. Schmick, fühlte sich aber durch Gutachten und Komitee-Entscheid düpiert und ließ im Siegener Kreisblatt eine ausführliche Verteidigung seines Entwurfes abdrucken.²⁷³ Anfang Dezember 1869 übersandten Landrat von Dörnberg und Superintendent Kreutz dem Laaspher Fürsten Alexander Fotos „aller drei Entwürfe“.²⁷⁴ Zu vermuten ist, dass dabei neben den Reliefentwürfen von Reusch und Schmick auch ein Bild des Obeliskens war. Sicher handelte es sich bei dem abgelichteten Objekt um das Modell, das heute im Museum der Stadt Hilchenbach gezeigt wird.

²⁶⁹ Protokoll der Komiteesitzung vom 7. Januar 1870. LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 59r/v.

²⁷⁰ Protokoll der Stadtverordnetenversammlung vom 20. Dezember 1869 (von allen Verordneten gegengezeichnete Zweitschrift). LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 59r.

²⁷¹ Landrat von Dörnberg und Superintendent Kreutz an Fürst Alexander zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, ohne Datum (präsentiert auf Schloss Wittgenstein am 2. Dezember 1869). WA J 143.

²⁷² Zum Stillingdenkmal als erste selbständige Arbeit von Reusch vgl. Blanchebarbe, Friedrich Reusch (wie Anm. 251), S. 91f.

²⁷³ Siegener Kreisblatt vom 12. Okt. 1869. Vgl. dazu Jung, Geschichte (wie Anm. 3), 2. Teil, Sp. 2. Vgl. Anhang 11.

²⁷⁴ Landrat von Dörnberg und Superintendent Kreutz an Fürst Alexander zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, ohne Datum (präsentiert auf Schloss Wittgenstein am 2. Dezember 1869). WA J 143.

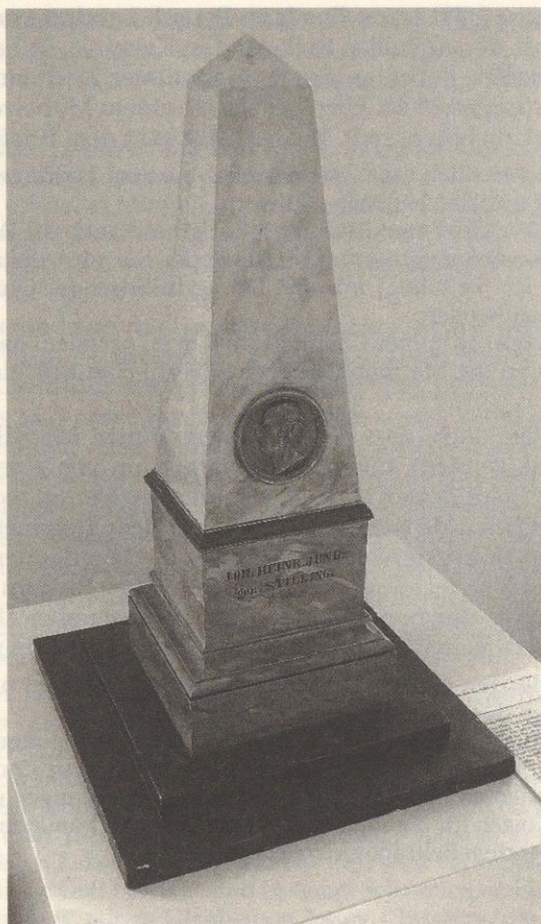


Abb. 18: Das von Friedrich Reusch 1869 erstellte Modell des Denkmals befindet sich heute im Museum der Stadt Hilchenbach
Bild: Johannes Burkardt

Der Fürst reagierte wohlwollend und spendete 30 Taler für das Denkmal „als einen Beweis meiner Verehrung für den mir unvergeßlichen Greis [...], den gekannt zuhaben, mir noch jetzt zur besonderen Freude gereicht.“²⁷⁵

²⁷⁵ Fürst Alexander an das Denkmalkomitee, Wittgenstein 23. Feb. 1870. WA J 143.

Am 22. Januar 1870 setzte Friedrich Reusch Landrat von Dörnberg in einem Brief über den aktuellen Sachstand in Kenntnis. Er hatte seine Vorlage, das Dannecker-Relief, an dessen Eigentümer Kirchenrat Schwarz in Mannheim zurückgeschickt. Ebenso habe er seinem Mitbewerber Schmick dessen Entwurf zurückgesandt. Weiter heißt es in dem Brief:

„Ich verpflichte mich, das Marmorrelief zu dem bedungenen Preise bis Mitte Juni franco Hilchenbach zu liefern.

Da ich aber Geld zum Marmor brauche und auch die Ausführung bedeutenden Kosten unterworfen ist, so werden Sie mir wohl nicht übel nehmen, wenn ich Sie bitte[,] mir den Betrag beiliegender Quittung baldigst übersenden zu wollen.

Eigentlich ist es immer Gebrauch, daß man, nachdem das Modell fertig ist und nun an die Marmorausführung geht[,] eine Abschlagszahlung erhält.“²⁷⁶

Reusch berichtete auch, dass die bereits erwähnten Modellfotos nicht in seinem Auftrag, sondern auf seine Anregung hin von einem Fotografen Huster (Hüster?) auf dessen eigene Rechnung angefertigt worden seien.²⁷⁷

Im März 1870 wurde der Baukontrakt mit dem Steinmetzmeister Wilhelm Siegert aus Köln geschlossen.²⁷⁸ Er war den Siegerländern vom Kölner Dombaumeister Voigtel empfohlen worden.²⁷⁹ Dem Plenum der Kreissynode Siegen musste der Superintendent am 8. September 1870 allerdings eingestehen, dass die vorhandenen Gelder nicht ausreichen würden:

„Die Sammlungen für die Jung-Stillings-Stiftung reichen nicht aus, [um] die Kosten zu decken.

Der Bildhauer Reusch hat 300 Th[a]ll[e]r und der Steinmetzmeister Wilhelm Siegert in Cöln 650 Th[a]ll[e]r zu empfangen, wozu noch nicht unerhebliche Kosten an verschiedene Verlags-Buchhandlungen und Druckkosten, sowie Kosten für die Einfassung des Denkmals kommen. Ich bitte etwa noch rückständige Beiträge einzusenden.“²⁸⁰

²⁷⁶ Friedrich Reusch an Landrat von Dörnberg, Berlin 22. Jan. 1870. AdKK Siegen 263.

²⁷⁷ Ebd.: „Herrn Huster habe ich keinen Auftrag gegeben[,] die Reliefs zu photographieren, sondern habe ihn gefragt[,] ob er dieselben [...] auf sein Risiko photographieren wollte, welches er bejahte. Hoffnung auf einen genügenden Absatz habe ich ihm freilich gemacht[, indem ich hervorhob und was S[ie], Herr Landrath[,] auch selbst glaubten, daß die Comite Mitgl[ieder] wohl alle eine Photographie nehmen würden, abgesehen da[von], daß sich daß Publikum für die Sache interessiren würde. Aber[,] wie gesagt[,] einen Auftrag habe ich ihm keineswegs gegeben“. AdKK Siegen 263.

²⁷⁸ Bauinspektor Blanckenhorst an Superintendent Kreutz, Siegen 24. Mrz. 1870: Übersendung des von ihm im Auftrag des Komitees mit Siegert abgeschlossenen Vertrages über Lieferung und Aufstellung des Denkmals. AdKK Siegen 263.

²⁷⁹ Landrat von Dörnberg und Superintendent Kreutz an Fürst Alexander zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, ohne Datum (präsentiert auf Schloss Wittgenstein am 2. Dezember 1869). WA J 143.

²⁸⁰ Verhandlungen der Kreis-Synode Siegen in ihrer am 8. September 1870 zu Siegen stattgefundenen vierunddreißigsten Versammlung. O.O. o.J. [1870], S. 9.

In den Folgemonaten kam es, sicherlich durch die allgemeinen Zeitläufe bedingt, zu Verzögerungen. Vor allem mit dem Bücherverkauf zugunsten des Denkmals haperte es.²⁸¹ Reifenrath klagte im März 1871 aus der Mark Brandenburg:

„Aber die liebe Heimath! Mir hats in den letzten Jahren mein Wirken sehr verleidet, daß dort so wenig geschehen ist, noch viel mehr, als das völlige Ausbleiben officieller Mittheilungen über den Fortgang der Sache seit wohl 2 Jahren und die gänzliche Ignorierung mehrerer bestimmt ausgesprochener Vorschläge, unter denen ich nur die Ausfertigung eines Sammelbuches für die hiesige Gegend nennen will.“²⁸²

Im Juni 1871 befand sich das Denkmal schon an Ort und Stelle und wartete auf Weiteres.²⁸³ Am 17. September 1871 war es dann soweit: Das Denkmal konnte offiziell enthüllt werden. Der Festakt²⁸⁴ begann um zwei Uhr nachmittags, dieses Mal unter Kirchengeläut, mit einem Umzug von Komitee und Stillingfreunden zum Marktplatz. Dort sangen die Kinder der Hilchenbacher Elementarschule Vers 1 des Liedes „Allein Gott in der Höh sei Ehr“, anschließend ließ Landrat Dörnberg die Geschichte des Denkmals Revue passieren. Es folgten die Enthüllung des Medaillons und die Übergabe an Bürgermeister Krämer, der versprach, das Denkmal wohl zu hüten. Nach der Motette „Singet dem Herrn ein neues Lied“ von Bernhard Klein, gesungen vom Chor der Seminaristen, folgte die Festrede von Pfarrer Stähler. Über sie hat Seminardirektor Böckler berichtet:

„In warmen, beredten Worten schilderte derselbe nach einer kurzen Darstellung des Lebensganges Stilling's seine Persönlichkeit, indem die Hörer aufgefordert wurden, in ihm einen Mann christlichen Glaubens, christlicher Liebe und christlicher Hoffnung zu sehen. Sein christlicher Glaube an die allergenaueste Vorsehung und Regierung des lebendigen Gottes, des Vaters Jesu Christi, dieses mächtige Gottvertrauen habe er in der schwersten und dunkelsten Lebensführung in einer Zeit weit verbreiteten Abfalls von dem lebendigen Gott bewährt und in seiner Selbstbiographie zur Erbauung für Viele bezeugt: seinen Glauben an Jesum Christum, den einzigen Sündenheiland, habe er trotz aller Anfechtungen und Verkennungen frei und fröhlich mündlich und in seinen Schriften bekannt; in diesem Glauben habe er den heiligen Geist, als die vom Vater und vom Sohne ausgehende Lebens- und Liebeskraft, mehr und mehr angezogen, und so seien seine sittlichen Kräfte immer mehr und mehr gestärkt worden — in diesem Glauben habe er auch dem Tode freudig ins Auge gesehen. Weil ein Mann des achten

²⁸¹ Zahlreiche Belege und Schriftstücke zu diesem hier nicht en Detail zu betrachtenden Thema in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2 (Unterordner „Papiere aus der Hinterlassenschaft Friedrich Reifenraths“).

²⁸² Friedrich Reifenrath an Superintendent Kreutz, Marquardt 24. Mrz. 1871. AdKK Siegen 263.

²⁸³ Verhandlungen der Kreis-Synode Siegen in ihrer am 29. Juni 1871 zu Siegen stattgefundenen fünfunddreißigsten Versammlung. O.O. o.J. [1871], S. 8.

²⁸⁴ Böckler, Jung-Stillings-Denkmal (wie Anm. 3), S. 5f.

christlichen Glaubens, sei Stilling auch ein Mann der christlichen Liebe gewesen, der an Tausenden von leiblich und geistlich Blinden sich als solchen bewährt habe. Und so war er auch ein Mann der christlichen Hoffnung auf die zukünftige Herrlichkeit, der die Wahrheit seines Wortes: „Selig sind, die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen“²⁸⁵ am eignen Herzen reichlich erfahren habe. Was aber Jung-Stilling weithin in der Welt so groß gemacht habe als Heilands- und Menschenfreund, das verdanke er der Erziehung seiner siegerländischen Großeltern und Eltern. Mögen daher, so sagte der Festredner zum Schlusse, Alle, die das Denkmal jetzt und in Zukunft betrachten, besonders die Hilchenbacher Pfarrgenossen und die Seminarzöglinge, ihren Kindern und Schülern den Segen einer Erziehung, die solche Früchte, wie bei Jung-Stilling, bringe, zu Theil werden lassen!“²⁸⁶

Anschließend sangen die Seminaristen vierstimmig „Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren“ und die ganze Gemeinde auf dem Platz das Lied „Nun danket alle Gott“.²⁸⁷

Unmittelbar nach der Einweihung versammelten sich Komitee und Festgäste im Eckhardtschen Saal, wo Superintendent Kreutz als Schatzmeister des Komitees seinen Rechenschaftsbericht zum Besten gab. Trotz der spürbaren Nachwehen des Krieges von 1866 und der hohen Lebensmittelpreise von 1867 habe sich, so führte er aus, der Aufruf von 1867 mit dem Stilling-Wahlspruch „Der Herr wird's versehen“ bewährt. Die Abrechnung sah im Einzelnen wie folgt aus:

²⁸⁵ Diesen Spruch schrieb Stilling nach eigener Angabe einem Studenten ins Stammbuch. Später benutzte er ihn als ersten Satz seines Romans „Heimweh“. Vgl. zum Titel Anm. 336.

²⁸⁶ Böckler, Jung-Stillings-Denkmal (wie Anm. 3), S. 6.

²⁸⁷ Wie Anm. 286.

Nr.	Einnahmen	Taler	Silber- gro- schen	Pfen- nige
1	Bestand, von Herrn Vorländer in die Sparkasse Siegen eingezahlt	17	10	
2	Geschenke, darunter von: – König: 300 – Königinwitwe: 50 – Stadt Hilchenbach: 50 – Gewerkschaft Jung in Dillenburg: 200	550		
3	„Beiträge“ ²⁸⁸ , darunter von: – Fürst Albrecht zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg: 50 – Fürst Alexander zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein: 30 – Beitrag „des Prinzen und der Prinzessin“ (wohl Angehörige der Familien zu Sayn-Wittgenstein): 6 – Stadt Hilchenbach: 29 – Stadt Siegen: 79 Tlr. 21 Sgr. – Hannover: 1 – Freienwalde: 1 – Wehden: 2 – Moers: 10 – Heidelberg: 11 – Frankfurt: 1 Gulden – Marquardt: 38 Tlr. 12 Sgr.	496	16	5
4	Lottereeinnahmen, darunter – Verlosung einer von Herrn Homburger aus Mannheim gestifteten Figur: 21 Tlr. 8 Sgr. 6 Pfg. – Verlosung des von Frau A. W. Garve aus Gnadenfrei gestifteten Teppichs: 22 Tlr. 20 Sgr.	43	28	6
5	Bücherverkauf	29		
6	Zinsen der Sparkasse Siegen	78	27	1
	Summe	1215	22	

²⁸⁸ Die Unterscheidung zwischen „Geschenk“ und „Beitrag“ wird in der Zusammenstellung nicht deutlich. In den „Beiträgen“ scheinen auch Sammelergebnisse inbegriffen zu sein.

Die Ausgaben gestalteten sich wie folgt:

Nr.	Ausgabe	Taler	Silber- gro- schen	Pfen- nige
1	Porto und Druckkosten, darunter: – Druck von 10.000 Aufrufen: 55 Tlr. 22 Sgr. 6 Pf.	70	13	3
2	Verlagskosten: – 60 Exemplare der in der Riegerschen Verlagsbuchhandlung erschienenen Biographie ²⁸⁹ mit 40% Rabatt: 36 Tlr. – 253 Exemplare „Bodemann“ ²⁹⁰ : 75 Tlr. 9 Sgr. – 27 Lebensgeschichten ²⁹¹ : 13 Tlr. 24 Sgr.	75	3	
3	Kosten für das Denkmal: – Bildhauer Reusch zu Berlin: 300 – Steinmetzmeister Siegert in Köln: 650 – Zimmermeister Brüchert: 8 – Maurermeister Ruth: 63 Tlr. 21 Sgr. 6 Pfg.	1059	14	3
	Summe	1205	-	6

Nach Verrechnung von Einnahmen und Ausgaben blieb somit als Kassenbestand: 10 Taler 21 Silbergroschen und 6 Pfennige. Nicht verkauft bzw. verlost waren zu diesem Zeitpunkt 12 Stickereien, die Fräulein Garve aus Gnadenfeld noch gestiftet hatte. Defizitär war der Bücherverkauf. Kreutz musste darauf hinweisen, dass Buchbestellungen im Wert von 46 Talern und 3 Silbergroschen noch nicht bezahlt waren. Die Mittel hatten also haarscharf ausgereicht.

In seiner anschließenden Rede mahnte Kreutz:

„Meine Herren!

Wenn gleich es uns geziemt, den heutigen Freudentag mit recht dankbarem Herzen zu begehen, so kann ich doch nicht umhin, an dieser Stelle darauf aufmerksam zu machen, daß unser Comité bis jetzt erst eine Seite seiner Arbeit zum Abschluß gebracht hat.“

²⁸⁹ Vgl. oben Anm. 218.

²⁹⁰ Vgl. oben Anm. 218.

²⁹¹ Vgl. oben Anm. 218.

Es folgte ein Auszug aus dem Aufruf vom 19. Juni 1867, demzufolge sich das Komitee noch die Komplettierung des Denkmals am Kreuz, zu dem 1840 der Grundstein gelegt worden war, und die Gründung einer Jung-Stilling-Stiftung zur Förderung der Hilchenbacher Seminaristen und zur Unterstützung von Blinden zum Ziel gesetzt hatte. Kreutz führte dazu weiter aus:

„Die Errichtung eines Steins ist nicht erfolgt. Die Kosten des Denkmals aber sind so erheblich geworden, daß ein nur geringer Ueberschuß zu dem vorerwähnten Zweck verblieben ist. Eine Vermehrung des neuen Fonds steht zunächst durch die erwähnte Lotterie und durch den Eingang von Rest-Einnahmen von verkauften Büchern in Aussicht.

Wenn nun das Comité seine Arbeit durch die heutige Feier als noch nicht beendet betrachten will und darf, so wird dasselbe auf Mittel und Wege sinnen müssen, das angedeutete schöne und edle Ziel als dauerndes Denkmal unseres großen Landmanns vollständig zu erreichen.

Legen wir nur getrost Hand an's Werk, denn auch hier dürfen wir gewiß mit Jung-Stilling sprechen: ‚Der Herr wird's versehen!‘“²⁹²

Das neue Denkmal fand sofort Anklang und wurde auch in der Literatur gewürdigt. Die erwähnte Reise, welche die Schriftstellerin Katharina Diez mit Friedrich Reusch zu den Stillingstätten um Hilchenbach und Grund 1869 unternommen hatte, wurde vor dem Druck mit einer Schlussbemerkung versehen, das Denkmal sei inzwischen „würdig vollendet“.²⁹³ Ihr 1871 veröffentlichtes Stillingbändchen mit der Denkmalbeschreibung erschien sieben Jahre später in holländischer Übersetzung.²⁹⁴ 1874 brachte die Nederlandsch Godsdienstig Traktaat-Genootschap die Beschreibung einer Pilgerfahrt des emeritierten holländischen Theologen Petrus Hofstede de Groot²⁹⁵ an den Geburtsort Stillings heraus. Dieses Bändchen enthält nette Beschreibungen der Örtlichkeiten, zum Beispiel der Schule in Grund: „De schriften van Stilling waren er, en waren sterk gelezen; doch er was van uitgeleend, dat niet was teruggekomen.“ Das Denkmal in Hilchenbach wurde abgebildet und beschrieben:

„Eerst gingen wij naar het gedenkteeken, in 1871 voor Stilling op het oostelijk einde van het kerkhof opgericht. Het is een geknotte obelisk van zandsteen, waaraan zijn welgelijkend borstbeeld in wit marmer is gehecht, met het onderschrift:

Johann Heinrich Jung, gen. Stilling.

Men ziet de afbeelding er van aan het hoofd van dit opstel.

²⁹² Rechenschaftsbericht von Superintendent Kreutz vom 17. September 1871 (Manuskript), AdKK Siegen 263. Teilweise nachgedruckt bei Böckler, Jung-Stillings-Denkmal (wie Anm. 3), S. 7. Die Zahlen gekürzt wiedergegeben auf S. 4.

²⁹³ Diez, Jung-Stilling (wie Anm. 2), S. 106.

²⁹⁴ Jung Stilling, naar het hoogduitsch van Catharina Diez, door A. M. S., Amsterdam 1877.

²⁹⁵ Zu Hofstede de Groot (1802–1886) vgl. https://nl.wikipedia.org/wiki/Petrus_Hofstede_de_Groot (abgerufen 28.8.2016, 10:00).

Eene commissie te Siegen heeft het noodige geld voor de oprichting er van bijeengebracht en ist ook uit Nederland door bijgedragen geholpen.

Aan den voet van het gedenkteeken is eene fontein of liever eene altijd loopende bron van heerlijk zuiver water aangebracht. Is het, om aan te duiden, dat Stilling aan vele dorstige zielen nog lafenis geeft?"²⁹⁶

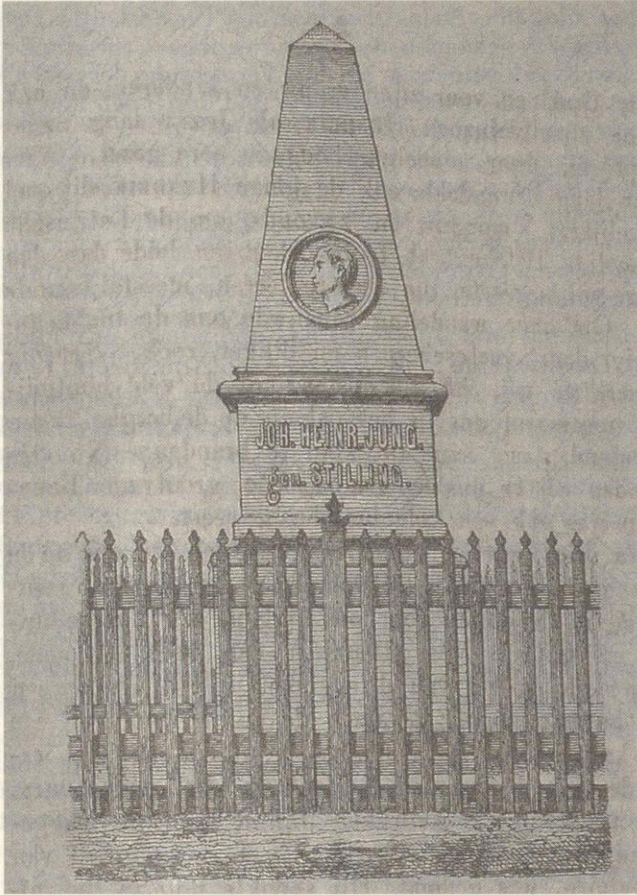


Abb. 19: Darstellung des Stillingdenkmals
in P. Hofstede de Groots Büchlein

„Een bedevaaart naar de geboorteplats van Stilling“, 1874

²⁹⁶ Een bedevaart naar de geboorteplaats van Stilling. Door P. Hofstede de Groot (Nederlandsch Godsdienstig Traktaat-Genootschap 618), Amsterdam 1874, S. 13f.

1.10 Neuanfang und Ende des Stillingkomitees

Superintendent Kreutz' Rede vom 17. September 1871 hatte den Weg gewiesen, prompt ging man wieder daran, Geld zu sammeln, diesmal vor allem für die Stilling-Stiftung. Reifenrath versuchte weiterhin, Schriften von und über Stilling zu verbreiten.²⁹⁷ Maßgeblich beteiligt war Karl Friedrich Wilhelm Böckler, Direktor des neuen Hilchenbacher Seminars. Böckler war auch als Prediger ordiniert und oft auf den Kanzeln der Kirchengemeinde anzutreffen. Er war bereits seit 1867 im Stilling-Komitee tätig gewesen.²⁹⁸ Nun wickelte er die erfolglose Lotterie ab²⁹⁹ und verfasste (ebenso wie die durch ihre Sachspenden bekannte Frau Garve aus Gnadenfrei) Sammelaufrufe in englischer Sprache.³⁰⁰ Für Verbreitung der Idee sorgte ein ausführlicher Bericht aus der Feder Böcklers in der Siegerer Zeitung, der noch im selben Jahr auf Initiative von Superintendent Kreutz als separate Broschüre bei Vorländer in Siegen herausgegeben wurde.³⁰¹

Eine neue Geldquelle erschloss Pfarrer Wilhelm Becker³⁰² aus Erndtebrück. Becker gehörte zur Fangemeinde Stillings und war, wie er später zu seiner Freude feststellen durfte, sogar ein entfernter Verwandter seines Idols. Er kannte den Stillingbiographen Friedrich Wilhelm Bodemann, dessen Schriften vom Komitee zugunsten des Denkmals verkauft wurden, persönlich und hatte zu einer jüngeren Auflage der Biographie Material geliefert. Gemeinsam mit Friedrich Reifenrath hatte er seit Mitte der 1860er Jahre zu der neuen, das Siegerland und Wittgenstein umspannenden „Stilling-Connection“ gehört und hatte ihr geholfen, die alten, gefallen Fäden wieder aufzunehmen, indem er den Kontakt zu seinem Patronatsherrn, dem Fürsten zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, reanimierte.³⁰³ Über familiäre Kontakte initiierte er in Hamburg die Formierung einer kleinen

²⁹⁷ Vgl. die Schriftwechsel in LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779.

²⁹⁸ Zur Zuwahl vgl. das Protokoll der Komiteesitzung vom 4. Dezember 1867. LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 49.

²⁹⁹ Böckler an Superintendent Kreutz, Hilchenbach 14. Nov. 1871: Die Lotterie ist ein Misserfolg, da der Krieg die Spendenbereitschaft der Bevölkerung auf null hat gehen lassen. Er möchte stattdessen lieber einen Bericht für die Zeitschrift „Daheim“ schreiben. Und am 18. November 1871: Die letzten Lose wurden an die Pfarrer in Ferndorf, Müsen und den Superintendents geschickt. Die Einnahmen belaufen sich auf 18 Taler. Am 20. Januar 1872 berichtete er Kreutz über den Verbleib der Gewinne. LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 73. Den eingereichten Artikel Böcklers nahm die Redaktion von „Daheim“ nicht an. Vgl. Böckler an Kreutz, Hilchenbach 14. Feb. 1872. AdKK Siegen 263.

³⁰⁰ Korrespondenzen von Superintendent Kreutz, Seminarleiter Böckler, Frau Garve und anderen vom Januar 1872, in: AdKK Siegen 263. Die englischen Texte liegen bei.

³⁰¹ Böckler, Das Jung-Stillings-Denkmal in Hilchenbach, in: Siegerer Zeitung vom 8. Dez. 1871 und vom 12. Dez. 1871. Separatdruck als achtseitige Broschüre bei Vorländer, Siegen 1871. Die Auflage betrug 100 Stück. Dazu und zur Rolle von Kreutz bei Erstellung des Sonderdrucks vgl. den Brief von Kreutz an Landrat von Dörnberg, Siegen 21. Dez. 1871. LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 66r/v.

³⁰² Zu Wilhelm Georg Becker (1834–1888) vgl. Bauks (wie Anm. 18), Nr. 325 (S. 26).

³⁰³ Becker an Reifenrath, Erndtebrück 5. Nov. 1868 (wie Anm. 244).

Gruppe unter Leitung des Predigers an der dortigen Deutsch-reformierten Gemeinde, Karl Ludwig Wilhelm Dilthey,³⁰⁴ die sich an die Sammlung von Spenden für die Stillingstiftung machte.³⁰⁵ Dilthey annoncierte in Zeitungen und konnte für seine Arbeitsgruppe einige prominente Hamburger gewinnen, darunter Hauptpastor Kreusler, die Pastoren Behrmann, Roosen, Professor Herbst, den Mediziner Giesecking sowie die Kaufleute Godefroy und Warnecke. Als Ergebnis konnten im Juli 1872 sage und schreibe 110 Taler übergeben werden.³⁰⁶

Ende 1871 oder Anfang 1872 sprach der König Superintendent Kreutz seine Anerkennung für das Denkmal aus.³⁰⁷ Letzterer und Reifenrath führten in der Folgezeit noch Korrespondenzen, über deren Erfolg die Akten letztlich nicht mehr viel aussagen. Friedrich Wilhelm Winckel in Berleburg versuchte sich nochmals mit dem Verkauf von Schriften über Stilling, konnte aber keine Erfolge vermelden.³⁰⁸

Immerhin waren im September 1872 schon wieder 160 Taler in der Kasse, inklusive der von Pfarrer Beckers Verwandten und deren Kreis in Hamburg gesammelten 110 Taler.³⁰⁹ Etwa um dieselbe Zeit fragte Reifenrath etwas keck an, ob „es nicht an der Zeit sein möchte, den Kaiser von Rußland um einen Beitrag zu bitten.“ Schließlich hätten zwischen Jung-Stilling und dem Zarenhof gute Beziehungen bestanden. Passieren könne ja nichts, denn „Betteln kann man ja auf eignes Risico.“³¹⁰ Für alle Fälle hatte er schon ein Unterstützungsschreiben von Konstantin von Tischendorf aus Leipzig eingeholt, jenem Forscher, der durch die Entdeckung des Codex Sinaiticus, dessen Publikation anlässlich des 1000. Jubiläums der russischen Monarchie und anschließende Weitergabe an Zar Alexander II. berühmt geworden war.³¹¹ Der Coup gelang: Am 13. September 1872, exakt um ein Uhr und drei Minuten mittags, wurde Reifenrath ein vom kaiserli-

³⁰⁴ Zu Dilthey (1823–1875) vgl. Rudolf Hermes, *Aus der Geschichte der Deutschen evangelisch-reformierten Gemeinde in Hamburg*, Hamburg 1934, S. 196f.; Hans Dilthey, *Geschichte eines evangelischen Geschlechts aus Siegen*, Götting 1938. Ich danke Herrn Reiner Kuhn, Hamburg, für die freundlichen Hinweise.

³⁰⁵ Pfarrer Becker an Superintendent Kreutz, Erndtebrück 1. Dez. 1871. AdKK Siegen 263.

³⁰⁶ Pfarrer Becker an Superintendent Kreutz, Erndtebrück 12. Jul. 1872. LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 81r/v.

³⁰⁷ Gratulation von Seminarleiter Böckler an Superintendent Kreutz, Hilchenbach 25. Jan. 1872. AdKK Siegen 263. Ein Schreiben des Königs an Kreutz ist nicht erhalten.

³⁰⁸ Superintendent Winckel an den neuen Schatzmeister des Komitees, Lehrer Debberthin in Siegen, Berleburg 24. Feb. 1872. AdKK Siegen 263.

³⁰⁹ Verhandlungen der Kreis-Synode Siegen in ihrer am 10. September 1872 zu Burbach stattgefundenen sechshunddreißigsten Versammlung. O.O. o.J. [1872], S. 12.

³¹⁰ Jung-Stilling hatte 1814/1815 Zar Alexander I. kennengelernt, der ihn verehrte und seinem Sohn Friedrich einen Posten in der russischen Verwaltung vermittelte.

³¹¹ Reifenrath an Landrat von Dörnberg, Berleburg 14. Aug. 1872. LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 82r/v.

chen Leibarzt Karell gezeichnetes Telegramm aus Dünaburg mit Weisungen zugestellt, wann er zu Hause sein sollte, um den Botschafter des Zaren und dessen Geschenk in Empfang zu nehmen.³¹² Von diesem Erfolg beflügelt, verlangte der Marquardter Pfarrer vom Landrat, jetzt wolle er wohl die Güte haben, auch den König der Niederlande, den Großherzog von Baden und den preußischen Kronprinzen anzuschreiben.

Am 15. Oktober 1873 ließ der inzwischen aus dem Dienst geschiedene Pfarrer Kreutz in seiner Funktion als ehemaliger Schatzmeister des Vereins der Kreissynode eine Abrechnung der Einnahmen und Ausgaben des Jahres 1872 vorlegen, die im Protokoll der Synode abgedruckt wurde. Sie bezeugt sehr schön, dass man nach wie vor eifrig Gelder einwarb.³¹³

Nr.	Einnahmen	Taler	Silber- gro- schen	Pfen- nige
1	Ertrag der Lotterie vom 11.01.1872	55	10	
2	Verkauf von 4 Fotografien	1	10	
3	Geschenk der Witwe Aug. Bick in Solingen	10		
4	Für 1 verkauftes Exemplar der Biographie, eingesandt von Superintendent Winckel in Berleburg	1		
5	Für verkaufte Bücher von Pfarrer Reifenrath in Marquardt	11	5	
6	Geschenk von Prälat von Gerock in Stuttgart	3		
7	Pfarrer Dilthey in Hamburg von Freunden daselbst durch Pfarrer Becker in Erndtebrück	110		
8	Geschenk Seiner Majestät des Kaisers von Rußland durch die kaiserliche Botschaft in Berlin	200		
9	Gräfin Lippe in Münster	10		
10	Für 1 Biographie von Frau Gläser in Siegen	1		

³¹² LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2 (Unterordner „Papiere aus der Hinterlassenschaft Friedrich Reifenraths“). Zu Tischendorf vgl. Caspar René Gregory, [Art.] Tischendorf, Lobegott Friedrich Constantin, in: ADB 38 (1894), S. 371–373.

³¹³ Verhandlungen der Kreis-Synode Siegen in ihrer am 15. October 1873 zu Ferndorf stattgefundenen siebenunddreißigsten Versammlung. O.O. o.J. [1873], S. 11f.

Nr.	Einnahmen	Taler	Silber- gro- schen	Pfen- nige
11	Zinsen aus der Sparkasse	4	6	3
	Kassenbestand von 1871	10	21	6
	Summe	417	22	9

Die Ausgaben des Jahres 1872:

Nr.	Ausgabe	Taler	Silber- gro- schen	Pfen- nige
1	Umzäunung des Denkmals in Hil- chenbach	38	20	
2	Drucksachen und kleinere Ausgaben	3	10	
	Summe	43	10	6

Die Zinsen aus dem Kassenbestand von 374 Talern 12 Silbergroschen und 3 Pfennigen sollten Blinden und Seminaristen zugutekommen. Synodallasessor Müller³¹⁴ warb eindringlich, die Sache weiterzubetreiben:

„An diese Mittheilung kann ich nicht umhin[,] den Wunsch zu knüpfen, daß sich in unserer Diöcese noch einmal ein reges Interesse für die Jung-Stillings-Stiftung bethätigen möge. Das Denkmal ist nun vollendet, es gilt, den viel höheren Zweck der Stiftung voll zu erreichen. Ein kleiner, aber unzureichender Fonds ist gesammelt, will nicht die Synode noch einmal in den Gemeinden eine Sammlung veranlassen, damit die Stiftung die Mittel erhält, zum Gedächtniß unseres berühmten Landsmannes mit Erfolg an der Ausbildung tüchtiger Lehrkräfte mitzuarbeiten und zugleich das Loos der Blinden zu lindern, denen Jung-Stilling seine ganze reiche Liebe gewidmet hat?“³¹⁵

³¹⁴ Zu Karl Theodor Müller (1824–1890) vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 18), Nr. 4314 (S. 344).

³¹⁵ Verhandlungen der Kreis-Synode Siegen in ihrer am 15. October 1873 zu Ferndorf stattgefundenen siebenunddreißigsten Versammlung. O.O. o.J. [1873], S. 12.

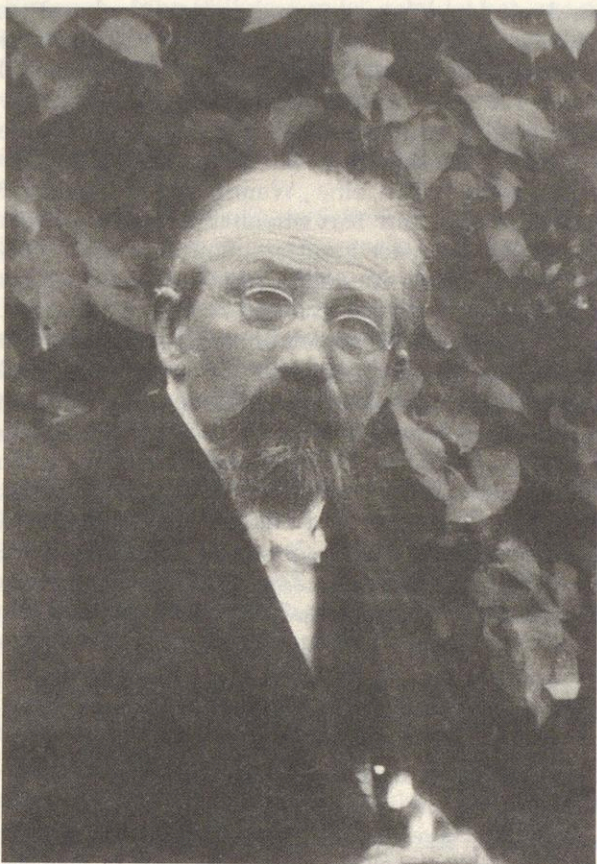


Abb. 20: Superintendent Friedrich Reifenrath in Marquardt, 1903
LAV NRW W, Chronik Reifenrath

Die Synode beschloss daraufhin nochmals eine Sammlung.³¹⁶ 1874 spendeten die Hilchenbacher Seminaristen die Erträge eines Konzertes (13 Taler 3 Silbergroschen), und Superintendent Roth³¹⁷ mahnte die im Vorjahr beschlossene Sammlung an.³¹⁸ Die fand aber nicht mehr statt. Mitte der 1870er Jahre brechen die Akten dann vollends ab. Die Gründe liegen auf der Hand: Nach seiner Pensionierung gab Superintendent Kreutz 1873 sein

³¹⁶ Ebd.

³¹⁷ Friedrich Gustav Roth (1817–1885). Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 18), Nr. 5176 (S. 417).

³¹⁸ Verhandlungen der Kreis-Synode Siegen in ihrer am 17. Juni 1874 zu Neunkirchen stattgefundenen achtunddreißigsten Versammlung. O.O. o.J. [1874], S. 13.

Amt auf,³¹⁹ und mit dem Weggang von Landrat Dörnberg³²⁰ und Seminar-
direktor Böckler³²¹ fehlten die treibenden Kräfte vor Ort. Reifenrath sam-
melte von Marquardt aus bis Mitte 1876 weiter. 1875 gelang ihm noch die
Einwerbung von 100 Mark für die Stiftung beim Großherzog von Baden,³²²
und 1876 hatte er eine „Stillingskiste“ mit gestifteten Handarbeiten von
Damen aus Schlesien bei sich, beinhaltend ein Sofakissen, zwei Paar Pan-
toffeln, ein Schlüsselbrettchen, eine „Wandmappe“, mehrere Buchzeichen,
zwei Spitzenkragen und ein Serviettenband. „Was soll ich damit ma-
chen?“, fragte er den Siegener Landrat. „Soll man die Großherzogin von
Baden, die mit den Oraniern verwandt ist[,] bitten, das Protektorat des Ver-
eins zu übernehmen[,] und dann in ihrem Namen deutschlandweit Basare
organisieren?“³²³ Eine Antwort erhielt er nicht mehr. Im Sommer 1876 ließ
das Komitee für 555 Mark ein eisernes Gitter um das Denkmal herum
bauen.³²⁴ 1877 wurde Reifenrath Superintendent des Kirchenkreises Bor-
nim, danach dürfte er keine Muße mehr gehabt haben, sich für die Stil-
lingstiftung zu engagieren. Das Restkomitee muss nach der Errichtung des
Eisengeländers formell aufgelöst worden sein. Am 31. Januar 1877 legten
ein Sekretär des Landratsamtes und Pfarrer Eduard Weller³²⁵ aus Hilchen-
bach fest, dass „das übrige Geld [...] zum Besten einer Kleinkinderschule
verwandt werden“ sollte.³²⁶ Letztes Zeugnis ist die Übergabe des Sparkas-
senbuchs des „Jung-Stillings-Vereins“ mit einem Bestand von 1.277 Mark
an Pfarrer Weller in Hilchenbach im Februar 1877.³²⁷ Ob dieses Geld den

³¹⁹ Kreutz hatte in einem Schreiben aus Königswinter vom 17. Juli 1873 sein Amt als
Schatzmeister des Stilling-Komitees quittiert. LAV NRW W, Kreis Siegen – Landrats-
amt, Nr. 1779, Bl. 133r.

³²⁰ Dörnberg hatte schon von Dezember 1873 bis September 1874 neben seiner Landrat-
Tätigkeit Aufgaben im Handelsministerium inne, im Dezember 1876 erfolgte seine
Versetzung zur Regierung Oppeln.

³²¹ Im Protokoll der Kreissynode Siegen von 1874 (vgl. oben Anm. 318), S. 13, wird be-
reits ein Herr Pasche als Seminardirektor angegeben.

³²² Bescheid der Hof-Finanzkammer des Großherzogs an Reifenrath, Karlsruhe 19. Apr.
1875. LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 104.

³²³ Reifenrath an Landrat von Dörnberg, Marquardt 8. Mai 1876. LAV NRW W, Kreis
Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 106r-107v.

³²⁴ Schriftverkehr, Vertrag, Bauzeichnung und Rechnung von Schlossermeister Müller
aus Allenbach vom Sommer 1876 in: LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr.
1779.

³²⁵ Zu Eduard Weller (1833–1884) vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 18), Nr. 6781 (S. 545)
(Angaben unvollständig).

³²⁶ Pfarrer Weller an Kreissekretär Kanok, Hilchenbach 1. Feb. 1872. LAV NRW W, Kreis
Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 124r.

³²⁷ Kreissekretär Kanok an Pfarrer Müller, Siegen 7. Feb. 1877. LAV NRW W, Kreis Sie-
gen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 124v.

Grundstock für jenen „Jung-Stilling-Fonds“ gebildet hat, aus dem die Kirchengemeinde 1940 Schriften Jung-Stillings an die Absolventen der Hilchenbacher Stilling-Oberschule verteilte, bleibt zu klären.³²⁸

2. Welches Bild von Jung-Stilling hatten die Initiatoren?

Die Denkmalinitiatoren hoben in ihren Schreiben immer wieder die Besonderheit des Lebenslaufes von Stilling hervor als Vita eines außergewöhnlich frommen und tugendhaften Mannes, der sich auf besondere Art aus einfachsten Verhältnissen zu einer Berühmtheit hochgearbeitet hatte und den ein außergewöhnlich starker Glaube trug und zum Dienst am Nächsten motivierte. 1864 drückte eines der Mitglieder des Komitees das so aus:

„Das Gedenkzeichen gilt [...] einem Manne, der an Strebsamkeit, Selbstbildung vom armen [...] Knaben hinauf bis zu den Stufen hoher wissenschaftlicher Stellung – einem Manne dessen langes Leben so reich an Gottvertrauen u[nd] Werke[n] christlicher Liebe war, wie kein Anderer im Siegerland geboren wurde.“³²⁹

Bürgermeister Reifenrath, der von allen hier genannten Personen wenn schon nicht einer der besten Stillingenkenner, so doch einer der größten Stillingverehrer war, hob 1836 noch besonders die Berühmtheit Stillings hervor:

„Was [...] Jung-Stilling [...] für seine Mit- und Nachwelt war, ist nicht allein in Deutschland, sondern auf allen fünf Erdtheilen durch seine Schriften bekannt.“³³⁰

Wichtig war Reifenrath, an Stillings Blindenarbeit zu erinnern. Originell ist seine Idee, dass die schöne Aussicht vom Rothaargebirge der Erinnerung an die vielen Star-Kranken dienen solle, denen Jung-Stilling das Augenlicht zurückgab:

„Da kann sich der glückliche Besitzer des Augenlichts mit der herrlichsten Aussicht über die schöne Natur, an die viele Tausend größtentheils arme Blinde erinnern, welchen er das Gesicht nicht nur unentgeltlich wiedergegeben, sondern auch viele noch beschenkt und auf seine Kosten bewirthe hat [...].“³³¹

Neben der außergewöhnlichen Biographie hielt man Stillings Schriftstellertätigkeit einer Würdigung wert. Reifenrath erhob ihn 1836 gleich bis in den Dichterolymp und setzt ihn „gewiß neben Schiller, und <die> Stillings-

³²⁸ „Stilling-Gedenkfeier in Hilchenbach“ [zum 200. Geburtstag], in: Siegener Zeitung vom 16. Sep. 1940.

³²⁹ L. K. Stahlschmidt an Superintendent Kreutz, Ferndorf 2. Feb. 1864. AdKK Siegen 263.

³³⁰ Aufruf Reifenraths vom 12. Juli 1836. Vgl. dazu oben Anm. 19 und Anhang 1.

³³¹ Ebd.

Freunde Herder <und> Göthe“. Auch international sollte Stilling mithalten können und wurde daher mit dem französischen Romancier Restif de la Bretonne verglichen.³³² Ob dessen Schriften in Hilchenbach wirklich gelesen wurden, darf freilich bezweifelt werden.

In späteren Jahren sah man in Jung-Stilling vor allem den Verfasser frommer Schriften für das einfache Volk und einen Brückenbauer zwischen den Konfessionen. So hieß es 1841 in der Eingabe, welche das Komitee an den König richtete:

„Die [...] Pietät des Jung-Stilling [...] machte seine eigentliche Volksschriften auf allen bekannten Welttheilen auch im konfessionellen Wesen und Leben vermittelnd, so, daß sie wie von keinem anderen evangelischen sehr gerne von den Katholiken gelesen wurden.“³³³

Einzigartig in unserem Kontext ist eine Äußerung in der Eingabe an König Friedrich Wilhelm IV. vom April 1841, in der gerühmt wird, dass Jung-Stilling seinen „Forschergeist zur Beglückung seiner Mitmenschen in christlich aufklärend, wohlthätigem Sinne“ eingesetzt habe. Hier wurde von den Denkmalinitiatoren zum ersten und letzten Male eine Verbindung zwischen Stillings Frömmigkeit und der Aufklärung hergestellt; dass dieses komplexe Thema von Reifenrath und seinen Freunden intellektuell wirklich durchdrungen wurde, ist nicht anzunehmen.³³⁴

Noch eine weitere Stelle in dem Bittbrief an den König verdient hervorgehoben zu werden. Man unternahm darin einen intellektuell-patriotischen Kraftakt, indem man Stilling zum Propheten der aufsteigenden, Deutschland rettenden preußischen Monarchie stilisierte:

„Jung Stilling war es [...] gegeben, Preußen und Teutschland einstens nochmals einen wahrhaft christlichen König zu verheißen, Allerhöchst welcher in der vorgesehenen, jetzigen, schweren Catastrophe sein Regiment und seine Krone zur Lehne in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen in Rechenschaft zur Stunde führe und trage, in der heiligen Treue der Teutschen, in der heiligen Liebe der Christen, nämlich zur Erhaltung <von> Preußens Ehre und Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärts-Schreiten in Alters-Weisheit zugleich und heldenmüthiger Jugendkraft, einen wahrhaftigen Friedefürsten.“³³⁵

³³² Ebd.

³³³ Eingabe des Komitees (Unterschrift Reifenrath) an König Friedrich Wilhelm IV. vom 9. Apr. 1841. Vgl. oben Anm. 82 und Anhang 6.

³³⁴ Zum Verhältnis von Stilling zur Aufklärung (insbesondere der von ihm als falsch verstandenen Aufklärung à la Voltaire, Rousseau oder Kant) vgl. ausführlich Schwinge, Jung-Stilling als Erweckungsschriftsteller (wie Anm. 8), S. 157f. Vgl. auch den Index zum Band.

³³⁵ Wie Anm. 333.

Mit dieser nach vorne schauenden Interpretation von Aussagen aus Stilings „Heimweh“³³⁶ und dem „Grauen Mann“³³⁷, deren Vorlagen sich auf den Sieg der christlichen Mächte und besonders König Friedrich Wilhelms III. von Preußen im Krieg gegen Napoleon bezogen, lehnte man sich dann doch arg weit aus dem Fenster. Im „Heimweh“ hatte Jung-Stilling am Ende der Regentschaft Friedrichs des Großen geschrieben, die „Protestanten“ seien „der Wahrheit näher“ als die übrigen christlichen Konfessionen, warnte aber vor zunehmender Freigeisterei. Fehler der Nachfolgekönige Preußens könnten fatal sein und in „einen wüthenden Religionshaß ausarten.“³³⁸

Selbstverständlich mussten die Supplikanten um jeden Preis versuchen, den König für ihr Anliegen einzunehmen. Trotzdem darf vermutet werden, dass Versuche, Stilling in der Zeit des Vormärz für die konservative Seite zu instrumentalisieren, im Siegerland der 1830er und 1840er Jahre auch an anderer Stelle unternommen wurden. Möglich, dass wir in Anschauungen wie diesen neben äußerlichen Einflüssen wie Krieg, Teuerung und Stadtbrand auch einen Grund dafür suchen müssen, dass ein großer Teil der Bevölkerung nicht für das Denkmal zu spenden bereit war. Berücksichtigen wir in diesem Zusammenhang die Äußerungen Reifenraths vom September 1848³³⁹ mit, so dürfte es sich hier weniger um eine ernst-

³³⁶ Man bezog sich auf: Das Heimweh und der Schlüssel zu demselben von Heinrich Stilling. Bd. 1 (Johann Heinrich Jung's, genannt Stilling [...], sämtliche Schriften 4,1), Stuttgart 1836, 3. Buch, S. 702.

³³⁷ Hier bezieht man sich auf das 28. Stück des „Grauen Mannes“ von 1814. Benutzt wurde die Ausgabe: Der Graue Mann, eine Volksschrift. Hg. v. Johann Heinrich Jung [...], sonst auch Heinrich Stilling genannt. 2. Bd. (Johann Heinrich Jung's, genannt Stilling, [...], sämtliche Schriften, Bd. 8), Stuttgart 1837, S. 437. Auf S. 436f. heißt es dort über den russischen Zaren, den österreichischen Kaiser und den König von Preußen: „Nichts läßt sich rührender denken, als wenn die drei verbündeten Monarchen unter dem freien Himmel Gott auf den Knien, im Angesicht ihrer Armeen danken, und Ihn um fernern Sieg anflehen, und dieß ist oft geschehen, und mir von mehreren Augenzeugen erzählt worden. Die Demuth dieses großen Monarchen [Friedrich Wilhelm III.] ist preiswürdiger [...]. Es ist sehr merkwürdig, daß in so vielen Prophezeiungen von alten Zeiten her geweissagt worden, ein Held aus Norden würde Deutschland retten und befreien, wir haben die Erfüllung erlebt.“

³³⁸ A.a.O.: „Die Protestanten sind der Wahrheit näher, sie haben die Kraft der zukünftigen Welt geschmeckt, wehe ihnen! wenn sie abfallen, und sie fallen wirklich ab. Friedrichs des Zweiten Gesinnungen in der Religion verstattet volle Glaubens- und eine weit ausgedehnte Lehrrfreiheit; die Freigeisterei nimmt in seinen Staaten überhand und wird herrschend – bald wird er vom Schauplatz abtreten. Sollte nun etwa einer seiner Nachfolger nicht mit Behutsamkeit wieder einlenken, und mit Gewalt die reine christliche Religion wieder herrschend machen, oder gar unlautere Grundsätze damit verbinden wollen, so wird früher oder später die eingeschlossene elastische Luft losbrechen, der ehemalige Spott wird dann in wüthenden Religionshaß ausarten, und der Verfolgungsgeist wird unter den Protestanten ebenso stark zu toben beginnen, als unter den Katholiken.“

³³⁹ Vgl. oben Anm. 142.

hafte Auslegung von Stillingzitatzen im Sinne einer Preußenprophetie handeln – voller Optimismus drückte man vielmehr die eigenen Hoffnungen und Wünsche aus. Man erwartete vom preußischen König eine Verbesserung der Verhältnisse, und das nicht nur in Preußen, sondern deutschlandweit.

Der letztlich erfolgreiche Spendenaufruf des Denkmalkomitees von 1867 nahm den nationalen Gedanken nur ganz am Rande auf. Nun betonte man wieder Stillings Eigenschaft als beliebter Volksschriftsteller, dessen diakonisches Engagement und vor allen Dingen seine tiefe Verwurzelung im Glauben an Christus:

„Stilling war den Armen ein stets bereitwilliger und insbesondere den Blinden ein reich gesegneter Arzt, seinen Freunden ein treuer geistlicher Rathgeber, allem Volke ein beliebter christlicher Schriftsteller; was jedoch die Hauptsache, er war das alles durch die Originalität seiner Glaubensüberzeugung, durch die Einfalt und Wahrheit seines Bekenntnisses zu Christo Jesu, unserm Herrn, und durch die Treue, mit welcher er dasselbe in den verschiedensten Lagen und Verhältnissen bis an's Ende bewährt hat.“³⁴⁰

Uns heute sticht sofort ins Auge, welche Seite Stillings nicht gewürdigt wurde: Seine ökonomischen, historischen und naturwissenschaftlichen Schriften fanden ebensowenig ein Echo wie seine Verdienste auf dem Gebiet der Kameralwissenschaften. Auch seine theologisch-philosophischen Auffassungen wurden zu keinem Zeitpunkt tiefergehend reflektiert. Zwar wurde spätestens seit 1865 die aktuelle Literatur über Stilling durchaus zur Kenntnis genommen, eine tiefere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Stilling selbst oder dessen Werk fand im Rahmen der Denkmaldiskussionen jedoch nicht statt.

3. Motive für den Denkmalbau

Es bleibt die Frage, was die Denkmalbauer erreichen wollten. Den einen – vor allem in den Äußerungen Reifenraths d. Ä. und Stahlschmidts tritt dieses Motiv entgegen – ging es um die Ehrung eines Siegerländers, der es aus einfachsten Verhältnissen in höchste Ämter und zu Ruhm und Ansehen gebracht hatte. Im Laufe der Jahre wurde auch deutlich, dass es galt, das Andenken eines Mannes zu erhalten, an den sich immer weniger Menschen persönlich erinnerten. Schön formulierte der Neuinitiator des Projektes, Stahlschmidt, 1864 diesen Gedanken:

„Das Gedenkzeichen gilt [...] einem Manne, der an Strebsamkeit, Selbstbildung vom armen [...] Knaben hinauf bis zu den Stufen hoher wissenschaft-

³⁴⁰ Einladung zur Subscription vom 19. Juni 1867, S. 1. Vgl. Anhang 11.

licher Stellung – einem Manne, dessen langes Leben so reich an Gottvertrauen u[nd] Werke[n] christlicher Liebe war, wie kein Anderer im Siegerland geboren wurde.“³⁴¹

Über den lokalpatriotischen Aspekt hinaus ging es in der Startphase auch darum, ein national-preußisches bzw. sogar national-deutsches Zeichen zu setzen. Laut Reifenraths Projektskizze von 1836 beabsichtigte man, durch die Errichtung eines Denkmals „die deutsche Vaterländische Chronik in Einverleibung Jung-Stillings merkwürdiger Geschichte“ um einen Siegerländer Beitrag zu bereichern.³⁴² Auch die Hinterlegung des Testaments Friedrich Wilhelms III., den ja unmittelbar weder mit Stilling noch mit dem Siegerland etwas Engeres verband, wies in diese Richtung.

1864 sah man die Zweckbestimmung des Stillingdenkmals auch als Zeichen gegen den hektischen Zeitgeist an:

„Es ist wahrlich an der Zeit, das[s] unser Jung-Stilling-Denkmal in den Sauß und Brauß an Sonn- und Festtagen den Wanderer im Geist an das *wahre Leben* erinnern hilft; dies und als sichtbares Zeichen der dankbaren Erinnerung u[nd] Anerk[ennu]ng des edlen Mannes, denke ich mir als *Zweck* des einfachen Denkmals.“³⁴³

Differenzierter geht der Aufruf von 1867 an das Thema heran. Auch seine Redakteure hielten fest: „Wie er unserer Gegend und dem ganzen Vaterlande Ehre gemacht hat, so wollen wir sein Andenken ehren“. Vor allem sahen sie in Stilling, dessen Lebensgang und seiner besonderen Frömmigkeit ein Vorbild, dem nachzueifern und dessen Arbeit fortzuführen das Denkmal anregen sollte:

„[...] wie er der einfältigen christlichen Frömmigkeit in allerlei Ständen, Ländern und Bekenntnissen ein lebendiger Zeuge, ein liebenswürdiges Vorbild gewesen ist, so wollen wir eben dieser Frömmigkeit, die so edle Früchte bringt, ein bleibendes Gedächtniss stiften [...] und das segensreiche Wirken desselben [...] fortgesetzt werden soll.“³⁴⁴

In den Worten des Aufrufs vom Juni 1867 spiegelt sich bereits ein gesellschaftlich-politisches Problem, das in den Protokollen aller Kreissynoden der kommenden Jahre breiten Raum beanspruchen sollte: die sogenannte „soziale Frage“. In diese Richtung blickte das Komitee, wenn es Stilling als Vorbild und Brückenbauer würdigte, der „den christlichen Glauben und das christliche Leben in allen Klassen der Gesellschaft erneuert und gepflegt hat“ und dessen geistliches Vorbild (siehe oben) „in allerlei Ständen, Ländern und Bekenntnissen ein lebendiger Zeuge“ sei.³⁴⁵

³⁴¹ L. K. Stahlschmidt an Superintendent Kreutz, 2. Feb. 1864 (wie Anm. 202).

³⁴² Aufruf-Entwurf Reifenraths vom 12. Juli 1836. Vgl. Anm. 19 und Anhang 1.

³⁴³ L. K. Stahlschmidt an Superintendent Kreutz in Siegen, Ferndorf 17. Aug. 1864. AdKK Siegen 263.

³⁴⁴ Einladung zur Subscription vom 19. Juni 1867. Vgl. Anhang 10.

³⁴⁵ Ebd.

Dieser Intention folgte eine Veränderung, die im 20. Jahrhundert am Denkmal vorgenommen wurde. Wohl auf Veranlassung von Pfarrer Hermann Müller³⁴⁶ wurde bei einer Sanierung unter dem Namen und den Lebensdaten Stillings der Spruch angebracht:

„ES GIEBT KEINE NIEDRIGKEIT DES STANDES, WENN DIE SEELE
GEADELT IST“.³⁴⁷

In der Literatur wird gelegentlich darauf hingewiesen, dass die Pfarrerschaft des Siegerlandes versucht habe, Stilling in ihrer Auseinandersetzung mit den sogenannten „Gemeinschaftsleuten“ zu instrumentalisieren und ihn als Magneten zu benutzen, der Separatisten wieder in die Kirche ziehen sollte.³⁴⁸ Derartige Absichten sprechen aus den Denkmalsakten nicht. Dazu würde auch nicht die Teilnahme von Personen wie der Pfarrer Bender und Stähler passen, die seinerzeit als ausgleichende, auch in pietistischen Kreisen akzeptierte Charaktere angesehen waren.³⁴⁹

Daneben gab es auch persönliche Motive, welche einzelne Personen antrieben. Besonders deutlich wird dies bei Friedrich Reifenrath, dem es 1849 um die Ehrenrettung seines Vaters ging und der auch nach Wiederaufnahme der Planungen 1864 noch durchscheinen ließ, dass es ihm um das Lebenswerk Johann Heinrich Reifenraths zu tun war. Eigene Motive lassen sich bei Landrat von Holtzbrinck vermuten, dem es nach der Misere der 1848er Revolution darauf ankommen musste, bei den Siegerländern Ansehen zurückzugewinnen.

4. Jung-Stilling-Stiftung/Jung-Stilling-Werk: der Traum von einer Einrichtung zur Blindenfürsorge oder Lehrerförderung

Von Anfang an war von den Initiatoren des Stilling-Gedenkens beabsichtigt, auch in der Blindenfürsorge tätig zu werden und auf diese Weise das Werk des Geehrten fortzusetzen bzw. dieses zumindest in seinem Sinne fortzusetzen. Dieser Aspekt verdient Beachtung, zumal er in der bisherigen Erforschung der Blindenfürsorge in Westfalen, deren Focus überwiegend

³⁴⁶ Hermann Müller (1887–1977). Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 18), Nr. 4334 (S. 346). Müller schätzte diesen Stillingspruch besonders und setzte ihn seiner kleinen Briefedition „... wenn die Seele geadelt ist“. Aus dem Briefwechsel Jung Stillings, Gießen/Basel 1967“ ausschnittsweise als Titel und vollständig als Motto voran.

³⁴⁷ Aus „Henrich Stillings Jugend“. Vgl. Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, Lebensgeschichte. Vollständige Ausgabe [...], hg. v. Gustav Adolf Benrath, 3., durchgesehene und verbesserte Aufl., Darmstadt 1992, S. 59.

³⁴⁸ Zum Beispiel Kruse, Siegerland (wie Anm. 17), S. 175.

³⁴⁹ Stähler setzte sich seit 1849 dezidiert für die Erweckungsbewegung im Siegerland ein. Vgl. Wilhelm Neuser, Die Erweckungsbewegung im Siegerlande (Nach Gottes Wort reformiert 8), Gießen 1953, S. 20f.

auf staatlich organisierten Strukturen liegt, nicht in den Blick gekommen ist.³⁵⁰

Klare Konturen gewann dieses Vorhaben nie. 1838 waren Reifenrath und Stähler der Meinung, die Stiftung sei wichtiger als das Denkmal. Deren Aufgabe sahen sie aber vor allem in der Verteilung von Stillingschriften. Nach der Publikation der ersten Spendenaufrufe und in Erwartung zahlreicher eingehender Beiträge schmiedete das Komitee Zukunftspläne, die Reifenrath in einem Grundsatzpapier zusammenfasste:

„Mit den hoffentlich reichlich ausfallenden Subscriptionen wird es gelingen, daß außer den Kosten eines einfachen Denkmals eine wohlthätige Stiftung erzielt werden wird, welche für hiesige Gegend sehr nützlich und von Bedeutung werden kann. [...]“

Und:

„Nach Maasgabe der Beiträge sollen Jung Stillings Schriften vertheilt oder verlost werden, um seinen Geist und Glauben für die Nachwelt segnend wirksam zu erhalten.“³⁵¹

Später ist in den Schriftwechseln die Rede von der „Blindensache“, ab 1865 von der Förderung von Lehramtskandidaten. Beides sollte angegangen werden, sobald das Denkmal erst einmal fertiggestellt sei. Im Denkmalsplan vom Juli 1841 heißt es, es gehe dem Komitee um eine „wohlthätige Stiftung für arme Blinde und arme Waisen, besonders Söhne, die Talent und Sinn für geistig wissenschaftliche Bildung haben und sich dem Schulstande widmen wollen, ohne Confessions- oder Staatsgehörigkeits-Rücksichten.“³⁵²

1860 schlug ein anonymes Autor vor: „Setzet Jung-Stilling in seiner Wiegen-Heimath ein lebendes Denkmal!“, solle die Devise lauten. Anknüpfend an die Pläne, bei Hilchenbach ein Lehrerseminar zu gründen, solle ein „Jung-Stilling-Fond[s] als Denkmal“ gestiftet werden; „bestimmt, daß die Zinsen davon zur Unterstützung armer würdiger Seminaristen verwendet werden.“ Sicherlich hätte eine solche Lösung, wie es in dem Artikel heißt, „dem Willen des abgeschiedenen großen Menschenfreundes und Lehrers ganz“ zugesagt.³⁵³ Doch dieser Ruf verhallte ungehört.

Bei der Wiederbelebung des Projektes nach 1864 stand die Frage einer Stiftung erneut auf der Agenda. In den ersten Diskussionen konnte man sich nicht einigen, ob es eine Blinden- oder eine Seminar-Förderstiftung werden sollte. Der Gewerke Stahlschmidt schrieb dazu an Superintendent

³⁵⁰ Vgl. die in Anm. 5 genannte Literatur.

³⁵¹ Grundsatzpapier Reifenraths vom 3. Nov. 1837, in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

³⁵² Plan des Komitees vom 1. Juli 1841. Vgl. dazu oben Anm. 34.

³⁵³ Siegener Intelligenz-Blatt vom 27. Apr. 1860.

Kreutz: „Ob der Zweck der Stiftung ‚armen Blinden‘ oder ‚armen Seminaristen‘ gelten wird, es ist mir gleich lieb.“ In den anstehenden Beratungen werde „dieser Punct schon in lieblicher Weise festgestellt werden.“³⁵⁴

Im März 1866 wandte sich Reifenrath an verschiedene Stellen mit der Frage, wie denn die zu gründende Stiftung einzurichten sei. Erhalten ist der Schriftwechsel mit dem durch seine drei „Regulative“ bekannten Oberregierungsrat Ferdinand Stiehl im Kultusministerium. Ausführlich referiert Reifenrath in seinem Anschreiben über den Stand des Denkmalunternehmens. Von dem wieder in Aktion tretenden Stillingskomitee sei er beauftragt, einen allgemeinen Spendenauftrag zu formulieren, der in Deutschland und außerhalb gestreut werden solle. Vorher wolle er aber die Meinung berufener Gelehrter darüber einholen, zumal die Siegen-Wittgensteiner Pastoralkonferenz darüber nicht wirklich einig gewesen sei. Im Einzelnen fragte er Stiehl, worin dieser am ehesten den Zweck einer solchen Stiftung sehe, ob man sie anderen Einrichtungen, zum Beispiel einer bestehenden Stiftung zugunsten Armer oder Blinder, zuarbeiten lassen könne, ob sie nur preußischen Landeskindern zugutekommen oder auch darüber hinaus fördernd tätig sein dürfe:

„Da aber der Zweck der Stiftung noch nicht definitiv festgestellt ist, so liegt mir daran, ehe ich den Entwurf angreife, von bekannten christlichen Persönlichkeiten Gutachten darüber zu erhalten, wie dieser Zweck am besten zu formulieren sein möchte.“

Reifenrath skizziert in seinem Brief zunächst die Anfangsidee aus der Zeit seines Vaters, also den Aufbau eines von einem blinden Veteranen zu betreuenden Stillinghauses mit Bibliothek. Drei Jahrzehnte später war das nicht mehr Konsens. Die Siegen-Wittgensteiner Pastoralkonferenz hatte sich Gedanken über den Charakter einer Stillingstiftung gemacht. Reifenrath dazu:

„Unsere Siegen-Wittgensteiner Pastoralconferenz war bei einer Besprechung der Angelegenheit zum Theil der Ansicht, daß der Zweck mehr beschränkt und mit dem in Hilchenbach (Florenburg) zu begründenden Schullehrerseminar in Verbindung gebracht werden müsse, durch Stiftung von Freistellen, einer Aspirantenanstalt, eines Blindeninstituts etc. etc. Andererseits ist vorgeschlagen worden, wenigstens einen Theil der Stiftung für die v[on] Vincke'sche Blindenstiftung³⁵⁵ (v[on] Vincke war bekanntlich Hausgenosse Stillings in Marburg) zu bestimmen, einen Fonds zu Stipendien für das Studium der Augenheilkunde, zur Herausgabe christlicher Volksschriften, zur Unterstützung der Blindenbibelsache ins Auge zu fassen.“

³⁵⁴ Stahlschmidt an Kreutz, Ferndorf 16. Okt. 1864. AdKK Siegen 263.

³⁵⁵ Gemeint ist die 1845 in Soest gegründete Westfälische Provinzialblindenanstalt. Vgl. dazu Lüke, Blindenwesen (wie Anm. 5), S. 41f.

En passant taucht hier mit der „Blindenbibelsache“ ein ganz neuer Gedanke auf, der jedoch an keiner Stelle näher erläutert wird. An diese Darstellung anknüpfend richtete Reifenrath folgende Fragen an Stiehl:

- „1. Welches ist der geeignetste, d[as] h[eißt] a. dem Character Stillings entsprechende und b. seiner Heimath, unserem Vaterlande und dem Reiche Gottes zu dieser unserer Zeit dienlichste und segensbringendste Zweck einer Stillingstiftung?
2. ist es vorzuziehen, daß dieser Zweck in selbständiger Weise verfolgt werde, oder daß er anderen Stiftungen oder Anstalten dienstbar gemacht werde?“³⁵⁶

Stiehl antwortete mit Interesse, in der Sache aber wenig hilfreich: Über den Charakter der Stiftung müsse der zu gründende Verein unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse und der zur Verfügung stehenden Mittel selbst entscheiden, zur Förderung von ausländischen Zöglingen am Hilchenbacher Seminar durch die Stiftung müsse das Provinzialschulkollegium in Münster gehört werden.³⁵⁷ Ein der Antwort Stiehls fast gleichlautender Bescheid ist von Kultusminister von Mühler überliefert,³⁵⁸ ihm muss Reifenrath also ähnlich geschrieben haben.

Im Komitee scheint dann die Fraktion der Seminarförderer die Überhand gewonnen zu haben. Im Aufruf von 1867 bezeichnete man dessen Unterstützung als den Haupt- und Höhepunkt des zu gründenden „Jung-Stilling-Werks“, die Blindenhilfe wurde nicht ganz herausgestrichen, erscheint aber nachrangig:

„Das schönste und dauerhafteste Denkmal aber wird darin bestehen, dass der von dem Ertrage der Subscription nach Deckung aller Kosten verbleibende Ueberschuss zur Begründung einer Stiftung bestimmt ist, die ihre Wohlthätigkeit in einer der Lebensführung und dem Wirken des Verewigten entsprechenden Weise entfalten und als Hauptzwecke die Unterstützung bedürftiger Seminaristen an dem in Hilchenbach im kommenden Herbste zu eröffnenden Schullehrerseminar und die Förderung der Blindensache festhalten soll.“³⁵⁹

Zu einer endgültigen Entscheidung und zur Gründung einer Stiftung ist es bekanntlich dann mangels ausreichender Finanzen nie gekommen.

³⁵⁶ Friedrich Reifenrath an Oberregierungsrat Stiehl in Berlin, Berleburg 14. Mrz. 1866. GStA, I HA Rep. 76 VII neu Sekt. 22c Teil I Nr. 1 Bd. 1, Bl. 157r-158v.

³⁵⁷ Stiehl an Reifenrath (mundiertes Konzept), Berlin 7. Apr. 1866. GStA, I HA Rep. 76 VII neu Sekt. 22c Teil I Nr. 1 Bd. 1, Bl. 159r/v. Eine Abschrift gab Stiehl an das Provinzialschulkollegium in Münster.

³⁵⁸ Minister von Mühler an Friedrich Reifenrath, Berlin 7. Apr. 1866. LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 31r/v.

³⁵⁹ Einladung zur Subscription vom 19. Juni 1867, S. 2. Vgl. Anhang 10.

5. Fazit

Die Geschichte des Jung-Stilling-Denkmal in Hilchenbach ist eine mehr als drei Jahrzehnte umfassende Geschichte von Menschen unterschiedlichster Herkunft und Interessen, geeint im Eifer für die Sache. Es ist aber auch eine Geschichte von Fehlschlägen, sachlichen und persönlichen Enttäuschungen. Streng genommen ist das Projekt nach wie vor ein Torso, denn eine Stillingstiftung zugunsten blinder Menschen hat es ebenso wenig gegeben wie die Einrichtung von Freistellen für das Hilchenbacher Lehrerseminar oder auch nur die Fertigstellung des Denkmals, dessen Grundstein 1840 bei der Kronprinzeneiche so feierlich gelegt worden war. Die Begründung für die Nichtvollendung des Letzteren nahm im Sommer 1870 die Schriftstellerin Katharina Diez vorweg, als sie die Situation an der Kronprinzeneiche beschrieb. Bei allem Unverständnis für die Baustellenruine im Wald fand sie den Plan, „es an eine belebtere Stelle zu setzen, sehr verständig und berechtigt. Zwar ist der Platz auf der waldumlaubten Höhe, an deren Fuß das Dörfchen Grund [...] so reizend versteckt ist, wunderschön und passend; aber die gänzliche Abgeschlossenheit und Einsamkeit seiner Lage möchte wohl wenigen Pilgern das Andenken erneuern, dessen Zweck doch solch ein Denkmal ist. Auch möchte vielleicht der Schutz der Waldgeister nicht hinreichen, es zu sichern vor der rohen Zerstörungssucht herumtreibender Vagabunden [...]“.³⁶⁰ Die Fundamentreste bei der Kronprinzeneiche waren noch 1889 deutlich zu sehen, sie müssen aber danach abgeräumt worden sein.³⁶¹

Ob in der Aula des Lehrerseminars eine aus Geldern des Komitees finanzierte Stillingbüste aufgestellt worden ist, ließ sich nicht ermitteln. Für eine nachhaltige Stiftungsarbeit reichten die vorhandenen Gelder nicht aus, auch fehlten spätestens seit Mitte 1876 geeignete Personen, welche die Arbeit des „Vereins“ bzw. des „Komitees“ hätten fortsetzen können.

Die Ursache für das Scheitern bzw. die Nichtfinanzierbarkeit des ersten Versuchs war eine Gemengelage aus überspannten Erwartungen, überhassteten und fehlerhaften Planungen, wirtschaftlich und politisch angespannten Rahmenbedingungen sowie menschlichen Enttäuschungen; hinzu kamen das zeitgleich laufende Projekt des Hilchenbacher Kirchenbaus und 1844 der Hilchenbacher Stadtbrand mit all seinen Folgen. Man fragt sich, warum – obwohl das Wort immer wieder durch die Diskussionen geisterte – niemals ein ordentlicher Verein mit verbindlichen Regeln aufgestellt worden ist.

³⁶⁰ Diez, Stilling (wie Anm. 2), S. 25f.

³⁶¹ Vgl. die Ansprache von H. Stähler in Müsen, gehalten bei der Berggeist-Wandertour am 2. Juni 1889, auf der höchsten Spitze der Ruinen des Schlosses Ginsberg (altes Schloß) stehend, in: Zeitschrift des Vereins Berggeist zu Siegen, Nr. 26 vom 15. Sep. 1889, S. 256.

Trotz international angespannter Lage waren die Rahmenbedingungen bei Wiederaufnahme der Planungen 1864 wesentlich günstiger, vor allem dürfte das Interesse der Hilchenbacher an einer abrundenden Gestaltung des Marktplatzes nach abgeschlossenem Kirchbau groß gewesen sein.

Auffallend ist die Zurückhaltung der „Stillen im Lande“, deren Auffassung von einer angemessenen Ehrung Stillings wohl kaum mit einem opulenten Denkmal übereingestimmt haben dürfte. Die patriotischen Ambitionen, welche das Stillingkomitee vor allem in den Anfangsjahren pflegte, dürften kaum dem Stil der örtlichen Pietisten entsprochen haben.

Erstauschlagend ist die auffallend geringe Unterstützung, die die Denkmalbauer durch die breite Bevölkerung im Sieger- und Wittgensteiner Land bei gleichzeitig hohem Interesse an Stilling selbst und seinen Schriften erhielten. Das Interesse am Denkmal war auch nicht gerade gering. Das belegt die hohe Beteiligung an der Grundsteinlegung 1840, aber auch an der Einweihung auf dem Hilchenbacher Marktplatz 1871.

Von Anfang an bis zur Einweihung wurde der Denkmalsache ein lokal-patriotisches wie auch preußisch- und deutsch-nationales Gepräge gegeben. Ersteres ist verständlich, galt es doch, an einen außergewöhnlichen Siegerländer im Siegerland zu erinnern. Zur Verbindung Stillings mit dem preußischen oder deutschen Staat musste man sich schon etwas verbiegen, es hat aber den Anschein, dass man den Konnex nicht nur aus taktischen Gründen herstellte, sondern in Stilling tatsächlich einen Propheten einer neuen, das Christentum reformierenden Monarchie sah; dies galt besonders im Vormärz und während der Jahre 1848/1849.

Bunt und vielgestaltig waren die Vorstellungen, wie das Denkmal gestaltet werden sollte. Durchgesetzt hat sich ein Entwurf von Stillings Sohn Jakob Jung, der sich letzten Endes in seinem Design von der klassisch-zeitlosen preußischen Meilenzeigersäule nur in den Details unterscheidet, dem Auge des zeitgenössischen Betrachters also nicht allzu wehgetan haben dürfte.

Der Impuls und ein Großteil des Engagements für das Stillingdenkmal kam aus bürgerlichen Kreisen, allen voran von dem Bürgermeister Johann Heinrich Reifenrath, dem katholischen Steuerempfänger Wolfzahl und dem Industriellen Ludwig Karl Stahlschmidt. Ohne die Beteiligung und den Einsatz kirchlicher Vertreter und hoher Verwaltungsbeamter wäre die Realisierung des Denkmals im zweiten Anlauf ab 1864 wohl kaum möglich gewesen. Besondere Rollen spielten Pfarrer Stähler aus Müsen, Superintendent Kreutz in Siegen und die Landräte der Kreise Siegen und Wittgenstein. Vor allem verdient in dieser letzten Phase des Denkmalbaus der umtriebige Berleburger, später Marquardter Pfarrer Friedrich Reifenrath an erster Stelle genannt zu werden. Eine wesentliche Rolle spielte in der letztlich erfolgreichen Planungsphase auch das erste nachweisbare Zusammenspiel der Kreissynoden Siegen und Wittgenstein. All die vielgestaltigen

Diskussionen über das Projekt haben gemein, dass sie über den Siegerlandbezug, über den auf einem festgefügtten Glaubensfundament gegründeten besonderen Lebensweg und das Engagement für Blinde hinaus wenig in die Tiefe der Welt eindringen, die Stilling in seinen zahlreichen Schriften geschaffen hatte. Insbesondere seine theologischen Auffassungen wurden fast gar nicht reflektiert. Wenn Ulrich Weiß für das 21. Jahrhundert konstatiert, dass uns zum Großteil von Stillings Veröffentlichungen der Zugang fehlt,³⁶² so scheint diese Entfremdungsphase schon im 19. Jahrhundert begonnen zu haben: Die Denkmalinitiatoren besonders der Planungsphase ab 1864 beriefen sich auf einen sehr schmalen Ausschnitt aus seinem literarischen Oeuvre.

Ein wesentliches, vielleicht das wesentliche Ziel wurde mit Erfolg erreicht: die Ehrung eines in vieler, nicht zuletzt kirchengeschichtlicher Hinsicht bedeutenden Siegerländers. Heute zeugt der Hilchenbacher Kirchenhügel von mehreren hundert Jahren Kirchen- und Profangeschichte: Im Hügel liegen die Reste von mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kirchenbauten, dann haben wir von oben nach unten die jetzige Kirche, die Friedenseiche von 1866, das Stillingdenkmal von 1871 und das Kriegerdenkmal aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg vor Augen.

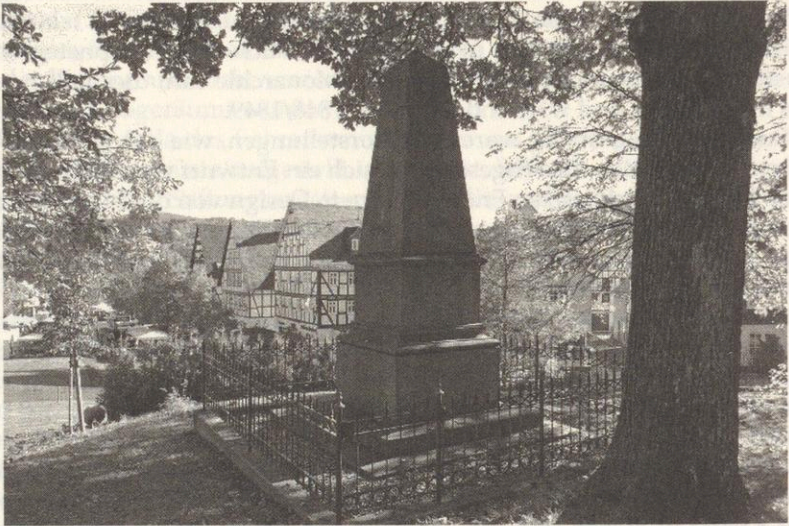


Abb. 21: Das Jung-Stilling-Denkmal und die Friedenseiche
über dem Hilchenbacher Marktplatz
Foto: Johannes Burkardt

³⁶² Ulrich Weiß, „Die wahren Verehrer“ (wie Anm. 8), S. 265.

Anhang 1

Zweiter Entwurf des Bürgermeisters Reifenrath zu einem Aufruf für ein Jung-Stilling-Denkmal. Hilchenbach, 12. Juli 1836

Nicht veröffentlichtes Konzept, 2 S. folio – Quelle: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

Anregungsruf wegen Errichtung eines Denkmals zum Gedächtnisse Jung-Stillings.

Was der am 2^{ten} April 1817 zu Carlsruhe verewigte Herr Geheime Hofrath und Professor Jung-Stilling, geboren am 12^{ten} September 1740 zu Grund in Nassau Siegen, für seine Mit- und Nachwelt war, ist nicht allein in Deutschland, sondern auf allen fünf Erdtheilen durch seine Schriften bekannt. Ihm, dessen Verdienste und Frömmigkeit, niemand bezweifelt <das>, dürfte gewiß neben Schiller, und Stillings-Freunden Herder Göthe etc. etc. auch ein Monument in seinem Vaterlande werden. – Die Biographie im Conversations-Lexikon giebt schon Winke dazu. S[iehe] auch Göthe „aus meinem Leben.“³⁶³

Sein schon in früher Jugendzeit gewesen, stets reger Forschergeist zur Beglückung seiner Mitmenschen in christlich aufklärend, wohlthätigem Sinne, führte vorab auf seinen Geburtsort hin, in das hohe Rothaar- oder Lützel-Gebirge, wo die Sieg, Lahn, Eder und Dille nahe entspringen.

Dort in der Nähe der Kronprinzen[-] oder Königseiche an der neuen Wittgensteiner Straße, auf der alten Schloßruine Ginsberg, dürfte ein einfaches Denkmal seiner Erinnerung geweiht werden.

Da kann sich der glückliche Besitzer des Augenlichts mit der herrlichsten Aussicht über die schöne Natur, an die viele Tausend größtentheils arme Blinde erinnern, welchen er das Gesicht nicht nur unentgeltlich wiedergegeben, sondern auch viele noch beschenkt und auf seine Kosten bewirtheet hat, sodann aus Jungs Heimathswiege, dem Siegerländchen, die andächtige Phantasie zu dem herauf steigen lassen, der über ein Sandkorn und unzählbare Myriaden von Welten und Geschöpfe mit gleicher ewiger seeliger Liebe waltet.

Unter hoher Genehmigung Seiner Excellenz des [/2] Königlichen wirklichen Geheimen Raths und Ober-Präsidenten der Provinz Westphalen, Herrn Freiherr von Vincke, Hochwelche in Ihrem höhern Alter fest, beipiellos, immer mehr eifrig, rührig, vieles Gute befördern, stelle ich dem-

³⁶³ Zum Konversationslexikon und dem Goethezitat vgl. Anm. 365.

nach die freimüthige Bitte an Jung-Stillings Freunde im deutschen Vaterlande: durch Beiträge ihre Theilnahme auszusprechen und solche an die Adresse des Herrn Superintendenten Bender Hochwürden zu Siegen, befördern zu wollen, Wohldieselben werden die Sammlung und Leitung der Constituirung eines Vereins gütigst veranlassen.

Dieser wird dann bei Mittel über Ort und Art des Denkmals und Zeit der Weihe näheren Beschluß fassen.

Mögte dadurch die deutsche Vaterländische Chronik in Einverleibung Jung-Stillings merkwürdiger Geschichte auch mit der Zeit Veranlassung zu einer wohlthätigen Stiftung finden und der deutsche Retif de la Bretonne³⁶⁴ sich bewährt finden.

Hilchenbach (Jungs Florenburg)[L] den 12^{ten} Juli 1836.

Reifenrath, Bürgermeister.

Anhang 2

**Bürgermeister Reifenrath (Hilchenbach) und Pfarrer Stähler (Müsen)
werben für Beteiligung an den Aktivitäten
zur Errichtung eines Stilling-Denkmals.
2. Mai 1837; 20. Oktober 1837**

Intelligenz-blatt für die Kreise Siegen und Wittgenstein, Nr. 42, vom 20. Oktober 1837. – Am unteren Rand der ersten Spalte der Werbetext: „Eine Ansicht von dem sehr romantisch gelegenen Geburtsorte, so wie sein Portrait nach einem gut getroffenen Gemälde werden in Kürze in der lith[ographischen] Anstalt von Vorländer erscheinen.“

Freundliche Einladung zur Theilnahme an einem Jung-Stilling zu errichtenden Denkmale

Hundert inhaltsschwere Jahre sind so nahe vorübergezogen, seitdem der, am 12. Sept[em]b[er] 1740 im Dorfe Grund (in seiner Jugendgeschichte Tiefenbach) bei Hilchenbach (= Florenburg) in unserm Siegerlande (= Land Salen [!] genannt) geborne Heinrich Jung, genannt Stilling, das Licht der Welt erblickte; vor zwanzig Jahren (den 2. April 1817) hat er, eines Schneiders Sohn, als geheimer Hofrath im Großherzogthum Baden seinen kampfrei-

³⁶⁴ Nicolas Edme Restif de la Bretonne (1734–1806), französischer Romancier, der auch in Deutschland, zum Beispiel von Goethe und Hamann, geschätzt wurde. In Deutschland oft „Retif“ geschrieben.

chen, glaubensvollen und liebethätigen Lauf vollendet. Freunde und Verehrer hat er sich Viele erworben in der Nähe und Ferne, in Hütten und Palästen, im Vaterlande und Ausland, diesseits und jenseits des Oceans. Manche hiervon sind mit ihm heimgekommen, Andere wallen noch und kennen das Heimweh.

Des Verewigten Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit, seine uneigennützig und mit glücklichem Erfolge, besonders in Augenkuren, gekrönte Tätigkeit, sein Gottvertrauen und seine Heilandsliebe, sind eben so gut bekannt, wie seine reiche schriftstellerische Wirksamkeit und seine seltenen, höchst anziehenden und lehrreichen Lebensschicksale.

Diesem lieben, vollendeten Gottesmann wünschen nun Mehre[re] seiner Freunde und Verehrer auch ein äußeres Denkmal errichtet zu sehen, in der frohen Zuversicht, daß dieser durch die Unterzeichneten hier ausgesprochene Wunsch, welchen auch S[ein]e Excellenz der Königl[ich] wirkliche Geheime-Rath und Oberpräsident der Prov[inz] Westphalen, Herr Freiherr von Vincke theilen, in der Nähe und Ferne bei Manchen guten Anklang und für seine Verwirklichung willige Geber finden werde.

Dieses Monument würde dann wohl am passendsten in der Nähe des Geburtsortes des Jung-Stilling aufgerichtet; in einer aus seiner Jugendgeschichte theilweise bekannten, auf das kindliche Gemüth desselben nicht ohne wirksamen Eindruck gebliebenen Gegend, wo dem jungen Stilling die Sagen vergangener Jahrhunderte das Herz bewegten, der Donnerknall sich vom hohen Giller niederwälzte, die Himmelskönigin auf den frohen Bergen und Gefilden in kühlen Schatten lauter Wonne strahlte und des, von ihm gefeierten, Großvaters Silberhaar sich im ewigen Winde kräuselte. Hier die Gegend und alte Schloßburg ruine Ginsberg mit ihren geschichtlichen Erinnerungen nicht bloß an Hexenprozesse, heilige Vehme und Räubersitze; sondern auch an edler Fürsten fürstliche Gedanken und Pläne von Moritz Wilhelm dem Großen von Nassau; hier die neue Wittgensteiner-Straße, hier die Kronprinzen-Eiche.

Wer hier auf den höchsten Bergen des Siegerlandes (dem Gillerkopf und Pfaffenhain etc.) einer schönen Aussicht und seines Augenlichtes still sich freute und dankgerührt gen Himmel, dem er jetzt näher sich fühlt, emporblickte: der würde nicht ungern an Jung-Stilling erinnert sein, welcher, nach Matthissons³⁶⁵ Relation, über 2000 größtentheils armen Blinden das Gesicht nicht nur unentgeltlich wiedergegeben, sondern viele von ihnen noch beschenkt und auf seine Kosten während der Kur im Wirthshause

³⁶⁵ Gemeint ist ein Bericht des Dichters Friedrich von Matthisson, der im Artikel „Jung, Joh. Heinr., genannt Stilling“ im Conversations-Lexicon oder encyclopädischen Handwörterbuch für gebildete Stände, Bd. 5, Stuttgart 1817, erwähnt wird. Dort ist irrthümlich von nur 200 Geheilten die Rede. Vgl. auch folgende Anm.

erhalten hat (vid[e] Conversations-Lexikon <und> Göthe aus meinem Leben.)³⁶⁶

Das Nähere übrigens über den Standplatz und die Einrichtung dieses Denkmals, so wie über die zweckmäßige und wohlthätige Bestimmung des nach Abzug der dasselbe erfordernden Auslagen, etwa noch bleibenden Ueberschusses von den eingegangenen Geschenken würde von einem am Schlusse der Sammlung zu bildenden Comité zu beschließen und zur Ausführung zu bringen sein.

Der Herr Superintendent Bender in Siegen hat zur Empfangnahme freiwilliger Gaben für den fraglichen Zweck aus der Stadt Siegen und der Umgegend sich bereit erklärt, und seine Mitwirkung zur Ausführung des Unternehmens zugesagt. Die beiden Unterzeichnete[n]: Bürgermeister Reifenrath in Hilchenbach und Pfarrer Stähler in Müsen werden ebenfalls solcher Beiträge aus der Nähe und Ferne sich gerne behändigen lassen, und zu seiner Zeit dem fraglichen Comité, wie dem Publikum erforderliche Nachweise und Rede geben.

Die Zeit des Schlusses der Sammlung und die Ausführung des Monuments muß vorläufig und selbstredend von dem Gang und Erfolge dieses Aufrufs, dessen weitere Verbreitung durch öffentliche Blätter Herr Vorländer in Siegen gütigst übernommen hat, abhängig gemacht werden. So lassen wir denn in den Gedächtnistagen der Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn, dessen folgsamer Jünger und liebeähnlicher Freund zu sein und dem solche Jünger und Freunde zu gewinnen und so Glückseligkeit um sich her auszubreiten, Stillings Streben war und Leben, an unsre lieben Siegerländer zunächst sodann auch an ferne Freunde und Verehrer des Vollendeten die vertrauensvolle Bitte ausgehen:

Um eigene freundliche Beiträge, oder auch um gütige Sammlung und Annahme derselben in ihren Bekanntschaften, und demnächstige gefällige Beförderung an die Herrn Superintendent Bender oder an uns Beide für den angegebenen Zweck.

Hilchenbach und Müsen den 2. des Wonnemonats 1837.

Reifenrath. Stähler.

³⁶⁶ Sowohl der Hinweis auf den Bericht von Matthisson als auch auf die Erwähnung bei Goethe scheinen dem in Anm. 365 genannten Lexikonartikel entnommen zu sein.

Anhang 3

**Programm zur Feier der Grundsteinlegung für Jung-Stillings Denkmal,
am 13. September 1840, Sonntags Nachmittags 2 Uhr,
bei der Kronprinzen-Eiche am Kreuz. Hilchenbach, 7. September 1840**

Quelle: Intelligenz-blatt für die Kreise Siegen und Wittgenstein, Nr. 37, vom 11. September 1840, Titelblatt. — Druck (nach einer anderen Vorlage und mit leichten Änderungen) bei Klein, Denkmal (wie Anm. 3), S. 20.

Programm

zur Feier der Grundsteinlegung für Jung-Stillings Denkmal, am 13. September 1840, Sonntags, Nachmittags 2 Uhr, bei der Kronprinzen-Eiche am Kreuz.

- I. Herr Pfarrer (loci³⁶⁷) Trainer hält des Morgens die Vorfeier in der Stiftskirche zu Keppel.
- II. Nach dem Gottesdienst wird gleichzeitig bei dem Geburtshause im Grund, auf dem Platze der abgebrochenen Kirche zu Hilchenbach und in der Schule zu Lützel von den Orts-Lehrern und größeren Schülern ein passender Gesang gehalten, in Hilchenbach in Begleitung des Singvereins.
- III. Handwerker und Gesellen versammeln sich beim Wirth Scheib, in dessen Hause ehemals Jung als Gesell wohnte, und gehen voran nach dem Schloßplatze, wo solche unter Leitung des Lehrers Lehnhof vor'm Wald einige geeignete Liederverse absingen.
- IV. Alle übrige Freunde und auswärtige Verwandte, Lehrer, Geistliche, Fabrikanten und Standespersonen treten im Gasthof zum Kronprinzen bei Wolschendorf um 1 Uhr zusammen.
- V. Nachdem das Comitée mit dem Festredner und dem Hilchenbacher Singverein den Zug nach dem Festplatz beginnen, schließen sich ad IV zu Wagen und zu Fuß in feierlichem, stillen Zuge an. Alles Schießen in der Umgegend und störendes Wesen ist verboten. Kleine Kinder dürfen nicht zum Festplatze gehen. Um Enthaltung des Branntweingenusses wird gebeten. Die Wagen etc. sind in einige Entfernung zu bringen.
- VI. Bei der Ankunft wird der Schützenhauptmann und Vorstand das Comitée und die Gesellschaft mit freudigem Willkomm empfangen. Der Schützenplatz wird während der Feierlichkeit von dem Schützenvor-

³⁶⁷ Lateinisch: des Ortes.

stand unter ordnungsmäßigem Schutz des andachtsmäßigen Benehmens für die Zuhörer frei gegeben, nach derselben aber dessen Disposition anheim gestellt.

- VII. Die Feier wird mit einem vierstimmigen Gesang eröffnet.
- VIII. Hierauf beginnt die Festrede durch den Herrn Pfarrer Stähler und nach dem nochmaligen Gesang
- IX. Die Grundsteinlegung unter den gewöhnlichen Ritualen durch den Herrn Bau-Inspector Althof. Unter den Grundstein wird eine Kapsel gebracht, worin der letzte Wille Seiner hochseeligen Majestät, Königs Friedrich Wilhelm III., die Festrede und Urkunde eingelegt werden.
- X. Nach dem Schlußgesange wird der Segen gesprochen.³⁶⁸
- XI. Die Subscription wird unter Vorlage einer äußerst billigen neuen Gesamt-Ausgabe von Jung-Stillings sämtlichen Werken³⁶⁹, auch ohne solche, besonders eröffnet.³⁷⁰
- XII. Vor und nach Beendigung der Festfeier zur Rückkehr bis Sonnenuntergang wird der Herr Gastwirth Wolschendorf die Restauration auf dem Platze übernehmen, während der Feier aber nichts verabreichen.³⁷¹

Hilchenbach, den 7. September 1840

Das Comitée

Reifenrath.

Anhang 4

„Wo muß Jung-Stillings Denkmal stehn?“

Gedicht des Lehrers J. Banf aus Deuz.

Ohne Datum [um 1840]

Das Gedicht ist in zwei Fassungen überliefert, dem Druck liegt hier die älteste ermittelbare Fassung zugrunde, die 1854 gedruckt wurde. Vgl. Kreck, Jung-Stilling, in: Allgemeines Nassauisches Schulblatt, Nr. 40 (1854), 2. Hälfte, Sp. 639. 1930 publizierte Große-Dresselhaus ohne Quellenangabe eine textlich veränderte Fassung, der die beiden mittleren Strophen fehlen. Vgl. Große-Dresselhaus, Denkmal (wie Anm. 3), S. 135.

³⁶⁸ Die Vorlage von Klein nennt Superintendent Bender als Segnenden.

³⁶⁹ In der Vorlage von Klein folgt: „(Buchhandlung Scheible Stuttgart)“.

³⁷⁰ In der Vorlage von Klein folgt: „Ebenso wird für das Werk und die Armen gesammelt.“

³⁷¹ In der Vorlage von Klein folgt als Punkt XIII: „Mit Scheiden der Sonne geht der Zug in der angegebenen Ordnung zurück nach Hilchenbach.“

Wo muß Jung Stilling's Denkmal steh'n?

Im Badenland, im Hessenland?³⁷²

Wo er mit Segen wirkend stand?

Nein Siegerland, du theures Land,

Du hast ihn einst zuerst geseh'n,

In dir muß Stilling's Denkmal steh'n!

Wo soll Jung Stilling's Denkmal stehn?

Im tiefen Grund, im engen Rund,

Wo's Flüßchen tönt³⁷³ der Berge Bund?³⁷⁴

Da ist's gar lieblich³⁷⁵ still und schön,³⁷⁶

Da, da soll Stilling's Denkmal stehn

Und Jung und Alt soll nach ihm sehn.³⁷⁷

Wo soll Jung Stilling's Denkmal stehn?

Auf Ginsberg's Schloß, wo einst das Roß

Des Ritters lief im wilden Troß

Wo Sturmwind saus't, Zerstörung haus't

Wo Mitternachts die Geister gehn?

Da darf *nicht* Stillings Denkmal stehn!

Wo soll dann Stilling's Denkmal steh'n?

Da soll es steh'n, da prangt es schön,

Wo wir des Königs Huld gesehn'n

Im grünen Raum, bei'm Königsbaum,

Wo wir für unsern Herrscher fleh'n:

Da soll Jung Stilling's Denkmal stehn!

Am Kreuz soll Stilling's Denkmal steh'n,

Da woll'n wir's bau'n im Gottvertrau'n!

Da soll es einst die Nachwelt schaun,

Das Kreuz des Herrn trug Stilling gern,

Ihm war's der Liebe ernstes Thun³⁷⁸,

Drum soll am Kreuz sein Denkmal ruh'n³⁷⁹!

Dort wird Jung Stilling's³⁸⁰ Denkmal steh'n!

Schon liegt der Stein, der erste Stein,

Ihn weihten heil'ge Reden ein,

³⁷² Bei Große-Dresselhaus: „Im Hessenland, im Badenland?“

³⁷³ Bei Große-Dresselhaus: „trennt“.

³⁷⁴ Bei Große-Dresselhaus folgt die Zeile: „Wo er mit Lust trank Dortchens Brust“.

³⁷⁵ Bei Große-Dresselhaus: „zwar traulich“.

³⁷⁶ Bei Große-Dresselhaus folgt die Zeile: „Doch soll sein Denkmal hier nicht stehn“.

³⁷⁷ Die letzten beiden Zeilen fehlen bei Große-Dresselhaus.

³⁷⁸ Bei Große-Dresselhaus: „Wehn“.

³⁷⁹ Bei Große-Dresselhaus: „stehn“.

³⁸⁰ Bei Große-Dresselhaus: „Dort, dort wird Stillings“.

Drum Vaterland, reich uns die Hand!
Am Kreuz, am Gillbergs³⁸¹ kühnen Höhn
Da muß bald Stilling's³⁸² Denkmal steh'n.

Anhang 5

Eingabe des Stillingkomitees an König Friedrich Wilhelm IV.: Bitte um Genehmigung, Gelder für das Denkmal sammeln zu dürfen. Hilchenbach, 9. April 1841

Zwei Konzepte in: LAV NRW W, Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

Allerdurchlauchtigster,
Grosmächtigster König,
Aller Gnädigster König und Herr!

Zu den merkwürdigsten Momenten des Jahres 1840 für das preußische Vaterland gehört auch der, das während des Triumphes des Preußischen Volkes zur Huldigungszeit eines christlichen Königs, in der Nähe der von Allerhöchst deroselben am 16. Oktober 1833 gepflanzten Eiche am Kreuz an der Wittgensteiner Straße zwischen Hilchenbach und Lützel, nahe bei der historisch merkwürdigen Ruine des Schlosses Ginsberg (welcher Tag noch jedes Jahr von der dasigen Schützengesellschaft patriotisch in ächt preußisch, deutscher Weise gefeiert wurde) (vid[e] Bekanntmachung in der Staatszeitung am 24. Oct[o]br[is] 1834), am 12. Sept[ember] unter Theilnahme des Schützenvereins und zahlreicher Genossen der Grundstein zum Denkmal für Jung-Stilling, der an dem Tage vor 100 Jahren am westlichen Fuße des Gebirges, zu Grund, geboren wurde, feierlich gelegt, und darunter unter andern auch in einer Kapsel der letzte Wille seiner hochseeligen Majestät des Königs Friedrichs Wilhelm III. fundamentirt worden ist.

Jung Stilling war es vorzüglich in Hofnung gegeben, Preußen und Teutschland einstens nochmals einen wahrhaft christlichen König zu verheißen, Allerhöchst welcher in der vorgesehenen, jetzigen, schweren Catastrophe sein Regiment und seine Krone zur Lehre in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen in Rechenschaft zur Stunde führe und trage, in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligen Liebe der Christen, nämlich zur Erhaltung Preußens Ehre und Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärts-Schreiten in Alters-Weisheit zugleich und heldenmüthiger Jugendkraft, einen wahrhaftigen Friedefürsten (Heimweh, 3ter

³⁸¹ Bei Große-Dresselhaus: „an Gillers“.

³⁸² Bei Große-Dresselhaus: „Muß bald Jung-Stillings“.

Band, 3tes Buch, P[agina] 702.³⁸³ Der graue Mann, 2. Bd., Pag[ina] 437 etc.³⁸⁴). Die einzige Pietät des Jung-Stilling, welcher als religiöser Schriftsteller in der Zeit der Noth meist allein vor die Schranken trat, machte seine eigentlichen Volksschriften auf allen bekannten Welttheilen auch im konfessionellen Wesen und Leben vermittelnd, so, daß sie wie von keinem anderen evangelischen sehr gerne von den Katholiken gelesen wurden.

Indem das unterzeichnete Comité allerunterthänigst sich erlaubt, drei Gedichte von einem im Wittgensteinischen gebornen Landsmann, jetzt Dorfschullehrer im Siegen'schen, eine abschriftliche Verfügung K[öniglicher] Regierung zu Arnsberg vom 5ten Sep[tember] [anni] p[ri]oris, sodann des Herrn Geh[eimen] Raths etc. Oberpräsidenten F[rei]h[er]rn v[on] V[incke], Exzellenz, vom 17. Dez[ember] p[ri]oris anni und ein Schreiben Seiner Durchlaucht Fürst Alexanders zu Sayn-Wittgenstein vom 14. Jan[uar] c[ur]rentis anni beizufügen, erbittet sich dasselbe allerunterthänigst, an dem heutigen heiligst festlichsten Tage die Allerhöchste Genehmigung zur Eröffnung der Subscriptio für die Vollendung dieses, nach der noch zu besorgenden Zeichnung von etc. Rauch, auszuführenden Werks.

In christlich deutschem, vaterländischem Biedersinn ersterbend
Königlicher
Euer Majestät!

Allerunterthänigstes
Comité

Hilchenbach, am
Charfreitage, den 9. April 1841.

³⁸³ Gemeint ist: Das Heimweh und der Schlüssel zu demselben von Heinrich Stilling. Bd. 1 (Johann Heinrich Jung's, genannt Stilling [...], sämmtliche Schriften 4,1), Stuttgart 1836, 3. Buch, S. 702. Einen dritten Band des „Heimweh“ hat es nicht gegeben.

³⁸⁴ Der Graue Mann, eine Volksschrift. Hg. v. Johann Heinrich Jung [...], sonst auch Heinrich Stilling genannt. 2. Bd. (Johann Heinrich Jung's, genannt Stilling, [...], sämmtliche Schriften, Bd. 8), Stuttgart 1837, S. 437.

Anhang 6

Plan des Komitees für das Denkmalprojekt und Bitte, für das Vorhaben sammeln zu dürfen.

Hilchenbach, 1. Juli 1841

Konzept, 4 S. (folio) in: LAV NRW W Nachlass Reifenrath, Mappe 2.

Plan zur Errichtung eines Denkmals für den am 2. April 1817 zu Baden gestorbenen Geheimen Hofrath Jung-Stilling, geboren am 12. September 1740 zu Grund im Königlich Preußischen Kreise Siegen.

- 1) Das Denkmal soll zu der Stelle aufgerichtet werden, wo am 13. Sept[em]b[er]r 1840 zu des Gefeierten 100jähriger Geburtszeit der daselbst gelegte Grundstein in Gegenwart vieler tausender Festtheilnehmer feierlich geweiht wurde, nämlich unfern der, von Seiner Majestät dem allertheuersten Könige von Preußen Friedrich Wilhelm IV. am 16. October 1833 bei der Durchreise als Kronprinz, Höchsteigenhändig gepflanzten Eiche östlich gegenüber am s[o]g[enannten] Kreutz an der Wittgensteiner Straße im Königlich Lützeler Forste am Abhang der Straße und des Gillers, wo am Fuß dieses Gebirges der obgenannte Geburts-Ort Jung-Stillings liegt. Die Zeichnung der Umgebung ist hier beigefügt.
- 2) Dieses Denkmal soll in Form eines colossalen Kreuzes von etwas Siegenschen Eisenguß einfach[,] aber möglichst schön errichtet werden, weshalb der Herr Professor Rauch zu Berlin um die anfertigung [!] des Prospekts ersucht werden soll.
- 3) Nach Maasgabe des hoffentlich reichlich eingehenden Mehrbetrag[es] über die Bestreitung der Kosten des Denkmals, soll eine wohlthätige Stiftung für arme Blinde und arme Waisen, besonders Söhne, die Talent und Sinn für geistig wissenschaftliche Bildung haben und sich dem Schulstande widmen wollen, ohne Confessions- oder Staats[zu]gehörigkeits-Rücksichten, gegründet werden, welche, wie jede öffentliche Stiftung, mit dem Namen „Jung-Stilling-Stiftung“ unter die Ober-Aufsicht des Preußischen Staates gestellt werden soll.
- 4) Sobald die Allerhöchste Genehmigung S[eine]r Majestät des Königs von Preußen dazu erfolgt und die Subscription Allergnädigst genehmigt ist, soll Letztere alsbald eröffnet und zur Beförderung derselben eine wohlfeile Jubiläums-Ausgabe der Biographie Jung-Stillings an diejenigen Subscribenten, welche solche wünschen, und wenigstens eine[n] doppelten Betrag des Preises beitragen, abgegeben werden. Zu dieser wird eine Zeichnung der Umgebung und des Denkmals selbst, nebst der Anstalts- und Zwecks-Angabe, und ein Verzeichniß seiner

übrigen Schriften vorangehen. Sodann auch sollen der Stammbaum der noch lebenden Familienglieder des heimgegangenen Weltbürgers, so wie die Namen etc. etc. der Subscribenten dem Werkchen vorangedruckt werden. Wer von den Subscribenten seine übrigen Werke oder einzelne derselben zu haben wünscht, kann dieselbe[n] zu ermäßigtem Preise von der angegeben werdenden Buchhandlung beziehen, wovon ebenfalls ein bestimmter Betrag zur Comitékasse geht.

- 5) Das unterzeichnete Comité sucht sich in allen Gegenden und Ländern in Deutschland, worin ein möglichst guter Erfolg der Subscription zu erwarten ist, zuverlässige Subscribenten-Sammlungen zu ermitteln und zu bestellen, und solchen hinreichende Formulare von den mit Vorwort versehenen Subscriptionslisten zuzufertigen.
- 6) So lange, wie etwa nicht an Ort und Stelle oder im Dorf Grund ein Local für Besuchende und reisende, welche sich dort in der Umgegend umsehen und da Jung-Stillings und seiner Freunde Schriften lesen wollen, angelegt werden kann, wird deshalb in der Nähe zu Hilchenbach und Lützel eine Einrichtung getroffen, wo dann auch etwa eingehende Beiträge in Empfang genommen werden.
- 7) In jedem deutschen Staat soll aus den Subscribenten eine Commission bestehen, welche dem Comité über die zweckmäßigste Verwendung der Beiträge Vorschläge und Gutachten einreicht und auch die Verbreitung der Schriften des Verewigten zu befördern sucht.

Hilchenbach, den 1. Juli 1841.

Das Comité, gez. Reifenrath.

Anhang 7

Hilchenbach, Grund und Stillingdenkmal in der Beschreibung von Freiligrath und Schücking, 1841.

Ferdinand Freiligrath/Levin Schücking, Das malerische und romantische Westphalen, Barmen/Leipzig o.J. [1841], S. 234. Nachdruck der 2. Aufl. von 1872, Paderborn 1977, S. 353.

Nordöstlich von Müsen liegt Hilchenbach mit der romantischen Kirche Jung Stillings; über dem nahen Ginsberge, auf dem Trümmer eines alten Berghauses liegen, dessen Gipfel eine herrliche Sicht auf die Kuppen und Thäler des Siegerlandes und die sieben Berge am Rheine bietet, durch den schönen Hochwald auf Fusspfaden berghinab, kommt man in das reizend liegende Dörfchen Grund, in tiefem Waldthal unter Obstbäumen und Gärtchen, eine liebliche Idylle, ein stilles Gartengehege für eine weiche, träumerische, von so zarten Farben überhauchte Menschen Blüthe wie Jung

Stilling war. Das Haus, worin Stillings Eltern lebten, ist eine bescheidene verfallene Dorfwohnung; an einem gegenüberstehenden Wirthschaftsgebäude sieht man den Namen Eberhard Stilling in den Stein gehauen. Auf der Höhe, wo die Chaussee nach Siegen sich in das Dorf hinabsenkt, erinnert jetzt ein einfaches Denkmal an den Mann mit dem milden Auge, dessen Blicke nach etwas „jenseits dieser Welt“ auszuschweifen und zurückzukommen schienen mit der „Kunde der Geister“.

Anhang 8

Kabinettsordre König Friedrich Wilhelms IV. betreffend das Jung-Stilling-Denkmal. Peterhof, 3. Juli 1842

Quelle: LAV NRW W, Kreis Siegen – Landratsamt, Nr. 1779, Bl. 19r/v und nochmals Bl. 37r. Vgl. Anm. 111 zum Text. – Druck: Große-Dresselhaus, Ein Denkmal (wie Anm. 3), S. 136.

Auf Ihren am 28. Mai d[iese]s J[ahre]s erstatteten Bericht über die mit den Anlagen wieder beigefügte Eingabe des Bürgermeisters Reifenrath zu Hilchenbach im Kreise Siegen genehmige Ich gern die von dem dort zusammengetretenen Vereine beabsichtigte Errichtung eines Denkmals für Jung-Stilling, sowie, daß zu diesem Unternehmen Subskriptionen eröffnet werden. Mit der Wahl des Ortes zur Aufstellung des Denkmals bin Ich einverstanden, dagegen kann Ich dem nach der zurückgehenden Zeichnung dargestellten Entwürfe dazu nicht ganz Meinen Beifall schenken. Ich würde statt des projectierten Postaments eine einfache marmorne Säule wählen, auf diese die Büste in kunstgerechter Höhe aufstellen und das Denkmal mit einem halbrunden Sitz, von welchem man die Aussicht auf das Dörfchen Grund hätte, umschließen lassen. Sie haben dem Vereine diese Ansicht *als ganz unmaßgeblich* mitzuteilen und Mir demnächst seine weitere Entschlie-ßung mitzuteilen.

Peterhof, den 3. Juli 1842
(gez.) Friedrich Wilhelm

Anhang 9

Das Stillingkomitee zu Hilchenbach bittet den Superintendenten des Kirchenkreises Wittgenstein, Schmidt, um die Sammlung von Geldern in den Gemeinden seines Amtsbezirks und berichtet über den Sachstand.

Hilchenbach, 4. Februar 1849

4 Seiten, Folio. Quelle: AdKW, KG Bad Berleburg 34,4 – Am oberen Rand der ersten und am unteren Rand der letzten Seite diverse Bearbeitungsvermerke von Superintendent Schmidt.

Hochwürdiger,
Hochzuverehrender Herr Superintendent!

Den unterzeichneten Mitgliedern des Comité's zur Errichtung eines Denkmals für Jung Stilling ist es sehr angenehm gewesen, zu vernehmen, daß es nur einer Ansprache bei Euer Hochwürden seitens eines der mitunterzeichneten Comité's Mitglieder bedurft hat, um zu vernehmen, wie Wohldieselben sich bereitwillig erklärt haben, auch in unserm Sinne bestens wirken zu wollen.

Gott hat sich so oft den vertrauenden Stilling in der Noth angenommen, und wir wollen nun auch im besten Vertrauen leben, daß unserem Vorhaben Gottes Segen werde.

Der Grundstein ist bekanntlich vor mehreren Jahren gelegt, durch mancherlei Umstände aber die Ausführung des Denkmals noch unterblieben, daher das Comité aber jetzt um so kräftiger zur Erreichung des Zieles thätig sein will.

Daßelbe ist willens[,] Beiträge auch aus den entferntesten Gegenden, und zwar von den Fürsten bis zum Geringsten, wobei Stilling verehrt wird, in Anspruch zu nehmen, wobei die in ganz Preußen bewilligte Porto-Freiheit gut zu statten kommt, findet es aber angemessen, daß die nächste Umgebung des Geburts-Ortes unseres Verehrten, zuerst sich theilnehmend zeigen möge[,] um wenigstens mit einem guten Beispiel voran zu gehen.

Aus diesem Grunde, sind, sehr dankend sei es anerkannt, in hiesiger Gegend jetzt die Damen damit beschäftigt, Arbeiten zum Besten der Angelegenheit anzufertigen[,] und werden auch Subscriptions Beiträge gesammelt, auch soll dahin gewirkt werden, daß[,] wie schon angedeutet[,] ähnliches bald auch in fernerer Gegenden geschehe.

Da nun der Kreis Wittgenstein und der Kreis Siegen den Geburts Ort Stilings so zu sagen in ihrer Mitte liegen haben; so erlauben sich die Unterzeichneten, Euer Hochwürden ganz ergebenst zu ersuchen, im dortigen

Amts Bezirk, dem Kreise Wittgenstein, in ähnlicher Art gütigst wirken zu wollen.

Wir machen noch besonders darauf aufmerksam, daß der Herr Pastor Vogel zu Feidingen³⁸⁵ noch um so mehr sich auch wirksam zeigen dürfte, als dessen Frau, eine geborne Jung von Steinbrucken, noch eine Verwandtinn des Seligen ist. Lieb wird es uns ein, wenn Euer Hochwürden die anliegende Liste zuerst mit Namenschrift versehen, und die dazu bezeichneten Anlagen als Erinnerung in Empfang nehmen wollen, die anderen Anlagen können dann der Subscriptions-Liste zur Ansicht für die Subscribenten beigefügt bleiben, wovon dann später bei Einlieferung der Subscriptions Listen jedem Subscribenten ähnliche Exemplare zum Andenken zugestellt werden sollen.

Hochachtungsvoll

Reifenrath, Bürgermeister
Wolfzahl.³⁸⁶

³⁸⁵ Feuding. Zu Pfarrer Vogel vgl. oben Anm. 160.

³⁸⁶ Drei weitere, nicht leserliche Unterschriften.

Anhang 10

Spendenaufwurf für das Jung-Stilling-Denkmal. Hilchenbach, 19. Juni 1867

Druck, folio, 2 S. Überliefert in mehreren Archivbeständen. Zugrunde liegt hier das Exemplar der Ev. Kirchengemeinde Wingshausen (AdKW, KG Wingshausen 57). Unkommentierter und reduzierter Abdruck des Textes: Ein gesegneter Arzt und getreuer Ratgeber. Wie das Siegerland vor 100 Jahren Jung-Stilling ehren wollte, in: Unser Heimatland 35 (1967), S. 27. Die Anmerkungszeiffern mit * gehören zum Quellentext.

EINLADUNG ZUR SUBSCRIPTION für ein Jung-Stilling zu errichtendes Denkmal etc.

Am 2. April d[ieses] J[ahres] sind es 50 Jahre geworden, dass Johann Heinrich Jung g[enan]nt Stilling zu seiner Ruhe eingegangen ist.^{1*}

Die Pflicht, diesem Manne ein Gedächtniss zu stiften, der, wunderbar von der Hütte zu den Stufen der Throne geleitet,^{2*} den christlichen Glauben und das christliche Leben in allen Klassen der Gesellschaft erneuert und gepflegt hat, wurde in seiner Heimath, dem Siegerlande, schon seit langer Zeit, und in dem Maasse immer lebendiger empfunden, als die Zahl derer, die ihn persönlich gekannt haben, immer geringer wird, und seine zeitliche Erscheinung immer mehr in die Vergangenheit zurücktritt.

^{1*} Seine Selbstbiographie ist mit Recht ein Schauspiel der Führungen Gottes genannt worden; für die Verbreitung derselben (à 1 Th[a]ll[e]r) und der kürzeren Lebensbeschreibung von Bodemann (à 5 S[ilber]gr[oschen]) von denen jene namentlich für alle Schulen aus Schulfonds angeschafft, diese durch die Herren Lehrer allgemeiner verbreitet werden könnte, ist uns von den betreffenden Buchhandlungen ein namhafter Rabatt bewilligt worden, und wir hoffen auf zahlreiche Bestellungen bei unseren Secretairen. – Zur Biographie von Bodemann s.o. Anm. 217.

^{2*} Am 12. September 1740 zu Grund (Tiefenbach) bei Hilchenbach (Florenburg) als der Enkel eines Landmanns und Köhlers, und der Sohn eines Schneiders und Schulmeisters geboren, ist er abwechselnd Schneider, Schulmeister und Hauslehrer, wird dann Geschäftsführer, studirt seit 1770 mit Göthe in Strassburg Medicin, ist einige Zeit in Elberfeld practischer Arzt, wirkt seit 1778 in Kaiserslautern, seit 1784 in Heidelberg, seit 1787 in Marburg als Professor der Staatswissenschaften, wird 1805 von dem edlen Kurfürsten Carl Friedrich von Baden zum Hofrath ernannt, damit er ohne alle amtliche Stellung lediglich für das Reich Gottes wirken könne, darf u[nter] A[nderem] mit dem Kaiser Alexander von Russland wie ein Christ mit dem Christen über Christen- und Fürstenpflicht reden, und stirbt am 2. April 1817 zu Carlsruhe.

Stilling war den Armen ein stets bereitwil[l]iger und insbesondere den Blinden ein reich gesegneter Arzt,^{3*} seinen Freunden ein treuer geistlicher Rathgeber,^{4*} allem Volke ein beliebter christlicher Schriftsteller,^{5*} was jedoch die Hauptsache, er war das alles durch die Originalität seiner Glaubensüberzeugung, durch die Einfalt und Wahrheit seines Bekenntnisses zu Christo Jesu, unserm Herrn, und durch die Treue, mit welcher er dasselbe in den verschiedensten Lagen und Verhältnissen bis an's Ende bewährt hat.

Das Gedächtniss dieses Gerechten soll unter uns im Segen bleiben — Wie er unserer Gegend und dem ganzen Vaterlande Ehre gemacht hat, so wollen wir sein Andenken ehren, und wie er der einfältigen christlichen Frömmigkeit in allerlei Ständen, Ländern und Bekenntnissen ein lebendiger Zeuge, ein liebenswürdiges Vorbild gewesen ist, so wollen wir eben dieser Frömmigkeit, die so edle Früchte bringt, ein bleibendes Gedächtniss stiften, durch welches Gottes wunderbares Walten in dem Leben dieses Mannes dankbar gepriesen, und das segensreiche Wirken desselben, so viel der Herr Gnade gibt, fortgesetzt werden soll.

Diese Absicht hat schon volle Anerkennung und bereitwillige Hülfe seitens S[eine]r Majestät unseres unvergesslichen Königs Friedrich Wilhelm IV. gefunden, als er durch Kabinettsordre d[e] d[at]o Peterhof den 3. Juli 1842 die Genehmigung dazu ertheilte, dass zunächst unweit der dem Gefeierten so theuren romantischen und historischen Schlossruine Ginsberg^{6*}, unter der tief im Thale Stillings Geburtsort liegt, unmittelbar an der dort die Höhe des Rothlagergebirges³⁸⁷ passirenden Wittgensteiner Strasse und der

^{3*} Als die Staroperationen, die ihm meistens keine Einnahme, wohl aber oft Kosten brachten, die Zahl 2000 erreicht hatten, schrieb er sie nicht weiter auf.

^{4*} Obwohl das Briefporto ihn manchmal mehr als 1000 Gulden im Jahre kostete, ward er nicht müde, in der alten und in der neuen Welt seine Briefe als Boten der Wahrheit, der Liebe und des Friedens wandern zu lassen.

^{5*} Seine Bedeutung für seine und unsere Zeit ist je länger desto mehr anerkannt worden, zunächst durch die Herausgabe seiner Werke von Kapff und verschiedener Biographien, wie der von Bodemann, Rudelbach [= Andreas Gottlob Rudelbach, Christliche Biographie. Lebensbeschreibungen der Zeugen der christlichen Kirche als Bruchstücke zur Geschichte derselben, Bd. 1, Leipzig 1850, S. 435-514], Fliedner [= Theodor Fliedner (Hg.), Buch der Märtyrer und anderer Glaubenszeugen der evangelischen Kirche, von den Aposteln bis auf unsere Zeit (...), Bd. 4, Kaiserswerth o.J. (1859). Hier irren die Komiteemitglieder: Keiner der vier Bände behandelt Jung-Stilling] und dem Ev[angelischen] Bücherverein zu Berlin, sodann durch Charakteristiken, wie die von Göbel in den Prot[estantischen] Monatsbl[ättern], 1859, Juli, von Bauer in den Geschichts- und Lebensbildern, und von Gaab in den Theol[ogischen] Stud[ien] und Krit[iken], 1866, 3. H[efte], und die betreffenden Abschnitte in den verschiedenen Literaturgeschichten. — Zu den hier nicht bibliographisch nachgewiesenen Titeln vgl. o. Anm. 217.

^{6*} Stillings Geisenberg.

³⁸⁷ Der Name des Gebirges wurde seit den 1950er Jahren abgelöst durch die heute gängige Bezeichnung „Rothaargebirge“.

von dem gedachten hohen Herrn am 16. October 1833 gepflanzten sog[enannten] Kronprinzeneiche gegenüber ein einfaches Erinnerungszeichen errichtet und behufs Beschaffung grösserer, dem Zwecke entsprechender Geldmittel eine allgemeine Subscription eröffnet werde.

Auf der bezeichneten, schon am 13. September 1840 durch Legung eines Grundsteines geweihten Stelle soll nun ein mächtiger Stein aufgerichtet werden, der, von schönen Erzstufen des Landes umgeben, von Epheu umrankt und von einer nach dem hohen Beschützer und Pfleger unserer Sache, unserem geliebten Könige Wilhelm, zu benennenden Eiche umschattet, den Wahlspruch Jung-Stillings: „Der Herr wird's versehen“ (nach 1. Mos[e] 22,8.14) als Inschrift tragen wird.

Sodann soll am Marktplatze von Hilchenbach, zwischen dem städtischen Brunnen und dem Chor der neuen Kirche, in der Nähe der Stätten, wo der Vollendete getauft und zum h[eiligen] Abendmahle eingesegnet worden ist, und wo seiner lieben [!] Gräber waren, unmittelbar vor der im vorigen Jahre dort gepflanzten Friedenseiche ein Obelisk errichtet werden, auf dessen Vorderseite Stillings Bildniss in einem Medaillon nach Dannecker, sein Name, sein Geburts-, sein Tauf- und sein Todestag, auf dessen drei anderen Seiten aber geeignete Inschriften^{7*} angebracht werden sollen.

Das schönste und dauerhafteste Denkmal aber wird darin bestehen, dass der von dem Ertrage der Subscription nach Deckung aller Kosten verbleibende Ueberschuss zur Begründung einer Stiftung bestimmt ist, die ihre Wohlthätigkeit in einer der Lebensführung und dem Wirken des Verewigten entsprechenden Weise entfalten und als Hauptzwecke die Unterstützung bedürftiger Seminaristen an dem in Hilchenbach im kommenden Herbste zu eröffnenden Schullehrerseminar und die Förderung der Blindensache festhalten soll.

Eine Büste des Vollendeten würde die Aula des neuen Seminars passend schmücken.

Damit wir so Grosses vollbringen können, wenden wir uns an alle gottesfürchtige[n] Herzen in der Nähe und in der Ferne, die mit uns wissen, dass das Reich Gottes nicht durch äusserliche Geberden, sondern durch seine lebendigen Zeugen kommt, und bitten: helft uns die Hände aufthun, aufheben, aufhalten und rühren, damit das Gedächtniss dieses treuen Zeugen

^{7*} Etwa: Des Gerechten Pfad glänzet wie des Lichtes Glanz, das da fortgehet und leuchtet bis auf den vollen Tag (Spr 4,18) — Wer an mich glaubet, wie die Schrift sagt, von dess Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fliessen. (Joh 7,38) — Selig sind, die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen (Stillings „Heimweh“), — unter Anknüpfung an den Kirchweg, den Brunnen und den Chor der Kirche.

in der vorbeschriebenen Weise zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung seines grossen Namens lebendig und wirksam erhalten werde!

Se[ine] Majestät der König und Ihre Majestät die Königin-Wittve haben das Unternehmen bereits durch namhafte Geschenke unterstützt und hierdurch den Fonds des Jung-Stilling-Werkes gegründet.

Die unserer Sache zugewendeten Beiträge – auch für die kleinsten werden wir dankbar sein – wolle man gütigst mit der Subscriptionsliste an den unterzeichneten Schatzmeister gelangen lassen.

Ueber den Erfolg unserer Sammlungen werden wir s[einer] Z[eit] Nachricht in öffentlichen Blättern geben, über die Ausführung der Sache aber Bericht erstatten und schliesslich Rechnung legen.

„Der Herr wird's versehen!“

Hilchenbach (Prov[inz] Westphalen), den 19. Juni 1867.
Das Jung-Stillings-Comité.

Die Ehrenmitglieder:

Alexander, regierender Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein.

Albrecht, regierender Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg.

Der geschäftsführende Ausschuss:

Freiherr von Dörnberg, Landrath zu Siegen, Vorsitzender.

Stähler, Schulinspector zu Müssen [= Müsen], Stellvertreter desselben.

Kreutz, Superintendent zu Siegen, Schatzmeister.

Reifenrath, Pastor voc[atus] zu Marquardt bei Potsdam, Secretair.

Kind, Pastor zu Hilchenbach, Stellvertreter desselben.

Die übrigen Mitglieder:

Aug[ust] Klein, Eisengiessereibesitzer und Gewerke zu Dahlbruch.

Wilh[elm] Klein, Ehrenamtmanu daselbst.

Krämer, Bürgermeister zu Hilchenbach.

von Oven, Landrath zu Berleburg.

Dr. Romberg, practischer Arzt etc. zu Hilchenbach

Solms, Salarien-kassenrendant daselbst.

L. K. Stahl-schmidt, Gewerke zu Ferndorf.

Winckel, Superintendent in Berleburg.

Die Herren Redacteurs werden um gütige kostenfreie Veröffentlichung und Empfehlung dieses Aufrufes in ihren Blättern freundlichst gebeten.

Gedruckt bei H. Matthey in Berleburg.

Anhang 11

Oberlehrer Schmick verteidigt seinen Entwurf für ein Medaillon am Stilling-Denkmal. Köln, 8. Oktober 1869

Druck: Siegener Kreisblatt vom 12. Oktober 1869.

Zur Kritik der Stilling's-Modelle.

Da es aus guten Gründen nicht wahrscheinlich ist, daß auf die tendenziös-einseitige, überstürzte und in Bezug auf mich mit Sammt und Stacheln verbrämte Kritik der Relief-Modelle eines Jung-Stilling-Kopfes bald oder je eine maßgebende Entgegnung dem siegerländer Publikum vorgelegt werde, so sehe ich mich zu folgender sachlicher Darlegung genöthigt, welche mir unter andern Verhältnissen wohl erspart geblieben wäre:

Ein Axiom der Sculptur wie der monumentalen Malerei lautet:

Schaffe und beurtheile ein Werk nach dem projectirten Punkte der Aufstellung und des Beschauers.

Demgemäß war für den ausführenden Künstler im vorliegenden Falle Folgendes zu beachten:

Das Relief-Bildniß Jung-Stilling's sollte nach dem *mir* gewordenen Auftrage in $1\frac{1}{2}$ facher Lebensgröße angefertigt werden. In dieser Größe mußte man dasselbe an einem mindestens 24, besser noch 30 Fuß hohen Monumente (hier Obelisk) in einer Höhe von 12 Fuß und darüber anbringen. Um es in dieser Höhe aber nicht allzu sehr verkürzt zu sehen, mußte der Beschauer wenigstens 20 Fuß von dem Sockel des Denkmals zurücktreten. Es galt nun, die sehr flach gearbeiteten, für das Zimmer (nach Herrn Kirchenrath Schwartz für das Dannecker'sche Atelier) berechneten und ohne die dunkle Umrahmung auf einige Ferne hin völlig unwirksamen Formen des Dannecker'schen Werkes in einer solchen Kräftigkeit wiederzugeben, daß sie auf die gedachte Entfernung hin wirksam blieben. Diese nothwendige Forderung suchte ich mit dem gegebenen Kopfe in Einklang zu bringen und wählte daher nicht nur einen starken Auftrag im Ganzen, sondern hob sämmtliche charakteristischen Züge kräftig und entschieden hervor. Daher also die stärkeren Wülste über den Augen, daher das prononcirte Augenlid, welches beim Bildhauer allgemein die nicht darstellbaren Wimpern ersetzt, daher die markirte (verkniffen genannte) Mundbildung, der (hart genannte) Verlauf des Nasenflügels, die kräftigen Tiefen oder Schwärzen der Haare, der stärkere Hals, die schärfer angedeuteten Versackungen unterhalb der Kinnlade im Alter. Alle diese mir als Fehler,

als Unkenntniß, unabsichtlicher Verstoß, nicht gesehene Schönheit des Urbildes angerechneten Dinge sind von mir mit *gutem Bedachte* und auf den Rath gewiegter Künstler gerade der guten und nothwendigen Wirkung willen *so* und nicht *anders* gemacht worden. Mein Kopf wird im freien Tageslichte, welches von allen Seiten einfällt, in der angegebenen Höhe und Entfernung vom Beschauer gerade so wirken, wie der Dannecker'sche Kopf in 2-3 Fuß Abstand des betrachtenden Auges und bei vortheilhaft dirigirtem Lichte, und *das* war meine Aufgabe. Was in der Kritik von Mangelhaftigkeiten im Allgemeinen noch gesagt wird, ist in der That von ebenso wenig wirklicher Bedeutung, als die Bemerkung über die *corrumpirte* Ohrlinie, bei welcher nur die ursprüngliche Gestalt dieser Parthie in dem Dannecker'schen Kopfe wiederzugeben versucht wurde. Dort ist nämlich eine die Vorderwand des Ohrs bedeckende Locke (gerade ein schöner und beliebter Kunstgriff) durch spätere Beschädigung abgebrochen und als Narbe auf der Photographie und an dem Gusse in Siegen deutlich sichtbar. Daß der Herr Kritikus den Kopf *en face* (wie er es nennt) besieht und wie er von dorthier seine Wirkung charakterisirt, sei ihm verziehen. Man besieht aber *nie* ein Relief von der Seite, denn für diese Art der Beschauung ist es *nie* gearbeitet. Meine *absichtliche* Milderung des („catonische Strenge“ genannten) düstern Ausdrucks im Dannecker'schen Kopfe sucht nur den gerade uncharakteristischen Zug des Gelangweiltseins zu entfernen, mit dem alle Künstler bei Portraitbildern zu fechten haben, weil er unvermeidlich das stundenlang sitzende Modell beschleicht. Jung-Stilling war nach andern Bildern, die wir haben, von sehr mild-ernstem Gesichtsausdrucke und kein sauertöpfischer Cato. –

Um nun das mit meiner ganzen Zustimmung sehr lobend anerkannte Modell des Herrn Reusch auch etwas Nöthiges zur Berichtigung des Urtheils zu sagen, so habe ich im Allgemeinen zu bemerken, daß es doch nicht das unbedingt gezollte Lob verdient, denn

erstens ist der Kopf des Herrn Reusch dem Dannecker in sofern zu ähnlich, als er im Ganzen und in seinen Einzelheiten für die Wirkung im Freien zu flach und zu sehr nach Flächen gearbeitet ist. Schwärzen (Tiefen) hat er fast gar nicht[,] und das spurenhafte Vorhandene dieser Art wird das starke und zerstreut einfallende Tageslicht vollständig abtöden. Dieser Kopf wird draußen, dafür stehe ich, annähernd wirken, wie das Brustbild eines verschlissenen Thalerstücks, d[as] h[eißt] bloß mit seinem Contour, wie schön er immer dem nahen Beschauer erscheinen möge.

Zweitens ist Herr Reusch stark vom Contour des Dannecker'schen Kopfes sowohl, als von der Linie eines sehr wesentlichen Gesichtstheiles desselben, der Kinnlade, abgewichen. Der Jung-Stilling's-Kopf Dannecker's baut sich vom unteren Nackenansatz des Haares bis zum Beginn der Platte (also

bis zum oberen Ende der Lambdanath hin) nahezu parallel mit der Gesichtslinie (Mundansatz und Stirnbein) auf[,] und sein hinterer Contour ist also auf einer Strecke flach. Herr Reusch hat diese Strecke geschwungen und demnach den Hinterkopf bedeutend verstärkt. Etwas derartiges habe ich mir nicht erlaubt, weil es nicht zu motiviren war. Die Kinnlade hat Herr Reusch merklich in die Höhe gezogen, das Kinn aber stehen lassen, wodurch eine Wirkung der Magerkeit in den Gesamtausdruck gekommen ist, welche der Dannecker'sche Kopf nicht hat und die das Ober- und Hinterhaupt um so mehr massig erscheinen läßt. Eine derartige Abweichung vom Gegebenen habe ich mir gleichfalls nicht gestattet. –

So viel zu meiner Selbstvertheidigung und allgemeinen Berichtigung des Urtheils. Zu ferneren Aeüßerungen werde ich mich aber nicht bewegen finden.

Köln, den 8. October 1869.

Dr. Schmick.

Hans-Bodo Thieme

„Gegen Putzien wurde ... Schutzhaft beantragt“ Leben und Wirken des Altenhundemer Pfarrers

**Dr. Paul Putzien
in der Zeit des „Dritten Reiches“¹**

Vorbemerkung

In der Regionalliteratur ist bisher nur sehr kurz auf das Leben und Wirken des evangelischen Pfarrers von Altenhundem-Meggen, Dr. Paul Putzien, eingegangen worden. Der vormalige Direktor des Altenhundemer Gymnasiums „Maria Königin“, Paul Tigges, von Haus aus Historiker, publizierte in seinem Buch „Jugendjahre unter Hitler“² über Putzien vornehmlich die im Kreisarchiv Olpe verwahrten Berichte der Polizei und des Landrats aus der NS-Zeit, ohne diese indes kritisch zu betrachten und auszudeuten, ohne exakte Quellenangaben zu machen, ohne die Dokumente in den zeit- und kirchengeschichtlichen Kontext zu stellen und ohne eigene Forschungsergebnisse unterbreiten zu können. Sein Text stellt mithin weitgehend eine reine, zudem unvollständige Materialsammlung dar.

Dabei ist das Wirken von Paul Putzien in der Kirchengemeinde Altenhundem-Meggen durchaus einer näheren Betrachtung wert, denn in des-

¹ Für die überaus freundliche und hilfreiche Unterstützung bei der Bearbeitung der Thematik habe ich zu danken: Anna Warkentin, Claudia Seyfried und Wolfgang Günther (Landeskirkliches Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen, Bielefeld), Rolf Westhelle (Archiv des Kirchenkreises Lüdenscheld-Plettenberg), Jörg Endris Behrendt (Kreisarchiv Olpe), Martin Vormberg (Gemeindearchiv Kirchhundem), Jürgen Kalitzki (Stadtarchiv Lennestadt), Pfarrer Martin Behrensmeyer und Christiane Hanses (Evangelische Kirchengemeinde Lennestadt-Kirchhundem), Dr. Gerald Kreucher (Landesarchiv NRW, Abteilung Westfalen in Münster), dem Universitätsarchiv Bonn, Frau Martha Vogt, geb. Brill, Nichte von Aloys Heldmann (Grevenbrück), und Nachkommen von Dr. Paul Putzien. Ferner hat sich um die akribische Durchsicht des Manuskripts und die Tilgung von Fehlern mein Freund und Kollege Hans-Jürgen Dienststuhl, Olpe-Neuenkleusheim, sehr verdient gemacht. Die in einigen Zitaten vorkommenden abgekürzten Wörter Pfr. (Pfarrer), P. (Pastor), u. (und), evgl. (evangelisch) und ähnliche sind stillschweigend aufgelöst worden.

² Tigges, Paul: Jugendjahre unter Hitler. Auf der Suche nach einer verlorenen Zeit. Erinnerungen – Berichte – Dokumente. Iserlohn 1984, hier S. 96-103. Die in der „Geschichte Kirchhundems“ (Becker, Günther/Vormberg, Martin: Kirchhundem. Geschichte des Amtes und der Gemeinde. Kirchhundem 1994) von Vormberg gemachten Angaben über Putzien (S. 357) beruhen auf dessen Auswertung einer Akte des Kreisarchivs Olpe (Nr. A 236) und einer des Gemeindearchivs Kirchhundem (Amt Kirchhundem, Teil 2, Nr. 157); so freundliche Mitteilung von Martin Vormberg.

sen Verhalten spiegelt sich geradezu der Kirchenkampf im „Dritten Reich“, und es zeigt sich, wie diese innerkirchliche Auseinandersetzung insbesondere auch im abgelegenen Sauerland, sodann noch in der Diaspora und fernab der Zentren des überregional bekannten Kirchenkampfes (Barmen, Berlin-Dahlem) tendenziell zu einem auch in den politischen Raum hineinreichenden „Widerstehen“ wurde. Nachforschungen in etlichen Archiven³ förderten wichtiges Material zutage, mit dem eine Charakterisierung der Person und eine Darstellung und Kommentierung des Verhaltens Putziens in der Zeit des Nationalsozialismus und der frühen Nachkriegszeit gegeben und eine Interpretation vorgenommen werden kann.

Paul Putzien hat alle Materialien der „Bekennenden Kirche“ (BK), die ihn erreichten – mithin Rundschreiben, Synodalbekanntmachungen, Mitteilungen aus verschiedenen Kirchenprovinzen und Ähnliches in zumeist hektographierter oder gedruckter Form – im Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde Altenhundem-Meggen aufbewahrt. Es handelt sich um ein relativ umfangreiches Konvolut von Verlautbarungen der „Bekennenden Kirche“.⁴ Dass die Gestapo bei Putziens Verhaftung am 18. Oktober 1939 Unterlagen beschlagnahmt hat, ist möglich, aber nicht nachzuweisen.

Im Protokollbuch der Kirchengemeinde spiegelt sich der Kirchenkampf nicht wider. Wohl aus Vorsicht hat Putzien vermieden, das Presbyterium nachweisbar in die kirchenpolitischen Auseinandersetzungen einzubeziehen und dies auch noch zu protokollieren.⁵ Persönliche Unterlagen, die über Putziens Ergehen in der Zeit des „Dritten Reiches“ Auskunft geben könnten, existieren nicht, auch keine Mitteilungen zu Vorgängen in der Kirchengemeinde. Abkündigungsbücher aus jener Zeit, mitunter ergiebige Quellen, sind ebenfalls nicht vorhanden. Über seine Haftzeit hat Putzien nach Aussage seiner Ehefrau und seiner engsten Mitarbeiterin, der Gemeindeschwester Elsa Mann⁶, keinen Bericht gege-

³ Folgende Archive wurden aufgesucht, oder es wurden von ihnen Informationen eingeholt: Kreisarchiv Olpe (KAO); Landeskirchliches Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen (LkA EKvW); Landeskirchliches Archiv der Evangelischen Kirche im Rheinland (LkA EKIR); Landesarchiv NRW Abteilung Westfalen in Münster (LA); Gemeindearchiv Kirchhundem (GAK); Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde Lennestadt-Kirchhundem (früher: Altenhundem-Meggen) (ALK); Hauptarchiv der von Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel (HA Bethel); Landeskirchenarchiv der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens in Dresden (LkA Sa); Archiv des Kirchenkreises Lüdenscheid-Plettenberg (AKLP); Stadtarchiv Lennestadt; Universitätsarchiv Bonn (UAB).

⁴ ALK Nr. 195 bis 202, 206, 210.

⁵ So heißt es im Protokollbuch des Presbyteriums vom 24.1.1936 unter Punkt 4 (Die kirchliche Lage) lediglich: „kirchliche Lage wird besprochen“; s. ALK Nr. 144. Protokollbuch S. 133.

⁶ *1902 Falkenau, jetzt Flöha (Sachsen). 1926 Aufnahme in die Diakonissenanstalt Sarepta (Bethel). 1930 bis 1948 Gemeindeschwester in der Kirchengemeinde Alten-

ben.⁷ Möglicherweise musste er sich bei seiner Entlassung zum Still-schweigen verpflichten.

Von Bedeutung ist die von Putzien 1955 als Typoskript verfasste „Geschichte einer hundertjährigen Diasporagemeinde des Sauerlandes [Altenhundem-Meggen]“.⁸ Auf einige Ausführungen Putziens in dieser „Geschichte“ wird später einzugehen sein – wie auch auf einige Predigten, die erhalten sind.⁹

Paul Putziens Werdegang bis 1932

Gustav Rudolf Paul Putzien wurde am 16. November 1888 in Krauleidehlen bei Tilsit (Ostpreußen) als Sohn des Gutsbesitzers Eugen Putzien und dessen Ehefrau (und Cousine) Helene geb. Putzien geboren.¹⁰ Vom sechsten bis zum zehnten Lebensjahr wurde er von einem Hauslehrer unterrichtet, besuchte danach das Realgymnasium in Tilsit und legte dort am 28. Februar 1910 das Abitur ab. Danach studierte er ab dem Sommersemester 1910 für vier Jahre Romanische Philologie, vergleichende Sprachwissenschaft, Philosophie und Religionswissenschaft in Berlin, danach im Sommersemester 1914 in Wien. Eingezogen am 19. Dezember 1914, leistete er Kriegsdienst bis zum 25. November 1918. Wegen seiner Fremdsprachenkenntnisse fand er zuletzt als Übersetzer bei der Obersten Heeres-

hundem-Meggen. 30.4.1948 aus der Diakonissenanstalt ausgetreten (freundliche Mitteilung des Hauptarchivs Bethel vom 8.1.2016). Am 2.2.1949 Verheleichung mit Vikar Harry Körner (freundliche Mitteilung LkA Sa, Bestand 2, Nr. 3701). †1998 Arnsberg (freundliche Mitteilung des Standesamtes Flöha).

⁷ So Pastor Möllhoff an Vf., 30.6.1997. Privatbesitz des Vfs.

⁸ Putzien, Paul: Geschichte einer hundertjährigen Diasporagemeinde des Sauerlandes [Altenhundem-Meggen]. Maschinenschriftlich, 44 Seiten. Meschede 1955 [Gemeindegeschichte]. Bibliographisch sind zwei Exemplare nachzuweisen – in der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund und im Evangelisch-Theologischen Seminar der Universität Münster. In diese „Geschichte“ hat Putzien den von ihm 1938 verfassten Beitrag für das vom Olper Landrat Dr. Herbert Evers herausgegebene „Handbuch des Kreises Olpe“ [Loseblatt-Sammlung. Bd. I-III. Olpe 1937-1939] mit dem Titel „Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Altenhundem-Meggen“ [Band I, Abschnitt I, Abt. V 3a] eingearbeitet.

⁹ Dr. Putziens Amtsnachfolger, Pfarrer Richard Möllhoff, hat vier der Predigten ermittelt und sie 1998 dem Vf. in Kopie überlassen. Die fünfte Predigt ist im Archiv der Kirchengemeinde Lennestadt-Kirchhundem zu finden, s. ALK Nr. 1.

¹⁰ Die Angaben zu Putziens Lebenslauf nach: Bauks, Friedrich Wilhelm: Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4). Bielefeld 1980. Nr. 4880. S. ferner: Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung: <http://bbf.dipf.de/hans/lek/lek-0055/lek-0055-0542.jpg> und <http://bbf.dipf.de/kataloge/archivdatenbank/digiakt.pl?id=p174270> – hier die Personaldaten und der Putzien betreffende Personalbogen. Seine Erziehung durch einen Hauslehrer erwähnt er bei seiner Vernehmung durch die Gestapo in Dortmund am 19.10.1939, s. KAO A 3706. Vernehmungsprotokoll der Gestapo vom 19.10.1939, Kopie für den Landrat in Olpe.

leitung Verwendung. Nach dem Krieg setzte Putzien sein Studium von Juni 1919 bis Ostern 1921 in Bonn fort und belegte unter anderem Sanskrit, Altspanisch, Umbrisch und verschiedene romanistische Veranstaltungen.¹¹ Bereits am 7. November 1919 wurde er an der Bonner Universität mit einer sprachwissenschaftlichen Arbeit bei Professor Dr. Wilhelm Meyer-Lübke, dem führenden Romanisten seiner Zeit, zum Dr. phil. promoviert.¹² Am 15. Juli 1921 bestand Putzien in Bonn sodann die erste Lehramtsprüfung für den höheren Schuldienst und wurde am 1. Oktober 1921 in Bonn Studienreferendar, ein Jahr später Studienassessor. Ausweislich der Angaben auf seinem „Personalbogen“ und seiner „Personalkarte“ besaß er die Lehrbefähigung in der 1. Stufe für Französisch und philosophische Propädeutik, in der 2. Stufe für Latein, Italienisch und Spanisch. Später traten noch die Fächer (evangelische) Religionslehre und Hebräisch hinzu.

Putzien muss ein primär wissenschaftsorientierter Akademiker gewesen sein und eine ausgesprochene Sprachbegabung, ein umfangreiches Wissen, eine schnelle Auffassungsgabe und ein sehr gutes Lernvermögen besessen haben, zumal er während seiner Referendar- und Assessorenzeit noch ein Theologiestudium in Bonn aufnahm¹³ und dieses vor dem Koblenzer Konsistorium mit der 1. Theologischen Prüfung Ostern 1924 abschloss. Er quitierte sodann den Schuldienst, wurde Vikar in Solingen, legte Ostern 1925 das 2. Theologische Examen ab und wurde in diesem Jahr auch ordiniert. Nach einer vierjährigen Tätigkeit als Krankenhausgeistlicher in Köln bekam er im November 1929 eine erste Pfarrstelle in Gelsenkirchen-Rotthausen übertragen. 1932 wechselte er nach Altenhündem.

An dieser Stelle ist die Frage nach den Gründen für die berufliche Umorientierung Putziens hin zum Pfarrberuf zu stellen – sie ist aber schlechterdings nicht zu beantworten. Allenfalls sprechen einige Indizien dafür, dass Putzien glaubte, sich den schulimmanenten Schwierigkeiten und Friktionen nicht stellen zu sollen, und er meinte wohl, dem bürokrati-

¹¹ Mitteilung UAB an Vf. vom 9.9.2015: Belegungsbögen WS 1919/1920; SS 1920; WS 1920/1921; SS 1921.

¹² Die Dissertation ist bibliographisch nicht nachzuweisen. Putzien vermerkt handschriftlich auf seinem Personalbogen: „Doktorarbeit: Das Apennino-Balkanische (vor der Drucklegung)“. Im Promotionsalbum der Universität wird die Dissertation mit dem angegebenen Titel aufgeführt; s. Mitteilung UAB an Vf. vom 9.9.2015.

¹³ Im Wintersemester 1923/1924 belegte Putzien laut Belegungsbogen sechs theologische Vorlesungen: Amos, Psalmen, Praktische Theologie II, Kirchengeschichte II, Neutestamentliche Theologie, Homiletisches Seminar. Weitere Belegungsbögen aus der Theologischen Fakultät Bonn konnten nicht ermittelt werden; so Mitteilung UAB an Vf. vom 9.9.2015.

tisch-pädagogischen Prokrustesbett eines reglementierten Schulbetriebes nichts abgewinnen zu können.¹⁴

Die Kirchengemeinde Altenhundem-Meggen und ihr Umfeld

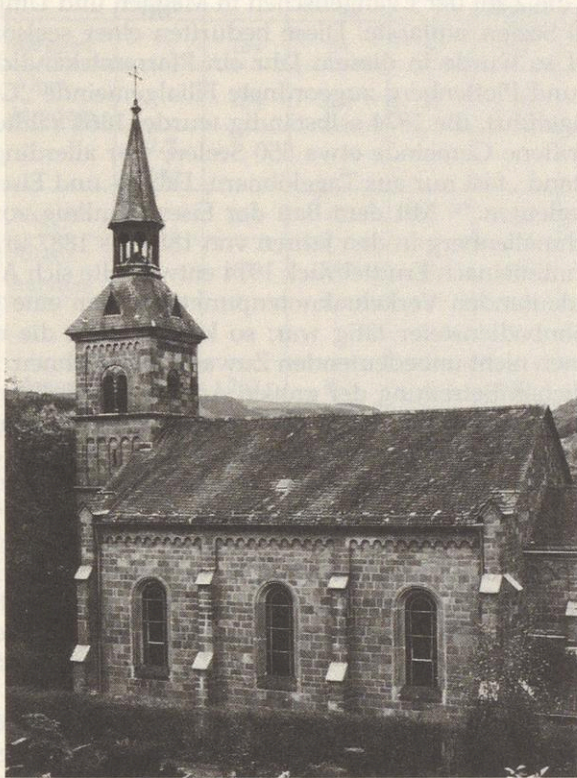


Abb. 1: Evangelische Kirche Altenhundem (um 1950)
Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde Lennestadt-
Kirchhundem, Fotograf unbekannt

Eine nennenswerte Anzahl Evangelischer im Bereich der späteren Kirchengemeinde Altenhundem-Meggen hat es erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts gegeben. Der Bau der Ruhr-Sieg-Eisenbahn, der damit verbun-

¹⁴ Putziens pädagogische Schwierigkeiten im von ihm erteilten Religionsunterricht im Lüdenscheider Zeppelin-Gymnasium im Jahr 1950/1951 könnten darauf hindeuten. Er musste seine Unterrichtstätigkeit beenden; s. AKLP Nr. C 1,3; dem Schreiben von Superintendent Köllner an Präses Wilm vom 14.5.1955 zu entnehmen.

dene Aufschwung der Eisenindustrie und die bergmännisch betriebene Schwefelkiesgewinnung in Meggen brachten einen stärkeren Zuzug von Menschen evangelischen Bekenntnisses – darunter auch solchen mit einem ausgeprägt pietistischen Frömmigkeitsprofil, die sich zu einer „Evangelischen Gemeinschaft“ innerhalb der Kirchengemeinde formierten – aus dem Kreis Siegen, aus Wittgenstein und aus Hessen-Nassau mit sich, so dass die Zahl der Evangelischen in Meggen und Umgebung 1858 mehr als 200 Seelen umfasste. Diese bedurften einer seelsorglichen Betreuung, und so wurde in diesem Jahr ein Pfarramtskandidat in die so bezeichnete und Plettenberg zugeordnete Filialgemeinde „Grevenbrück-Meggen“ eingeführt, die 1874 selbständig wurde. 1864 zählte die im Zunehmen begriffene Gemeinde etwa 550 Seelen, war allerdings sehr arm, denn sie bestand „fast nur aus Tagelöhnern, Fabrik- und Eisenbahnarbeitern und Bergleuten.“¹⁵ Mit dem Bau der Eisenbahnlinie von Altenhündem nach Schmallenberg in den Jahren von 1885 bis 1887 und der Eröffnung der Bahnlinie nach Erndtebrück 1914 entwickelte sich Altenhündem zu einem bedeutenden Verkehrsknotenpunkt, an dem eine größere Anzahl Eisenbahnbediensteter tätig war; so konnte auch die evangelische Gemeinde einen nicht unbedeutenden Zuwachs verzeichnen.

Der geistlichen Betreuung der großen Anzahl in Fabriken und sonstigen Betrieben Beschäftigter wurde 1919 durch die Gründung eines evangelischen Arbeitervereins Rechnung getragen, der in diesem Jahr über 100 Mitglieder aufwies. Dieser kirchliche Arbeiterverein überstand die Zeit des „Dritten Reiches“ unter der Bezeichnung „Evangelischer Männerdienst“ und zählte Anfang der 1950er Jahre immerhin noch 60 Mitglieder.¹⁶ Als Aufgabe hatte sich dieser Verein gestellt, „die Männer der Gemeinde auf glaubensmäßiger Grundlage zu sammeln [und] ihnen das nötige Rüstzeug [...] zu vermitteln, durch das sie dann in den Stand gesetzt wurden, in der Fabrik oder sonst auf der Arbeitsstätte den Gegnern des christlichen Glaubens entgegenzutreten“.¹⁷

Diese Formulierung lässt erkennen, dass es im Altenhündem-Meggener Gebiet erhebliche soziale, politische und damit einhergehend auch religiöse Spannungen in der Bevölkerung gegeben haben muss. Ein Blick auf die Wahlergebnisse (aufgeführt sind die abgegebenen Stimmen¹⁸) am Ende der Weimarer Zeit offenbart eine geradezu signifikant zunehmende

¹⁵ So die Gemeinde in einem Bericht aus dem Jahr 1864 an die Gustav-Adolf-Stiftung in Westfalen. Abgedruckt in: Evangelische Diaspora in Westfalen. Coesfeld 1998. S. 283.

¹⁶ Putzien, Gemeindegeschichte S. 14.

¹⁷ A.a.O., S. 13.

¹⁸ Wahlergebnisse nach den Angaben im „Sauerländischen Volksblatt“ vom 16.9.1930, 1./2.8.1932 und 6.3.1933; für die Reichspräsidentenwahl: „Sauerländisches Volksblatt“ vom 14.3.1932 und 11.4.1932. Die Abkürzungen bedeuten: DNVP – Deutsch-nationale Volkspartei (konservativ), DVP – Deutsche Volkspartei (demokratisch, bürgerlich), Zentrum (katholische Partei).

Schwäche demokratischer – abgesehen von der katholisch orientierten Zentrums- und zugleich eine Zunahme radikaler Parteien (NSDAP, KPD). Meggen war seither eine Hochburg der KPD, bedingt durch den Bergbau.

Reichstagswahl		14.9. 1930	SPD	DNVP	DVP	Zentrum	KPD	NS DAP
	Meggen		184	54	40	347	295	55
	Altenhundem		104	219	32	1187	36	96
Reichstagswahl		31.7. 1932						
	Meggen		344	62	2	485	352	201
	Altenhundem		97	135	6	1397	103	306
Reichstagswahl		5.3. 1933						
	Meggen		262	50	6	582	337	320
	Altenhundem		70	99	8	1510	78	448
Reichspräsidentenwahl		13.3. 1932	Hindenburg		Hitler		Thälmann	
	Meggen		935		114		361	
	Altenhundem		1505		249		98	
	Meggen		991		189		263	
	Altenhundem		1593		329		72	

Ergebnisse der Reichstags- und Reichspräsidentenwahlen 1930–1933

Aus Meggen stammte auch der nach dem Zweiten Weltkrieg im sächsischen Steinkohlebergbau tätige Adolf Hennecke, der 1948 in einer minutiös vorbereiteten Sonderschicht seine Arbeitsnorm mit unrealistischen 387 Prozent erfüllt hatte und auf diese Weise durch hohe Normvorgaben die Ausbeutung der Bevölkerung durch das neue sowjetdeutsche Regime einleitete und legitimierte.¹⁹

¹⁹ Leo, Anette/Wiehlgoß, Jan: [Art.] Hennecke, Adolf, in: Müller-Enbergs, Helmut/Wiehlgoß, Jan/Hoffmann, Dieter (Hgg.): Wer war wer in der DDR? Ein biographi-

Erst 1927 wurde die flächenmäßig sehr große Kirchengemeinde geteilt, und zwar in die Evangelischen Kirchengemeinden Grevenbrück und Altenhundem-Meggen; beide mit je einer eigenen Pfarrstelle.²⁰ In diesem Jahr betrug die Zahl der Gemeindeglieder in der Kirchengemeinde Altenhundem-Meggen 1.450 Seelen,²¹ und bei dieser Anzahl verblieb es in etwa auch in den nächsten zehn Jahren. Der „Gemeinde- und Pfarralmanach für die Kirchenprovinz Westfalen“²² vermeldete nach dem Stand vom 1. Oktober 1937 für den Bereich dieser Kirchengemeinde (auf einer Fläche von 180 qkm) eine Gesamtzahl von 20.940 Einwohnern, davon 1.420 Evangelische. Für Kirchhundem (mit Altenhundem) wurden 7.880 Einwohner mit 800 Evangelischen, für Meggen (mit Teil von Elspe) 7.030 Einwohner bei 520 Protestanten genannt.

Der evangelische Bevölkerungsanteil hat sich auch zu dieser Zeit vornehmlich aus Bergleuten, Fabrikarbeitern und Bahnpersonal zusammengesetzt. Andere Beamte und Angestellte des öffentlichen Dienstes waren – anders als in der Kreisstadt Olpe mit einer Vielzahl von Behörden – nicht besonders zahlreich vertreten. Lediglich einige Gendarmeriebeamte zählten bis Ende der 1930er Jahre noch zur Gemeinde, bis sich die meisten von ihnen aus Gründen der Opportunität zum Kirchenaustritt und zur Annahme der (nationalsozialistischen) Religionsbezeichnung „gottgläubig“ entschlossen.²³

Dr. Paul Putzien wird Pfarrer in Altenhundem-Meggen

Zum 30. Juni 1932 wurde der seit 1914 in Grevenbrück-Meggen amtierende Pfarrer Wilhelm Hoos emeritiert.²⁴ Nach Maßgabe der zuständigen Kirchenbehörde, des Evangelischen Konsistoriums in Münster, sollte die Besetzung der Pfarrstelle (bei bestehendem kirchenbehördlichem Besetzungsrecht) im Zuge einer sogenannten „Gemeindewahl“ erfolgen. Auf der Einladungsliste zur Pfarrwahl finden sich 31 mit eigenhändiger Un-

sches Lexikon (Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung). Bonn 2001. S. 336f.

²⁰ Murken, Jens: Die evangelischen Gemeinden in Westfalen. Band 1 (Ahaus – Hüsten). Bielefeld 2008, hier: Evangelische Kirchengemeinde Grevenbrück. S. 710-713.

²¹ Verzeichnis der evangelischen Kirchengemeinden und Geistlichen in der Provinz Westfalen. Münster [1927]. S. 38.

²² Gemeinde- und Pfarralmanach für die Kirchenprovinz Westfalen. Münster 1937. S. 115.

²³ Die folgenden Gendarmeriebeamten erklärten (teilweise samt Familienangehörigen) ihren Austritt aus der evangelischen Kirche: Gendarmerieobermeister Wilhelm Niemeyer, Altenhundem, und Gendarmeriemeister Adolf Beckmann, Kirchhundem, am 1.3.1937, Gendarmeriemeister George[!] Weissmüller, Altenhundem, am 21.1.1938, und Gendarmeriewachtmeister Franz Gonther, Maumke, am 5.5.1938; s. ALK Nr. 186. Austrittsmeldungen des Amtsgerichtes an die Kirchengemeinde.

²⁴ *1874 Wenigenhausen, †1952 Bonn; s. Bauks, Pfarrer Nr. 2806.

terschrift quittierte Namen der Mitglieder des Presbyteriums und der sogenannten Größeren Gemeindevertretung, die am 28. August 1932 einstimmig (bei Abwesenheit dreier Stimmberechtigter) Dr. Putzien zum neuen Pfarrer der Gemeinde wählten.²⁵

Im streng katholisch orientierten „Sauerländischen Volksblatt“ vom 26. Oktober 1932 findet sich ein sehr ausführlicher und blumiger Bericht über Putziens Eintreffen in Altenhundem am Dienstag, 18. Oktober:

„Bei seinem Eintreffen bereitete ihm die Gemeinde einen würdigen Empfang. Die Schulkinder und zahlreich versammelte Gemeindeglieder entboten dem neuen Pfarrer den ersten Gruß. [...] Unter feierlichem Glockengeläut durchschritt der Pfarrer die langen Reihen der spalierbildenden Fackelträger und begab sich mit seiner Begleitung in das reich geschmückte und illuminierte Pfarrhaus. [...] Der Kirchenchor, der Männergesangverein Altenhundem-Meggen und der Gemischte Chor der Ev[an]g[e]l[ischen] Gemeinschaft begleiteten durch vorzüglich vorgetragene gesangliche Darbietungen Empfang und Einzug des Pfarrers.“

Die Einführung Putziens fand dann am Sonntag, dem 23. Oktober 1932, durch den zuständigen Lüdenscheider Superintendenten Karl Turck²⁶ in einem Gottesdienst statt. Zu der nachmittäglichen „würdevolle[n] Festfeier“ im großen Saal der Altenhundemer Schützenhalle hatten sich – zumindest berichtete die Zeitung dies – über 700 Teilnehmer eingefunden, die sich nach den obligatorischen Ansprachen von Superintendent Turck, dem Olper Landrat Wening, dem katholischen Ortspfarrer Brisgen und fünf weiterer Honoratioren „dem von den Mitgliedern des Frauenvereins in anerkennenswerterweise bereiteten Kaffeetisch“ widmen konnten.

Der Zeitungsbericht fasste die Veranstaltung wie folgt zusammen:

„In bewegten Worten kam das tiefe Sehnen nach einem harmonischen Zusammenstehen von Gemeinde und Pfarrer, das Verlangen nach einem Leben in Glauben und im Vertrauen zu Gott unserem Lebenshort und sicheren Beschützer, in gefährvoller Zeit zum Ausdruck.“

Es sollten nur wenige Monate vergehen, bis offenbar wurde, dass alle guten Wünsche und alles „tiefe Sehnen“ sich als Trugbilder erweisen sollten. Die Nationalsozialisten ergriffen die Macht, die „Deutschen Christen“ suchten die evangelische Kirche zu erobern, der „Kirchenkampf“ begann und war bis in die Kirchengemeinde Altenhundem-Meggen vernehmbar. Für Pfarrer Putzien und dessen Frau (mit seinerzeit noch zwei Kindern) begann eine schwere Zeit.

²⁵ AKLP Nr. C 2,6.

²⁶ *1863 Valbert, †1938 Partenkirchen. Superintendent des Kirchenkreises Lüdenscheid 1923–1933; s. Bauks, Pfarrer Nr. 6402.

Putziens politische und theologische Einstellung

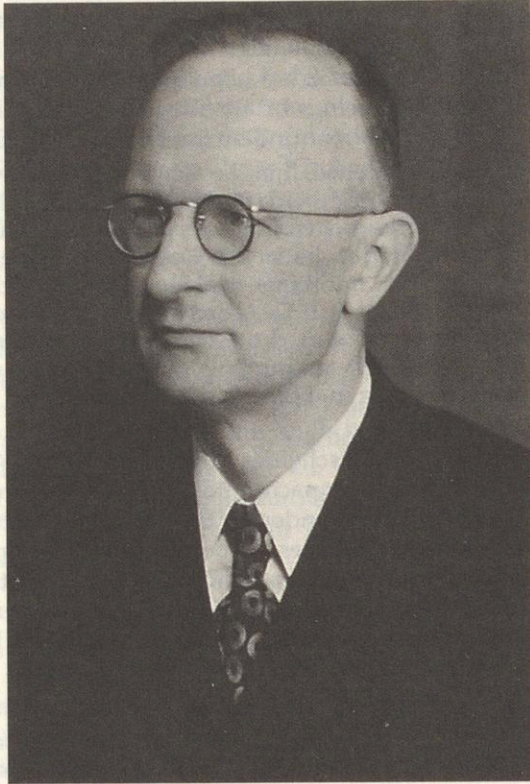


Abb. 2: Dr. Paul Putzien 1942

Passfoto, Fotograf unbekannt, Repro Hans-Bodo Thieme
Gemeindearchiv Kirchhundem, Amt Kirchhundem Teil 2, Nr. 176

Über Putziens politische Einstellung kann wenig gesagt werden. Zu politischen (nicht: kirchenpolitischen!) Geschehnissen hat er sich nur höchst zurückhaltend oder allenfalls verklausuliert geäußert, sieht man einmal von unbedachten Worten im Konfirmandenunterricht ab, die ihn 1939 ins Dortmunder Gestapo-Gefängnis bringen sollten. Kirchenpolitische Positionierungen hat er indes sehr vernehmlich vorgenommen. Auf sie wird an späterer Stelle näher einzugehen sein.

Von seiner Grundstruktur her muss Putzien gemäßigt konservativ, das heißt nationalprotestantisch eingestellt gewesen sein, so wie es bei der erdrückenden Mehrheit der evangelischen Pfarrer vor und nach dem Ersten Weltkrieg der Fall war. Dabei war Putzien, der aus gutbürgerli-

chen Kreisen stammte, durchaus nicht unkritisch. Mit Blick auf die Erfordernisse des (Ersten) Weltkriegs notierte er in der „Gemeindegeschichte“:

„Der Krieg 1914/[19]18 stellte auch an die Gemeinde Grevenbrück-Meggen erhöhte Anforderungen. Die Einschränkungen, die der Krieg brachte, wurden willig und geduldig getragen. Das ist selbstverständlich und braucht nicht weiter betont zu werden. Die drei Glocken, die zum Gottesdienst läuteten, wurden geopfert.“²⁷

Mit Blick auf die Niederlage von 1918 schrieb er in der „Gemeindegeschichte“:

„Leider waren alle Opfer, menschlich betrachtet, vergeblich gebracht. Der erste Weltkrieg ging verloren; die Revolution 1918 traf unser Volk schwer und wirkte sich verhängnisvoll auch für die Kirche aus.“²⁸

Andererseits besaß Putzien aber auch einen klaren Blick hinsichtlich des problematischen landesherrlichen Kirchenregiments:

„Es liegt ja auch klar zutage, daß die evangelische Kirche, die jahrhundertlang bis zum Jahre 1918 und bis zur Abdankung der bisher mit der Kirche enge verbundenen Monarchie Staatskirche war, durch diese Bindung an irdische Mächte in ihren Lebensäußerungen stark gehemmt war und in ihrer äußeren Erscheinung vielfach den Eindruck einer erstarrten Organisation machte.“²⁹

Mit dieser durchaus zutreffenden Analyse war indes nun nicht ein politisches oder ethisches Bekenntnis zu einem parlamentarisch-demokratischen Rechtsstaat und zu gesellschaftlichem Pluralismus verbunden. Putzien wollte einen „starken Staat“. Anders ist nicht zu erklären, dass er bei seiner Vernehmung am 19. Oktober 1939 durch die Gestapo in Dortmund erklärte:

„Vor der Machtübernahme habe ich keiner Partei als Mitglied angehört. An den Wahlen habe ich mich stets beteiligt, ich habe meine Stimme stets dem Führer gegeben.“³⁰

Die Vermutung, Putzien habe hier aus durchsichtigen Gründen bewusst die Unwahrheit gesagt, trifft keinesfalls zu. Er hat in dieser Vernehmung andere und ihn sehr belastende Vorhaltungen durchaus bestätigt. Mit der Aussage, Hitler gewählt zu haben, stand Putzien nicht allein. Von Pfarrer Martin Niemöller,³¹ einem der führenden Köpfe der „Bekennenden Kirche“ (BK) und bis Kriegsende Häftling im Konzentrationslager Dachau, ist bekannt, dass er seit 1924 nationalsozialistisch gewählt und 1933 den

²⁷ Putzien, Gemeindegeschichte S. 12.

²⁸ Ebd.

²⁹ A.a.O., S. 15f.

³⁰ KAO A 3706. Vernehmungsprotokoll der Gestapo vom 19.10.1939, Kopie für den Landrat in Olpe. Ohne Eingangsdatum.

³¹ *1892 Lippstadt, †1984 Wiesbaden. 1933 Gründer des Pfarrernotbundes; s. Bauks, Pfarrer Nr. 4508.

„Führerstaat“ begrüßt hat. Sein Bruder Wilhelm Niemöller,³² ebenfalls Pfarrer und entschiedener Vertreter der BK, war „alter Kämpfer“ und bereits 1923 der NSDAP beigetreten.

Die politisch-theologische Grundüberzeugung dieser Pfarrergeneration, zu der die Brüder Niemöller wie auch Putzien gehörten, lässt sich zutreffend mit den Worten aus einer Predigt des kurmärkischen General-superintendenten D. Otto Dibelius³³ charakterisieren, die dieser in der Potsdamer Nikolaikirche am 21. März 1933 anlässlich der Reichstagseröffnung gehalten hat:

„Neue Entscheidungen, neue Orientierungen, Wandlungen und Umwälzungen bedeuten immer den Sieg des einen über den anderen. Und wenn es um Leben und um Sterben der Nation geht, dann muß die staatliche Macht kraftvoll und durchgreifend eingesetzt werden [...] Ist die Ordnung hergestellt, so müssen Gerechtigkeit und Liebe wieder walten, damit jeder, der ehrlichen Willens ist, seines Volkes froh sein kann.“³⁴

Diese Pfarrergeneration wusste sich in einer heute nicht mehr nachvollziehbaren Weise an die deutsche Nation gewiesen und zum Dienst am eigenen Volk aufgerufen, so dass sich Martin Niemöller, als der Zweite Weltkrieg begann, als ehemaliger U-Boot-Kommandant und Freikorpskämpfer aus der KZ-Haft heraus aus vaterländischem Pflichtbewusstsein freiwillig zur Kriegsmarine meldete; dies wurde aber von höherer Stelle selbstredend abgelehnt. Und auch Putzien – folgt man den Angaben seiner Frau im November 1939 gegenüber dem Landrat nach der Verhaftung ihres Mannes – konnte sich vorstellen, „dass er im Kriege wi[e]derum seinen Dienst wahrscheinlich zur Verfügung stellen könnte, dass man ihn als Dolmetscher [...] auch jetzt wieder gebrauchen könnte“.³⁵

Dieses nationale Gewiesensein an Volk und Vaterland können wir auch bei Putzien selbst belegen.

In einer nicht datierten Predigt über Johannes 15,1-8³⁶ – sie muss in den ersten Jahren des Zweiten Weltkriegs gehalten worden sein – findet sich folgende Sequenz:

„Wir sind ja jetzt in der Kriegszeit. Wohl in allen Häusern sind die Gedanken bei denjenigen, die draußen in der Ferne den Frontdienst tun. Jedes Kriegsjahr ist in besonderer Weise ein Gottesjahr. Gott will uns in dem

³² *1898 Lippstadt, †1983 Bielefeld; s. Bauks, Pfarrer Nr. 4510.

³³ *1880 Berlin, †1967 Berlin; s. Braun, Hannelore/Grünzinger, Gertraud (Bearbb.): Personenlexikon zum deutschen Protestantismus 1919–1949 (Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte A 12). Göttingen 2006. S. 58.

³⁴ Zitiert nach: Becker, Ruth/Becker, Josef (Hgg.): Hitlers Machtergreifung 1933. Dokumente zum Machtantritt Hitlers 30. Januar 1933 bis zur Besiegelung des Einparteienstaates 14. Juli 1933. München 1983. S. 157.

³⁵ KAO A 3706. Aktennotiz vom 1.11.1939 mit Weitergabevermerk an die Gestapo Dortmund.

³⁶ Sogenannte „Weinstockperikope“: „Ich bin der wahre Weinstock und mein Vater der Weingärtner“.

Sturm und Drang unserer Zeit in besonderer Weise nahe sein und uns zu sich ziehen. Das ist der letzte Sinn, den der Krieg hat, der tiefste Sinn von Gott her.“³⁷

Putzien konnte also dem Krieg immer noch positive Seiten abgewinnen. Kriegsdienst, Fronterlebnis und Gottesnähe waren Korrelate, zumindest widersprachen sie einander nicht. Damit bewegte sich Putzien theologisch in den Begründungsmustern, die schon im Ersten Weltkrieg Verwendung gefunden hatten. Ihm war folglich in jenen Jahren (es mag 1940 oder 1941 gewesen sein) noch nicht die Absurdität des Krieges klargeworden – und auch nicht die Verantwortlichkeit eines verbrecherischen Systems für diesen Krieg.

Anders sieht es mit einer Sequenz aus, die sich in einer ebenfalls undatierten Predigt über die Austreibung der Wechsler aus dem Tempel (Johannes 2,13-17) findet, die Putzien höchstwahrscheinlich zum Reformationstagsfest 1944 gehalten hat:

„Gewiß, uns bewegen angesichts der Weltereignisse andere Fragen, uns bewegt nicht die Frage [...]: ‚Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?‘ [...] War damals die Frage der Sündenvergebung im Mittelpunkt des Fragens und Suchens, so steht in unseren Tagen die Frage nach dem Sinn der Weltgeschichte im Vordergrund. Angesichts des apokalyptischen, d[as] h[eißt] endgeschichtlichen Grauens, das durch den alle Ausmaße überschreitenden gegenwärtigen Krieges[!] über die ganze Welt geht, entzweiten sich damals die Menschen wegen des Verständnisses um die Wahrheiten des Evangeliums. So tritt heute in unseren Tagen zwischen uns die Frage: ‚Welches doch der Sinn des Menschenlebens in der Geschichte, in dem Weltgeschehen unserer Zeit ist?‘“³⁸

Was uns in diesen Worten begegnet, ist schlechthin die Befürchtung eines über die Welt hereinbrechenden endzeitlichen Chaos, einer apokalyptischen Katastrophe, in welcher entfesselte Dämonen ihre Brutalität austoben und alles dem Nichts überantworten wollen. Putzien sprach diese erschreckenden Worte just zu der Zeit, als die Sowjetarmee seine ostpreußische Heimat eroberte und heftigste Kämpfe um Ostpreußen und Kurland geführt wurden (zweite Kurlandschlacht). Er schien angesichts dieses Befundes zu verzweifeln und stellte, ohne sie beantworten zu können, die Frage nach dem Sinn des Lebens und der Geschichte. Hier wurde der Krieg nicht mehr als „Heimsuchung“ gesehen wie noch Jahre zuvor, hier begegnet uns in den Worten Putziens der „Horror vacui“, hier traf Putzien auf die apokalyptischen Reiter.

Mit sehr vorsichtigen und bedächtigen, keineswegs vollmundigen Worten wagte dann der Prediger, sich des Zuspruchs des Evangeliums zu vergewissern: „Da kann uns vielleicht auch unser Evangelium wenigstens

³⁷ Kopie der maschinenschriftlichen Predigt beim Vf., Original verschollen. Vf. hat die Kopie von Pastor Möllhoff erhalten.

³⁸ Ebd.

in etwa helfen, so wie es uns Jesus Christus aufzeigt“. Und er erinnerte daran mit den Schlussworten: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“³⁹

Putziens verstörende und von Zweifel und Sinnverlust zeugende Predigt passage stand weder im Zusammenhang mit dem Perikopentext noch mit Inhalt und Duktus der Predigt. Bei der Konzipierung seines Manuskripts war ihm wohl unvermittelt und erschreckend klargeworden, wie das gegenwärtige Weltgeschehen sich immer schneller auf einen Abgrund hin bewegte, wie das Schicksal von Völkern verspielt wurde und eine Unheilsgeschichte Raum gewann. Mit diesen Worten sprach der Prediger nicht nur zu seiner Gemeinde, sondern auch und vor allem zu sich selbst.

Beim Versuch einer konfessionellen Standortbestimmung Putziens im Kaleidoskop der unterschiedlichen protestantischen Strömungen sind wir auf Vermutungen angewiesen, die allerdings gut begründet sind. Von Hause aus lutherisch erzogen und aufgewachsen,⁴⁰ scheint er diese Prägung zeit seines Lebens behalten zu haben. Damit korreliert auch seine unbedingte Hochschätzung Luthers und des Reformationsgeschehens, wie es in seiner bereits erwähnten Reformationspredigt zum Ausdruck kam. Ferner haben nach Angaben seines Amtsnachfolgers Richard Möllhoff⁴¹ seinerzeitige Mitarbeiterinnen in der Gemeinde ihrem Pfarrer ein „großes Interesse an liturgischen Fragen“ bescheinigt –⁴² was als ein weiterer Hinweis auf Putziens lutherische Orientierung gewertet werden mag. Dass er indes kein „ultraorthodoxer“ Lutheraner war, zeigt seine Sympathie für den evangelisch-reformierten Bonner Theologieprofessor und „Vordenker“ des Kirchenkampfes Karl Barth.⁴³ In ihm sah er Gott am Werke und schrieb:

„Was wäre, um nur ein Beispiel aus der jüngsten Kirchengeschichte zu nennen, die Bekennende Kirche ab 1933 ohne Karl Barth, den Theologen seltenen Formats, gewesen, der ihr in prophetischer Weise den Weg wies?“⁴⁴

Geradezu anrührend ist, dass sich bei den Archivalien der Altenhundermer Kirchengemeinde eine Predigt Karl Barths befindet, die dieser 1941 zur Beerdigung seines Sohnes Matthias, der in den Schweizer Bergen abgestürzt war, selbst gehalten hat. Diese Predigt muss Putzien wichtig

³⁹ Ebd.

⁴⁰ So die Angabe seiner Tochter, Frau Dorothea Jens, Lüdenscheid, im Gespräch mit dem Vf. am 21.9.2015.

⁴¹ *1923 Neuenrade, †2005 Neuenrade. Freundliche Mitteilung LkA EKvW vom 29.10.2015.

⁴² Pfarrer Möllhoff an Vf. vom 4.5.1997.

⁴³ *1886 Basel, †1968 Basel. Professor in Bonn und Basel, eine der theologischen Führungsgestalten der BK.

⁴⁴ Putzien, Gemeindegeschichte S. 19f.

gewesen und zu seinen Zeiten in die Akten gelangt sein. Sie trägt keine Verfasserangabe und ist als maschinenschriftliche Kopie gefertigt worden.⁴⁵

Zu den erhalten gebliebenen Predigten Putziens ist anzumerken, dass zwei von ihnen (wie bereits beschrieben) in die Zeit des „Dritten Reiches“ zu datieren sind. Eine Predigt (Markus 10,13-16 – Die Segnung der Kinder) ist zeitlich nicht einzuordnen, eine weitere aus dem Sommer 1932 war die Probepredigt zu 1. Petrus 5,7, mit der Putzien sich der Altenhunder Gemeindegemeinde vorgestellt hat.⁴⁶ Die fünfte Predigt – sie wurde 1951 gegen Ende seiner Amtszeit von Putzien vor der Lüdenscheider Kreissynode gehalten – verdient eine gesonderte Besprechung.

Vom Gehalt, vom Aufbau, von der Entfaltung der Texte, von Satzbau und Wortwahl, von der durch die Texte hindurchschimmernden Rhetorik und auch von ihrer theologischen Konzeption her sind alle Predigten sehr konventionell und entbehren einer gewissen Originalität. Sie sind, bis auf wenige zeitgeschichtliche Einsprengsel – auf die teilweise oben bereits eingegangen wurde – theologisch und im Sinne der „reinen Lehre“ völlig korrekt und geben evangelisches Glaubensverständnis angemessen wieder. Dabei darf nicht außer Acht gelassen werden, dass Putzien sich in der wenig komfortablen Lage befand, als einziger Pastor seiner Diasporagemeinde zumeist jeden Sonntag eine neue Predigt konzipieren zu müssen und nicht mit benachbarten Amtsbrüdern alternieren zu können. Eine gewisse „Routine“ mit Wiederholung über lange Jahre eingeschliffener Denkkategorien und Sprachmuster stellte sich dabei von alleine ein.

Die Entstehung der „Bekennenden Kirche“

Die Krisensituationen in der unmittelbaren Zeit nach dem Ersten Weltkrieg und der Weimarer Republik zeitigten Auswirkungen auch auf den inneren Zustand und die Verfasstheit der evangelischen Kirche. 1932 bildete sich – mit Vorläufern schon seit 1930 – reichsweit eine „Glaubensbewegung Deutsche Christen“ (DC), die ein deutsches und kämpferisches, ein artgemäßes, „positives“ Christentum propagierte, die die Sittlichkeit des Volkes heben und volksmissionarisch wirken wollte und die der Kirche verlorengegangenen Massen wiederzugewinnen trachtete. Diese im kirchlichen Bereich nicht geringe Resonanz findenden „Reformbestrebungen“ trafen auf verwandte Bewegungen im politischen Raum: Die „Deutschen Christen“ mit ihrer Forderung nach Einrichtung einer

⁴⁵ ALK Nr. 1. – Zum Tode von Matthias Barth s. Busch, Eberhard: Karl Barths Lebenslauf. München 1975. S. 325. Die fehlende Verfasserangabe ist wohl damit zu erklären, dass sich eine Predigt des in der NS-Zeit verfeimten Karl Barth bei Haussuchungen durch die Gestapo als sehr belastend hätte erweisen können.

⁴⁶ ALK Nr. 1. Die Predigt ist undatiert.

straff geführten, zentralistischen deutschen Reichskirche und die Nationalsozialisten mit ihrem Bestreben, eine funktionsunfähig gemachte Demokratie durch einen schlagkräftigen Führerstaat abzulösen, besaßen daher etliche Gemeinsamkeiten. Dabei waren Forderungen der DC im kirchlichen Raum durchaus populär, so das Verbot der Gottlosenpropaganda und die Schließung sogenannter „weltlicher Schulen“, die Propagierung nationaler (seinerzeit sprach man auch von „völkischer“) Identität und der Kampf gegen den Bolschewismus jeglicher Art – alles Forderungen, die die NSDAP nach der „Machtergreifung“ alsbald auch aus Eigeninteresse erfüllte. Sehr viele Pfarrer und zahlreiche Gemeindeglieder sahen daher zunächst in den DC einen Neubeginn im erstarrten Kirchensystem und standen ihnen zumindest nicht prinzipiell ablehnend gegenüber.

Selbst Putzien muss anfangs noch unschlüssig gewesen sein, wie sich die kirchlichen Dinge entwickeln würden, denn – und dies war seine erste Äußerung in den beginnenden kirchlichen Auseinandersetzungen – er berichtete auf Nachfrage des Superintendenten am 26. Mai 1933: „Sie [wohl: die DC] arbeiten scheinbar noch weiter, zwar versteckt, aber spürbar.“ Und er fuhr fort: „Einige Punkte der Deutschen Christen sind durchaus annehmbar“⁴⁷, – ohne dies allerdings näher auszuführen.

Die DC hatten zur preußenweiten Kirchenwahl für die Größere Gemeindevertretung im November 1932 in Altenhundem eine eigene „DC-Liste“ mit sieben Kandidaten aufgestellt, die „Kirchenliste“ umfasste hingegen 50 Namen.⁴⁸ Seltsamerweise finden sich die auf der „DC-Liste“ vermerkten Namen auch auf der „Kirchenliste“. Möglicherweise war es Putzien gelungen, die meisten Vertreter der DC in die „Kirchenliste“ zu integrieren, darunter auch den Kirchmeister Daniel Beckmann, der Putzien in der Kirchenkampfzeit eine treue und verlässliche Stütze werden sollte.⁴⁹

Wortführer der sehr kleinen Gruppe der „Deutschen Christen“ in der Kirchengemeinde war allem Anschein nach der Reichsbahnwerkmeister Rudolf Müller aus Altenhundem⁵⁰ – bis nach Kriegsende finden wir ihn im Presbyterium –, der in einem Schreiben mit dem Absender „Glaubensbewegung Deutsch[!] Christen“ vom August 1933⁵¹ über Pfarrer Putzien an das Presbyterium den Antrag stellte:

„Das Presbyterium wolle beschliessen: Wir stehen auf dem Boden der Abendmahlsgemeinschaft der deutschen evangelischen Kirche und for-

⁴⁷ ALK Nr. 195. Die Antwort wurde an Pfarrer Karl Geffken (Brügge) (s. Bauks, Pfarrer Nr. 1883) adressiert und war bestimmt für das evangelische Provinzialamt für Apologetik.

⁴⁸ ALK Nr. 191. Beide Listen sind nicht datiert.

⁴⁹ Putzien, Gemeindegeschichte S. 25.

⁵⁰ Wohnhaft Altenhundem, Kampstraße 7.

⁵¹ Ohne Tagesangabe.

dern, dass Pfarrer, die sich diesem Beschluss widersetzen, aus der kirchlichen Arbeit ausgeschlossen werden. gez. Rudolf Müller.“⁵²

Hintergrund und Absicht dieses Antrags sind unklar. Möglicherweise hatte Putzien mit dem Gedanken gespielt, vielleicht ihn sogar in die Tat umgesetzt, Mitglieder der DC vom Abendmahl auszuschließen. Allerdings dürfen wir wohl unter den Altenhundemer „Deutschen Christen“ keine ideologisierten und militanten Nationalsozialisten verstehen, sondern wahrscheinlich sehr fromme, auch blauäugige „Gemeinschaftschristen“, die in Hitler Gottes Rettung für Deutschland erblickten und ansonsten sehr engagiert und treu in der Kirchengemeinde mitarbeiteten. Eine deutsch-christliche Opposition gegen Pfarrer Putzien waren sie keinesfalls, sie führten allenfalls das Leben einer „Eintagsfliege“.

Putziens Liebäugeln mit einigen programmatischen Punkten der DC war nur von höchst kurzer Dauer; die innerkirchlichen Konflikte hatten schon im August 1933 die Gemeinde erreicht, und der Pfarrer war bereits in das Schussfeld der Auseinandersetzungen geraten.

Bei den Kirchenwahlen im Juli 1933 kam es in Altenhundem (wie in den meisten Gemeinden) nicht zu einer Konfrontation unterschiedlicher Kirchenparteien innerhalb der Gemeinde. Wie man sich durchweg auf eine „Einheitsliste“ einigte, so auch hier. Putzien meldete dem Konsistorium am 31. Juli:

„Gestern [...] fand die Neuwahl des Presbyteriums in unserer Gemeinde statt. Es wurde ein Wahlvorschlag eingebracht, auf den sich von 30 Stimmen 27 vereinigten. Ein weiterer Wahlvorschlag unterblieb.“⁵³

In der Folgezeit hörte man von den Altenhundemer DC nichts mehr. Auseinandersetzungen mit ihnen hat es in der Kirchengemeinde nach allem, was bekanntgeworden ist, nicht gegeben. Nach dem Krieg, wohl Ende 1945, resümierte Putzien in einem Bericht an die Kreissynode:

„Die Deutschen Christen haben sich nicht durchsetzen können, weder mit Gewalt noch mit List, und haben sich dann allmählich, teils durch Kirchenaustritt, aufgelöst.“⁵⁴

Der Einbruch nationalsozialistischer Überzeugungen in weite Teile der evangelischen Bevölkerung und bei nicht wenigen Pfarrern, die sich als „Deutsche Christen“ sahen, führte in allen Landeskirchen zur Bildung „bekennder Gemeinden“, die Bibel und Bekenntnis nicht einer völkischen, rassischen und nationalsozialistischen Interpretation überantwortet sehen wollten. Dabei, und dies ist zu beachten, standen auch diese Kreise bis etwa 1934/1936 dem Nationalsozialismus nicht prinzipiell ab-

⁵² ALK Nr. 195.

⁵³ ALK Nr. 191. Meldung Putziens an den Wahlkommissar der Kirchenprovinz Westfalen vom 31.7.1933.

⁵⁴ AKLP Nr. C 1,27. Synodalbericht, ohne Datum, wohl Ende 1945.

lehnend gegenüber. Einige Synodale der Bekenntnissynoden waren sogar NSDAP-Mitglieder.

In Berlin bildete sich im September 1933 unter Martin Niemöller der „Pfarrernotbund“, Keimzelle der „Bekennenden Kirche“, der sich bald über das gesamte Reich ausbreitete und den Kampf gegen die DC aufnahm. Da die NSDAP diesen Konflikt (zunächst) als rein innerkirchlichen definierte, konnte vorerst den Vertretern der BK kein staatsabträgliches Verhalten angelastet werden. Bei wem indes in praxi die Sympathien der Partei zu finden waren, lag klar zutage.⁵⁵

Initiator und Organisator des gemeindlichen Kirchenkampfes in Altenhudem war Pfarrer Putzien. Er berichtet in der „Gemeindegeschichte“:

„Der Kirchenkampf selbst fand die Gemeinde [...] von Anfang an auf der Seite der bekennenden Kirche. [...] So wurden dann in der Kirchengemeinde alle Maßnahmen befolgt, die von der BK [...] als notwendig erachtet wurden.“⁵⁶

Dazu gehörte auch, alle Verlautbarungen der „Bekennenden Kirche“ der Gemeinde mitzuteilen. Noch 1938 schrieb Putzien: „Alle Bekanntmachungen des Bruderrates [der BK] werden verlesen.“⁵⁷

Putzien war klug genug zu wissen, dass sich der Konflikt BK – DC auf Dauer nicht auf einen innerkirchlichen reduzieren ließ, sondern dass der NS-Staat mit seinem Machtinstrumentarium in immer größerem Maße eine Rolle spielen würde. Für einen lutherischen Theologen, dem renitentes Verhalten und offene Widersetzlichkeit gegen staatliche Vorgaben und Weisungen wahrlich nicht in die Wiege gelegt worden waren, war dies ein mühsamer Lernprozess, aber Putzien wusste sich unbedingt an sein Ordinationsgelübde gebunden und war nicht bereit, sich dies abhandeln zu lassen.

Die Kirchenwahlen zu den Gemeindevertretungen (und darauf aufbauend zu den übergeordneten kirchlichen Leitungsgremien) im Juli 1933 erbrachten in allen preußischen Provinzialkirchen eine Mehrheit für die DC. Nur in der Provinz Westfalen obsiegte die Gruppe „Evangelium und

⁵⁵ Die „Bekennende Kirche“ druckte in ihren Publikationsorganen, hektographierten Mitteilungen usw. immer wieder auch kirchen- und christentumsfreundliche Zitate aus Hitlers Schriften und Reden und auch aus „Mein Kampf“ ab. Dies missfiel den staatlichen Stellen so sehr, dass der Reichskirchenminister derartiges als unzulässig ansah, „sofern nicht nachgewiesen werden kann, dass eine ausdrückliche Genehmigung zur Verwendung der gebrachten Zitate vorliegt“; s. Verordnung vom 10.8.1937, Abschrift in: ALK Nr. 211.

⁵⁶ Putzien, Gemeindegeschichte S. 23.

⁵⁷ AKLP Nr. C 1,25. Putzien an Superintendent Arning vom 5.4.1938. Als „Bruderrat“ wurde das jeweilige bekennniskirchliche kollegiale Leitungsorgan in den Kirchengemeinden und Synoden bezeichnet.

Kirche“ (mithin die spätere BK), und die Westfälische Provinzialsynode wählte daraufhin im August 1933 D. Karl Koch⁵⁸ (erneut) zu ihrem Präses.

Auf der Gegenseite nutzten die DC ihre überwältigenden Mehrheiten und bestimmten am 5. September 1933 auf der altpreußischen General-synode in Berlin einen Vertrauten Hitlers, den Wehrkreispfarrer Ludwig Müller,⁵⁹ zum Landesbischof; am 27. September 1933 wurde Müller auf der sogenannten „Nationalsynode“ in Wittenberg auch zum Reichsbischof („Reibi“) gewählt. Müller setzte nun alles daran, die hergebrachten presbyterial-synodalen Strukturen der westfälischen Provinzialkirche zu zerstören. Ein von ihm erlassenes Kirchengesetz vom 2. März 1934 sah vor, dass sich die Provinzialsynoden so umbilden und verkleinern mussten, dass auch in der Westfälischen Provinzialsynode die DC eine Mehrheit stellten und die Synode damit durch einen DC-Bischof geführt werden konnte. Dagegen erhob sich provinzweiter Protest. Die Westfälische Provinzialsynode tagte am 16. März 1934 in Dortmund letztmalig in alter Zusammensetzung und wurde, als sie dem Oktroy nicht folgte, durch die Gestapo aufgelöst; die BK-Synodalen der Synode konstituierten sich indes noch am gleichen Tage als „1. Westfälische Bekenntnissynode“.

Diese kirchenpolitischen Vorgänge hat Putzien offensichtlich sehr aufmerksam verfolgt. In einem Schreiben vom 14. März 1934, also inmitten der Turbulenzen um die Zukunft der westfälischen Provinzialkirche, wandte er sich namens des Presbyteriums an Präses Koch:

„Das Presbyterium [...] bittet den Herrn Präses der Westfälischen Provinzialsynode, D. Koch, davon Kenntnis nehmen zu wollen, dass es einmütig sich gegen die letzten Verfügungen des Herrn Reichsbischofs wendet, durch die die Rheinisch-Westfälische Kirchenordnung aufgehoben wird, wir betrachten den Präses der Provinzialsynode als unseren berufenen Führer und trete[n] dafür ein, dass der presbyterial-synodale Aufbau der kirchlichen Körperschaften gewahrt wird.“⁶⁰

Dem Wortlaut nach hat das gesamte Presbyterium („einmütig“) diesen Protest mitgetragen. Ob es sich der Tragweite seiner Worte bewusst war und auch darüber, dass es damit auch wider den Stachel des Staates löckte, kann nicht entschieden werden.

Es sollte noch einige Wochen dauern, bis sich die Altenhundemer Kirchengemeinde auch formell der „Bekennenden Kirche“ anschloss. Mit Datum vom 24. Mai 1934, also wenige Tage vor der ersten reichsweiten Bekenntnissynode in Wuppertal-Barmen, verfasste Putzien ein gesiegeltes Schreiben:

⁵⁸ *1896 Witten, †1951 Bielefeld. Seit 1927 Präses der Westfälischen Provinzialsynode, Mitglied des Preußischen Landtags 1919–1933, Mitglied des Reichstags 1930–1932, jeweils für die DNVP; s. Bauks, Pfarrer Nr. 3330.

⁵⁹ *1883 Gütersloh, †31.7.1945 Berlin (Suizid?); s. Bauks, Pfarrer Nr. 4331.

⁶⁰ ALK Nr. 195. Abschrift, ohne Unterschriften.

„An Herrn Pfarrer [Wilhelm] Siebel⁶¹ in Lüdenscheid[,] Loherstraße 6. Das Presbyterium der ev[an]ge[l]ischen Kirchengemeinde A[lt]enhundem]-Meggen hat in seiner gestrigen Sitzung beschlossen, sich der Bekenntnissynode anzuschließen. I[m] A[uftrag] Dr. Putzien, Pf[arre]r + praes[es] presb[byterii]“.⁶²

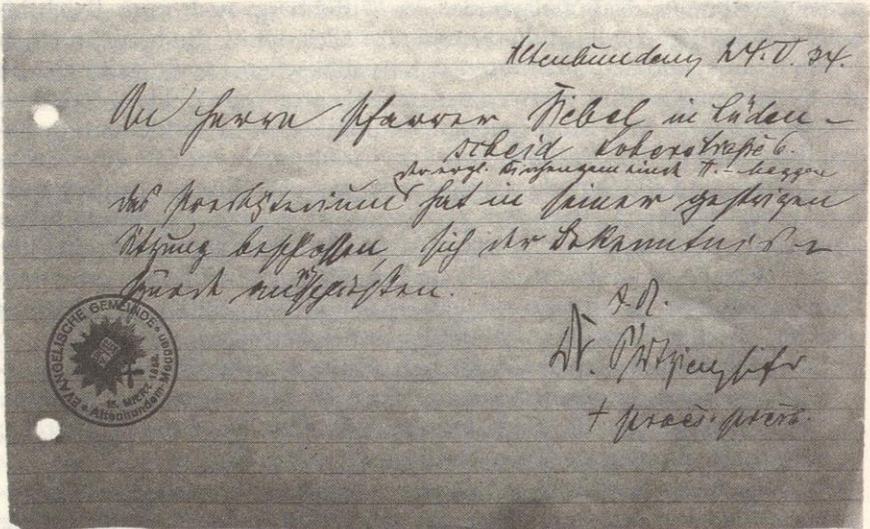


Abb. 3: Erklärung des Presbyteriums
der Evangelischen Kirchengemeinde Altenhundem-Meggen
über den Anschluss an die Westfälische Bekenntnissynode vom 24. Mai 1934
Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde Lennestadt-
Kirchhundem Nr. 195. Foto: Hans-Bodo Thieme

Pfarrer Siebel, an den das Schreiben gerichtet wurde, war der Vertrauensmann der westfälischen BK im Kirchenkreis Lüdenscheid.⁶³

Altenhundem dürfte damit zu denjenigen Kirchengemeinden zählen, die dank der Initiative des Orts Pfarrers früh den Weg in die „Bekennende Kirche“ gefunden haben. Die evangelische Gemeinde in Olpe, ebenfalls in der sauerländischen Diaspora, war dagegen viel zögerlicher. Der dortige

⁶¹ *1900 Elberfeld, †1974 Lautenbach; s. Bauks, Pfarrer Nr. 5855.

⁶² ALK Nr. 195.

⁶³ Niemöller, Wilhelm: Bekennende Kirche in Westfalen. Bielefeld 1952. S. 79.

Pfarrer Paul Koch,⁶⁴ dem der kämpferische Mut von Putzien fehlte, vollzog diesen Schritt mit seinem Presbyterium erst im November 1934.⁶⁵

Die erste umfassende, von der BK im gesamten Reich getragene theologische Positionierung gegenüber den DC (und darüber hinaus auch gegenüber dem „totalen“ Staat) begegnet in der sogenannten „Barmer Theologischen Erklärung“, die am 31. Mai 1934 von der Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche (DEK) in Wuppertal-Barmer angenommen wurde. Diese Erklärung (deren Bekenntnischarakter bis heute umstritten ist) sollte sich in den nächsten Jahren als wichtiges Kampfinstrument erweisen und auch der theologischen Selbstvergewisserung der BK dienen. In ihren wesentlichen Punkten von Karl Barth verfasst, genießt die Barmer Theologische Erklärung in vielen Landeskirchen hohe Anerkennung, in manchen tritt sie als „Barmer Bekenntnis“ neben das Apostolikum und die Confessio Augustana; entsprechend werden Pfarrerrinnen und Pfarrer bei ihrer Ordination auf sie verpflichtet.

Putzien muss die Bedeutung der aus sechs Thesen bestehenden Barmer Theologischen Erklärung sehr wohl erkannt haben, denn er brachte sie in seiner Gemeinde „von der Kanzel“ zur Verlesung.⁶⁶

Die Auseinandersetzungen um den Reichsbischof und das „Neuheidentum“

In den ersten Wochen und Monaten nach der „Machtergreifung“ unternahmen die Nationalsozialisten alles, die beiden Kirchen und die Bevölkerung glauben zu machen, die NSDAP werde dem Christentum im öffentlichen Raum wieder die ihm gebührende Geltung verschaffen und der Dekadenz und dem Sittenverfall der Zeit der ungeliebten Republik wehren. Dies zu betonen, eignete sich hervorragend der vielzitierte Punkt 24 des Parteiprogramms der NSDAP: „Die Partei als solche vertritt den Standpunkt eines positiven Christentums“. Am 31. Januar 1933, einen Tag nach der „Machtergreifung“, erklärte Hitler, die Reichsregierung werde

⁶⁴ *1875 Ratzebuhr, †1953 Honnef. Pfarrer in Olpe 1912–1946; s. Bauks, Pfarrer Nr. 3328.

⁶⁵ Thieme, Hans-Bodo: Geschichte der Evangelischen Kirchengemeinde Olpe von 1842 bis 1946. Kreuztal 1993. S. 190. – Zu welchem Zeitpunkt die Gemeinde Attendorn sich unter Pastor Thomä (auch: Thomae) der BK angeschlossen hat, geht aus der Publikation von Broecker, Eva von: Suchet der Stadt Bestes. Evangelisch in Attendorn. Attendorn 1998. S. 113f., nicht hervor. Da in diesem Buch weder die verwendeten Quellen nachgewiesen werden noch ein Literaturverzeichnis beigegeben ist und auch kein Anmerkungsapparat existiert, konnte die Frage nicht geklärt werden.

⁶⁶ Putzien, Gemeindegeschichte S. 24. Putzien gibt kein Datum an. Die Verlesung wird aber zeitnah nach Mai 1934 stattgefunden haben, da die Gemeinde unmittelbar nach der Barmer Bekenntnissynode der BK beigetreten ist.

„das Christentum als Basis unserer gesamten Moral [...] in ihren festen Schutz nehmen.“⁶⁷ Und selbst im „Ermächtigungsgesetz“ vom 24. März 1933 wurde beteuert: „Die Rechte der Kirchen werden nicht geschmälert, ihre Stellung zum Staate nicht geändert.“

Für eine gewisse Zeit konnten diese Erklärungen tatsächlich bei vielen Gläubigen den Eindruck erwecken, die neue Regierung sei christlich orientiert. Nicht zuletzt sah man in Reichspräsident Paul von Hindenburg einen Garanten dafür. Doch Hindenburg starb am 2. August 1934 und wurde fünf Tage darauf in einem nationalsozialistischen Trauerakt im ostpreußischen Tannenberg-Ehrenmal beigesetzt. Hitlers Traueransprache endete mit den Worten: „Toter Feldherr, geh' nun ein in Walhall!“⁶⁸

Wer diese Worte aufmerksam vernahm – sie standen in allen Zeitungen, und die Beisetzung mit der Rede Hitlers wurde vom Rundfunk übertragen –, der konnte einen Paradigmenwechsel wahrnehmen. Hier wurde Hindenburg in Verbindung zur germanischen Mythologie gebracht und von dieser mit Beschlag belegt, wobei doch gerade er derjenige gewesen war, der für einen (vielleicht schlichten, aber nicht minder überzeugten) preußisch-protestantischen Glauben stand, der von einer tiefen Frömmigkeit bestimmt war und der bei seinem regelmäßigen Kirchgang auf den Gebrauch eines Gesangbuches verzichtete, da er sämtliche Choräle auswendig kannte.⁶⁹ Hitler indes begann, einer anderen, einer paganen Religiosität den Weg zu ebnen, einem „Neuheidentum“.

Die Verlesung der BK-Kanzelabkündigung vom 23. September 1934

Die BK hat die veränderte Lage sehr wohl erkannt und gesehen, dass ihr Kampf gegen die DC in einen solchen gegen das „Neuheidentum“ einmünden werde. Da der von der „braunen“ Nationalsynode gewählte Reichsbischof Ludwig Müller am 23. September 1934 in sein Amt eingeführt werden sollte, veröffentlichte die Leitung der reichsweiten BK, der „Bruderrat der Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche“, am 18. September eine vom westfälischen Präses Karl Koch unterzeichnete „Erklärung“, die am darauffolgenden Sonntag, also am Tag der Einführung des Reichsbischofs in sein neues Amt im Berliner Dom, in allen Kirchen verlesen werden sollte. Die wichtigsten Passagen dieser Erklärung lauteten:

⁶⁷ „Aufruf der Reichsregierung vom 31. Januar 1933“. In: Jacobsen, Hans-Adolf/Jochmann, Werner (Hgg.): *Ausgewählte Dokumente zur Geschichte des Nationalsozialismus. 1933–1945*. Bd. 2. Bielefeld 1961, keine Paginierung (Dokument 31.I.1933).

⁶⁸ Zitiert nach Pyta, Wolfram: *Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler*. München 2007. S. 871.

⁶⁹ A.a.O., S. 22.

„Gerade in diesen Tagen erfährt die kirchliche Lage eine wesentliche Klärung. Ministerialdirektor Dr. [August] Jäger ⁷⁰ [ihm war aufgetragen worden, mit Gewalt die evangelische Kirche ‚gleichzuschalten‘] hat am 8. September 1934 in Stuttgart vor vielen Zeugen [...] ausgeführt: ‚Bekenntnisse sind wandlungsfähig. Das Bekenntnis muss im Lauf der Entwicklung neue Elemente in sich aufnehmen. Als Fernziel steht vor uns die Überwindung der Konfession,⁷¹ die Beseitigung der religiösen Spaltung im deutschen Volke.‘ Mit diesen Ausführungen hat Dr. Jäger ausgesprochen, [...] dass an Stelle des christlichen Glaubens eine nordisch-christliche Mischreligion treten soll. [...] In dieser Stunde sehen wir uns zu folgender Erklärung an die Gemeinden genötigt: Wir verwerfen die Irrlehren, die [...] eine deutsche Nationalkirche mit deutschgläubigem Einschlag erstreben. Weil sie das tun, haben sich der Reichsbischof Ludwig Müller und der Rechtswalter Dr. Jäger sowie alle, die ihnen hierin Gefolgschaft leisten, von der kirchlichen⁷² Gemeinde geschieden. Sie haben den Boden der christlichen Kirche verlassen und sich aller Rechte an ihr begeben.“⁷³

Das Geheime Staatspolizeiamt Berlin hatte in Kenntnis der geplanten Verlesung alle Polizeibehörden per Funkspruch angewiesen, die Gottesdienste im Hinblick auf die Abkündigung dieser „Erklärung“ zu überwachen. Der Altenhundemer Gendarmeriewachtmeister Ahrens berichtete daraufhin noch am selben Tag seiner Behörde:

„Auf Anordnung habe ich heute vorm[ittag] den Gottesdienst in der ev[an]g[e]l[ischen] Kirche in Altenhündem als Beobachter besucht, um etw[aige] Kanzelankündigungen anlässlich der Einführung des Reichsbischofs zu überwachen. Der Pastor hielt sich in seiner Predigt an den [...] Bibeltext. Die Einführung des Reichsbischofs und des Kirchenstreites erwähnte er mit keinem Worte. Am Ende der Predigt forderte er die Gemeinde auf, nach [...] einer [...] Taufe eine Erklärung entgegen zu nehmen. Er verlas dann die [...] Erklärung und bat dann die Gemeinde[,] im Gebet zusammenzustehen zum Segen des Volkes.“⁷⁴

Die Kirchhundemer Ortspolizeibehörde⁷⁵ sandte den Bericht an den Olper Landrat, der diesen an die Geheime Staatspolizei weiterreichte.⁷⁶ Auch fand die „Erklärung“ ohne nähere Erläuterungen Eingang in den landrätlichen „Bericht über die politische Lage im Monat September 1934“, der

⁷⁰ *1887 Diez, †1949 Posen (in Polen zum Tode verurteilt und hingerichtet), s. [Art.] Jäger, August. In: Klee, Ernst: Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Augsburg 2005. S. 280.

⁷¹ Im Original: „Konfessionen“.

⁷² Im Original: „christlichen“.

⁷³ Abgedruckt in: Schmidt, Kurt Dietrich (Hg.): Die Bekenntnisse und grundsätzlichen Äußerungen zur Kirchenfrage. Bd. 2: Das Jahr 1934. Göttingen 1935. S. 135f.

⁷⁴ KAO A 64. Fernmündliches Ersuchen an die Kirchhundemer Polizeibehörde vom 22.9.1934.

⁷⁵ Altenhündem gehörte zum Amt Kirchhundem. Dort befand sich auch das Rathaus mit Ortspolizeibehörde.

⁷⁶ KAO A 64. Vermerk des Landrats vom 25.9.1934.

sowohl an den Arnberger Regierungspräsidenten als auch an die Gestapo-Dienststelle in Dortmund weitergeleitet wurde.⁷⁷ Ungeklärt muss bleiben, wie Wachtmeister Ahrens es zuwege gebracht hat, sich in den Besitz der „Erklärung“ zu bringen, denn diese ist dem Vorgang im Original beigeheftet worden.

Putzien war mit der Verlesung der „Erklärung“ erstmals bei den Behörden unangenehm aufgefallen und damit aktenkundig geworden. Die für staatsabträgliches Verhalten zuständigen Dienststellen haben Putzien seitdem nicht mehr aus den Augen gelassen, ihn mittelbar oder unmittelbar beobachtet und alle seine „Sünden“ aufgelistet. Dabei bedienten sie sich evangelischer Gendarmeriebeamter, die sich ihrem Pfarrer unbefangener nähern konnten als andere, bezogen vertrauliche Informationen von einem wohl anfangs zu den „Deutschen Christen“ gehörenden Presbyter und forschten zudem Minderjährige aus, die den kirchlichen Unterricht bei ihrem Pfarrer besuchten.

Die Eskalation der Lage in Kirche und Ortsgemeinde

Zu Reichsbischof Müllers Plänen gehörte es, auch die württembergische und die bayerische Landeskirche „gleichzuschalten“, das heißt, sie seiner Kontrolle zu unterwerfen, sie ihrer Eigenständigkeit zu berauben und sie in die von den DC dominierte Reichskirche einzugliedern. Zu diesem Zweck bediente er sich des schon erwähnten Staatskommissars und „Rechtswalters“ der DEK, Dr. August Jäger – wegen seines Kirchenhasses auch „Kirchenjäger“ genannt –, der am 8. September 1934 im Stuttgarter Evangelischen Oberkirchenrat erschien und die württembergische Kirchenleitung ihres Amtes enthob. In München kam er, begleitet von Politischer Polizei und Berliner (DC-)Kirchenbeamten, am 11. Oktober 1934 in das Landeskirchenamt und setzte den Landesbischof und die bayerische Kirchenregierung kurzerhand ab. Die renitenten Württemberger und Bayern widersetzten sich aber auf mannigfache Weise diesen Gewaltakten, und in der BK setzte ein Proteststurm sondergleichen ein. Der Bruderrat der BK erließ am Freitag, 12. Oktober 1934, eine Weisung, wegen der geschehenen Gewalttaten die „Kirchenglocken in sämtlichen bekennenden Gemeinden bis auf weiteres schweigen“ zu lassen.⁷⁸

Putzien muss sofort von dieser Anordnung des Bruderrates Mitteilung erhalten und beschlossen haben, ihr umgehend Folge zu leisten. Tatsäch-

⁷⁷ KAO A 236. Abschrift.

⁷⁸ Zitiert nach Scholder, Klaus: Die Kirchen und das Dritte Reich. Band 2: Das Jahr der Ernüchterung 1934. Berlin 1985. S. 336.

lich wies er den Küster an, das Läuten bis auf weiteres einzustellen.⁷⁹ In Altenhundem dürfte sich das Schweigen der Glocken sofort herumgesprochen und eine nicht geringe Verwunderung hervorgerufen haben. Das Presbyterium war von Putzien in diese Entscheidung nicht eingebunden worden und deshalb höchst irritiert. Nach den Angaben des Presbyters Müller haben sämtliche Presbyter mit Schreiben vom 16. Oktober 1934 an Putzien eine sofortige Rücknahme des Läuteverbots gefordert. Dieser war sich seiner Sache aber – auch gegenüber dem Presbyterium – sehr sicher:

„Er erklärte, für diese Maßnahme die alleinige Verantwortung übernehmen zu wollen[,] und daß er das Läuteverbot nicht rückgängig machen werde. Diese Anweisung habe er von dem Präses Dr. Koch erhalten und werde sie restlos durchführen.“⁸⁰

Der Pfarrer beharrte auf seiner Entscheidung – für drei Wochen verstummten die Kirchenglocken.⁸¹ Ende Oktober 1934 war Jäger gescheitert. Er musste sowohl aus seinem staatlichen Amt als Ministerialdirektor als auch aus seinem kirchlichen als „Rechtswalter“ zurücktreten. Die süddeutschen Bischöfe konnten in ihre Ämter zurückkehren und die Glocken wieder geläutet werden.

Und auch als im Frühjahr 1935 die „Deutschen Christen“ in der Landeskirche von Hessen und Nassau mit brutalen Mitteln und Unterstützung der Staatsbehörden, insbesondere der Gestapo, die gesamte Macht zu übernehmen und die „Bekennende Kirche“, die vehement gegen das „Neuheidentum“ zu Felde zog, auszuschalten suchten und die ersten evangelischen Pfarrer in Konzentrationslager kamen,⁸² protestierte Putzien dadurch, dass er am Palmsonntag, dem 14. April 1935, die Glocken der Altenhundemer evangelischen Kirche schweigen ließ.⁸³

Putzien vertrat den Standpunkt, etwa 600 Gemeindeglieder (von 1.420 im Jahr 1937) hätten sich mit ihrer Unterschrift auf den Boden der Bekenntnissynode gestellt und ihn damit in seinem Handeln legitimiert. Er betonte, dass diese 600 die Mehrheit in der Gemeinde verkörperten, und erläuterte im Einzelnen dem Superintendenten:

„Hierdurch teile ich mit, daß unsere Gemeinde [...] bisher 567 namentlich erfaßte Mitglieder der Bekenntnissynode hat. Am treuesten sind die Arbeiter, von denen sich sozusagen keiner ausgeschlossen hat. Es stehen

⁷⁹ KAO A 3706. Laut Angaben des Presbyters Rudolf Müller vom 19.10.1934 bei der Polizei. Das Protokoll wurde von Gendarmerie-Hauptwachtmeister Ahrens und von Müller unterzeichnet.

⁸⁰ Ebd.

⁸¹ Putzien, *Gemeindegeschichte* S. 23.

⁸² S. dazu Steitz, Heinrich: *Geschichte der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau*. Marburg 1977. S. 575; Meier, Kurt: *Der evangelische Kirchenkampf*. Bd. 2. *Gescheiterte Neuordnungsversuche im Zeichen staatlicher „Rechtshilfe“*. Halle (Saale) 1976. S. 304f.

⁸³ Putzien, *Gemeindegeschichte* S. 23.

abseits einige Beamte, vor allem Lehrer, auch einige Geschäftsleute, die um ihr Brot, bzw. ihr Geschäft besorgt sind, also rein *äußere* Gründe für ihr Verhalten maßgebend sein lassen. Da die [roten Mitglieds-]Karten der Bekenntnissynode erst sehr spät herauskamen und die Gemeinde ungeduldig wurde, habe ich anfangs Mai weiße Karten drucken lassen. Die angenommene Altersgrenze [für die Eintragung in die BK-Liste] beträgt 16 Jahre. Die Jugend will sich nicht ausschließen, da sie instinktmäßig das Verhalten des Reichskirchenregiments durchschaut. *Bemerkungen:* Die Zahl der Bekenntnistreuen läßt sich noch leicht erhöhen, so daß mindestens die Zahl 600 erreicht werden kann.“⁸⁴

Die angegebene Zahl von 600 wird tatsächlich eine vielleicht knappe Mehrheit repräsentiert haben, berücksichtigt man, dass Jugendliche unter 16 Jahren nicht mitgezählt worden waren.

Die zögerliche, geradezu zaghafte Haltung des Presbyteriums in der Frage nach dem Schweigen der Glocken erstaunt. Offensichtlich fühlte es sich vom Pfarrer überrumpelt und wollte dessen eigenmächtiges Handeln nicht sanktionieren. Möglich erscheint auch, dass das Presbyterium den gesamtkirchlichen Kontext des Läuteverbotes nicht durchschaute und nicht wahrnahm, welche kirchenzerstörenden Gewaltakte in Süddeutschland geschahen. Der „normale“ Presbyter verfügte vermutlich nicht über die Informationsfülle, die die BK an ihre Pfarrer und Vertrauensleute auf den Weg brachte. Lediglich den Kirchmeister Daniel Beckmann wusste Putzien voll auf seiner Seite.⁸⁵ Ansonsten scheint er mit seiner konsequenten BK-Linie kaum Unterstützung aus dem Presbyterium bekommen zu haben. Ein wenig enttäuscht resümierte er noch 1955:

„Das Presbyterium hielt [...] im Ganzen eine neutrale Linie ein. Das soll kein Vorwurf sein, da ja auch das Bekennen eine Gnade ist.“⁸⁶

Da sich die Altenhundemer Diasporagemeinde nicht auf einem gewachsenen protestantischen Milieu aufbaute, auch wegen recht hoher Fluktuation nicht darauf aufbauen konnte und zudem viele ihrer Mitglieder in mittelbar oder unmittelbar vom Staat abhängigen Beschäftigungsverhältnissen (zum Beispiel bei der Reichsbahn) standen, konnte sich kein resistentes (oder gar renitentes) Potential bilden und im Presbyterium ange-troffen werden – wie etwa im Siegerland, im Tecklenburger Raum oder in Minden-Ravensberg.

Von den Vorgängen im Presbyterium um das Läuteverbot hatten die Behörden durch den Presbyter Rudolf Müller erfahren.⁸⁷ Unter Bruch seiner Verschwiegenheitsverpflichtung, die mit dem Amt des Presbyters verbunden war, teilte er am Freitag, dem 19. Oktober, dem Gendarmerie-

⁸⁴ AKLP Nr. C 1,23. Putzien an Superintendent Arning vom 4.10.1934. Hervorhebungen im Original.

⁸⁵ Putzien, *Gemeindengeschichte* S. 25.

⁸⁶ Ebd.

⁸⁷ KAO A 3706. Siehe oben Anm. 78.

beamten Ahrens die oben erwähnten Einzelheiten mit, die dieser am nächsten Tag der landrätlichen Behörde in Olpe kommentiert zur Kenntnis brachte:

„Es ist bekannt geworden, daß der Pfarrer Putzi[e]n in seiner Eigenschaft als Seelsorger in den Religionsunterricht in den Schulen, Konfirmationsunterricht, Bibelstunden, Versammlungen des Frauenvereins u[nd] dergl[ichen] den Kirchenstreit in einer Form erörtert, die nicht zuletzt den Interessen des Staates entgegenstehen.“⁸⁸

Dem Landrat war diese Unterrichtung wohl recht bedeutsam, unterstrich er doch den (zitierten) letzten Halbsatz.

Offensichtlich war den Behörden die Dokumentation des kirchen- und wohl auch staatspolitisch renitenten Verhaltens des Pfarrers so wichtig, dass noch am 19. Oktober 1934 die beiden Gendarmeriebeamten Gonther und Ahrens gemeinsam Einzelvernehmungen von vier 13- und 14-jährigen Schülerinnen und Schülern durchführten, die inhaltlich identische Aussagen machten – hier mit den Worten von Alfred T. aus Meggen:

„Am Dienstag, den 16.10.[19]34[,] hatten wir Konfirmationsunterricht. Der Pfarrer sagte uns, daß die Glocken nicht mehr läuten würden. In der Regierung saßen einige Ketzer. Wenn das so weitergehe[,] werden wir alle noch einmal Heiden und würden dann den Wotan anbeten.“⁸⁹

Wer die Vernehmung der Schüler angeregt hat, kann nicht mehr geklärt werden. Möglicherweise werden es Eltern mit nationalsozialistischer Prägung gewesen sein. Dass die Schüler von sich aus auf die Polizei zugegangen sind, dürfte wohl ausgeschlossen werden können.

Noch widerfuhr Putzien kein Unheil, die Staatsbehörden warteten ab. Es war zu diesem Zeitpunkt untunlich, den Pfarrer mit Verfolgung zu überziehen.

Kanzelabkündigung nach der Dahlemer Bekenntnissynode im Oktober 1934

Vom 19. bis 20. Oktober 1934 hatte die reichsweite „Bekennende Kirche“ zur „Dahlemer Bekenntnissynode“ in Berlin-Dahlem geladen. Auf ihr wurde das sogenannte „kirchliche Notrecht“ verabschiedet, das regelte, wie sich die BK-Gemeinden in den deutschchristlich beherrschten („zerstörten“) Kirchengebieten verhalten sollten.⁹⁰ In einem längeren, sechs Punkte umfassenden „Aufruf an die Gemeinden der Deutschen Evangeli-

⁸⁸ KAO A 3706. Eingangsvermerk vom 23.10.1934. Orthographie und Grammatik originaliter.

⁸⁹ KAO A 3706.

⁹⁰ Brunotte, Heinz: [Art.] Notrecht, kirchliches. In: Kunst, Hermann/Herzog, Roman/Schneemelcher, Wilhelm (Hgg.): Evangelisches Staatslexikon. 2. Aufl. Stuttgart/Berlin 1975. Sp. 1640f.

schen Kirche“ wurde dieses „kirchliche Notrecht“ begründet und unter anderem so erklärt:

„Die Bekenntnissynode hat ein Notkirchenregiment bestellt. Es wird den Wiederaufbau der [durch die DC und den Reichsbischof] zerstörten Kirchen entschlossen in die Wege leiten. Wir wollen Frieden in der Kirche! Aber keinen Frieden, bei dem das Evangelium gefährdet und bei dem die Kirche zu einer Religionsgesellschaft wird, in der heidnische Elemente eine Rolle spielen.“⁹¹

Zu den Gepflogenheiten in der Altenhundemer Kirchengemeinde gehörte es, in fast jedem Jahr eine „Evangelisation“ abzuhalten – das stellte insbesondere für die Gemeindeglieder in der „Evangelischen Gemeinschaft“ ein zentrales geistliches Ereignis dar.⁹² In der Regel dauerten diese Evangelisationen zehn bis mitunter 14 Tage und beinhalteten besondere Abendveranstaltungen für Frauen, Männer, Mädchen und Jungen. Vergleichbar sind diese Evangelisationen mit den „Missionen“ auf katholischer Seite. 1934 fand im zeitlichen Anschluss an die Dahlemer Synode erneut eine solche Evangelisation in Altenhundem statt, „gerade als die Wogen des Kirchenkampfes besonders hochgingen“.⁹³ Gehalten wurde sie von dem in der BK engagierten Pfarrer Lic. Dr. Johannes Wilkens⁹⁴ aus Lienen. Putzien berichtete darüber später:

„Sie schloß ab mit einem Gottesdienst, in welchem durch den Ortspfarrer [Putzien] die schwerwiegenden Beschlüsse der eben zu Ende gegangenen Dahlemer Synode verlesen wurden, die in ihrem Schlußsatz den Reichsbischof Ludwig Müller aus der Kirche exkommunizierte und das Wort über ihn prägte: ‚Durch ihn tut der Satan sein Werk‘.“⁹⁵

Noch bei Abfassung seiner „Gemeindegeschichte“ im Jahr 1955 war Putzien der Überzeugung, die Dahlemer Synode habe den Reichsbischof expressis verbis exkommuniziert und in ihm den Satan am Werk gesehen. Dass Putzien diese Auffassung bereits Ende 1934 vertreten hat, dürfte schwerlich zu bezweifeln sein, zumal er die Formulierung „Durch ihn tut der Satan sein Werk“ als wörtliche Rede kennzeichnete.

Wahrscheinlich hatte er die Erklärung des Bruderrats der BK vom 18. September 1934 (siehe oben) noch in seiner Erinnerung, die davon spricht, Müller habe den Boden der christlichen Kirche verlassen. Und er

⁹¹ Beckmann, Joachim (Hg.): Kirchliches Jahrbuch für die Evangelische Kirche in Deutschland 1933–1944. 2. Aufl. Gütersloh 1976. S. 85.

⁹² „Evangelisationen“ sind in pietistisch geprägten Gemeindekreisen wie der Altenhundemer „Evangelischen Gemeinschaft“ geistliche Höhepunkte, die dazu dienen, die Gemeindeglieder in ihrer geistlichen Überzeugung zu stärken und neue Mitglieder zu gewinnen.

⁹³ Putzien, Gemeindegeschichte S. 31.

⁹⁴ *1896 Oldenburg. †1995 Lengerich; s. Bauks, Pfarrer Nr. 6963. Wilkens war an der Abfassung des „Tecklenburger Bekenntnisses“, einer Vorstufe zur Barmer Theologischen Erklärung, beteiligt; s. Niemöller, Kirche S. 47.

⁹⁵ Putzien, Gemeindegeschichte S. 32.

erinnerte sich vielleicht der von Präses D. Koch unterzeichneten Erklärung des Bruderrates vom 12. Oktober 1934 angesichts der kirchenzerstörenden Ereignisse in Süddeutschland:

„Verantwortlich für solche Verwüstung der Kirche sind der Reichsbischof Ludwig Müller und sein Rechtswalter Dr. Jäger. Durch sie treibt der Satan sein Werk.“⁹⁶

In sachlicher Hinsicht war die Verknüpfung der Äußerungen über den Reichsbischof, mögen sie aus dem Jahr 1955 oder auch 1934 stammen, mit den Beschlüssen von Dahlem durchaus gerechtfertigt, in formaler hingegen nicht.

Putzien war sehr wagemutig. Er musste damit rechnen, dass seine Worte den Behörden hinterbracht würden, zumal bei der Abschlussveranstaltung einer solchen Evangelisation mit geschärfter Aufmerksamkeit zugehört wurde und eine größere Zuhörerzahl als üblich anwesend war.⁹⁷

Aber Putzien stand mit seiner Gemeinde nicht allein da: Am 17. Dezember 1934 hatte sich eine „Bekenntnissynode Lüdenscheid“ konstituiert, „die nur die Pfarrer und Abgeordneten der Bekenntnisgemeinden umfaßt[e] unter Ausschluß der allerdings nicht mehr zahlreichen Anhänger des deutsch-christlichen Kirchenregiments“⁹⁸. Zu dieser Bekenntnissynode zählten die Kirchengemeinden Lüdenscheid, Meinerzhagen, Rummenohl, Altenhundem, Grevenbrück und Attendorn. In anderen Kirchengemeinden waren Bekenntnisgemeinden im Entstehen begriffen. Anfang 1938 zählten sieben Gemeinden im Kirchenkreis Lüdenscheid expressis verbis zur BK. Zu den oben genannten war noch Rönsahl hinzugekommen. Vier Gemeinden definierten sich als DC-Gemeinden (Herscheid, Brügge, Neuenrade und Plettenberg). Die übrigen zwölf hielten sich zur geistlichen Leitung von Präses Koch, „die meisten haben eine bekenntnismäßige Mehrheit, einige sind in ihrer Haltung neutral. Alle verkehren ordnungsmäßig mit dem Superintendenten.“⁹⁹ 1937 gehörten 22 Pfarrer zur „Bekennenden Kirche“, vier zu den „Deutschen Christen“ und drei zu den „Neutralen“. Zwei Pfarrverweser und zwei Hilfsprediger zählten ebenfalls zur BK, ein Hilfsprediger begriff sich als „Neutraler“.¹⁰⁰

Es dürften sowohl taktische als auch Überzeugungsgründe gewesen sein, die dazu beitrugen, dass sich die im Kirchenkreis Lüdenscheid bildende „Bekennende Kirche“ als recht staatsfromm definierte und verhielt. Dies kann man dem „Protokoll über die 1. Sitzung des Bruderrates der

⁹⁶ Schmidt, Bekenntnisse 1934, S. 154; Niemöller, Kirche S. 142, Anm. 3.

⁹⁷ Abschlussveranstaltungen sind erfahrungsgemäß sehr gut besucht und dürften daher auch das Interesse observierender Behörden auf sich gezogen haben.

⁹⁸ ALK Nr. 195. Faltblatt der Bekenntnissynode vom 2.3.1935.

⁹⁹ AKLP Nr. C 1,15. Bericht des Superintendenten an die Westfälische Bekenntnissynode vom 28.1.1938.

¹⁰⁰ AKLP Nr. C 1,15. Bericht des Superintendenten an den Bruderrat der Westfälischen Bekenntnissynode vom 29.12.1937.

Bekenntnissynode Lüdenscheid am 10.I.1935“ entnehmen. Um dem Ruch der Staats- und NS-Abtrügllichkeit zu entgehen und den DC, den staatlichen Institutionen und der NSDAP keine „offene Flanke“ zu bieten, bestimmte der Bruderrat:

„In Fällen, wo etwa politische Gesichtspunkte die Veranlassung zur Unterschrift [unter die Beitrittserklärung zur BK] bilden sollten, ist von einer Aufnahme in die Bek[enntnis]gemeinde abzusehen.“¹⁰¹

Bekenntnis- und Fürbittgottesdienste

Infolge der Verkündung des „kirchlichen Notrechts“ und zunehmender Pressionen auf nicht botmäßige Gemeinden haben sich Kirchengemeinden entweder geschlossen einem deutsch-christlichen Kirchenregiment widersetzt, oder es bildeten sich innerhalb der Gemeinden Bekenntnisbewegungen, die sich gegen die DC und das entstehende „Neuheidentum“ mit geistlichen, aber auch juristischen Mitteln zur Wehr setzten. Diese Gemeinden oder auch Gruppen in den Gemeinden sammelten sich zu „Bekenntnissgottesdiensten“, die späterhin auch als „Fürbittgottesdienste“ für die von den Staats- oder auch den DC-Kirchenbehörden verfolgten Pfarrer und Laien verstanden wurden. Die westfälische „Bekennende Kirche“ – hier Pfarrer Ludwig Steil –¹⁰² gab eine Handreichung für diese Gottesdienste heraus, in der markante Bibelstellen als Leitgedanken in deren Zentrum gestellt wurden.¹⁰³ Theologisch sehr kompetent und konzentriert erläuterte Steil: Die Gemeinde

„muß ganz neu lernen, ein Ja zu gewinnen zur Führung Gottes unter dem Kreuz. Der Gegensatz zwischen Kirche und Welt ist das Normale, darum bleibt alle Fürbitte, die nur die rasche Beendigung der schweren Tage erbittet, in einem falschen Mitgefühl stecken [...]. [Das Unterschiedliche] in jedem [genannten Bibel-]Wort ist der Akzent. Ob die Anfechtung der Gemeinde aus der Macht ihrer Feinde oder aus dem eigenen Kleinglauben kommt, ist nicht nur für den Prediger ein Unterschied, sondern es bedeutet auch für die Gemeinde eine Hilfe, die von diesen beiden Ursachen wegschauen soll auf den Herrn [...]“¹⁰⁴

Für Altenhundem ergab sich aus der Rückschau des Jahres 1945/1946 folgendes Bild:

¹⁰¹ AKLP Nr. 1,25. Handschriftliches „Protokoll über die 1. Sitzung des Bruderrates der Bekenntnissynode Lüdenscheid am 10.I.1935[,] 10,30 h im Vereinshaus Lüdenscheid“ (3 S.).

¹⁰² *1900 Lüttringhausen. †17.1.1945 Dachau (im KZ); s. Bauks, Pfarrer Nr. 6043.

¹⁰³ Psalm 93 (insbesondere V. 4b); Jesaja 26,1-13 (insbesondere V. 12f.); Matthäus 5,1-16 (insbesondere V. 11); Matthäus 10,16-34 (insbesondere V. 25); Johannes 16,22-33 (insbesondere V. 33); Apostelgeschichte 4,23-31 (insbesondere V. 29).

¹⁰⁴ ALK Nr. 206. Hektographiertes Blatt. Ohne Datierung (ca. 1935). Unterzeichnet mit „L[u]dwig St[eil]“.

„Es fanden in der ersten Zeit des Kirchenkampfes besondere Bekenntnisgottesdienste statt, die eine Zeitlang jeden Sonnabend als Wochenschlußgottesdienste bis etwa 1936 gehalten wurden. Auch Bekenntnisbibelstunden fanden neben der regelmäßigen Bibelstunde in jeder Woche während dieser Zeit statt.“¹⁰⁵

Ende 1935 gab Putzien die „durchschnittliche Besucherzahl besonderer Bekenntnisgottesdienste [mit] 50“, die der Sonntagsgottesdienste sogar mit 150 Personen an,¹⁰⁶ in denen bekanntlich die Fürbittlisten mit den Namen der gemäßregelten Pfarrer verlesen und die Verlautbarungen der BK der Gemeinde mitgeteilt wurden.¹⁰⁷

Über einzelne Bekenntnis- und Fürbittgottesdienste, die der staatlichen Überwachung ausgesetzt waren, wird an anderer Stelle berichtet.

Kanzelabkündigung nach der „Preußensynode“ im März 1935 Denunzierungen und Verfolgungen

Am 4. und 5. März 1935 fand in Berlin-Dahlem wiederum eine Bekenntnissynode statt, deren Mitglieder aus den Kirchenprovinzen der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union (EKdapU) kamen; anwesend waren also auch Synodale aus dem Rheinland und aus Westfalen. Diese „Preußensynode“ genannte Zusammenkunft war insofern von großer Bedeutung, als sie mit aller erforderlichen Deutlichkeit vor dem „Neuheidentum“, mithin auch vor den Publikationen von Alfred Rosenberg¹⁰⁸ („Mythus des 20. Jahrhunderts“) warnte, der im Januar 1934 von Hitler zum „Beauftragten des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP“ ernannt worden war.

In dem von der „Preußensynode“ herausgegebenen „Wort an die Gemeinden“ hieß es unter anderem:

„Das erste Gebot lautet: Ich bin der Herr dein Gott. Du sollst nicht andere Götter haben neben mir. [...] Die neue Religion ist Auflehnung gegen das erste Gebot. In ihr wird die rassisch-völkische Weltanschauung zum Mythos. In ihr werden Blut und Rasse, Volkstum, Ehre und Freiheit zum Abgott. Der in dieser neuen Religion geforderte Glaube an das ewige

¹⁰⁵ AKLP C 1,27. Putzien an die Kreissynode Lüdenscheid (Synodalbericht). Ohne Datum, wohl Ende 1945.

¹⁰⁶ AKLP C 1,15. Putzien an den Westfälischen Bruderrat (durch Superintendent Arning) vom 17.12.1935.

¹⁰⁷ Putzien, Gemeindegeschichte S. 24. Das umfangreiche Konvolut der Fürbittlisten der BK findet sich in ALK Nr. 195 bis 202, 206, 210.

¹⁰⁸ *1893 Reval (heute Tallinn), †1946 Nürnberg (hingerichtet als Hauptkriegsverbrecher); s. [Art.] Rosenberg, Alfred. In: Wistrich, Robert: Wer war wer im Dritten Reich. Ein biographisches Lexikon. Frankfurt (Main) 1987. S. 293-297.

Deutschland' setzt sich an die Stelle des Glaubens an das ewige Reich unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus."¹⁰⁹

Das Verbot der Verlesung dieser Kanzelabkündigung durch das Reichsinnenministerium führte dazu, dass 715 renitente altpreußische Pfarrer und dazu noch eine Reihe weiterer aus anderen Landeskirchen kurzfristig und kurzzeitig inhaftiert wurden. Dr. Putzien war nicht unter den Verhafteten, obwohl er die ungemein brisante und auch die Staatsideologie tangierende Abkündigung seiner Gemeinde von der Kanzel zu Gehör gebracht hatte.¹¹⁰ Besonders im Regierungsbezirk Arnsberg wurde den Pfarrern im Verlaufe des 16. März 1935, eines Samstags, eine Erklärung vorgelegt, in der sie sich mit Unterschrift verpflichten sollten, die Kanzelabkündigung zu unterlassen. Da Sonntag, 17. März 1935, als Termin für die Abkündigung nicht infrage kam, weil überall Konfirmationen stattfanden und der Tag als „Heldengedenktag“ nicht sonderlich für diese Botschaft geeignet erschien, bestimmte die BK dafür einen Sondergottesdienst am Dienstag, 19. März 1935. Putzien hat – entweder am Sonntag, 17. März, oder zwei Tage später – das „Wort an die Gemeinden“ verlautbart. Es war ihm ein theologisches und seelsorgerliches Anliegen, „gegen den Ansturm des modernen Antichristentums und der neuen Abgötterei“¹¹¹ vernehmlich zu protestieren. Unterstützung fand er beim Lüdenscheider Superintendenten Friedrich Arning,¹¹² der noch am 17. März brieflich „die Amtsbrüder herzlich [bat,] den vom Bruderrat angeordneten Bekenntnis-Gottesdienst zu halten.“¹¹³ Dabei waren die Pfarrer der Lüdenscheider Bekenntnissynode schon trefflich auf die Thematik vorbereitet worden. In einem Faltblatt vom 2. März 1935 hatte der Bruderrat der Kreissynode den eigentlichen Gegner bereits ins Visier genommen:

„Unsere deutsche evangelische Kirche krankt daran, daß sie [...] eine [...] unzuverlässige Leitung hat. [...] das ist aber geradezu lebensgefährlich zu einer Zeit, wo unsere Kirche mit einem entschlossenen und starken Gegner, der heidnischen deutschen Glaubensbewegung (nicht dasselbe wie „Deutsche Christen“), zum Kampf um die Seele des Volkes antreten muß“.¹¹⁴

¹⁰⁹ Abgedruckt in: Schmidt, Kurt Dietrich (Hg.): Die Bekenntnisse und grundsätzlichen Äußerungen zur Kirchenfrage. Bd. 3: Das Jahr 1935. Göttingen 1936. S. 70.

¹¹⁰ Vgl. dazu Niemöller, Wilhelm (Hg.): Die Preußensynode zu Dahlem. Die zweite Bekenntnissynode der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union. Geschichte – Dokumente – Berichte (Arbeiten zur Geschichte des Kirchenkampfes 29). Göttingen 1975. S. XXIf. Ferner Niemöller, Kirche S. 157f.

¹¹¹ Putzien, Gemeindegeschichte S. 24.

¹¹² *1885 Recklinghausen, †1947 Lüdenscheid. Superintendent des Kirchenkreises Lüdenscheid 1933–1947; s. Bauks, Pfarrer Nr. 125.

¹¹³ ALK Nr. 195. Hektographiertes Schreiben.

¹¹⁴ ALK Nr. 195. Faltblatt der Bekenntnissynode vom 2.3.1935. 4 S. („als Manuskript gedruckt, öffentliche Verteilung nicht gestattet“).

Und der Bruderrat beschwor daher die Pfarrer und Gemeinden:

„Eine Kirche, die zu so etwas schweigt, begeht Selbstmord!“¹¹⁵

Im Lüdenscheider Kirchenkreis zeigte man sich sehr kämpferisch und war nicht gewillt, sich Verlautbarungen der „Preußensynode“ durch staatliche Verfügungen verbieten zu lassen. Superintendent Arning wandte sich am 2. April 1935 an alle Pfarrer (und also auch an Putzien) und bat

„um umgehende Beantwortung folgender Fragen: 1) Ist Ihnen eine Erklärung betr[effs] Nichtverlesung der Kundgebung der Preuß[ischen] Bek[ennnis-]Synode vom 4.3.[19]35 abverlangt [worden]? 2) Haben Sie diese Erklärung unterschrieben? (ev[en]t[uel]l Begründung). 3) Haben Sie Hausarrest bekommen? 4) Waren Sie verhaftet? 5) Haben Sie die Kundgebung im Gottesdienst verlesen? und wann? (ev[en]t[uel]l Begründung).“¹¹⁶

Putziens Amtsbruder in Olpe, Paul Koch, suchte in dieser delikaten Situation nach einem Mittelweg. Er unterließ es, besagte Kanzelabkündigung im Abendgottesdienst am Dienstag zu verlesen, hatte sich aber zuvor auch geweigert, eine entsprechende Unterlassungserklärung zu unterzeichnen. Von den ihm im Vorfeld übersandten 100 Exemplaren der Botschaft der Bekenntnissynode konnte er in der Gemeinde bereits zuvor 98 verteilen lassen.¹¹⁷

Richteten sich bis zu Jahresbeginn 1935 die Proteste, Widersetzlichkeiten, juristischen Auseinandersetzungen usw. der „Bekennenden Kirche“ primär gegen den Reichsbischof und die „Deutschen Christen“, so trat nun zunehmend ein anderer Widersacher auf: der nationalsozialistische Staat mit seiner „neuheidnischen“ Ideologie, mit der Gegnerschaft zum christlichen Glauben und auch zum christlichen Erbe Deutschlands und mit einer Fülle von Maßnahmen zur sogenannten „Entkonfessionalisierung des öffentlichen Lebens“. Im hier interessierenden Zusammenhang richteten die Behörden ihr Augenmerk in erster Linie auf Putzien, dessen Aversion gegen das „Neuheidentum“ hinlänglich bekannt war.

Überwachung eines Bittgottesdienstes im Juni 1935

Als für Mittwoch, 5. Juni 1935, wieder ein Bittgottesdienst anberaumt war, bekam Gendarmeriehauptwachtmeister Ahrens die Anweisung, diesen zu überwachen und darüber einen Bericht zu fertigen. Ahrens notierte, dass Pfarrer Putzien etwa Folgendes ausgeführt hatte:

¹¹⁵ Ebd.

¹¹⁶ ALK Nr. 195. Arning an Putzien und Antwortvermerk vom 3.4.1935. – Die Antwort Putziens hat sich nicht auffinden lassen.

¹¹⁷ Dazu ausführlich Thieme, Geschichte S. 196f., S. 518f.

„Die Diener des Wortes Gottes sollen staatsgefährdend sein. 3 Hessische, 21 Sächsische und 11 Pfarrer aus dem Reiche säßen heute noch in Schutz- und Polizeihaft. Also man fürchtet die Wahrheit. Neu sei, daß man jetzt dazu übergegangen sei, Pfarrer aus dem Lande zu verweisen. Es müße aber auch die ganze Gemeinde bereit sein, Leid zu tragen um dieser Sache willen. Schwere Heimsuchungen seien über die Diener Christi hereingebrochen. [...] Mag man noch so viel Christen martern lassen und ausweisen, das Wort Gottes ist doch stärker, das sich auf die Dauer nicht bannen ließe. [...] Er [Putzien] erwähnte weiter, daß in Teilen der Deutschen Lande[n] das Heidentum schon die Oberhand habe. Er sprach von Sodom und Gomorra, von Ausweisungen und Redeverbote[n], die den Pfarrer[.] in diesen Gegenden besonders betroffen habe. Das Gefährlichste im Deutschen Volke sei das getarnte Gottlosentum. Sie aber wollten sich die Botschaft nicht rauben lassen und alles auf sich nehmen.“¹¹⁸

Bei den Polizeibeamten, die zur Observierung der Geistlichen, der Gottesdienste und anderer kirchlicher Veranstaltungen herangezogen wurden, ist zwischen den Gendarmeriebeamten einerseits und den kommunalen Polizeibeamten andererseits zu unterscheiden; erstere unterstanden den Regierungsbehörden (Regierungspräsident, Landrat), letztere den Ortsbürgermeistern. Während Gendarmeriebeamte, weil sie landesweit eingesetzt waren, auch versetzt werden konnten und vielfach der jeweiligen Minderheitskonfession angehörten, eine Einbindung in lokale Bezüge schwieriger war und sie daher „an kurzer Leine“ geführt wurden, entstammten die kommunalen Polizisten häufig dem örtlichen Milieu und waren darauf bedacht, bei ihren Amtshandlungen insbesondere gegenüber Geistlichen und bei kirchlichen Dingen Augenmaß zu bewahren und Mäßigung an den Tag zu legen. Ihre Berichte unterschieden sich mitunter beträchtlich von den Aufzeichnungen der forschenden Gendarmen.

Dass mit Ahrens ein Beamter begegnet, dem Hemmungen gegenüber Putzien fremd waren, zeigt die folgende Begebenheit. Der Altenhunder Gendarmerieobermeister und Abteilungskommandant Wilhelm Niemeyer berichtete mit Datum vom 7. Juni 1935 dem Olper Landrat ohne Aufforderung (also aus eigener Initiative):

„Der Pastor Dr. Putzi[e]n kam am nächsten Tage [nach dem Bittgottesdienst] mit Gend[armerie-]Hauptwachtm[e]ist[e]r Ahrens in ein Gespräch[,] und fragte ihn der Pastor, ob er ihn mal wieder abgehört habe. Auch sagte er, daß es die in den Lagern und Gefängnissen einsitzenden Pfarrer schlecht hätten, aber sie würden für ihren Glauben leiden. Er würde es auch tun. Wenn sie noch weiter verfolgt und aus den Kirchen ver-

¹¹⁸ KAO A 3706. Bericht Haupt-Gendarmeriemeister Ahrens an Gendarmerie-Abteilungskommandant in Altenhundem, weitergeleitet an Landrat in Olpe (Eingangsvermerk Landrat [7.?] Juni). Orthographie und Grammatik originaliter.

jagd [!] würden, gingen sie wie im Mittelalter[,] in die Katakomben. Auch sei das Reich nicht von langer Dauer.“¹¹⁹

Offensichtlich handelte es sich bei Ahrens um einen botmäßigen, sehr auf seine Karriere bedachten Polizisten, der ohne Skrupel und Gewissensbisse Putziens Äußerungen ohne jede Not und ohne Auftrag seiner vorgeetzten Behörde in Person des Abteilungskommandanten Niemeyer zur Kenntnis gab, wohl wissend, dass sich daraus eine Verfolgung des Pfarrers ergeben könnte.

Dass die beiden Gendarmeriebeamten Niemeyer und Ahrens kein besonders großes geistiges Potential aufzuweisen hatten, mag man aus deren orthographischen und grammatikalischen Kenntnissen schließen. Zudem unterliefen ihnen auch sachliche Fehler. Dr. Putzien als ein hochgebildeter Pfarrer hätte nie und nimmer die erwähnten „Katakomben“ ins „Mittelalter“ datiert.

Den Bericht über die Observation des Bittgottesdienstes vom 5. Juni 1935, der an den Landrat gegangen war, leitete dieser am 14. Juni in Abschrift sowohl an die Gestapo in Dortmund als auch an den Arnberger Regierungspräsidenten als auch an den Olper NSDAP-Kreisleiter Fischer weiter.¹²⁰ Daraufhin forderte die Gestapo vom Kirchhundemer Amtsbürgermeister als Ortspolizeibehörde einen „Bericht über die politische Einstellung des evangelischen Pfarrers Putzien in Altenhudem“, den der Bürgermeister am 10. Juli 1935 wiederum den obengenannten Instanzen übersandte:¹²¹

„Die [...] Ermittlungen haben ergeben, daß Putzien nur an solchen Maßnahmen und Anordnungen der [NS-]Bewegung und des Staates, welche seinen eigenen kirchlichen Interessen zuwider laufen, scharfe Kritik übt. P[utzien] lehnt den Zusammenschluß der [muss heißen: mit den] Deutschen Christen ab; er gehört der Bekenntniskirche an und wirbt für diese. Seine Predigten, bei denen er in seiner Ausdrucksweise sehr vorsichtig ist, bauen sich auf dieser Einstellung auf. Auch übt P[utzien] in seinen Predigten Kritik an den Ausführungen, welche seitens des Reichsleiters Rosenberg in kirchlicher Hinsicht gemacht worden sind. Er verlangt, daß der Kirchendienst dem Dienst der Bewegung (SA. und HJ.) vorgeht. Durch die Art seiner Predigten hat Putzien einer Anzahl von Parteiangehörigen den Besuch des Gottesdienstes verleidet.“

Es versteht sich, dass die staatlichen Autoritäten und die Parteifunktionäre Pfarrer Dr. Putzien, der sich um keinen Deut in der Ablehnung der staatlichen Religionspolitik von seinen katholischen Kollegen unter-

¹¹⁹ KAO A 3706. Orthographie und Grammatik originaliter.

¹²⁰ KAO A 3706. Weiterleitungsvermerke auf der Rückseite des der Gestapo übersandten Berichts.

¹²¹ KAO A 3706. Randbemerkung des Bürgermeisters: „Auf Grund der Stapo V[er]f[ü]g[ung] v[om] 17.6.[19]35 dieser [den Bericht] eingereicht, sowie [an den] R[e]gierungsP[räsidenten] u[nd] Kr[ei]s[ei]t[er]“.

schied,¹²² je mehr er sich als kämpferischer BK-Pfarrer positionierte, desto genauer ins Visier nahmen.

Vor allem der seinerzeitige Amtsbürgermeister von Kirchhundem, Dr. Siegfried Hucke,¹²³ ließ es sich angelegen sein, die evangelische Gemeinde genau unter Beobachtung zu nehmen. Hucke „kam im Februar 1933 auf Wunsch des Kreisleiters Wilhelm Fischer in den Kreis Olpe, wo er an der *Durchführung der nationalsozialistischen Revolution* mitwirken sollte. Zuvor hatte er sich in Milspe schon als Blockwart der NSDAP betätigt. Im Sommer 1933 wurde Dr. Hucke zum Kreiskulturwart der NSDAP [...] ernannt.“¹²⁴ Die Arnsberger Bezirksregierung berief ihn im Januar 1934 zum kommissarischen, im Dezember 1934 dann – gegen den Widerstand der Bevölkerung – zum ordentlich bestallten Amtsbürgermeister.¹²⁵ Das „Sauerländische Volksblatt“ berichtete am 20. Januar 1934 über ihn:

„Schon früh als Student stand er als echter Nationalsozialist in den Reihen der SA. Später hat er erfolgreich an dem Ausbau verschiedener örtlicher Parteiorganisationen gearbeitet.“

Da Hucke evangelisch war, kannte er sich im protestantischen Kirchensystem gut aus, verließ allerdings seine Kirche im Mai 1938,¹²⁶ ist aber offenbar nach dem Krieg wieder zu ihr zurückgekehrt.¹²⁷

Mit Datum vom 6. Juli 1935 meldete sich aufgrund des landrätlichen Berichts vom 14. Juni die Dortmunder Gestapo beim Olper Landrat und teilte mit:

„In den Ausführungen des Pfarrer[s] Putzi[e]n [...] am 5. Juni erblicke ich einen Verstoß gegen § 130a Str[af]G[esetz]B[uch]. Ich ersuche, die Zeugen und den Pfarrer P[utzi]en, letzteren verantwortlich, vernehmen zu lassen und mir die Untersuchungsverhandlungen [...] einzureichen.“¹²⁸

Bei besagtem Paragraphen handelt es sich um den berüchtigten „Kanzelparagraphen“, eine Vorschrift des Strafgesetzbuches noch aus der Zeit

¹²² Die Ablehnung der staatlichen Religionspolitik durch die katholische Geistlichkeit des Kreises Olpe arbeitet sehr detailliert Arnold Klein in seiner Dissertation heraus; s. Klein, Arnold: *Katholisches Milieu und Nationalsozialismus. Der Kreis Olpe 1933–1939* (Schriftenreihe des Kreises Olpe 24). Siegen 1994. Hier ist insbesondere das 5. Kapitel (S. 240–330) von Interesse („Die Geistlichen auf dem Lande und die nationalsozialistischen Herausforderungen“).

¹²³ Siegfried Emanuel Hucke, *7.2.1905 Milspe (heute Ennepetal), †19.6.1987 Ennepetal. Freundliche Mitteilung von Gemeindearchivar Martin Vormberg.

¹²⁴ Vormberg, Martin: *Die neuere Geschichte des Kirchhundemer Landes – von 1816 bis 1994*. In: Becker, Günther/Vormberg, Martin: *Kirchhundem. Geschichte des Amtes und der Gemeinde*. Kirchhundem 1994. S. 314f.

¹²⁵ Ebd.

¹²⁶ ALK Nr. 186. Kirchnaustrittsbescheinigung vom 23.5.1938.

¹²⁷ Hucke ist als „evangelisch“ im Bestattungsregister 1987 (Nr. 63) der Evangelischen Kirchengemeinde Milspe geführt eingetragen am 24.6.1987 kirchlich bestattet worden. Freundliche Mitteilung der Evangelischen Kirchengemeinde Milspe-Rüggeberg.

¹²⁸ KAO A 3706. Fristsetzung 1.8.1935.

des Bismarckschen Kulturkampfes, der den Geistlichen in der Ausübung ihres Amtes eine Stellungnahme zu politischen Angelegenheiten bei Androhung einer Freiheitsstrafe von bis zu zwei Jahren untersagte. In der NS-Zeit wurde diese Bestimmung auch mitunter dazu verwendet, missliebigen Pfarrern den Prozess zu machen, sie zu Geldstrafen zu verurteilen oder Aufenthalts- und Redeverbote auszusprechen.¹²⁹ Wenn also im Falle Putzien die Gestapo § 130a StGB ins Spiel brachte, waren derartige Sanktionen zu befürchten.

Offensichtlich sahen sowohl die Gestapo als auch die landrätliche Behörde Handlungsbedarf und waren bestrebt, Putzien in die Schranken zu weisen. Der Kirchhundemer Amtsbürgermeister erstellte einen „Personalbogen“ mit allen erforderlichen Angaben über Putzien und vermerkte unter Punkt 8: „Vermögensverhältnisse: kann ev[en]t[uel]l[e] Strafe und Kosten zahlen“. Punkt 9 lautete: „Ruf: politisch nicht einwandfrei“.¹³⁰ Augenscheinlich dachte man daran, Putzien mit gehörigen Geldstrafen zu überziehen.

Gendarmeriemeister Buchen bekam am 13. Juli 1935 (mit dem Vermerk: „Eilt“) den Auftrag vom Kirchhundemer Amtsbürgermeister, Zeugen des Bittgottesdienstes zu ermitteln: „Diese sind eingehend zu vernehmen. Ausserdem ist über die jetzige und frühere politische Einstellung des Pfarrers Putzien zu berichten.“¹³¹ Vom 19. Juli 1935 datiert sodann der angeforderte Bericht, unterzeichnet von den Gendarmeriebeamten Buchen und Ahrens. Letzterer führte hinsichtlich der von ihm durchgeführten Überwachung noch näher aus:

„Der Gottesdienst war an diesem Abend von etwa 15-17 Personen besucht. Bei den Besuchern handelte es sich um überwiegend ältere Frauen und einigen [!] Männern [!]. Um nicht erkannt zu werden, habe ich [...] mich am hinteren Eingang der Kirche gesetzt und habe kurz vor Beendigung des Gottesdienstes die Kirche verlassen. Infolgedessen konnte ich die Besucher nicht erkennen. Eine weitere Nachforschung nach den [...] Kirchenbesuchern ist unsers E[rachtens] nach auch zwecklos, da, selbst wenn die Besucher den Willen hätten, Aussagen zu machen, diese alten Leute kaum dazu in der Lage wären. [...] Dr. Putzi[e]n hat sich mir [...] gegenüber mehrmals geäußert, daß er keineswegs regierungsfeindlich

¹²⁹ Martin Niemöller wurde „wegen fortgesetzten Vergehens gegen § 130a Abs. 1 StGB zu 7 Monaten Festungshaft verurteilt.“ (So Niemöller, Wilhelm: Macht geht vor Recht. Der Prozeß Martin Niemöllers. München 1952. S. 84). Friedrich Zipfel (Kirchenkampf in Deutschland 1933–1945. Religionsverfolgung und Selbstbehauptung der Kirchen in der nationalsozialistischen Zeit. Berlin 1965) weist (a.a.O., S. 81) darauf hin, dass Anklagen alleine wegen Vergehens gegen den oben angeführten Paragraphen relativ selten erhoben worden sind, in Verfahren bei Verstößen gegen allgemeine Gesetze und Verordnungen allerdings strafverschärfend wirkten (so a.a.O., S. 236).

¹³⁰ KAO A 3706. Ohne Datumsangabe.

¹³¹ KAO A 3706. Fristsetzung 20.7.1935. Der Bericht sollte in dreifacher Ausfertigung abgeliefert werden.

eingestellt sei. Er selbst habe Hitler früher gewählt. Er sei mit den großen Zielen der Regierung voll und ganz einverstanden. Nicht einverstanden sei er aber mit der Kirchenpolitik. [...] Aus seinen Äußerungen glaube ich entnommen zu haben, daß Putzi[e]n ein unbedingter Gegner von Rosenberg und dem Reichsbischoff [!] Müller ist.“¹³²

Die Beamten wiesen abschließend noch darauf hin, dass sie Putzien selbst nicht vernehmen könnten, da die Vernehmung von Geistlichen durch die vorgesetzte Behörde untersagt sei.

Dr. Putzien hat – soweit wir dies erkennen können – in den Bittgottesdiensten an Wochentagen nicht das Gros der Gemeinde erreicht, die Zahl der Gottesdienstbesucher war gegenüber dem sonntäglichen Kirchenbesuch¹³³ recht gering. Allerdings wusste man in der Gemeinde, welche kirchenpolitischen Positionen der Pfarrer vertrat, und dass er „Neuheidentum“ und „Deutsche Christen“ samt Reichsbischof kompromisslos bekämpfte.

In der Altenhundemer Gemeinde muss es jedoch einige wenige Personen gegeben haben, die der „neuheidnischen“ Weltanschauung (aus welchen Gründen auch immer) zugeneigt waren. Das hat Putzien umgetrieben, und selbst eine Gestapohaft Ende 1939 konnte ihn nicht mundtot machen. In der bereits erwähnten Predigt zum Reformationstag 1944 findet sich folgende charakteristische Passage:

„[...] und so hat die Reformation nun die Losung ausgeschrieben: ‚Das Wort Gottes allein‘, und wiederum trifft diese Losung mitten hinein in unsere Zeit. Hören wir nicht Stimmen, und es ist mir schon selbst gesagt worden von Gliedern der Gemeinde, sollte man nicht auch auf die Stimme des Blutes hören? Sollte man nicht das Wort Gottes [...] alten und neuen Testaments doch jetzt artgemäß auslegen und verstehen, und etwa auf die Stimmen in der Natur und der Geschichte und auf die Stimme des Blutes, das in uns rollt[,] lauschen? – Ich brauche [mich] nicht mit Widerlegung dieser Frage hier aufzuhalten, aber wir spüren sofort die ganze gegenwärtige Bedeutung dessen, was die Reformation gerade auch für unsere Zeit jetzt bedeutet.“

Und Putzien beendete seine Predigt – wobei jeder Hörer über des Pfarrers Einstellung nicht im Unklaren gelassen wurde – mit folgenden Gedanken: Es gelte „der Glaube allein[,] kein ‚sowohl – als auch‘, sondern ein ‚entweder – oder‘, denn [und hier zitierte er aus Schillers „Wallensteins Tod“ den berühmten, von den Nationalsozialisten schmähsch missbrauchten Aphorismus]¹³⁴ die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Hal-

¹³² KAO A 3706. Orthographie und Grammatik originaliter.

¹³³ In der kirchlichen Statistik für 1938 (ALK Nr. 189) gab Putzien die Jahresdurchschnittszahl der Besucher mit „120“ an.

¹³⁴ Möglich erscheint, dass Putzien auch an Ernst Moritz Arndts Liedvers (aus: Gruß an die Freunde) aus den Befreiungskriegen gedacht hat: „Denn Treue steht zuerst, zuletzt / Im Himmel und auf Erden; / Wer ganz die Seele drein gesetzt, / Dem wird

ben! „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit“¹³⁵, Amen.“

Erste polizeiliche Vernehmung Putziens

Nach der Überwachung des Bittgottesdienstes vom 5. Juni 1935 und den darauf erfolgten Ermittlungen hielt es die Gestapo jetzt für angezeigt, Putzien amtlich und verantwortlich vernehmen zu lassen. Er wurde für den 16. August zur Kirchhundemer Behörde vorgeladen. In seiner Vernehmung bestätigte er vor dem Gendarmeriebeamten Ruegenberg die Richtigkeit der im Polizeibericht wiedergegebenen Äußerungen seiner Kanzelrede, gab an, die in der Rede gemachten Tatsachenangaben aus einem von Präses Koch verantworteten BK-Rundschreiben erhoben zu haben, und betonte, dass

„ich es für meine Pflicht halte, die Gläubigen über alle Vorgänge, welche Bezug auf kirchliche Angelegenheiten haben, genau und vollständig zu informieren. Dieses ist auch deshalb notwendig, weil nach meiner Ansicht heute eine neue Christenverfolgung eingetreten ist, welche, wie in allen anderen Ländern[,] auch in Deutschland besteht. [...] Ich behaupte, dass in Deutschland diese Christenverfolgung von den Deutschen Christen und dem Neuheidentum ausgeht und betrieben wird, welche zu ihrer Unterstützung die politische Macht heranzieht. Die Verfolgung besteht schon darin, dass Pfarrer in Massen in Konzentrationslager geschafft und die Diener Gottes in einzelnen Landesteilen an ihrer freien Meinungsäußerung behindert werden.“¹³⁶

Das waren ungemein mutige, sogar tollkühne und verwegene Worte! Putzien spielte mit dem Feuer und rettete sich in keinerlei diplomatische Finessen oder bagatellisierende Formulierungen. Es wäre ihm nicht schwergefallen, den jeweils bestellten Polizeispitzel ungenauer, unverständener oder falscher Berichterstattung zu zeihen, zumal es keine Zeugen zu geben schien, die die Berichte des Beamten bestätigen konnten. In der Altenhundemer Kirchengemeinde gab es offensichtlich kein Gemeindeglied (mehr), dessen sich die Polizeibehörden als Informant bedienen konnten. Putzien kämpfte mit offenem Visier. Musste er – diese Sentenz wird Karl Barth zugeschrieben –, wenn er schon wie Daniel in der Löwengrube saß, die Löwen noch am Schwanz ziehen?

die Krone werden. / Drum muthig drein und nimmer bleich! / Denn Gott ist allenthalben. / Die Freiheit und das Himmelreich / Gewinnen keine Halben.“

¹³⁵ Hebräer 13,8.

¹³⁶ KAO A 3706. Vernehmungsniederschrift.

Die Vernehmungsniederschrift ging, wie nicht anders zu erwarten, am 20. August 1935 wiederum an die Gestapo in Dortmund, an den Regierungspräsidenten in Arnsberg und an Kreisleiter Fischer in Olpe.¹³⁷

Und Putzien zog, um im Bilde zu bleiben, die Löwen weiterhin kräftig am Schwanz.

Kanzelabkündigung zum Bußtag, 20. November 1935

Zum Bußtag am Mittwoch, 20. November 1935, – zu Friedenszeiten noch als ein staatlicher Feiertag begangen – hatte der Bruderrat der Bekennenden Kirche in der EKdapU eine regimiekritische Kanzelabkündigung herausgegeben, die von deren Pfarrern an diesem Tag den Gemeinden im Gottesdienst bekanntgegeben werden sollte. In diesem Wort des Preussischen Bruderrates, beschlossen am 13. November 1935 und natürlich auch der Gestapo bekanntgeworden, hieß es:

„Wir sehen, wie eine neue Religion unser Volk von dem Herrn Christus hinwegführen will. Wir sehen, wie neben der Gottesbotschaft eine Menschenlehre in der Kirche Heimatrecht fordert und findet. Wir sehen, wie dem theologischen Nachwuchs auf den Universitäten die rechten Lehrer des Wortes Gottes einer nach dem anderen genommen werden, wie es der Bekennenden Kirche verwehrt wird, in eigenen Ausbildungsstätten die Studenten zu lehren[,] und wie auf solche Weise die künftigen Prediger dahin gebracht werden sollen, eine andere, falsche Lehre zu lernen und anzunehmen. [...] Wir rufen deshalb die Gemeinden auf: Hört nicht auf die Stimmen, die euch fremde Lehren anpreisen; hört nicht auf die Stimmen der eigenen Angst und Sorge; hört auf den Herrn, der allein das Haupt der Gemeinde ist!“¹³⁸

Der zur Überwachung des Gottesdienstes in Altenhundem am Bußtag bestellte Gendarmeriebeamte Adolf Beckmann – in der Bevölkerung „Papa Grausam“ genannt –¹³⁹ hatte offensichtlich Schwierigkeiten, den Gedanken und dem Verlauf von Predigt und Kanzelabkündigung zu folgen. Er notierte (ohne einen Zusammenhang herzustellen) einzelne Passagen und fügte sie aneinander. Putzien zitierte er so:

„An den Universitäten der Gegenwart wird eine Lehre gepredigt, die ich nicht anders als ein neues Heidentum bezeichnen kann. Darüber hinaus wird der theologische Nachwuchs gezwungen, diese neue Lehre in sich aufzunehmen und für ihre spätere Tätigkeit als Grundlage anzuerkennen.“¹⁴⁰

¹³⁷ KAO A 3706. Weiterleitung durch den Landrat von Olpe.

¹³⁸ LkA EKvW 5.1 Nr. 785 F2.

¹³⁹ Freundlicher Hinweis von Gemeindearchivar Martin Vormberg.

¹⁴⁰ KAO A 3706.

Die acht dem Gottesdienst beiwohnenden Arbeitsdienstleute seien wegen der gefährlichen Worte des Predigers (so Beckmann),

„willens [gewesen], das Gotteshaus zu verlassen. Nach ihrer Auffassung und Überzeugung ging der Prediger in seinen Ausführungen zu weit, war doch innerhalb derselben seine Gegensätzlichkeit zum heutigen Staat und seinen Voraussetzungen zu erkennen.“¹⁴¹

Nach Form und Inhalt war der Polizeibericht wenig aussagekräftig. Das Landratsamt leitete ihn dennoch an die Gestapo in Dortmund weiter, versehen mit dem Vermerk, dass die Kanzelabkündigung „im hiesigen Kreise [Olpe] lediglich in dem Gottesdienst in der Kirche Altenhundem-Meggen durch [...] Dr. Putzien [...] zur Verlesung gekommen“ sei.¹⁴² Mithin waren insgesamt vier Beamte abgestellt gewesen, die Bußtagsgottesdienste in den Kirchengemeinden Olpe, Attendorn, Grevenbrück und Altenhundem zu überwachen.

„Denkschrift“ und Kanzelabkündigung der „Bekennenden Kirche“ 1936

Paul Putzien berichtet in seiner „Gemeindegeschichte“:

„Auch die lange Denkschrift der BK vom August 1936 [...] kam in der Gemeinde von der Kanzel zur Verlesung“.¹⁴³

Wenn Putzien expressis verbis auf die Verlesung dieser langen und ihm offensichtlich sehr wichtigen Denkschrift hingewiesen hat, so ist die Frage nach deren Bedeutung zu klären. Die eigentliche „Denkschrift“ wurde im Mai 1936 verfasst, wobei nicht zu entscheiden ist, ob Putzien die „Denkschrift“ selbst oder die aus ihr hervorgegangene Kanzelabkündigung vom August 1936 gemeint hat. Wahrscheinlich ist Letzteres der Fall gewesen, obwohl sich die undatierte, hektographierte eigentliche „Denkschrift“ im Besitz Putziens befunden hat und archiviert worden ist.¹⁴⁴

Zu beider Vorgeschichte ist Folgendes zu wissen wichtig: Zur Befriedung der innerkirchlichen Konflikte setzte Reichskirchenminister Hanns Kerrl¹⁴⁵ 1935 sogenannte „Kirchenausschüsse“ ein.¹⁴⁶ In der „Bekennenden Kirche“ war man uneins darüber, ob man in diesen „Kirchenausschüssen“ mitarbeiten sollte; darüber zerbrach die innere Einheit der BK.¹⁴⁷ Der

¹⁴¹ Ebd.

¹⁴² KAO A 3706. Weiterleitung mit Vermerk am 22.11.1935.

¹⁴³ Putzien, Gemeindegeschichte S. 24.

¹⁴⁴ AKL Nr. 206. Vervielfältigter Text, Schreibmaschinenschrift.

¹⁴⁵ *1887 Fallersleben, †1941 Paris. Reichsminister für die kirchlichen Angelegenheiten seit 1935.

¹⁴⁶ Herbert, Karl: Der Kirchenkampf. Historie oder bleibendes Erbe? Frankfurt (Main) 1985. S. 143f.

¹⁴⁷ A.a.O., S. 144-154.

kämpferische Teil der BK – nunmehr als „Dahlemiten“¹⁴⁸ bezeichnet – verweigerte daraufhin auch eine Zusammenarbeit mit den „intakt“ gebliebenen Landeskirchen und bildete eine sogenannte „Zweite Vorläufige Kirchenleitung (VKL II)“, in der so bekannte Persönlichkeiten wie die Pfarrer Martin Niemöller, Hans Asmussen¹⁴⁹ und Karl Lücking¹⁵⁰ mitwirkten.¹⁵¹ Von dieser innerkirchlichen Entwicklung im Protestantismus profitierten vor allem die Nationalsozialisten, denen an einer Schwächung der BK gelegen war.

Da die VKL II der (irrigen) Meinung war, der Reichskanzler sei über die kirchenzerstörenden Begebenheiten im Reich nicht hinreichend informiert, übergab sie am 4. Juni 1936 eine für Hitler persönlich bestimmte, streng vertrauliche „Denkschrift“ in der Reichskanzlei. In ihr wurden folgende Punkte respektive Gravamina thematisiert: 1. Entchristlichung, 2. Positives Christentum, 3. Zerstörung der kirchlichen Ordnung, 4. Entkonfessionalisierung, 5. Nationalsozialistische Weltanschauung, 6. Sittlichkeit und Recht und 7. Der Anspruch Gottes. Durch eine Indiskretion gelangte der Text der Denkschrift an die ausländische Presse. Die VKL II sah sich daraufhin dem Vorwurf des Landesverrats ausgesetzt und gab Teile der Denkschrift den Gemeinden als Kanzelabkündigung vom 23. August 1936 bekannt.¹⁵²

Obwohl die Gestapo bereits am 14. August Abkündigung, Verbreitung und Vervielfältigung der Kanzelabkündigung verboten hatte, gelangte diese in die Hände vieler BK-Pfarrer und wurde den Gottesdienstbesuchern mitgeteilt.¹⁵³ In Altenhündem hat Pfarrer Putzien dies nachweislich „von der Kanzel“ getan, wobei er mögliche Konsequenzen für sich in Kauf nahm. Damit verortete sich Putzien ohne Wenn und Aber im radikalen, „dahlemitischen“ Flügel der BK. Für einen einzelnen Gemein-

¹⁴⁸ Benannt nach Berlin-Dahlem, dem Tagungsort der Dahlemer Reichsbekenntnissynode 1934, auf der das „kirchliche Notrecht“ ausgerufen worden war. Kompromisslose Verfechter des Notrechts (als „Dahlemiten“ bezeichnet) waren unter anderem Dietrich Bonhoeffer und Martin Niemöller. Zu den „Dahlemiten“ siehe Schaeberle-Koenigs, Gerhard: Und sie waren täglich einmütig beieinander. Der Weg der Bekennenden Gemeinde Berlin-Dahlem 1937–1943 mit Helmut Gollwitzer. Gütersloh 1998. S. 33f.

¹⁴⁹ *1898 Flensburg, †1968 Speyer. Kurzbiographie unter: <http://de.evangelischer-widerstand.de>.

¹⁵⁰ *1893 Lüdenscheld, †1976 Bad Salzufen; s. Bauks, Pfarrer Nr. 3865.

¹⁵¹ Niemöller, Wilhelm: Die Evangelische Kirche im Dritten Reich. Handbuch des Kirchenkampfes. Bielefeld 1956. S. 163.

¹⁵² Zur komplizierten Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte der Denkschrift s. Besier, Gerhard: Die Kirchen und das Dritte Reich. Spaltungen und Abwehrkämpfe 1934–1937 (Die Kirchen und das Dritte Reich 3). Berlin/München 2001. S. 482–510. Die Denkschrift und die Kanzelabkündigung sind abgedruckt bei: Beckmann, Jahrbuch S. 132–141. Eine Abbildung der Denkschrift findet sich unter: <http://de.evangelischer-widerstand.de/html/view.php?type=dokument&id=91>.

¹⁵³ Putzien, Gemeindegeschichte S. 24. Zur Verbreitung der „Denkschrift“ siehe: Herbert, Kirchenkampf S. 169, und Besier, a.a.O., S. 502.

depastor in der sauerländischen Diaspora, der nur sporadisch Kontakt mit gleichgesinnten Amtsbrüdern pflegen konnte, war dies kein selbstverständlicher Akt, sondern eine mutige Entscheidung.

Offensichtlich scheute der Staat vor einer reichsweiten Verhaftungsaktion oder der Verhängung von sonstigen Strafen wegen der Verbreitung dieser Kanzelabkündigung zurück, denn dies hätte unliebsames Aufsehen vor allem im Ausland hervorgerufen, da fast zeitgleich im August 1936 die mit hohem Propagandaaufwand ausgerichteten Olympischen Spiele in Berlin stattfanden.¹⁵⁴

Die ungewöhnlich umfangreiche, hier nur stark gekürzt wiedergegebene Abkündigung stellte Folgendes heraus:

„Brüder und Schwestern! Das deutsche Volk steht vor einer Entscheidung von größter geschichtlicher Bedeutung: Es geht darum, ob der christliche Glaube in Deutschland Heimatrecht behalten soll oder nicht. Mit einer Wucht und Planmäßigkeit ohnegleichen wird das Evangelium von Jesus Christus heute bei uns bekämpft. [...] Machtmittel des Staates und der Polizei werden weithin eingesetzt gegen das Evangelium von Jesus Christus und gegen die, die sich zu ihm bekennen. [...] Es ist [...] ein schier unfassbarer Gedanke, daß sich [...] staatliche Organe gegen das Evangelium von Jesus Christus wenden. Und doch geschieht es. [...] Der Totalitätsanspruch dieser [„neuheidnischen“] Weltanschauung bringt ungezählte evangelische Menschen in schwere Gewissensnot und in die ständige Versuchung zu Heuchelei und Lüge. Unter der Losung ‚Entkonfessionalisierung des öffentlichen Lebens‘ wird die Kirche mehr und mehr [...] zurückgedrängt. [...] Wer sich gegen diese Bekämpfung des christlichen Glaubens auflehnt, muß gewärtigen, daß er als Staatsfeind gebrandmarkt wird. Der evangelische Christ findet vielfach bei Staatsbehörden kein Gehör, wenn er [...] Dingen widersprechen muß, die wider Gottes klares Gebot sind, wie etwa der massenhaften Vereidigung von Kindern am 20. April 1936.¹⁵⁵ [...] Viele Pfarrer und Laien haben in diesen Jahren um des Glaubens willen gelitten, haben zum Teil im Gefängnis und im Konzentrationslager gesessen, Ausweisungen u[nd] a[nderes] erdulden müssen. Wir wissen nicht, was uns noch bevorsteht. Aber was auch komme – wir sind gebunden an den Gehorsam gegen unseren himmlischen Vater!“

Es ist deutlich, dass die Worte dieser Abkündigung nicht nur innerkirchlich zu verstehen waren, sondern weit in den politischen Raum hinein-

¹⁵⁴ Zur Thematik „Kirche und Olympiade“ s. Besier, Kirchen S. 543-551. Zur innenpolitischen Situation während der Olympiade siehe Endlich, Stefanie: [Art.] Olympische Spiele. In: Benz, Wolfgang/Graml, Hermann/Weiß, Hermann (Hgg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. München 1997. S. 625: „Die Spiele wurden durch höchsten finanziellen und organisatorischen Aufwand zu einer beispiellosen ästhetisch-politischen Großinszenierung [...]. Für die Dauer der Spiele waren antisemitische Parolen [...] entfernt und der Verkauf des Hetz-Blattes *Der Stürmer* untersagt worden.“

¹⁵⁵ Bei der Überführung der Pimpfe in die Hitlerjugend und Neuaufnahme der Zehnjährigen in das Deutsche Jungvolk am Geburtstag Hitlers.

reichten und Ideologie und Herrschaftspraxis des Nationalsozialismus tangierten. Putzien wird sich dessen sehr wohl bewusst gewesen sein, und zwar auch darüber, dass er mit der Verlesung ein persönlich hohes Risiko einging. Inwieweit seine Gemeinde die Inhalte der Abkündigung bei dem einmaligen Vortrag von der Kanzel verstanden und nachvollzogen hat, ist schwer einzuschätzen. Auf jeden Fall wird dieses Wort, weil an einem Sonntag verkündet, wesentlich mehr Menschen erreicht haben als BK-Abkündigungen in Fürbittgottesdiensten an Wochentagen. Aufgrund der lückenhaften archivalischen Überlieferung ist nicht festzustellen, ob der Gottesdienst am 23. August 1936 polizeilich observiert und Putzien wegen der verbotenen Kanzelabkündigung von der Polizei verhört worden ist.

Insgesamt gestaltete es sich für die Polizeibehörden schwierig, sämtliche Gottesdienste beider Konfessionen flächendeckend und zu allen Zeiten zu überwachen. Die personellen Ressourcen der Polizei waren nicht beliebig zu vermehren, zumal das vorrangige Interesse der Behörden bei den zahlreichen und seit langem gepflogenen intensiven geistlichen Aktivitäten der Mehrheitskonfession lag. Die Gestapo selbst wurde zu Überwachungsmaßnahmen nicht eingesetzt, ihre Personaldecke war recht dünn. Im Kreis Olpe gab es keine einzige Gestapo-Dienststelle. Die nächste befand sich in Siegen, eine Außenstelle des Staatspolizeiamtes Dortmund.¹⁵⁶

Fürbitten und Protestaktionen im Sommer 1937

Wilhelm Niesel bemerkt rückschauend zutreffend: „Das Jahr 1937 sollte das schwerste Jahr des Kirchenkampfes werden. Was der Staat 1936 im Blick auf die Olympiade unterlassen hatte, holte er jetzt nach.“¹⁵⁷ Nationalsozialisten hatten dasjenige, was die kirchliche Opposition nach den Spielen zu gewärtigen hatte, bereits an einer Schaufensterscheibe unweit einer Berliner Kirche in den Vers gefasst:

„Nach der Olympiade
Hauen wir die BK zu Marmelade;
Dann schmeißen wir die Juden raus,
Dann ist es mit der BK aus.“¹⁵⁸

¹⁵⁶ Hey, Bernd: Die nationalsozialistische Zeit. In: Kohl, Wilhelm (Hg.): Westfälische Geschichte Bd. 2. Das 19. und 20. Jahrhundert. Politik und Kultur. Düsseldorf 1983. S. 231.

¹⁵⁷ Niesel, Wilhelm: Kirche unter dem Wort. Der Kampf der Bekennenden Kirche der altpreußischen Union 1933–1945. Göttingen 1978. S. 137.

¹⁵⁸ Zitiert nach: Bentley, James: Martin Niemöller. Eine Biographie. München 1985. S. 153.

Das Reichsinnen- und das Reichskirchenministerium hatten am 9. Juni 1937 per Verordnung verfügt, dass alle nicht von den kirchenverfassungsmäßig vorgeordneten Kirchenbehörden genehmigten Kollekten unzulässig und zu beschlagnahmen seien. In der westfälischen Provinzialkirche traf dies allerdings nur auf solche Kollekten zu, bei denen zwischen dem offiziellen landeskirchlichen Kollektenplan des Münsteraner Konsistoriums und dem BK-Kollektenplan eine Diskrepanz vorlag. In einem solchen Falle war es dem Einfallsreichtum der BK-Pfarrer überlassen, die „verbotene“ Kollekte vor einer möglichen Beschlagnahme rechtzeitig „verschwinden“ zu lassen.¹⁵⁹

Es lag klar auf der Hand: Durch diese Bestimmung sollte die BK finanziell getroffen werden. Kollekten zu ihren Gunsten waren nunmehr verboten. Wie rigide die Obrigkeit verfuhr, zeigt ein Funkspruch der Dortmunder Gestapo an den Olper Landrat, den dieser an die Kirchhundemer Gendarmerie weiterleitet:

„Der Rat der altpreussischen Union der ev[an]g[e]l[ischen] Kirche [sic] hat beschlossen, am Sonntag[,] den 15.8.[19]37[,] einen Bittgottesdienst durchzuführen. [...] In den Gottesdiensten soll ein ausserordentliches Notopfer eingesammelt werden und noch während des Gottesdienstes in Sicherheit gebracht werden. [...] Die Kollekte ist in jedem Falle sicherzustellen.“¹⁶⁰

Putzien reagierte sehr überlegt, so dass der Kirchhundemer Amtsbürgermeister (als Ortspolizeibehörde) dem Landrat tags darauf nur zu berichten wusste:

„Am Sonntag den 15. d[iese]s M[ona]ts haben in der ev[an]g[e]l[ischen] Kirche in Altenhundem keine Bittgottesdienste und keine ausserordentlichen Notopfersammlungen stattgefunden. Wie durch die Gend[armerie]-Beamten festgestellt wurde, soll der Bittgottesdienst am kommenden Donnerstag stattfinden. Ich habe veranlasst, dass dieser Gottesdienst überwacht wird.“¹⁶¹

Am Donnerstag, 19. August 1937, fand dann der angekündigte Fürbittgottesdienst statt. Der überwachende Beamte berichtet:

„Bei dem [...] Fürbittgottesdienste [...] wurden 4 männliche und 17 weibliche Personen als Teilnehmer gezählt. Die Predigt wurde von Pfarrer Putzi[e]n gehalten und war als ausgesprochene Bekenntnispredigt ausgearbeitet. Eine Kollekte wurde nicht erhoben. M[eines] E[rachtens] war der Prediger bereits gewarnt, denn alle seine Ausführungen waren sachlich und vorsichtig gehalten. Zum Schluß wurde die Liste der festgenomme-

¹⁵⁹ Zipfel, Kirchenkampf S. 125, und Erinnerung des Vf. an eine entsprechende Bemerkung Helmut Gollwitzers im Kolleg.

¹⁶⁰ GAK, Amt Kirchhundem Teil 2, Nr. 157. „Funkspruch: Aufgenommen: 14.8.[19]37 – 17 Uhr“. „Erfolgsbericht bis zum 17.8. an Stapo Dortmund“. „Frist des Landrats 16.8. mittags 3 Uhr.“

¹⁶¹ GAK, Amt Kirchhundem Teil 2, Nr. 157. Orthographie originaliter. Bericht des Amtsbürgermeisters Kirchhundem an den Landrat in Olpe vom 16.8.1937.

nen bez[iehungs]w[eise] mit einem Redeverbot belegten Geistlichen und der sonstigen Festgenommenen verlesen.“¹⁶²

Offensichtlich gab es in der Kirchhundemer Amtsverwaltung oder der Gendarmerie Bedienstete, die das rigide Vorgehen des Staates gegen die Kirchen nicht mehr hinnehmen wollten und daher sowohl den evangelischen als auch die katholischen Geistlichen bei beabsichtigten Eingriffen und Überwachungen vorab informierten. Wer dies war, ist unbekannt geblieben. In der Kreisstadt Olpe war es wohl der Leiter des städtischen Ordnungsamtes selbst, der die Pfarrer von den angesagten Überwachungen in Kenntnis setzte. In solch einem Fall verzichtete Pfarrer Koch in der Olper Gemeinde auf die Verkündung der BK-Verlautbarung, in Altenhundem zeigte Putzien Zivilcourage und scherte sich nicht um staatliche Verbote.¹⁶³

In dem erwähnten (und überwachten) Fürbittgottesdienst am 19. August 1937 verlas Putzien die Liste der mit Sanktionen belegten BK-Mitglieder. Es handelte sich dabei um die von der „Westfälischen Bekenntnissynode“ am 12. August 1937 herausgegebene Aufstellung, in der die Namen von aus der Haft entlassenen, neu in Haft genommenen, mit Redeverbot belegten und vorübergehend inhaftierten Geistlichen und Gemeindegliedern genannt wurden.¹⁶⁴

Eine intensive Überwachung aller Gottesdienste – auch für Altenhundem – wurde von der Gestapo für Sonntag, 29. August 1937, angeordnet, da anstelle der Predigt eine „Botschaft an die Gemeinden“ verkündet werden sollte mit

„scharfe[n] Angriffe[n] gegen den Nationalsozialismus und staatliche Massnahmen. Gegen Verlesung in Kirchen ist nicht einzuschreiten. Die flugblattartige Verteilung ist jedoch mit allen Mitteln zu verhindern.“¹⁶⁵

In dieser „Botschaft“ ging es unter anderem darum, sich nochmals gegen die Propagierung des „Neuheidentums“, die Einengung kirchlicher Arbeit, die Behinderung der Jugendarbeit, gegen staatliche Eingriffe in das kirchliche Finanzwesen, Einschränkung geistlicher Tätigkeit durch Verhaftungen, Ausweisungen, Redeverbote und ähnliches zu verwahren. Die Bekanntmachung und Verdeutlichung dieser Gravamina musste bei den staatlichen und Parteistellen zu großer Nervosität führen. Folglich ordnete die Gestapo Überwachung an. Wie wichtig diese genommen wurde, ist

¹⁶² GAK, Amt Kirchhundem Teil 2, Nr. 157. Bericht Gendarmeriebeamter Gonther an Gendarmerie-Abteilungskommandant Niemeyer in Altenhundem und an Ortspolizeibehörde Kirchhundem vom 21.8.1937.

¹⁶³ Thieme, Geschichte S. 197.

¹⁶⁴ ALK Nr. 210. Fürbittenliste vom 12.8.1937. Putzien hat alle Fürbittenlisten verwahrt; s. AKL Nr. 206 und Nr. 210.

¹⁶⁵ GAK, Amt Kirchhundem Teil 2, Nr. 157. Vermerk: „Funkspruch [der Stapo]. Eingegangen am 28.8.[19]37. 13.50 Uhr.“ Ohne Adressaten, offensichtlich „Gendarmerie-Abteilungsbereich in Altenhundem“.

darán zu erkennen, dass statt einem nunmehr zwei Gendarmeriebeamte zur Überwachung abgeordnet wurden, die Hauptwachmeister Hormel und Lorenz.¹⁶⁶ Auf diese Weise wollte man wohl sicherstellen, dass mittels einer gegenseitigen Kontrolle der Beamten zuverlässig und vollständig berichtet werde.

Adolf Hitler glaubte, durch eine von ihm zur allgemeinen Überraschung befohlene Kirchenwahl die neutralen oder auch renitenten BK-Pfarrer und Gemeinden kirchenpolitisch entmachten und reichsweit die DC endgültig an die kirchliche Macht bringen zu können.¹⁶⁷ Im Vorfeld dieser dann immer wieder verschobenen und letztlich nie realisierten Wahl – Hitler zweifelte zusehends an ihrem Erfolg – haben sich die in innerkirchliche und theologische Zwistigkeiten verhakten unterschiedlichen Gruppierungen („intakte“ Landeskirchen, Dahlemiten, Lutheraner, sogenannte „Gemäßigte“ usw.) zusammengefunden und die „Kasseler Botschaft“ beschlossen, eine Kanzelabkündigung, die am 29. August 1937 verlesen werden sollte.¹⁶⁸

Diese Abkündigung war außergewöhnlich umfangreich, und die beiden Polizisten müssen große Mühe gehabt haben, der Verlesung und insbesondere auch der ihnen fremden Terminologie zu folgen. Sie haben sich redlich bemüht, einige Gedanken notiert und das Wesentliche in außerordentlich verkürzter Form und zudem auch noch unvollständig reproduziert. Vergleicht man die Darstellung der Beamten mit dem vollständigen Text der „Kasseler Botschaft“, so kann man erkennen, dass Putzien wahrscheinlich die gesamte Kanzelabkündigung ohne nennenswerte Kürzungen seiner Gemeinde zur Kenntnis gebracht hat.¹⁶⁹

Wie schwer es den Polizisten gefallen war, ihren Auftrag weisungsgemäß zu erfüllen, mag man der Schlussbemerkung ihres Berichtes entnehmen:

„Diese Ausführungen waren in Redewendungen aus der Bibel oder aus den Evangelien eingekleidet. Wahrscheinlich, um sie nicht allzu auffallend werden zu lassen. Im übrigen muss hier erwähnt werden, dass der Vorlesende nicht gut verstanden werden konnte, da er sehr undeutlich sprach.“¹⁷⁰

¹⁶⁶ GAK, Amt Kirchhundem Teil 2, Nr. 157. Erwähnt im Bericht des Gendarmeriepostenbereichs Meggen II vom 29.8.1937.

¹⁶⁷ Die Motive Hitlers, eine Wahl anzukündigen, sind nie völlig geklärt worden. Zipfels Ausführungen (s. Zipfel, Kirchenkampf S. 95) legen nahe, dass die DC sich dank der erwarteten staatlichen und NS-Protektion die besten Chancen ausrechnete, die Kirchenwahlen zu gewinnen.

¹⁶⁸ Beckmann, Jahrbuch S. 194-198.

¹⁶⁹ Dies ergibt sich aus einem Vergleich der Kanzelabkündigung mit dem Bericht des Gendarmeriepostenbereichs Meggen II vom 29.8.1937 (siehe unten Anm. 170).

¹⁷⁰ GAK, Amt Kirchhundem Teil 2, Nr. 157. Bericht des Gendarmeriepostenbereichs Meggen II vom 29.8.1937, weiter an Ortspolizeibehörde Kirchhundem am 30.8.1937, weiter an den Landrat in Olpe am 1.9.1937.

Im Übrigen waren Putzien und seine Gemeinde schon derart als „Bekennende Kirche“ bekannt, dass der Polizeibeamte im Betreff seines Berichtes schrieb: „Ueberwachung eines Gottesdienstes der Bekenntniskirche [sic!] zu Altenhündem“.

Fürbitte für Martin Niemöller

Am 1. Juli 1937 musste die „Bekennende Kirche“ einen entscheidenden Rückschlag ihrer Arbeit hinnehmen: Pfarrer Martin Niemöller wurde verhaftet und in das Untersuchungsgefängnis Berlin-Moabit eingeliefert.

Niemöller war seit langem Hitler ein Dorn im Auge, denn er war der einzige, der bei einem Treffen aller evangelischen Kirchenführer mit dem Reichskanzler im Januar 1934 Hitler Auge in Auge widersprochen hatte und darauf bestand, dass auch die Kirche Verantwortung für das deutsche Volk trage und nicht nur der Reichskanzler.¹⁷¹ Zudem war er derjenige, der eine Fundamentalopposition gegen eine Appeasement-Politik jeglicher Art gegenüber der staatlichen Kirchenpolitik (einschließlich DC und Reichsbischof) vertrat, damit in Opposition zu den Beschwichtigern und Gemäßigten in den eigenen Reihen stand und auf diese Weise zur Symbolgestalt des kompromisslosen kirchlichen Widerstandes wurde. Seine wenig diplomatische Sprache auch auf der Kanzel trug wesentlich dazu bei, dem Staat eine Angriffsfläche für eine Verfolgung nach den Bestimmungen des Heimtückegesetzes¹⁷² und des Kanzelparagraphen zu bieten.¹⁷³

Als der Beginn des Prozesses gegen Niemöller immer weiter verschoben wurde, riet die BK ihren Gemeinden, gegen eine derartige Verzögerungstaktik beim Justizministerium zu protestieren.¹⁷⁴ Der spektakuläre und auch von der Auslandspresse aufmerksam verfolgte Prozess vor dem Moabiter Sondergericht endete am 2. März 1938 mit der Verurteilung Niemöllers zu sieben Monaten Festungshaft, die durch die erlittene Untersuchungshaft als verbüßt galt.¹⁷⁵ Dabei ist zu betonen, dass die soge-

¹⁷¹ Niemöller, Macht S. 19.

¹⁷² Heimtückegesetz – „Gesetz gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteiuniform“, erlassen am 20. Dezember 1934. Auf Grundlage dieses Gesetzes wurde die strafrechtliche Verfolgung jeder Kritik, die an der nationalsozialistischen Regierung geäußert wurde, möglich. Kritische Äußerungen wurden mit härtesten Strafen geahndet. S. Zipfel, Kirchenkampf S. 98f., S. 237.

¹⁷³ So bezeichnete Martin Niemöller von der Kanzel Minister Kerl, den Reichsminister für die kirchlichen Angelegenheiten, als „Reichsminister gegen die kirchlichen Angelegenheiten“. Nach Erinnerung des Vfs. Bemerkung von Helmut Gollwitzer im Kolleg.

¹⁷⁴ Niemöller, Wilhelm: Kampf und Zeugnis der Bekennenden Kirche. Bielefeld 1948. S. 426.

¹⁷⁵ Niemöller, Macht S. 83, S. 89.

nannte „Festungshaft“ eine nicht ehrenrührige Strafe war, also Würde und Ehre des Verurteilten unangetastet ließ.¹⁷⁶ Statt in Freiheit zu kommen, wurde Niemöller aber sofort nach der Aufhebung des Haftbefehls durch das Gericht von der Gestapo festgesetzt und vorerst ins Konzentrationslager Sachsenhausen verbracht, 1941 ins KZ Dachau.¹⁷⁷

Diese Gesetz und Recht hohnsprechende Verhaltensweise der NS-Machthaber führte sowohl im außerdeutschen politischen und publizistischen Raum als auch im Bereich der BK zu lautstarken Protesten. Die BK setzte umgehend Bittgottesdienste an, obwohl die Gestapo Präses Koch verboten hatte, die BK-Pfarrer zu solchen Gottesdiensten zu veranlassen.¹⁷⁸

Bereits am Sonntag, dem 6. März 1938, gab Paul Putzien seiner Gemeinde in einer Kanzelabkündigung der BK¹⁷⁹ das Schicksal Niemöllers bekannt – und dass er als Pfarrer wegen der widerrechtlichen Behandlung Niemöllers „läuten lassen würde“.¹⁸⁰ Die Ortspolizeibehörde Kirchhundem berichtete daraufhin am nächsten Tag dem Olper Landrat:

„Heute, am 7.3.[.] wurde die Totenglocke in Altenhundem tatsächlich geläutet[,] und zwar nach Angabe des Ortsgruppenleiters der NSDAP. [Wilhelm] Schmidt¹⁸¹ einmal gegen Mittag und zum zweiten Male gegen 14½ Uhr.“¹⁸²

Dass in den regelmäßigen Fürbittgottesdiensten auch des Pfarrers Niemöller gedacht und für ihn gebetet wurde, ist mit Sicherheit anzunehmen, zumal er auch auf den Fürbittlisten der BK stand.¹⁸³

¹⁷⁶ Die Festungshaft wurde erst 1953 aus dem Strafgesetzbuch gestrichen.

¹⁷⁷ Nicolaisen, Carsten: [Art.] Niemöller, Martin. In: Theologische Realenzyklopädie. Bd. 24. Berlin/New York 1994. S. 504.

¹⁷⁸ Hey, Bernd: Die Kirchenprovinz Westfalen 1933–1945 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 2). Bielefeld 1974. S. 283.

¹⁷⁹ ALK Nr. 211. Kanzelabkündigung für den 6.3.1938 (hektographiertes Blatt).

¹⁸⁰ GAK, Amt Kirchhundem Teil 2, Nr. 157. So im Bericht des Amtsbürgermeisters Dr. Huckle vom 7.3.1938 an den Landrat. Huckle bezieht sich auf eine Meldung des Gendarmeriebeamten Weissmüller vom selben Tag, der den Gottesdienst am 6.3. überwacht hatte.

¹⁸¹ Wohnhaft Altenhundem, Meggener Straße, laut: Adreßbuch des Kreises Olpe, Ausgabe 1938. Auf Grund amtlichen Materials hg. Feudingen 1938. S. X.

¹⁸² GAK, Amt Kirchhundem Teil 2, Nr. 157. Der Ortsgruppenleiter hat das Geläut nicht ohne Grund als ein solches der „Totenglocke“ angesehen. Welchen Grund die zeitliche Differenz zwischen dem mittäglichen und dem Geläut um 14.30 Uhr einerseits und dem angekündigten von 15.00 Uhr bis 15.15 Uhr andererseits hatte, ist unbekannt, jedoch unerheblich. Wichtig war allein, dass das Geläut als Trauer- und Protestgeläut ausgeführt und als solches auch verstanden wurde. Es kann sich nicht um ein Beerdigungsgeläut gehandelt haben, denn zwischen dem 2. und dem 17. März hat es keine Beerdigung gegeben (so ALK Sterberegister 1938).

¹⁸³ ALK Nr. 195. Undatierte Fürbittliste (wohl Ende 1937) der Superintendentur Lüdenscheid mit acht Namen aus der westfälischen Kirchenprovinz. Als neunter Name ist zu lesen: „Martin Niemöller, z[ur] Z[ei]t Berlin NW 40, Alt-Moabit 12a Untersuchungsgefängnis“.

Die Gestapo in Dortmund reagierte erst ziemlich spät auf das Glockenläuten. Anders als die Gestapo Bielefeld, die bereits am 7. März 1938 aktiv geworden war,¹⁸⁴ reagierten deren Dortmunder Kollegen erst am 18. März mit einem Verbot des täglichen Protest- und Trauerläutens:

„Aus Anlass der erneuten Festnahme des Pfarrers Niemöller hat der Bruderrat der Westfälischen Bekenntnissynode angeordnet, dass täglich zum Zeichen der äußeren Trauer in der Zeit von 15,00 – 15,15 Uhr die Kirchen mit einer Glocke zu läuten haben.

Ich ersuche, umgehend die verantwortlichen Pfarrer vorzuladen und ihnen das Läuten schriftlich zu Protokoll zu untersagen. Es ist ihnen zu eröffnen, dass sie mit strengsten staatspolizeilichen Massnahmen zu rechnen haben, falls sie dieser Auflage nicht umgehend nachkommen.“¹⁸⁵

Da dieser Befehl aber erst am 23. März bei der Kirchhundemer Ortspolizeibehörde angelangt war, konnte Putzien mithin mehrere Tage lang die Totenglocke zu der angegebenen Zeit läuten lassen, und viele Altenhundemer Bürger werden sich hinsichtlich des Grundes für das ungewöhnliche Läuten kundig gemacht haben. Eine Aktennotiz vom 23. März auf der Verfügung beweist tatsächlich das wiederholte Totengeläut:

„Gend[armerie]-Meister Weissmüller ist heute verständigt worden, falls Pfarrer Putzien das Protestgeläute noch fortsetzt, ihn für den nächsten Morgen nach hier zu bestellen.“¹⁸⁶

Auf die angedrohten Konsequenzen hin hat dann Putzien das Geläut zwar eingestellt, sich jedoch andere Formen des Protestes überlegt. In einem Aktenvermerk vom 2. April 1938 berichtete der erwähnte Gendarmeriebeamte, dass das Geläut zwar tatsächlich eingestellt worden sei, sich Pfarrer Putzien jedoch dahingehend geäußert habe,

„er würde, damit die Leute schon merkten, was los sei, zukünftig die [...] Kirchenbesucher anstatt wie bisher mit sämtlichen, nur mit 1 Kirchenglocke zum Kirchengang einladen.“¹⁸⁷

Der Olper Landrat Dr. Evers, dem der Sachverhalt mitgeteilt wurde, ließ Putzien wissen, ein solches Verhalten werde für ihn nicht ohne Konsequenzen bleiben. Putzien bezeichnete die ihm unterstellte Äußerung als ein Gerücht und nicht der Wahrheit entsprechend und gab an, „er beabsichtige nicht, zukünftig ein Protestgeläute in irgendeiner Form weiter durchzuführen.“¹⁸⁸ Dabei ist es dann auch geblieben. Die wachsame Ob-

¹⁸⁴ Hey, Kirchenprovinz S. 283.

¹⁸⁵ GAK, Amt Kirchhundem Teil 2, Nr. 157. Anordnung der Gestapo Dortmund (mit Eilvermerk) vom 18.3.1938 an die Landräte im Regierungsbezirk Arnsberg und den Polizeipräsidenten in Dortmund.

¹⁸⁶ GAK, Amt Kirchhundem Teil 2, Nr. 157. Aktenvermerk der Ortspolizeibehörde Kirchhundem vom 23.3.1938.

¹⁸⁷ GAK, Amt Kirchhundem Teil 2, Nr. 157. Aktenvermerk der Ortspolizeibehörde Kirchhundem.

¹⁸⁸ Ebd.

rigkeit hatte indes weiter ein Auge auf den renitenten Geistlichen, musste aber feststellen, „dass das Protestgeläute nicht mehr, auch nicht in versteckter Form durchgeführt werde“.¹⁸⁹

Die Inhaftierung Martin Niemöllers im KZ Sachsenhausen hatte auch zur Folge, dass sich die Presbyterien vieler BK-Gemeinden beschwerdeführend an das Reichsjustizministerium wandten, durchaus darum wissend, dass sie mit ihrem Protest nichts ausrichten und ohne Antwort bleiben würden. Der Altenhundemer Kirchenvorstand – Putzien dürfte hier als federführend anzunehmen sein – beschloss in seiner Sitzung vom 23. März 1938:

„Das Presbyterium richtet an das Justizministerium das Gesuch, den Herrn Pfarrer Niemöller auf Grund des Gerichtsurteils auf freien Fuß zu setzen. Die Gemeinden können die erneute Inhaftierung Pfarrer Niemöllers in einem Konzentrationslager nicht verstehen und befinden sich in großer Erregung.“¹⁹⁰

Es spricht für das Mitgefühl und die Solidarität des Presbyteriums, dass es Frau Niemöller „seine herzliche Teilnahme bekundet[e] und sie, ihren Gatten und ihre Kinder Gottes gnädiger Hut“¹⁹¹ anbefahl. Frau Niemöller bedankte sich mit den Worten:

„Auch Sie gehörten [mit Ihrem Schreiben] zu denen, die uns ihrer Gemeinschaft am Reich Gottes versicherten. [...] Wir trösten uns [mit] der Botschaft, daß Gott mit uns ist und seine Diener und sein Wort erhalten wird.“¹⁹²

Martin Niemöller sollte erst am Ende des Krieges seine Freiheit wiedererlangen, als Truppen der deutschen Wehrmacht das SS-Bewachungskommando entwaffneten, das den Befehl erhalten hatte, ihn und viele prominente Mitgefangene noch in letzter Stunde zu liquidieren.

Trügerische Ruhe

Die Zeit von Frühjahr 1938 bis Herbst 1939 scheint für die Altenhundemer Gemeinde und Putzien insofern eine ruhigere Zeit gewesen zu sein, als keinerlei Konflikte der BK mit den Staatsbehörden sich bis auf die Ebene der Ortsgemeinde verlagert hatten; jedenfalls scheint nichts dergleichen dokumentiert worden zu sein. Dies kann allerdings nur unter Vorbehalt gesagt werden, da Unterlagen verschollen, vernichtet oder beschlagnahmt worden sein könnten. Pfarrer Putzien dürfte auch in dieser Zeit die

¹⁸⁹ GAK, Amt Kirchhundem Teil 2, Nr. 157. Aktenvermerk der Ortspolizeibehörde Kirchhundem vom 12.4.1938.

¹⁹⁰ ALK Nr. 144 (Protokollbuch).

¹⁹¹ Ebd.

¹⁹² ALK Nr. 210. Schreiben von Elsa Niemöller vom 15.4.1938.

Verlautbarungen und Fürbittlisten der BK seiner Gemeinde zur Kenntnis gebracht haben, ohne damit aber offensichtlichen Anstoß zu erregen.

Zu innerkirchlichen Auseinandersetzungen kam es indes in jener Zeit wegen des sogenannten „Treueides“. Friedrich Werner (DC), Präsident des „gleichgeschalteten“ Evangelischen Oberkirchenrates (EOK) in Berlin, der obersten Verwaltungsbehörde der altpreußischen Kirche (EKdapU), hatte im Frühjahr 1938 die Vereidigung aller Pfarrer auf den Führer angeordnet – begründet mit einem angeblichen entsprechenden Wunsch des Staates. Die Eidesformel lautete:

„Ich werde dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, treu und gehorsam sein, die Gesetze beachten und meine Amtspflichten gewissenhaft erfüllen, so wahr mir Gott helfe.“¹⁹³

Putzien verweigerte selbstredend die Unterzeichnung dieser uneingeschränkten, umfassenden Eidesformel, die einem Blankoscheck gleichkam; dem zuständigen Münsteraner Konsistorium teilte er (wie alle BK-Pfarrer) mit:

„Unter Berufung auf mein Ordinationsgelübde erkläre ich, daß ich den Treueid nach dem im Gesetzblatt der Deutschen Evangelischen Kirche angeordneten Verfahren nicht leisten kann.“¹⁹⁴

Damit gehörte Putzien (wie auch Pfarrer Koch in Olpe) zu den insgesamt 490 westfälischen Pfarrern, die vorerst den Treueid verweigerten; 127 Pfarrer, vor allem wohl DC und „Neutrale“, leisteten der Forderung Folge.¹⁹⁵

Die BK konnte auch aus der nationalen Tradition heraus keine grundsätzlichen Einwände gegen einen Eid auf das Staatsoberhaupt erheben, doch Präses D. Koch wollte diese Eidesleistung nur unter dem Vorbehalt der Prärogative des Ordinationsgelübdes der Geistlichen akzeptieren und verfasste eine entsprechende Erklärung dazu, die der altpreußische EOK widerwillig hinnahm. In dieser Erklärung vom 16. Juli 1938 hieß es:

„Er [der Eid] schliesst durch die Berufung auf Gott ein Tun aus, das wider das in der Heiligen Schrift bezeugte Gebot Gottes ist. Damit halten wir uns an das Wort des Herrn: ‚Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist‘ und an die apostolische Auslegung ‚Man muss Gott mehr gehorchen denn den Menschen‘ und ‚Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat‘.“¹⁹⁶

Eine mit diesen eindeutigen theologischen Kautelen versehene Eidesformel konnte Putzien verantworten; er unterzeichnete sie am 19. Juli 1938 und übersandte sie Präses Koch.¹⁹⁷

¹⁹³ Zitiert nach Beckmann, Jahrbuch S. 232f.

¹⁹⁴ LkA EKvW 1 (neu) Nr. 2271. Schriftliche Erklärung Putziens vom 29.5.1938.

¹⁹⁵ Gerlach-Praetorius, Angelika: Die Kirche vor der Eidesfrage. Die Diskussion um den Pfarrereid im „Dritten Reich“. Göttingen 1967. S. 125.

¹⁹⁶ LkA EKvW 1 (neu) Nr. 2271.

¹⁹⁷ Ebd.

Der Treueid selbst wurde für 30 Pfarrer der Synoden Lüdenscheid und Iserlohn ebenfalls am 19. Juli in Altena durch einen Vertreter des Konsistoriums abgenommen. Die Versammelten ließen es sich nicht nehmen, in geradezu Schwejscher Manier an den Führer und Reichskanzler folgende Adresse zu richten:

„Nachdem wir soeben den Treueid geleistet haben, bitten wir den Führer inständig, unseren Bruder Martin Niemöller aus dem Konzentrationslager zu entlassen, damit er wie wir im Dienst unserer Kirche für Führer, Volk u[nd] Vaterland seine Kräfte einsetzen kann.“¹⁹⁸

Pfarrer Dr. Putzien in Gestapohaft

Dass die lokalen nationalsozialistischen Staats- und Kommunalbehörden sowie die Parteidienststellen keine Sympathien für Pfarrer Putzien hegten, ist offensichtlich. Zu renitent hatte er sich seit der Zeit der „Machtergreifung“ verhalten und mit seinem Eintreten für die genuinen Rechte der Kirche und die Unverfälschtheit der Verkündigung mittelbar die Staatsordnung des „Dritten Reiches“ auf dem Weg über die Bekämpfung der systemtreuen „Deutschen Christen“ und der staatlich protegierten Vertreter des „Neuheidentums“ infrage gestellt. Putzien war diesbezüglich zu keinerlei Kompromissen bereit, machte aus seiner Einstellung kein Hehl und tat seine Überzeugung mit beträchtlicher Lautstärke kund. Jedermann in Altenhundem kannte ihn. Im vertrauten Kreis, so zum Beispiel mit dem Rektor der Altenhundemer Rektoratsschule, Josef Mimberg, in dem er auf einen Geistesverwandten traf, fielen Worte, von denen er später sagte:

„Hätte Herr Rektor meine Äusserungen über das 3. Reich [...] weitergegeben, ich wäre längst an den Galgen gekommen.“¹⁹⁹

Aus Sicht der örtlichen Staats- und Parteivertreter bedurfte es nur noch eines Tropfens, um das Fass zum Überlaufen zu bringen. Der unbequeme Pfarrer musste diszipliniert werden. Dies sollte im Herbst 1939 geschehen, in einer Zeit also, als der ausgebrochene Zweite Weltkrieg die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich zog und ein gemäßregelter Pfarrer nicht mehr von großer Bedeutung zu sein schien.

¹⁹⁸ AKLP Nr. C 1,15. Konzept. Rückseitig 30 Unterschriften, unter anderem von Putzien, Arning und Lücking.

¹⁹⁹ Entlastungszeugnis Putziens für Josef Mimberg vom 16.12.1945 (beglaubigte Abschrift). Familiennachlass Mimberg im Besitz seines Großneffen M. P., Olpe.

Putziens Denunzierung

Putzien war zeit seines Lebens der Überzeugung gewesen: „Konfirmandenkinder hatten ihn denunziert.“²⁰⁰ Dies ist aber nur zum Teil zutreffend, zumal ein Schriftverkehr, der zeitlich vor den von der Polizei protokollierten Vernehmungen der Konfirmanden lag – auf diese Befragungen wird noch einzugehen sein –, jene Situation deutlicher zutage treten lässt, die zu seiner Verhaftung führte.

Am 22. September 1939 ließ NSDAP-Kreisleiter Fischer die Kirchhundemer Polizeiverwaltung, also Amtsbürgermeister Dr. Hucke, wissen, Putzien solle „im Konfirmandenunterricht gegenüber den Schülern staatsfeindliche Äußerungen getan haben“. Er habe erklärt, „es würden unzählige Tränen vergossen, welche der englische Premierminister Chamberlain [...] alle in seinem Regenschirm auffange.“ Putzien sei, so Fischer, „von jeher als politischer Hetzer bekannt“ und solle, falls die Anschuldigungen zuträfen, „verhaftet und von der Geheimen Staatspolizei nach Dortmund überführt“ werden.²⁰¹ Auf welchem Weg der Kreisleiter an diese Informationen gelangt ist, kann nur vermutet werden. Die Konfirmanden, die später vernommen wurden, sind bei der Polizei nicht von sich aus in denunziatorischer Absicht initiativ geworden, denn sie wurden jeweils „vorgeladen“ oder „bestellt“. Möglicherweise haben diese Konfirmanden, die samt und sonders in der HJ waren,²⁰² ihrem Jungvolk- oder Fähnleinführer aus der (von der NSDAP ungern tolerierten) Konfirmandenunterweisung berichtet oder sind ausgeforscht worden, was dann „nach oben“ weitergemeldet wurde. Mit dieser Überlegung korrespondiert auch das Verhalten des Schülers Robert P., der dem vernehmenden Polizeibeamten berichtete:

„Ich habe die von dem Pfarrer gemachten Äußerungen unserem Fähnleinführer Schulz erzählt. Schulz sagte uns, daß er es melden würde. Wenn wir dann zu den Angaben vernommen würden, müßten wir auch dafür stramm stehen.“²⁰³

Darüber hinaus muss noch auf nicht mehr zu klärende Weise der Kaufmann Willy Knigge aus Meggen in die Denunziation verwickelt gewesen sein, denn Amtsbürgermeister Hucke befahl eine beschleunigte Vernehmung der Schüler Robert P. und Siegfried S., die nach Auskunft Knigges die inkriminierten Äußerungen Putziens bestätigen könnten.²⁰⁴

²⁰⁰ Putzien, *Gemeindeschichte* S. 25.

²⁰¹ KAO A 3706. Schreiben der NSDAP-Kreisleitung Olpe (Kreisleiter Fischer) an Polizeiverwaltung Kirchhundem vom 22.9.1939.

²⁰² Die Mitgliedschaft der vernommenen Schüler in der HJ geht aus den Polizeiprotokollen hervor.

²⁰³ KAO A 3706. Vernehmung vom 11.10.1939 durch Polizeihauptwachmeister Arens.

²⁰⁴ KAO A 3706. Vermerk („vertraulich“) des Amtsbürgermeisters Dr. Hucke vom 7.10.1938, gesandt an die Ortspolizeibehörde des Amtes Bilstein in Grevenbrück.

Die Zeugeneinvernahme der Schüler Robert P., Günter S., Siegfried S., Erwin B. und Gerhard J. (allesamt aus Meggen) fand am Mittwoch, dem 11. Oktober 1939, statt.²⁰⁵ Sie wurden unabhängig voneinander vernommen und machten im Wesentlichen ähnliche oder übereinstimmende Angaben zu den Äußerungen Putziens. B. gab unter anderem an, Putzien habe in den ersten Kriegstagen gesagt, Deutschland werde den Krieg verlieren, England ihn gewinnen und Chamberlain mit seinem Regenschirm kommen und die Tränen der Deutschen sammeln. Gerhard J. gab zu Protokoll:

„In den ersten Kriegswochen sagte er im Unterricht: ‚Es gibt Leute, die reden vom ewigen Deutschen Reich. Das ist Mumpitz und Quadderei. Es werden noch andere Schlachten als die vor Warschau geschlagen werden. Letzten Endes sind ja noch die Franzosen und Engländer da. Gott wird das Deutsche Reich wegen seiner Gottlosigkeit noch strafen. Auch werden noch viele Tränen vergossen werden, denn wir gehen einer harten Zeit entgegen.‘“²⁰⁶

Als Putzien erfahren habe, J. sei Jugendschaftsführer²⁰⁷ beim Jungvolk, habe er (so J.) geäußert: „Ihr seid ja noch keine Führer, sondern höchstens Verführer. Ihr wisst ja nicht, was unter Führung zu verstehen ist.“ Entschuldigungen für das Fernbleiben vom Kirchlichen Unterricht oder vom Sonntagsgottesdienst habe Putzien (so Robert P.) nicht gelten gelassen:

„Vor etwa 2 oder 3 Wochen hatten wir an einem Freitag die Altmateriellensammlung von dem Jungvolk durchzuführen. [...] Meine Mutter schrieb mir dann einen Zettel, daß ich wegen der Sammlung an dem Unterricht nicht hätte teilnehmen können. Hierauf sagte der Pfarrer, das sei keine Entschuldigung, der Unterricht ginge vor.“²⁰⁸

Sämtliche Jungen wiesen darauf hin, dass Putzien nicht mit dem „Deutschen Gruß“, also mit „Heil Hitler“, begrüßt werden wollte und auf einen solchen immer mit „Guten Tag“ geantwortet habe.

Am 12. Oktober 1939 sandte der Elspe Polizeihauptwachmeister Arens²⁰⁹ den Vorgang mit den Zeugenaussagen an den Amtsbürgermeister in Grevenbrück, der ihn am selben Tag an den Kirchhundemer Amtsbürgermeister weiterreichte und mit dem Vermerk versah:

„Da die Schüler dem Sinne nach alle das Gleiche bekunden, bestehen an der Richtigkeit der Aufgaben [muss heißen: Angaben] m[eines] E[rach-

²⁰⁵ KAO A 3706. Dasselbst alle Protokolle der Zeugenvernehmungen. Gerhard J. und Erwin B. wurden durch den Hilfspolizeibeamten Kratzenberg, Günter S. und Robert P. durch Polizeihauptwachmeister Arens vernommen.

²⁰⁶ KAO A 3706.

²⁰⁷ Der Jugendschaftsführer hatte die Verantwortung für zwölf Jungen. Näheres bei: <http://www.kollektives-gedaechtnis.de/texte/vor45/hjugend.html>.

²⁰⁸ KAO A 3706.

²⁰⁹ Nicht identisch mit dem Gendarmeriewachmeister Ahrens. Die Polizeibehörde in Elspe war für diese Zeugenvernehmung zuständig, da Meggen zu deren Bereich gehörte. Die Kirchhundemer Polizeibehörde war für Altenhundem zuständig.

tens] keine Zweifel. Aus diesem Grunde und um die Inschutzhaftnahme nicht länger hinauszuzögern[,] ist von der Vernehmung weiterer Zeugen einstweilen abgesehen worden.“²¹⁰

Wie sind die Aussagen der Schüler zu bewerten? Zweifellos – dies geht aus allen Vernehmungen hervor – hat sich Putzien in seinem Gebaren und seinen Äußerungen gegenüber den Konfirmanden höchst ungeschickt verhalten. Dabei ist allerdings zu beachten, dass es sich – und dies geht indirekt aus den Zeugenbefragungen hervor –²¹¹ bei einigen von ihnen um disziplinlose und schwierige Jungen gehandelt hat, die sehr bewusst ihre Mitgliedschaft in der HJ gegenüber dem Pfarrer ausspielten, nicht zuletzt deshalb, um diesen zu reizen und auch zu ärgern.²¹² Dabei mögen sie auch bewusst oder unbewusst Putziens Formulierungen tendenziell einen politisch negativ konnotierten Sinn beigelegt haben. Putzien hat sich durch eine solche Verhaltensweise provozieren lassen und wird dem einen oder anderen der sich fleghaft und herausfordernd benehmenden Jungen auch Ohrfeigen verpasst und sie verbal attackiert haben.²¹³ Interessant ist, dass die Zeugen samt und sonders aus dem ausgesprochen proletarischen Milieu Meggens stammten und wohl über ihre Elternhäuser kirchenkritisch ausgerichtet waren. Von Schwierigkeiten Putziens mit Konfirmanden aus anderen Ortschaften gibt es keine Nachricht.

Putzien hat sich im Rahmen der beschränkten Möglichkeiten in einem totalitären Staat zusammen mit der Gemeindeschwester um eine intensive Jugendarbeit in seiner Gemeinde gekümmert. Dabei waren ihm von Staats wegen zahlreiche Aktivitäten untersagt wie etwa Wanderungen, Fahrten, Zeltlager usw., die samt und sonders der Hitlerjugend vorbehalten waren. Dass auf diesem Hintergrund manche Konfirmanden den Kirchlichen Unterricht nicht als sonderlich attraktiv betrachtet haben, ist verständlich, doch gehörte die Konfirmation als unbestrittener „rite des passage“ hin zur Erwachsenenexistenz auch in der Zeit des „Dritten Reiches“ zum üblichen protestantischen Lebensvollzug.

²¹⁰ KAO A 3706.

²¹¹ Siehe die folgende Anmerkung.

²¹² KAO A 3706. Polizeiliche Vernehmung des Schülers Erwin B., in der dieser angab: „Ferner hat er [Putzien] uns [...] den Gruß ‚Heil Hitler‘ verboten und gesagt, wir sollten: die Mütze abnehmen und ‚Guten Tag‘ sagen. Da wir nun erst recht mit ‚Heil Hitler‘ grüßten, schlug er uns. Ich habe selbst unzählige Schläge mit seiner Hand an meinem Kopf erhalten.“

²¹³ KAO A 3706. Polizeiliche Vernehmung des Schülers Günter S., in der dieser ausführte: „Wohl habe ich schon mal eine Ohrfeige erhalten, weil ich während des Unterrichts gesprochen hatte. Ein andermal auch, weil ich ihm Widerworte gegeben hatte.“ Polizeiliche Vernehmung des Aufbauschülers Gerhard J.: „Es vergeht auch keine Unterrichtsstunde [im Konfirmanden- oder im schulischen Religionsunterricht?], in der er nicht von der Religion zur Politik überspringt und hier ca. eine Viertelstunde darüber redet. Wenn ihm nun ein Schüler etwas widerlegen wollte, so jagte er diesen sofort hinaus und schloß das Unterrichtszimmer ab.“

Insbesondere die Konfirmationen selbst gestaltete Putzien in einer Weise, dass der Gegensatz zur Staatsideologie signifikant hervorgehoben wurde – nicht unbedingt zum Wohlgefallen etlicher dem System mehr oder minder zugeneigter Gemeindeglieder und ganz gewiss nicht im Sinne der NSDAP, die davon Kenntnis genommen haben dürfte:

„Die Konfirmandenprüfungen [wurden] jedes Jahr in der Weise gehalten, daß die großen, christlichen Grundwahrheiten den Eltern und der versammelten Gemeinde missionarisch durch die Kinder vorgehalten und bezeugt und die Irrlehren der damaligen Zeit gebrandmarkt wurden.“²¹⁴

Es verwundert, dass Putzien nicht die Konsequenzen bedacht hat, die sich für ihn, seine Frau und seine mittlerweile fünf Kinder aus seinem gesamten Verhalten ergeben könnten. Zumindest musste er damit rechnen, dass systemkritisch zu interpretierende Äußerungen interessierten Stellen hinterbracht würden. Putzien war an sich klug genug, den totalitären Charakter des „Dritten Reiches“ zu erkennen, doch hat er wohl nicht bedacht, dass manche seiner Formulierungen missverständlich waren und gezielt gegen ihn Verwendung finden könnten. Solange er „nur“ die „Deutschen Christen“ und das „Neuheidentum“ in den Blick nahm und gegen sie predigte und argumentierte, war es schwierig, ihm ein staatsabträgliches Verhalten anzulasten. Mit seinen Äußerungen im Konfirmandenunterricht hatte er aber eine Grenzlinie überschritten, die es möglich machte, gegen ihn vorzugehen und ihn abzustrafen.

Warnungen im Vorfeld seiner Inhaftierung hat Putzien in den Wind geschlagen. Sein Grevenbrücker Kollege Konrad Pook²¹⁵ berichtete in einem Brief am 22. November 1939 seinem Amtskollegen Theodor Brandt²¹⁶, Pfarrer an der Dortmunder Reinoldikirche:

„Die Altenhundemer Gemeindegewister [Elsa Mann] hat Br[uder] P[utzien] in den letzten Wochen vor seiner Verhaftung wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß etwas gegen ihn im Gange sei, sie wies ihn auch darauf hin, *worum* es sich nach den Gerüchten handeln sollte. Br[uder] P[utzien] hat dann immer wieder geantwortet, daß der Gebrauch solch sinnloser politischer Äußerungen für ihn überhaupt nicht in Frage komme, am allerwenigsten im kirchlichen Unterricht.“²¹⁷

Die Konsequenzen für Putzien, die sich aus den Vernehmungen letztlich ergeben haben, waren für die Konfirmanden wohl kaum vorhersehbar. Eine mögliche KZ-Haft für den Pfarrer mit all den furchtbaren Begleitumständen dieser Haft lag außerhalb des Vorstellungsvermögens jener drei-

²¹⁴ Putzien, Gemeindegeschichte S. 24f.

²¹⁵ *1909 Wesermünde-Lehe, †1987 Herne; s. Bauks, Pfarrer Nr. 4842. Bauks gibt das Todesjahr fehlerhaft an. Freundliche Mitteilung LkA EKvW vom 29.10.2015.

²¹⁶ *1890 Kaiserslautern, †1981 Bad Salzfl. Freundliche Mitteilung LkA EKvW vom 29.10.2015.

²¹⁷ ALK Nr. 1. Schreiben von Pastor Pook an Brandt vom 22.11.1939. Sperrung im Original.

zehn- bis vierzehnjährigen Jungen. Für sie war Putzien jemand, der nicht in die neue Volksgemeinschaft passte, der dem starken Führerstaat, dem neuen Deutschen Reich „der Größe und der Ehre und der Kraft und der Herrlichkeit und der Gerechtigkeit“²¹⁸ nichts abzugewinnen vermochte und deswegen von der Obrigkeit zur Rechenschaft gezogen werden sollte. Einer physischen Drangsalierung oder Vernichtung des Pfarrers hätten sie wohl kaum die Hand gereicht.²¹⁹

Dr. Hucke war sichtlich erfreut, endlich belastendes Material über den Pfarrer in den Händen zu halten, und übersandte es der Dortmunder Gestapo noch am Samstag, 14. Oktober 1939, mit der Bitte,

„der Außenstelle [der Geheimen Staatspolizei] Siegen [...] die Ermittlungssache [...] sofort mit dem Auftrage zu übersenden, die verantwortliche Vernehmung und die Inschutzhaftnahme des Putzien durchzuführen.“²²⁰

An den Landrat richtete Hucke mit gleichem Datum folgendes Schreiben:

„Von den [...] Ermittlungsvorgängen überreiche ich anliegend Abschrift in 5facher Ausfertigung. 2 Abschriften sind heute der Stapo Dortmund und 1 Abschrift ist der Kreisleitung der NSDAP. in Olpe unmittelbar übersandt worden.“²²¹

Landrat Evers war wegen der unmittelbaren Übersendung der Unterlagen an die Gestapo höchst ungehalten und sah sich vor vollendete Tatsachen gestellt: Dr. Hucke hatte den Dienstweg nicht eingehalten! Evers schrieb daher mit seinem großen blauen Stift in seiner fast unleserlichen Handschrift quer über das Blatt:

„Das unmittelbare Übersenden soll aufhören. Es muß zum mindesten mir in der Sache *vorher* telef[onisch] Mitteilung gemacht werden. Ich halte ein scharfes Durchgreifen durch die Stapo für notwendig. E[vers].“²²²

Die Dortmunder Gestapo handelte dann umgehend. Aufgrund der ihr übersandten Unterlagen und der von ihr aufmerksam registrierten bisherigen Geschehnisse um Pfarrer Putzien verhaftete sie diesen am Mittwoch, 18. Oktober 1939, in seinem Pfarrhaus und verbrachte ihn nach Dortmund. Im Haftbuch des Polizeipräsidiiums findet sich die Eintragung:

²¹⁸ Adolf Hitler am 10. Februar 1933 im Berliner Sportpalast.

²¹⁹ Putziens Tochter, Frau Dorothea Jens, Lüdenscheid, ist der festen Überzeugung, dass die erwähnten Konfirmanden keinesfalls eine Drangsalierung oder Vernichtung des Pfarrers beabsichtigen wollten. Sie kennt die seinerzeitige Situation sowohl aus eigener Erinnerung als auch aus der familiären Überlieferung (Gespräch mit Vf. am 10.1.2016).

²²⁰ KAO A 3706. Amtsbürgermeister Dr. Hucke an Gestapo Dortmund vom 14.10.1939. Der Dienstweg über den Landrat wurde nicht eingehalten.

²²¹ KAO A 3706. Eingangsvermerk des Landrats vom 16.10.1939.

²²² KAO A 3706. Unterstreichungen im Original.

„Tag der Verhaftung: 18.10., 16.20 Uhr [...] Ursache der Verhaftung: politisch, staats[eindliche] Äusserungen“.²²³

Von seiner Frau konnte Putzien sich nicht mehr verabschieden, sie war verweist.²²⁴

Verantwortlichkeiten

Von den Personen, die für die Verhaftung Putziens verantwortlich waren, ist zuerst *Bürgermeister Dr. Siegfried Hucke* zu nennen. Er war ein völlig überzeugter Nationalsozialist, in der Bevölkerung nicht gelitten, besaß kein politisches Augenmaß, war für sein Amt zu jung, ohne ausreichende Erfahrung und nur von dem Gedanken beherrscht, die NS-Ideologie in seinem Verantwortungsbereich, das heißt im Amt Kirchhundem, effektiv umzusetzen. Dabei galt es, Störenfriede auszuschalten, hier den evangelischen Pfarrer. Dieser Charakterisierung entspricht, dass Hucke neben seinem Bürgermeisterposten auch noch „Vorsitzender des Kreisparteigerichts“ war.²²⁵ Sein direkter Schriftverkehr mit der Gestapo zeugt davon, dass er mit seinem ambitionierten Verhalten sogar willens war, den Landrat als vorgeordnete Behörde zu überspielen.²²⁶

Kreisleiter Wilhelm Fischer wollte Putzien ebenfalls als ein störendes Element entfernt wissen. Ihm war bewusst, dass dies leichter zu bewerkstelligen war als bei einem katholischen Geistlichen, dessen Verfolgung eine Rebellion der Gläubigen zur Folge gehabt hätte. Als jedoch Fischer realisierte, dass Putzien Schlimmes zu gewärtigen hatte, versuchte er, dies zu verhindern. Auf seine Initiative wird später hinzuweisen sein. Blut wollte er jedenfalls nicht an seinen Händen haben, so rabiater auch in Einzelfällen sein mochte. Was Fischer an Putzien maßlos geärgert haben wird, war dessen Ablehnung des „Deutschen Grußes“, denn Fischer war ein fanatischer Befürworter desselben und sollte dies sogar 1942 in einer kleinen Schrift energisch kundtun.²²⁷

²²³ LA Polizeipräsidium Dortmund Nr. 1418 (Haftbuch).

²²⁴ So Pastor Pook an Pfarrer Brandt vom 22.11.1939; ALK Nr. 1.

²²⁵ Adreßbuch Kreis Olpe 1938, S. X.

²²⁶ Die Charakterisierung Huckles ergibt sich aus dessen Verhalten im Fall Putzien, aus dem Verfolgungsverlangen gegen den ehemaligen Zentrumsolitiker Josef Schmelzer (Oberhundem) (siehe unten Anm. 231) und aus den Ausführungen in Vormberg, Martin: Die neuere Geschichte des Kirchhundemer Landes – von 1816 bis 1994. In: Becker/Vormberg, Kirchhundem, dort S. 310-321, S. 329-339, S. 344-358.

²²⁷ Zur Charakterisierung von Person und Verhalten des Kreisleiters Wilhelm Fischer ist auf die ausführliche Publikation des Verfassers zu verweisen: Thieme, Hans-Bodo: Der Olper NSDAP-Kreisleiter Wilhelm Fischer (1906–1965). Eine biographische Skizze. In: Wermert, Josef (Hg.): Olpe in Geschichte und Gegenwart (Jahrbuch des Heimatvereins für Olpe und Umgebung 20). Olpe 2012. S. 13-134. Nachweislich hat Fischer im Kreis Olpe die Hinrichtung zweier polnischer Zwangsarbeiter ver-

Letztlich ist als verantwortlicher Amtsträger Landrat Dr. Herbert Evers zu nennen. Hücke hatte ihn zwar übergangen, aber es wäre dem Landrat nicht unmöglich gewesen, die Verhaftung zu sistieren, Putzien zu sich zu zitieren und ihm unter vier Augen oder auch im Beisein des Kreisleiters „den Kopf zu waschen“, für den Fall andauernder Widersetzlichkeit mit Schutzhaft zu drohen, aber zwischenzeitlich die Sache auf Eis zu legen. Das hätte Putzien wahrlich verstanden. Wenn es um evangelische Geistliche ging, zeigte sich Evers hart und kompromisslos. Das musste auch der Grevenbrücker Vorgänger von Pastor Pook, Pastor Hans Wendt (in Grevenbrück von 1934 bis 1936)²²⁸, erfahren, dessen Verhalten Evers wiederholt der Gestapo zur Kenntnis gebracht hatte.²²⁹ Ob Evers generell Aversionen gegen evangelische Geistliche gehegt hat, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden, ist aber keinesfalls ausgeschlossen. Auf jeden Fall wird Evers deren geistige und geistliche Unabhängigkeit irritiert haben. Nicht einmal in eine festgefügte und damit berechenbare kirchliche Hierarchie waren sie eingebunden und daher bei Widerspenstigkeit und politischer Unbotmäßigkeit nicht leicht zu disziplinieren. Evers muss eine gewisse Kenntnis über den Protestantismus gehabt haben, denn er kam aus einem konfessionsverschiedenen Elternhaus. Evers' Vater war evangelisch und hatte bestimmt, nach seinem Tod – er starb bei einer Explosion in der Dynamitfabrik Grevenbrück am 13. September 1929 – auf dem evangelischen Kirchhof in Altenhundem, also neben dem Gotteshaus, in dem Putzien wirken sollte, zur letzten Ruhe gebettet zu werden.²³⁰

War es für Evers opportun, verhinderte er die Verfolgung Andersdenkender, so – auch gegen den Widerstand Huckes – die des ehemaligen Oberhundemer Zentrumsolitikers Josef Schmelzer, zumal dieser vor Evers und im Beisein von Kreisleiter Fischer und SA-Standartenführer Georg politische Abstinenz geschworen und sich auch daran gehalten hatte.²³¹ Ein ähnlich konziliantes Verhalten Evers' ist gegenüber dem katholischen Pfarrer Wilhelm Sondermann (in Grevenbrück von 1934 bis 1949) zu berichten, der in Evers' Heimatgemeinde Dienst tat. 1935 vor dem Sondergericht Dortmund – es tagte in Grevenbrück – wegen Vergehens gegen das Heimtückegegesetz angeklagt, wurde Sondermann aufgrund der für ihn ausgesprochen entlastenden Zeugenaussage des Land-

hindert und zu Kriegsende in Unna dafür gesorgt, dass zwei Volkssturm-Kompanien nicht in einen sinnlosen Endkampf geführt wurden.

²²⁸ *1906 Asemissen, †1941 (gefallen in Russland); s. Bauks, Pfarrer Nr. 6795.

²²⁹ Thieme, Hans-Bodo: Herbert Evers. Landrat des Kreises Olpe von 1933 bis 1945. Ein politisches Leben in Widersprüchen (Schriftenreihe des Kreises Olpe 29). Olpe 2001. S. 139-143.

²³⁰ Sauerländisches Volksblatt vom 17.9.1929; Evangelische Kirchengemeinde Grevenbrück. Bestattungsregister: Sterbeeintrag vom 16.9.1929. Beisetzung durch Pfarrer Hoos (Altenhundem).

²³¹ Thieme, Fischer S. 40-50.

rats freigesprochen, obwohl die Staatsanwaltschaft eine Gefängnisstrafe von fünf Monaten beantragt hatte.²³²

Das Schicksal von Dr. Putzien war für den Landrat ohne jegliches Interesse – Evers ließ den Pfarrer ins offene Messer laufen.

Gestapohaft

Die für den Regierungsbezirk Arnsberg zuständige Behörde der Geheimen Staatspolizei befand sich in Dortmund. Dorthin wurden alle Personen überstellt oder vorgeladen, bei denen Ermittlungsbedarf bestand, weil sie sich wegen staats- oder systemabträglichen Verhaltens verdächtig gemacht hätten und vernommen werden sollten. Das Gebäude in der Steinstraße, auch „Steinwache“ genannt, war ursprünglich ein normales Polizeigefängnis, in das aber nach 1933 in zunehmendem Maße von der Gestapo verhaftete Personen verbracht wurden und in dem auch verhört und gefoltert wurde. Vernehmungen und – gegebenenfalls – Folterungen fanden auch in der eigentlichen Gestapo-Dienststelle in Dortmund-Hörde, Benninghofer Straße 16, statt. Der für den jeweiligen Fall zuständige Gestapobeamte erstellte am Ende der sich auch über längere Zeit hinziehenden Vernehmungen einen Schlussbericht und versah ihn mit einem Strafvorschlag: Verwarnung, kurzfristige Haft oder Einweisung in ein KZ.²³³

Pfarrer Putzien wurde im Polizeigefängnis Steinstraße inhaftiert,²³⁴ was den Vorteil hatte, dass seine Bewacher „normale“ Vollzugsbeamte waren und keine Gestapoangehörigen. Bereits einen Tag nach seiner In-schutzhaftnahme wurde er zu den Vorwürfen ausführlich zu Protokoll vernommen.

Hinsichtlich der Verwendung des „Deutschen Grußes“ äußerte sich Putzien dahingehend, dass er keinen Schüler wegen der Verwendung des Grußes geschlagen habe:

„Über die Anwendung des Deutschen Grusses vertrete ich folgenden Standpunkt: Der Deutsche Gruss ist der amtliche Gruss. Ich kann demzufolge auch meine Konfirmanden mit ‚Guten Tag‘ grüssen. Bei Behörden wende ich stets den Deutschen Gruss an.“

Hinsichtlich der Sache mit Chamberlain und dessen Regenschirm erklärte Putzien, dass er auf einem Schülerzetteln Chamberlain mit Regenschirm

²³² Thieme, Evers S. 138f.

²³³ Nach der Aussage des vormaligen Dortmunder Kriminalkommissars bei der Gestapo Wilhelm Gilbrich vom 22.9.1961 vor den Ermittlungsbehörden im Fall der Hinrichtung des polnischen Staatsbürgers Stanislaus Komakowski im Jahr 1942. LA Staatsanwaltschaft Dortmund, Nr. 1234, Bd. 2/251.

²³⁴ ALK 1. Rundschreiben Superintendent Arning vom 9.11.1939.

gezeichnet gesehen habe. Putziens Kommentar vor den Konfirmanden lautete nach seinen Angaben:

„Mit dem Regenschirm will sicherlich Chamberlain die Tränen auffangen, die in diesem Kriege vergossen werden.“

Putzien bestritt vehement, von einer Niederlage Deutschlands und einem Sieg Englands gesprochen zu haben, wohl aber äußerte er, dass wir in diesem Krieg „sehr viele Menschen verlieren werden.“ Seine Kritik an der gängigen Redewendung vom „ewigen deutschen Reich“ begründete Putzien damit,

„dass nur das Reich Gottes ewig ist, im Gegensatz zu Deutschland. Ferner gebe ich zu, gesagt zu haben, dass Gott das Deutsche Reich wegen seiner Gottlosigkeit noch strafen würde. Weiterhin habe ich gesagt, dass noch andere Schlachten als die vor Warschau geschlagen werden, da ja auch noch die Franzosen und Engländer da sind.“

Putzien muss inzwischen klargeworden sein, dass er sich auf ganz dünnem Eis bewegte und die Vernehmung samt Zeugenaussagen tendenziell auf die Feststellung eines defätistischen, den Wehrwillen Deutschlands schwächenden Verhaltens hinauslaufen könnte. Von daher versuchte er, durch eine salvatorische Formulierung zu retten, was zu retten war:

„Ich sehe ein, dass ich während des Unterrichts die Politik nicht erwähnen durfte, da ich durch meine getanen Äusserungen [...] Missverständnisse und Zweideutigkeiten hervorgerufen habe. Ich werde in Zukunft politische Äusserungen unterlassen. Zum Schluss will ich noch extra betonen, dass ich durch diese getanen Äusserungen niemals meine staatsablehnende Einstellung den Kindern gegenüber zum Ausdruck bringen wollte.“²³⁵

Ob diese Vernehmung die einzige war, die Putzien überstehen musste, kann nicht gesagt werden. Ermittlungstaktisch war es indes sinnvoll, den Inhaftierten in zeitlichen Abständen nochmals zu den zu untersuchenden Vorwürfen zu vernehmen, um mögliche Divergenzen in den Aussagen zu erheben und so die Wahrheit herauszuschälen. Da die Gestapo dem Landrat auf dessen Ersuchen vom 1. November 1939²³⁶ das Verhörprotokoll (und nur dieses) zugeleitet hatte, kann davon ausgegangen werden, dass zwischenzeitlich auf dem Vernehmungswege keine substantiell neuen Erkenntnisse hatten gewonnen werden können. Jedenfalls sind dem Landrat keine weiteren Protokolle übermittelt worden. Im Übrigen war die Gestapo an der Feststellung der Fakten nur höchst sekundär interessiert – anderenfalls hätte sie bei den Konfirmanden weitere Zeugenvernehmungen durchführen lassen müssen, um Unstimmigkeiten und Widersprüche aufzuklären. Sie hatte den missliebigen Pfarrer hinter Schloss

²³⁵ KAO A 3706. Vernehmungsprotokoll vom 19.10.1939. Kopie des Landrats.

²³⁶ KAO A 3706. Schreiben des Landrats an die Gestapo Dortmund vom 1.11.1939 (Paraphe von Evers).

und Riegel gebracht und dachte nicht daran, ihn bald wieder laufenzulassen.

Zu den Geflogenheiten der Gestapo gehörte es, den Inhaftierten zu isolieren, ihn also in Einzelhaft zu nehmen, um ihn zu zermürben und aussagebereit zu machen. Aus diesem Grund lehnte die Gestapo in Dortmund bis auf wenige Ausnahmen Besuche bei Putzien ab. Pastor Pook aus Grevenbrück, der sich sehr bemühte, Putzien und dessen Familie in dieser ausgesprochen schwierigen Situation zu helfen, berichtete Jahrzehnte später:

„Daß Bruder Putzien in der Gefangenschaft so wenig Besuch bekam, lag keineswegs an der Feigheit der Amtsbrüder. Man wurde einfach nicht zugelassen in der Dortmunder Gestapo-Haftanstalt.“²³⁷

Zu Mitgefangenen konnte Putzien keinen Kontakt aufnehmen; die an sich üblichen Hofgänge wurden ihm nicht gewährt.²³⁸ Ein ehemaliger Mithäftling, Kaufmann Albert Schmidt aus Altenhundem, berichtete 1953:

„Wie mir bekannt ist, hat Herr Pastor Dr. Putzien die strengste 10wöchentliche Einzelhaft verbüßen müssen, wobei er nicht einmal richtige und genügende Ernährung erhielt.²³⁹ Durch besondere Gunst und Fügung konnte ich ihm jedoch mitunter Lebensmittelzuwendungen machen.“²⁴⁰

Selbstredend setzten Frau Putzien und Pastor Pook sofort Superintendent Arning und die westfälischen BK-Amtsbrüder von der Verhaftung in Kenntnis. Theodor Brandt, Dortmunder Pfarrer an der Reinoldikirche, suchte Kontakt zur Gestapo und berichtete Pook in einem kurzen Schreiben vom 27. Oktober 1939:

„Der Beamte (Sachbearbeiter Seidel) erlaubt *vorläufig* noch keinen Besuch. Aussagen im Konf[irmanden]Unt[erricht], von Br[uder] P[utzien] bestätigt, wie S[eidel] sagte, der freund[lich] Bibel und Gesangbuch erlaubt. Ich sandte sie heute. Hoffentlich leiteten Sie alle Schritte ein (Präses [Koch], [BK-Pfarrer Ludwig] Steil u[nd] a[ndere]).“²⁴¹

Dass der Gestapobeamte die Erlaubnis gab, Putzien Bibel und Gesangbuch zukommen zu lassen, zeigt zumindest, dass Putzien keinen un-

²³⁷ ALK Nr. 1. Schreiben von Pastor Pook an Pfarrer Möllhoff vom 1.11.1982.

²³⁸ LA Regierung Arnsberg, Wiedergutmachungen Nr. 29595. Erklärung des Mitinhaftierten Albert Schmidt, Altenhundem, vom 30.6.1953 (beglaubigte Abschrift vom 2.7.1953).

²³⁹ Putzien spricht über seinen Gefängnisaufenthalt in einem Schreiben vom 21.6.1954, er nennt sich selbst in der 3. Person Singular: „Er verlor im Gefängnis einen Vorderzahn durch Beißen auf einen harten Brotkamen, durfte dann in Begleitung eines Bewachungsmannes mehrere Male zu einem Zahnarzt in Dortmund sich in Behandlung nehmen lassen“. LA Regierung Arnsberg, Wiedergutmachungen Nr. 29595.

²⁴⁰ LA Regierung Arnsberg, Wiedergutmachungen Nr. 29595. Erklärung des Mitinhaftierten Albert Schmidt, Altenhundem, vom 30.6.1953 (beglaubigte Abschrift vom 2.7.1953).

²⁴¹ ALK Nr. 1. Schreiben von Pastor Brandt an Pastor Pook vom 27.10.1939.

menschlich verschärften Haftbedingungen ausgeliefert war. Ob des Beamtens Aussage, Putzien habe die Vorwürfe eingeräumt, zutrifft oder nur eine Finte darstellte, kann nicht entschieden werden.²⁴²

In dieser ziemlich aussichtslosen Situation unternahmen Frau Putzien und der mit der Familie befreundete Pastor Birker²⁴³, Begründer des Martinswerks in Dorlar bei Schmallenberg, einen denkbar problematischen, außerordentlich unklugen Schritt. Sie suchten am 1. November 1939 Landrat Dr. Evers auf und baten um Auskunft in der Verhaftungsangelegenheit. Laut eines längeren amtlichen Aktenvermerks wurde „den Erschienenen [...] erklärt, dass [...] die Verhaftung [...] erfolgt sei wegen Äusserungen im Unterricht, aus denen [auf] eine gegensätzliche Einstellung [Putziens] zur Regierung zu schliessen sei.“²⁴⁴ Birker wies darauf hin, dass nach einer Information vom Altenhundemer Ortsgruppenleiter Schmidt, die er, Birker, bekommen habe, die Jungen, die die Äußerungen Putziens weitergegeben hätten, „keinen guten Ruf“ genössen. Frau Putzien suchte die beiden Brüder P. (obwohl nur Robert P. vernommen worden war) als Kleinkriminelle hinzustellen, die „schon wegen Apfeldiebstahls einmal festgenommen worden seien, [während] der ältere Bruder schon wegen Diebstahls Gefängnis erhalten habe.“ Frau Putzien und Pastor Birker waren sich wohl nicht darüber im Klaren, dass sie mit ihren Aussagen die Gestapo mittelbar beschuldigten, sich bei der Verfolgung von Putzien – wissentlich oder auch ohne die Sachlage hinreichend geprüft zu haben – unglaublicher Kleinkrimineller zu bedienen und klärungsbedürftige Sachverhalte nicht weiter zu untersuchen.

Evers scheint über den Besuch von Frau Putzien und Pastor Birker irritiert gewesen zu sein; er konnte sich darauf keinen Reim machen, denn „auf die Frage, welchen [!] Zweck von den Erschienenen aus der Unterredung heraus beabsichtigt sei, erklärten die Erschienenen, sie möchten jedenfalls ihre Meinung zum Ausdruck bringen und dann bitten, dass zum mindesten die Frau [Putzien] [...] einmal selbst mit der zuständigen Stelle sprechen dürfe“.²⁴⁵

²⁴² Da die eingeräumten Vorwürfe nicht konkretisiert worden sind, kann nicht entschieden werden, ob damit sämtliche Vorwürfe gemeint waren. Bekanntlich hatte Putzien die Vorwürfe nur zum Teil eingeräumt. Möglicherweise sollte bei Pfarrer Brandt der Eindruck erweckt werden, Putzien habe alles ihm Vorgeworfene zugegeben.

²⁴³ *1907 Langensalza, †1969 Schmallenberg-Dorlar. Freundliche Mitteilung LkA EKvW vom 29.10.2015. Zu Birker s. Burkardt, Johannes: [Art.] Birker, Alfred, Emil („Friedel“). In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon XIX (2001), Sp. 52-54 (online-Ausgabe). Über die Freundschaft von Birker und der Familie Putzien berichtete Frau Dorothea Jens in ihrem Gespräch mit dem Vf. am 21.9.2015.

²⁴⁴ KAO A 3706. Aktenvermerk des Landrats (zur Kenntnisnahme an die Gestapo Dortmund am 1.11.1939 weitergereicht).

²⁴⁵ Ebd.

Damit waren beide natürlich an der völlig falschen Adresse, denn zum einen hatte die Gestapo die Hand auf Putzien und nicht der Landrat, und zum anderen (dies wussten Frau Putzien und Birker indes nicht) war gerade der Landrat sehr daran interessiert, Putzien für lange Zeit aus dem Verkehr gezogen zu wissen.²⁴⁶

Evers übersandte der Gestapo den umfangreichen Aktenvermerk über die Unterredung und bat gleichzeitig darum, ihm eine Abschrift des Verhörprotokolls (vom 18. Oktober 1939) zu überlassen, was dann auch mit Datum vom 9. November 1939 erfolgte.²⁴⁷

Offensichtlich betrachtete die Gestapo nunmehr die Angelegenheit „Putzien“ als hinreichend ermittelt und teilte dementsprechend dem Olper Landrat im gleichen Schreiben mit: „Gegen Putzi[e]n wurde beim Reichssicherheitshauptamt Berlin Schutzhaft beantragt.“²⁴⁸ Dies bedeutete nichts anderes, als dass Putzien in absehbarer Zeit auf unbestimmte Dauer in ein Konzentrationslager überstellt werden sollte. Wie ernst sich die Dinge zwischenzeitlich gestalteten, kann man einer kurzen Notiz entnehmen, die Pfarrer Theodor Brandt seinem Grevenbrücker Kollegen am 12. November 1939 sandte:

„Lieber Bruder Pook, außer Bibel und Gesangbuch gelang mir nichts mehr – auch kein wiss[enschaftliches] Buch, um das er mich bat. [...] Wir müssen viel beten, daß unser Br[uder] die innere Kraft behält und nicht weich oder mürbe wird.“²⁴⁹

In der Haft hatte Putzien die Möglichkeit, einen sehr beschränkten Postverkehr zu führen. Zwei Briefe Putziens an den zuständigen Superintendenten Arning sind überliefert. Der erste Brief datiert vom Reformations-tag 1939.²⁵⁰ In ihm schreibt Putzien:

„Morgen bin ich 14 Tage hier. Es ist alles so ganz plötzlich und unerwartet gekommen. Die Verkündigung der Kirche in Predigt und Unterricht stößt doch in unseren Tagen auf ein furchtbares Unverständnis. Die Konf[irmanden]kinder sind zur Zeit vollkommen unfähig, Glaubensdinge der Kirche im Zusammenhang zu hören, geschweige denn in sich aufzunehmen. [...] Ich lese und lerne nun viel die Glaubenslieder unserer Kirche. Was für ein Schatz von Trost ist doch in ihnen enthalten!“

²⁴⁶ Landrat Evers war sehr daran gelegen, im Ostteil des Kreises Olpe einen „Unruheherd“ zu beseitigen und damit Zweifeln an seiner effizienten nationalsozialistischen Verwaltung vorzubeugen.

²⁴⁷ KAO A 3709. Schreiben der Staatspolizeistelle Dortmund an Landrat vom 9.11.1939 (nebst Verhörprotokoll als Anlage).

²⁴⁸ Ebd.

²⁴⁹ ALK Nr. 1. Schreiben von Pastor Brandt an Pastor Pook vom 12.11.1939.

²⁵⁰ Fotokopie bei der Tochter von Putzien, Frau Dorothea Jens, Lüdenscheid, die dankenswerterweise diese Kopie dem Vf. zugänglich gemacht hat. Original verschollen.

Putzien tröstete sich und ließ sich trösten von einer Zentralaussage des Römerbriefs: „Was mich anbetrifft, so bin ich ruhig und getrost. Ich halte es mit Röm[er] 8,28.“²⁵¹

Der zweite Brief datiert vier Wochen später und gewährt einen sehr begrenzten Einblick in Putziens seelische Situation und in den Haftalltag:²⁵²

„Dortmund, den 28. Nov[ember] [19]39.

Sehr geehrter Herr Superintendent [Arning]!

Herzlichst danke ich Ihnen für Ihre Segenswünsche zu meinem Geburtstage. Auf den Segen von oben bin ich in meiner Lage ganz besonders angewiesen, sonst würden die Anfechtungen über mich Herr werden. Es freut mich zu hören, daß man auch im amtsbrüderlichen Kreise herzlich meiner gedenkt. Ich bitte Sie, bei der nächsten Konferenz den Amtsbrüdern allen meinen Dank und meinen Gruß zu übermitteln, besonders auch Bruder [Johannes] Thomae²⁵³, [Wilhelm] Sichtermann²⁵⁴ & Pook, die an mich persönlich geschrieben haben und denen ich nicht allen erwidern kann, weil ich nur beschränkte Schreibmöglichkeit habe. Daher kommt es auch, daß ich Ihnen erst heute schreibe und nicht schon vor 8 Tagen, denn nur am Dienstag darf geschrieben werden[,] und zwar in beschränkter Weise an die nächsten Angehörigen. Daß ich auch einen Brief schreiben kann, und nicht auf Postkarte, und daß ich auch an andere schreiben kann, bedeutet schon eine Vergünstigung[,] für die ich gewiß dankbar sein will. – Das Lied 209²⁵⁵, auf das Sie mich hinwiesen, paßt wirklich gut in meine Lage. Ich habe es sofort meinem Gedächtnis einverleibt. Sie schrieben, daß Sie nach Altenhudem wollten. Hoffentlich haben Sie Ihr Vorhaben inzwischen wahrgemacht. Meine Frau ist sehr auf Trost angewiesen. Das brauche ich nicht näher zu begründen. Dazu kommt, daß meine Frau, wie mir hier in Dortmund eingefallen ist, in den letzten 4 1/2 Jahren 3 Kindern das Leben geschenkt hat, dazu 2 Mal operiert worden ist, so daß sie schon rein körperlich, besonders durch das lange Stillen der Kinder, stark mitgenommen ist. Sie macht sich nun viele Gedanken und Grübeleien, was ja alles vom Satan ist. Hoffentlich nimmt diese Trennung bald ein Ende, so daß ich auch im amtsbrüderlichen Kreise wieder erscheinen kann! Ich schließe mit dem Worte des Psalmisten: „Ich will schweigen und meinen Mund nicht auftun, denn du, Herr, hast's getan!“²⁵⁶

In herzlicher Dankbarkeit grüßt Sie

Ihr Putzien“

²⁵¹ Römer 8,28: Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denen, die nach dem Vorsatz berufen sind.

²⁵² AKLP Nr. C 2,6.

²⁵³ *1873 Saalsdorf, †1959 Attendorn; s. Bauks, Pfarrer Nr. 6313.

²⁵⁴ *1899 Dortmund, †1978 Herford; s. Bauks, Pfarrer Nr. 5849.

²⁵⁵ Evangelisches Gesangbuch für Rheinland und Westfalen. Dortmund o.J., Nr. 209: „In dich hab ich gehoffet, Herr“; im derzeitigen Evangelischen Kirchengesangbuch (EG) Nr. 275.

²⁵⁶ Psalm 39,9 (Luther-Übersetzung 1912).

Selbstredend durchliefen alle Postsachen die Zensur der Gestapo. Von daher wäre es müßig, im Brief detaillierte Angaben zur Haft oder gar zu den Haftgründen erwarten zu wollen. Falls Putzien dem Adressaten etwas zur Kenntnis zu geben suchte, musste dies in verschlüsselter Form geschehen, am besten nur zu verstehen mit theologischem Einblick, über den ein Dortmunder Gestapo-Zensor wohl kaum verfügte.²⁵⁷

Eine solche Information ist am Briefende dem zitierten Psalmwort zu entnehmen: Putzien zeigt zum einen an, dass er schweigen werde und keinerlei Interna aus dem Umfeld der BK der Gestapo mitzuteilen gedenke. Dies konnte er etwa dadurch glaubwürdig erscheinen lassen, dass er gegebenenfalls darauf hinwies, nicht zum inneren Zirkel der BK um Präses Karl Koch, Ludwig Steil oder Karl Lücking zu gehören. Sein Reden und Aufbegehren gegen die von den DC und vom „Neuheidentum“ ausgehenden Angriffe gegen Bibel, Kirche und Bekenntnis legitimiert Putzien damit, dass er nicht sich selbst, sondern Gott als denjenigen benannte, der diese Proteste und den Widerstreit gefügt habe – in geradezu klassischer Analogie zu den Prophetenbeauftragungen des Alten Bundes. Hier dürfte ein theologisch ungebildeter Gestapomann schwerlich die von Putzien bewusst aufgegriffene Doppeldeutigkeit des Psalmwortes entdeckt haben, sondern dieses als den einem Pfarrer gut zu Gesicht stehenden „frommen Spruch“ durchgewinkt haben.²⁵⁸

Wie häufig und von wem Putzien in der Haft besucht werden konnte, ist nicht genau zu bestimmen.²⁵⁹ Belegt sind ein Besuch von Pastor Birker, der wohl aufgrund eines Versehens zu dem Gefangenen vorgelassen worden war, und der eines nicht näher bezeichneten Amtsbruders.²⁶⁰ Ob Frau Putzien ihren Mann aufsuchen konnte, ist nicht bekannt; jedenfalls ist ein Besuch bis zum 22. November 1939 auszuschließen.²⁶¹ Allerdings

²⁵⁷ Die mit den Vernehmungen und Ermittlungen befassten Gestapobeamten waren überwiegend Kriminalassistenten und Kriminalsekretäre. Sie gehörten zum mittleren Dienst und waren polizeifachlich qualifizierte Beamte. Die Vita eines derartigen Beamten ist beschrieben bei Thieme, Hans-Bodo: Leiden und Sterben des polnischen Fremdarbeiters Stanislaus Komakowski. Eine Fallstudie zur Rassenpolitik des Dritten Reiches. In: Wermert, Josef (Hg.): Olpe in Geschichte und Gegenwart (Jahrbuch des Heimatvereins für Olpe und Umgebung 23). Olpe 2015. S. 67-70, S. 77, S. 88-93. Zur Gestapo siehe: Dams, Carsten/Stolle, Michael: Die Gestapo. Herrschaft und Terror im Dritten Reich. München 2008, S. 60-68: „Die Vielfalt der Gestapobeamten“.

²⁵⁸ Weitere Briefe Putziens aus der Haft sind nicht bekannt; so Frau Dorothea Jens, Lüdenscheid, an den Vf. vom 24.11.2015.

²⁵⁹ Tigges, Jugendjahre S. 102, berichtet, Putzien sei vom Altenhundemer katholischen Pfarrer Kotthoff im Gefängnis besucht worden. Er gibt ohne nähere Nachweise Lehrer Schmale als Gewährsmann dafür an. Die Nachricht erscheint völlig ungesichert.

²⁶⁰ ALK Nr. 1 sowie LkA EKvW 1 (neu) Nr. 2271. Schreiben des Lüdenscheider Synodalassessors Hans Störmer (s. Bauks, Pfarrer Nr. 6147) vom 1.12.1939 an das Konsistorium z. Hd. Konsistorialrat Philipps (Eingangsvermerk 4.12.1939).

²⁶¹ ALK Nr. 1. Schreiben von Pastor Pook an Pastor Theodor Brandt vom 22.11.1939.

hatte sie die Möglichkeit, für ihren Mann Lebensmittel abzugeben, die ihm auch ausgehändigt wurden.²⁶²

Für seine Familie dürfte es eine Hilfe gewesen sein, dass Putzien das Gehalt während der Haftzeit weiter gezahlt bekam und somit wenigstens größere finanzielle Probleme erspart blieben.²⁶³

In welcher Weise die Altenhundemer Gemeinde Anteil an Putziens Schicksal genommen hat, ist nicht überliefert. Wir können allerdings mit Bestimmtheit davon ausgehen, dass von den jeweils amtierenden und Putzien vertretenden Geistlichen – allesamt Pfarrer der „Bekennenden Kirche“ – mit vorsichtigen Wendungen in den sonntäglichen Gottesdiensten fürbittend Putziens gedacht worden ist.²⁶⁴ In dieser Zeit der Repression gegenüber dem christlichen Glauben entstand auch eine bemerkenswerte Solidarität zwischen den Altenhundemer Kirchengemeinden, die unter anderem darin ihren Ausdruck fand, „daß für den evangelischen Ortspfarrer, als er eingekerkert war, in der Kapelle des katholischen Krankenhauses gebetet wurde.“²⁶⁵

Für die Familie Putzien, die Amtsbrüder des Pfarrers und die Kirchenbehörde in Münster entstand die überaus schwierige Frage, wie Putzien geholfen und er dem Zugriff der Gestapo entwunden werden könne. Wahrscheinlich werden viele informelle Gespräche auf unterschiedliche Weise und auf verborgenen Wegen geführt worden sein, die ihren Niederschlag nicht in schriftlicher Form gefunden haben. Nach Abschluss der staatspolizeilichen Untersuchungen wuchs für Putzien mit jedem zusätzlichen Tag im Gestapogewahrsam die Gefahr, in ein KZ abtransportiert zu werden, aus dem eine baldige Entlassung noch unwahrscheinlicher gewesen wäre als aus dem Dortmunder Gefängnis.

²⁶² Pastor Möllhoff an Vf. vom 30.6.1997.

²⁶³ LA Regierung Arnsberg, Wiedergutmachungen Nr. 29595. Antrag Putziens an den Sonderhilfs-Ausschuß für den Kreis Olpe vom 27.2.1947. – Antrags-Formular für frühere Häftlinge der Konzentrationslager.

²⁶⁴ Da die Putzien vertretenden Pfarrer samt und sonders der BK angehörten, war es für sie selbstverständlich, des verhafteten Ortspfarrers fürbittend zu gedenken.

²⁶⁵ Putzien, Gemeindegeschichte S. 36.

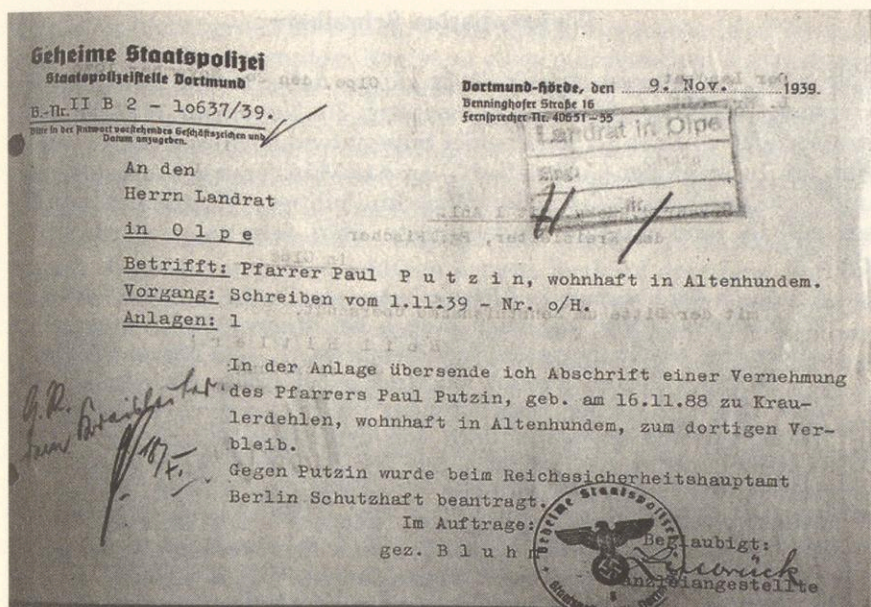


Abb. 4: Information der Staatspolizeistelle Dortmund
 an den Landrat in Olpe über die beantragte Verhängung
 von Schutzhaft gegen Paul Putzien vom 9. November 1936.
 KAO A 3706. Foto: Hans-Bodo Thieme

Die Gestapo hatte beim Reichssicherheitshauptamt (RSHA) (spätestens) am 9. November 1939 Schutzhaft beantragt und dies auch dem Olper Landrat mitgeteilt. Dieser gab den gesamten Vorgang am 20. November NSDAP-Kreisleiter Fischer zur Kenntnis.²⁶⁶ Der Landrat erhielt die Unterlagen von der Kreisleitung am 28. November zurück und reichte sie an Amtsbürgermeister Dr. Hücke weiter.²⁶⁷ Somit war gewährleistet, dass alle infrage kommenden Behörden und Parteidienststellen über die Vernehmung Putziens bei der Gestapo genau informiert waren.

Dass Putzien in den Wochen nach dem 9. November 1939 weiter in Dortmund festgehalten und nicht bereits in ein Lager verbracht wurde, dürfte man den heute nicht mehr völlig aufzuklärenden Verhandlungen, Gesprächen und Interventionen „hinter den Kulissen“ zuschreiben können.

²⁶⁶ KAO A 3706. Übersendungsschreiben des Landrats an Kreisleiter Fischer vom 20.11.1939.

²⁶⁷ KAO A 3706. Rückgabeschreiben der Kreisleitung vom 25.11.1939. Eingangsvermerk des Landrats am 28.11.1939 mit handschriftlichem Weiterleitungsvermerk des Landrats an Amtsbürgermeister Dr. Hücke.

Ein kryptisches Schreiben

Eine nicht zu unterschätzende Rolle dürfte dabei einem Schreiben zukommen, das Pastor Pook am Donnerstag, 30. November 1939, an seine Amtsbrüder und den Lüdenscheider Superintendenten und dieser wiederum am 1. Dezember („eilbrieflich“) an das Münsteraner Konsistorium – und zwar an Oberkonsistorialrat Wilhelm Philipps –²⁶⁸ gerichtet hat; dieses enthält merkwürdige Andeutungen über Schritte zugunsten Putziens:²⁶⁹

„Da durch ein Versehen [...] Pastor Birker aus Dorlar am letzten Montag [27. November 1939] zu einem Besuch bei Bruder Putzien vorgelassen worden war, waren meine gestrigen Versuche[,] [...] zu Br[uder] P[utzien] zu gelangen, völlig ergebnislos. Auch meine beharrlich wiederholten Hinweise darauf, dass der Besuch Bruders Birkers insofern ein Schlag in's Wasser gewesen sei, als er doch von dem Vermittlungsvorschlag des Kreisleiters nichts gewusst habe, auf dessen Unterbreitung durch einen persönlichen Freund es Frau Pastor es doch bei der Ausnutzung der einmaligen Besuchserlaubnis durch einen Amtsbruder der Nachbarschaft angekommen sei, fruchteten nichts. [...] Über den Vermittlungsvorschlag des Kreisleiters, oder über mein Wissen darüber, war die Gestapo sichtlich konsterniert [...] [Und so] erklärte sie, dass die Entscheidung über Br[uder] P[utzien] einzig und allein bei ihr liege, nicht bei der Partei, nicht beim Kreisleiter. [...] Der einzige Lichtblick ergab sich, als ich auf die große Kinderzahl Putziens hinwies. Darauf wurde mir entgegnet, dass, wenn Br[uder] P[utzien] vielleicht in der nächsten Zeit freigelassen werde, er dies seinem Kinderreichtum zu verdanken habe. In unbestimmter, nicht greifbarer Form wurde in diesem Zusammenhang von der Möglichkeit einer baldigen Entlassung Br[uder] P[utzien]s gesprochen. Ja, eine mir gegenüber getane Äußerung konnte sogar so verstanden werden, als ob aus diesem Grunde die Versuche, Putziens Entlassung durch eine Versetzung zu erkaufen, unnötig wären. Aber was ist auf solche Anspielungen zu geben?“

Wie ist dieses seltsame Schreiben zu verstehen?

Kreisleiter Fischer hatte, so ist dem Schreiben zu entnehmen, eine Art „Vermittlungsvorschlag“ ins Gespräch gebracht, nämlich eine Versetzung Putziens in eine andere Pfarrstelle, denn er war über dessen anstehende Verbringung in ein KZ sehr beunruhigt, weil damit die physische Existenz Putziens infrage gestellt wurde. Fischer wollte den Pfarrer diszipli-

²⁶⁸ *1891 Bommern, †1982 Witten. Oberkonsistorialrat in Münster 17.7.1939–1.6.1945; s. Bauks, Pfarrer Nr. 4746. Präses Koch hatte im Mai 1939 Philipps als geistlichen Oberkonsistorialrat favorisiert (Hey, Kirchenprovinz S. 194) und bei theologischen Examina mit ihm gut zusammengearbeitet; s. Neuser, Wilhelm: Die Teilnahme der Professoren aus Münster an den kirchlichen Prüfungen – ein Stück westfälischer Kirchenkampf. In: Siegele-Wenschkewitz, Leonore/Nicolaisen, Carsten: Theologische Fakultäten im Nationalsozialismus. Göttingen 1993. S. 344.

²⁶⁹ ALK Nr. 1 sowie LkA EKvW 1 (neu) Nr. 2271.

niert, aber nicht vernichtet wissen. Putzien sollte für etliche Wochen weggesperrt, nicht hingegen dem Regiment eines mörderischen Arbeitslagers überliefert werden. Ob die angedachte Versetzung ein Ausweg gewesen wäre, steht dahin. Putzien hätte sich in einer anderen Pfarrstelle seine kämpferische Gesinnung und sein forsches Auftreten gewiss nicht abkaufen lassen. Immerhin wäre der Pfarrer aber nicht mehr im Wirkungsbe- reich Fischers und Evers' gewesen; mochten andere sich mit ihm abgeben.

Dass sich die Dortmunder Gestapo mit diesem „Vermittlungsvor- schlag“ nicht einverstanden erklären konnte, liegt auf der Hand und hat mehrere Gründe. Zum einen wäre sie dann nicht mehr die verantwortli- che Instanz und Herrin des Verfahrens gewesen, sondern hätte sich par- teitaktischen Überlegungen gefügt. Erbost musste sie zudem darüber sein, dass die Kenntnis angedachter „Vermittlungsvorschläge“ schon in den Reihen der „Bekennenden Kirche“ bekanntgeworden war. Zum an- deren war seit jeher das Verhältnis zwischen dem Olper Kreisleiter und der Gestapo angespannt, denn Fischer suchte sie aus seinem Zuständig- keitsbereich herauszuhalten, weil sie seinem autokratischen Herrschafts- anspruch im Kreis Olpe im Wege stand.²⁷⁰ Zudem hätte die Dortmunder Gestapo möglicherweise nur mittelbar auf das Geschehen Einfluss neh- men können, denn die Angelegenheit „Putzien“ lag bereits beim Reichssi- cherheitshauptamt in Berlin, war jedoch noch nicht entschieden worden. Allerdings hätte die Dortmunder Gestapo ihre Schutzhaftbeantragung für Putzien aufgrund einer (behaupteten?) neuen Sachlage noch zurückzie- hen können.

Auf welche Weise Frau Putzien tätig geworden ist, kann dem Brief nicht mehr genau entnommen werden. Entweder ist sie selbst beim Kreis- leiter vorstellig geworden und hat für ihren Mann gebeten, oder sie hat dies „durch einen persönlichen Freund“ (wessen? von Frau Putzien? des Kreisleiters?) zuwege gebracht.

Ob der von Pook gebrachte Hinweis auf die hohe Kinderzahl der Fa- milie eine mögliche Bereitschaft der Gestapo, Putzien eventuell zu entlas- sen, befördert hat, darf füglich bezweifelt werden, zumal die Behörde über den Kinderreichtum hinlänglich informiert war. Indem sie Unver- bindliches formulierte, vage Hoffnungen weckte, nebulöse Äußerungen, die zu nichts verpflichteten, in den Raum stellte und potentielle Auswege andeutete, hielt sie für sich selbst alle Möglichkeiten offen. Die Gestapo machte dasjenige, was sie in solchen Verfahren immer zu tun pflegte: Sie zündete „Nebelkerzen“.²⁷¹ Pook selbst musste sich eingestehen: „Aber was ist auf solche Anspielungen zu geben?“ Das Damoklesschwert schwebte weiter über Putziens Haupt.

²⁷⁰ Siehe dazu: Thieme, Fischer S. 52f.

²⁷¹ Dies gehörte zur Praxis und Taktik der Gestapo, die die Angehörigen aus durch- sichtigen Gründen beruhigen wollte.

Wie gefährlich und geradezu an einem seidenen Faden hängend die Situation für Putzien tatsächlich war, wird man erst ermessen können, wenn man sich das Schicksal des evangelischen Pfarrers Walter Thiemann²⁷² aus Gronau vergegenwärtigt. Thiemann hatte am 9. Juli 1939, einem Sonntag, nach einer nationalsozialistischen Beerdigung auf seiner Trompete Choräle intoniert, was die auf dem Friedhof noch anwesenden NS-Funktionäre und SA-Leute als Provokation deuteten; sie sorgten dafür, dass er am nächsten Tag von der Gestapo Münster abgeholt wurde. Am 22. August 1939 wurde ihm ein unter dem 18. August ausgestellter Haftbefehl präsentiert. Thiemann hat dazu später geschrieben:

„Das giftrote Papier ist gekennzeichnet mit dem Namen Heydrich. Irrendeine Verhandlung [...] fand nicht statt. Am 1. September wurde mir mitgeteilt, daß man mich nach Buchenwald bringen werde“.²⁷³

Am 21. Oktober kam Thiemann im Konzentrationslager an, am 15. Dezember 1939 kam er auf ähnliche Weise frei, wie Putzien freikommen sollte.²⁷⁴

Pastor Pook setzte trotz des undurchsichtigen Verhaltens der Gestapo Dr. Putzien mit Schreiben vom 1. Dezember 1939²⁷⁵ davon in Kenntnis, dass ein möglicher Ausweg aus der verfahrenen Situation darin bestehe, dass Putzien sich mit einer Versetzung einverstanden erkläre, und dieser antwortete ihm am 6. Dezember:

„Ich teile nun Folgendes mit: Obgleich ich in dem mir unterbreiteten Vorschlag keine rechtmäßige, sondern nur eine zweckmäßige Lösung meines Falles erblicke, so bin ich dennoch bereit, diese Lösung anzunehmen und eine andere Pfarrstelle anzutreten. Sie können in diesem Sinn berichten.“²⁷⁶

²⁷² *1898 Barmen, †1983 Siegen; s. Bauks, Pfarrer Nr. 6301.

²⁷³ Thiemann hat seine Erlebnisse in einer Broschüre geschildert; s. Thiemann, Walter: In meines Herren Hand. Erinnerungen 1934–1939. Sonderdruck aus der Siegerländer kreiskirchlichen Beilage zum Sonntagsblatt „Unsere Kirche“. Siegen 1978. S. 20.

²⁷⁴ A.a.O., S. 37f.: „Meine Frau [Hilde] hatte in Köln eine Schulfreundin. Sie war in Hamburg verheiratet. Als sie von meiner Verhaftung erfuhr, schrieb sie Hilde einen Brief und gab ihr den Rat, wenn sie sich dazu in der Lage sehe, sich in einem persönlichen Schreiben an die damalige ‚Reichsfrauenführerin‘ Frau Scholtz-Klink zu wenden und die unter Darlegung unserer Nöte um ihre Hilfe zu bitten. Wenn sie es tue, wolle ein guter Bekannter aus der Studienzeit Frau Scholtz-Klink besuchen und ihr auch persönlich unser Anliegen vortragen. Hilde schrieb den vorgeschlagenen Brief, und der Bekannte machte seinen Besuch. Bei einem Essen hat dann Frau Scholtz-Klink, wie ich später erfahren habe, Himmeler über den Tisch hinüber vorwurfsvoll gefragt, wohin das führen solle, wenn seine Leute so mit den Vätern kinderreicher Familien verführen, und hat ihm von mir erzählt. Er ist darüber sehr betroffen gewesen und hat versprochen, sich um meinen Fall zu kümmern. Er hat meine Akten angefordert und hat daraufhin meine Entlassung angeordnet.“

²⁷⁵ Das Schreiben ist nicht erhalten.

²⁷⁶ Siehe nächste Anmerkung.

Pook bat die Kirchenbehörde, „die Verhandlungen mit der Gestapo in Dortmund und mit dem Kreisleiter in Olpe aufzunehmen, bez[ie- hungs]w[eise] dieselben zu einem guten Ende fortzuführen.“²⁷⁷ Ob es jemals zu solchen „Verhandlungen“ gekommen ist, darf indes bezweifelt werden. Die Gestapo in den Gauen und Regierungsbezirken war niemals ein „Verhandlungspartner“. Sie exekutierte, auch in vorausseilendem Gehorsam, was die Zentrale des Unterdrückungssystems, das Reichssicherheitshauptamt in Berlin (RSHA) und dessen Leiter, Reinhard Heydrich, befahlen. Das Schicksal Putziens blieb folglich weiter in der Schwebelage.

Wieder in Freiheit

Am Donnerstag, dem 28. Dezember 1939, vormittags 10 Uhr,²⁷⁸ wurde Paul Putzien ohne jede Vorankündigung aus der Gestapohaft entlassen und konnte zu seiner Familie und seiner Gemeinde nach Altenhundem zurückkehren. Die Freilassung war mit keinerlei Auflagen verbunden, weder mit Redeverbot noch mit Ausweisung noch mit Versetzung in eine andere Pfarrstelle noch mit sonstigen Beschränkungen.²⁷⁹

Das dem Entlassungsdatum zeitlich nächste ausführlichere Zeugnis über Putziens Freilassung stammt von diesem selbst; in der „Gemeindegeschichte“ führte er dazu aus:

„Er wäre wohl kaum freigekommen, wenn es nicht gelungen wäre, von Grevenbrück aus durch eine katholische Persönlichkeit, die einen Verwandten im Luftfahrtministerium hatte, mit General Bodenschatz, dem Adjutanten Görings und dadurch mit Göring selbst Verbindung zu bekommen. So wurde der Inhaftierte ganz überraschenderweise am 28.12.1939 durch einen Funkspruch Görings, wie es hieß, plötzlich aus dem Gefängnis entlassen und seinen Familienangehörigen wiedergegeben. Ein im Auftrag Görings aus dem Luftfahrtministerium an die Pfarrfrau geschriebener Brief hat das Eingreifen Görings in diesem Fall bestätigt.“²⁸⁰

Welche Persönlichkeit hat auf welche Weise das Ende der Gestapohaft bewirkt? Nachforschungen von Pfarrer Richard Möllhoff förderten den Namen desjenigen zutage, auf dessen Tätigwerden hin die Freilassung Putziens erfolgte: Es handelt sich um Aloys Heldmann.

²⁷⁷ LkA EKvW 1 (neu) 2271. Schreiben von Pastor Pook an das Konsistorium vom 10.12.1939. Darin als Zitat die Textpassage des Schreibens von Putzien. Eingangsvermerk vom 11.12.1939.

²⁷⁸ LA Bestand Polizeipräsidium Dortmund Nr. 1418 (Haftbuch).

²⁷⁹ ALK Nr. 1. Mitteilung von Pastor Pook an verschiedene Pfarrer vom 29.12.1939. 1954 erhielt Putzien nach den gesetzlichen Bestimmungen für die erlittene Haft eine Entschädigung von 300 DM; s. LA Regierung Arnsberg, Wiedergutmachungen Nr. 29595. Teilbescheid des Regierungspräsidenten Arnsberg vom 21.10.1954.

²⁸⁰ Putzien, Gemeindegeschichte S. 25. Der erwähnte Brief ist nicht erhalten.

Aloys Heldmann



Militär-Beobachter-Schein

Nr. _____ / (I-VI) Land
 Major (I-VI) **err**

für ~~Hauptmann~~ (X) **Alois Heldmann**
 (Dienstgrad, Vor- und Zuname)

geboren: 2.12.1895 in Grevenbrück/Westf.



Dienst Eintritt: 1. 7.1933
 Truppenteil: R.L.M.

Inhaber ist befördert
 am 1.3.34
 zum Hauptmann (X)
 am 1.4.38
 zum Major (X)
 am 1.12.1942
 zum Oberst

Aloys Heldmann
 (Eigentliche Unterschrift des Inhabers)

Stab L. Kr. Kdo. 2
 (Zustellende Dienststelle)

H. H. H.
 (Datum)

1939

Unger Nr. 500. Kdo. Braunschweig

Abb. 5: Aloys Heldmann, Foto auf Militär-Beobachter-Schein
 Fotograf unbekannt. Privatbesitz Martha Vogt, Grevenbrück

Aloys Heldmann wurde am 2. Dezember 1895 als Sohn des Gärtnereibe-
 sitzers Gustav Heldmann in Grevenbrück (Kölner Straße 94) geboren.
 Seine Herkunftsfamilie war katholisch, in ihr wuchs er auf und blieb zeit
 seines Lebens dem katholischen Glauben verbunden, selbst in der Hitler-

zeit. Im Ersten Weltkrieg wurde er Leutnant und Führer der Jagdstaffel (Jasta) 10 im Jagdgeschwader Manfred von Richthofens, dessen letzter Geschwader-Kommandeur von Juli bis November 1918 Hermann Göring war. Heldmann hatte als Jagdflieger 15 bestätigte Luftsiege aufzuweisen, wurde hoch dekoriert, erhielt das Eiserne Kreuz II, das Eiserne Kreuz I und am 8. November 1918, drei Tage vor dem Waffenstillstand, das „Kreuz der Ritter des Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern“. Wahrscheinlich hat Göring als Geschwader-Kommandeur Aloys Heldmann zu diesem hohen preußischen Orden vorgeschlagen, der vielfach als Vorstufe des „Pour le Mérite“ galt.²⁸¹

Was Heldmann sein gesamtes Leben hindurch bestimmt hat, war die Faszination des Fliegens, das Überwinden der Erdgebundenheit und die Fairness des Kampfes. Wahrscheinlich war dies das Lebensgefühl jener Fliegergeneration, zu der solche Männer gehörten wie von Richthofen, Immelmann, Boelcke, Udet – und eben auch Aloys Heldmann. Dieses Lebensgefühl und die im Ersten Weltkrieg erfahrene Schicksalsgemeinschaft führten unter den überlebenden Fliegern zu einem Zusammengehörigkeitsgefühl und einem Korpsgeist, der lebenslang währte, Krisensituationen überdauerte und in diesem Fall Putzien zur Freiheit verhelfen sollte.

Zum 1. Juli 1933 wurde Heldmann von Göring ins neue Reichsluftfahrtministerium berufen²⁸² und 1934 zum Hauptmann, 1938 zum Major, 1941 zum Oberstleutnant und 1942 zum Oberst befördert. Vor Kriegsende war er Inspekteur aller Fliegerschulen.²⁸³ Heldmann war von 1933 bis 1945 im Ministerium tätig und hatte Zugang zur Spitze des Hauses. Eine Fotografie²⁸⁴, wahrscheinlich aus dem Sommer 1938, zeigt ihn im vertrauten Gespräch mit Staatssekretär General Erhard Milch und General Ernst Udet.²⁸⁵ Befreundet war Heldmann seit der Zeit des Ersten Weltkriegs mit

²⁸¹ Orden und Verleihungsurkunde im Besitz der Nichte, Frau Martha Vogt, Grevenbrück.

²⁸² Viele der überlebenden deutschen Kampfflieger des Ersten Weltkrieges wurden 1933 von Göring in das im Entstehen begriffene Reichsluftfahrtministerium geholt.

²⁸³ Biografische Daten nach: Schneider, Theodor: Luftwaffenoberst Alois Heldmann. In: Jahresheft des Heimat- und Verkehrsvereins Grevenbrück 3 (1984), S. 93-95. Militärverhältnis nach: „Militär-Beobachter-Schein“ und Militärpapiere (im Besitz von Frau Vogt, Grevenbrück). Am 20.4.1944 wurde Heldmann mit dem „Deutschen Kreuz in Silber“ dekoriert. Nach Mitteilung der „Deutschen Dienststelle (Wehrmacht-Auskunftstelle [WAST])“ in Berlin vom 1.12.2015 an Vf. war Heldmann 1940 im Reichsluftfahrtministerium „Chef des Ausbildungswesens – Ausbildungs-Abteilung“.

²⁸⁴ Im Besitz von Frau Vogt, Grevenbrück.

²⁸⁵ Der Titelheld General Harras in Carl Zuckmayers Theaterstück „Des Teufels General“ (1946/1967) hat als Vorbild Ernst Udet. Im Film (1955) verkörperte Curd Jürgens die Rolle Udets.

seinem Fliegerkameraden, dem späteren General Karl Bodenschatz²⁸⁶, der von April 1938 bis Kriegsende Chef des Ministeramts im Reichsluftfahrtministerium und gleichzeitig Verbindungsoffizier Görings zu Hitler war.²⁸⁷

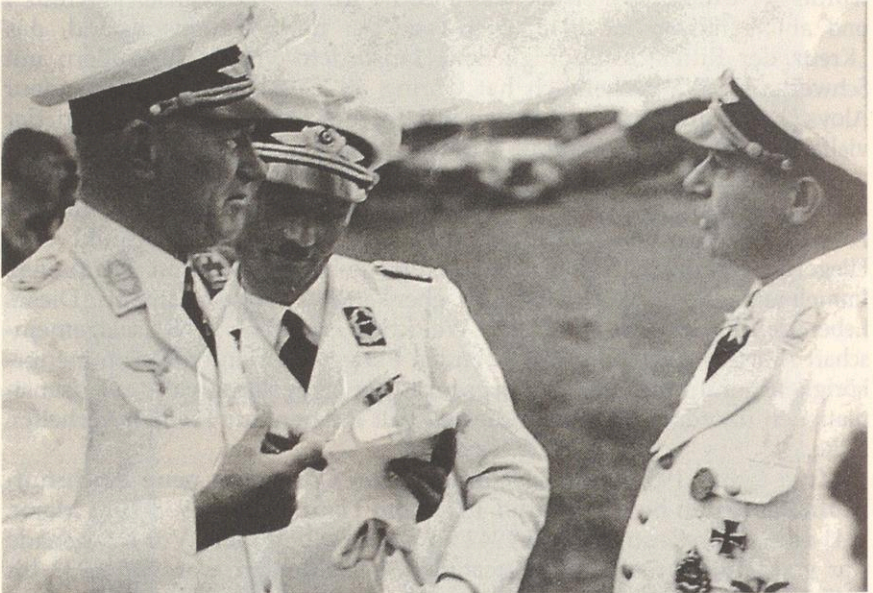


Abb. 6: Staatssekretär General Erhard Milch, Major Aloys Heldmann, General Ernst Udet (von links), um 1938.

Fotograf unbekannt, Repro Hans-Bodo Thieme.
Privatbesitz Martha Vogt, Grevenbrück

Zu Ende des Zweiten Weltkrieges wurde das Reichsluftfahrtministerium von Berlin nach Bad Aibling verlegt. Hier blieben Heldmann und seine Frau bis 1983 wohnen. Im Mai 1983 kehrten beide in sein Elternhaus nach Grevenbrück zurück. Am 26. September 1983 verstarb Aloys Heldmann, zwei Wochen später seine Frau. Zeit seines Lebens hat er den Kontakt zu

²⁸⁶ Vollhardt, Ulla-Britta: [Art.] Bodenschatz, Karl Heinrich". In: Weiß, Hermann (Hg.): Biographisches Lexikon zum Dritten Reich. Frankfurt (Main) 1998. S. 46f.: *1890 Rehau, †1979 Erlangen. Im Ersten Weltkrieg Adjutant Görings im Jagdgeschwader Richthofen. „Duzfreund“ von Göring. Von 1938 bis Kriegsende Chef des Ministeramts im Reichsluftfahrtministerium und Verbindungsoffizier Görings zu Hitler. 1941 zum General der Flieger ernannt. 1941 Eintritt in die NSDAP. Ende 1948 als „entlastet“ entnazifiziert.

²⁸⁷ Nachkriegs-Korrespondenz von Bodenschatz an Heldmann im Besitz von Frau Vogt, Grevenbrück.

seiner Herkunftsfamilie gepflegt.²⁸⁸ Dies ermöglichte seinen Grevenbrücker Verwandten, der Familie Vogt, ihn zu bitten, sich für den von der Gestapo verhafteten Altenhundemer Pfarrer Dr. Putzien zu verwenden.

Die Intervention Aloys Heldmanns zugunsten Paul Putziens

Die Verbindung zur Familie Vogt und damit zu Heldmann kam wohl auf zweierlei Weise zur gleichen Zeit zustande.

Aloys Heldmanns Neffe, Heribert Vogt aus Grevenbrück, Kölner Straße 94, und Putziens ältester Sohn Theodor (beide Knaben Jahrgang 1927) besuchten dieselbe Klasse in der Altenhundemer Rektoratsschule und waren miteinander befreundet.²⁸⁹ So dürfte Heribert Vogt, damals zwölf Jahre alt, von der Not und Ausweglosigkeit der Familie Putzien, die aus der Verhaftung des Vaters seines Freundes resultierten, unmittelbar erfahren und dies auch im Elternhaus berichtet haben. Da er von der herausgehobenen Stellung seines Onkels („Onkel Alo“) in Berlin wusste, liegt die Vermutung nahe, dass er den Wunsch nach dessen Hilfe in die Familie getragen hat.

In zeitlich unmittelbarem Zusammenhang damit muss Pastor Pooks Initiative gesehen werden. Auf Pfarrer Möllhoffs Bitte schilderte dieser 1982 aus seiner Erinnerung die Vorgänge um Putziens Freilassung im November/Dezember 1939:

„Die Schlüsselfigur in dieser ganzen Sache war [...] der damalige Grevenbrücker Bahnhofsvorsteher Herr Vogt, den ich in diesen Tagen, da er katholisch war, erst kennen lernte. Dieser Herr Vogt entpuppte sich gleich vom ersten Wort an, das ich mit ihm sprach, als ein großartiger Mann. Er bot mir auf der Stelle seine Hilfe an. Das kam so: Herr Vogt war mit dem Besitzer der Grevenbrücker Gärtnerei Heldmann verwandt und wohnte m[eines] W[issens] auch in dessen Hause. Aus dieser Familie Heldmann stammte wiederum der damalige 1. Adjutant [Aloys] Heldmann²⁹⁰ bei H[ermann] G[öring], der dann den Brief, um den es ging [siehe unten], sicher an H[ermann] G[öring] weitergab. Auch das ist richtig, daß ganz kurz nach der Übergabe des Briefes Bruder Putzien ohne Angaben von Gründen aus der Gestapo-Haft in Dortmund entlassen wurde und wohlbehalten nach Hause kam. Den Brief an H[ermann] G[öring] habe ich verfaßt; er wurde aber abmachungsgemäß von Frau Putzien abgeschrieben

²⁸⁸ Auskunft seiner Nichte, Frau Vogt, Grevenbrück, vom 24.8.2015.

²⁸⁹ Die Freundschaft beider erwähnte die Witwe von Heribert Vogt, Frau Martha Vogt, im Gespräch vom 24.8.2015 mit dem Vf. Die Festschrift zur 50-Jahr-Feier des Neusprachlichen Gymnasiums i. E. Altenhundem. 2.–3. Juni 1961. Ohne Ort ohne Jahr [1961]. S. 74, nennt als Absolventen der Oberschule (mit Untersekundareife) für 1943 die Schüler Theodor Putzien und Heribert Vogt.

²⁹⁰ Welche Funktion Heldmann zu dieser Zeit im Luftfahrtministerium hatte, ist nicht bekannt.

und unterzeichnet.²⁹¹ Es war ja wohl klar, daß die gute Frau P[utzien] in ihrer damaligen seelischen Verfassung keinen Brief an den Herrn ‚Reichsmarschall‘²⁹² zustandebringen konnte.“²⁹³

Was den Briefinhalt anbelangt, so konnte Möllhoff angeben, dass sich

„in der Zeit vor Weihnachten [...] Frau Putzien mit Pastor Konrad Pook [...] in Verbindung gesetzt [habe], um eine Möglichkeit der Haftentlassung zu erkunden. [...] [Beide] meinten, darauf hinweisen zu können, daß Putziens häusliche Anwesenheit als Vater mehrerer unmündiger Kinder [...] dringend erforderlich sei.“²⁹⁴

Der Grevenbrücker Bahnhofsvorstand Peter Vogt muss indes schon kurz vor seinem Zusammentreffen mit Pook über die Verhaftung Putziens informiert worden sein. In seiner Erklärung vom 30. Juni 1948 in der Wiedergutmachungsangelegenheit Putzien schrieb er:

„Zu Beginn des Weltkrieges im Jahre 1939 erfuhr ich eines Tages vom [...] [katholischen] Pfarrer a. D. [Franz] Schriek²⁹⁵ in Grevenbrück, daß Herr Pfarrer Dr. Putzien verhaftet worden sei und in ein Konzentrationslager gebracht werden sollte. Herr [...] Pfarrer Schriek bat mich, einen Brief, in welchem um die Freilassung des Herrn Pfarrers Dr. Putzien gebeten wurde, an meinen Schwager, den damaligen Oberst Heldmann²⁹⁶ in Berlin weiterzuleiten, welcher gute Beziehungen zu dem damaligen Adjutanten Hermann Görings, General Bodenschatz in Berlin[,] unterhielt. – Ich bat meinen Schwager in einem persönlichen Schreiben[,] doch mit allen Mitteln zu bewirken [zu] versuchen, dass Herr Pfarrer Dr. Putzien wieder auf freien Fuß käme. – Mein Schwager hat meine Bitte erfüllt und Sorge getragen, daß Herr Pfarrer Dr. Putzien schnell wieder freigelassen wurde.“²⁹⁷

Gesichert ist letztlich Folgendes: Pastor Pook beziehungsweise Frau Putzien hat einen Bittbrief über Heldmann an Göring gerichtet, der zur baldigen Freilassung Putziens geführt hat, Peter Vogt hat diesen Brief offenbar mit einem Begleitschreiben versehen.

Bei allen Überlegungen, die schließlich zur Freilassung Putziens geführt haben, muss als Schlüsselfigur General Karl Bodenschatz angenommen werden, denn der Weg zu Göring führte nur über ihn, da er der Chef des Ministeramtes im Luftfahrtministerium war. Dass überhaupt eine Verbindung zu Göring überlegt wurde, war an sich schon ein kühnes Unterfangen, denn Göring war zu dieser Zeit in keiner Weise mehr

²⁹¹ Der Brief ist nicht erhalten.

²⁹² Göring wurde erst nach dem Westfeldzug 1940 zum Reichsmarschall ernannt. Mosley, Leonard: Göring. (Aus dem Englischen). Bergisch Gladbach 1977. S. 299.

²⁹³ ALK Nr. 1. Schreiben von Pastor Pook an Pfarrer Möllhoff vom 1.11.1982.

²⁹⁴ Pfarrer Möllhoff an den Vf. vom 30.6.1997. Das Ehepaar Putzien hatte fünf Kinder.

²⁹⁵ *1867 Unna, †1946 Grevenbrück; katholischer Pfarrer in Grevenbrück 1909–1934. Freundliche Auskunft des Stadtarchivars von Lennestadt, Jürgen Kalitzki, vom 7.12.2015.

²⁹⁶ Heldmann war 1939 noch Major.

²⁹⁷ LA Regierung Arnsberg, Wiedergutmachungen Nr. 29595.

dienstlich mit Angelegenheiten der Gestapo befasst. Als preußischer Ministerpräsident hatte er zwar 1933 die Gestapo gegründet, doch wurde 1936 Heinrich Himmler, Reichsführer SS, Chef der gesamten deutschen Polizei, mithin also auch der Gestapo, die später mit der Kriminalpolizei vereinigt wurde. Oberbehörde war seit September 1939 das Reichssicherheitshauptamt mit Reinhard Heydrich an der Spitze.²⁹⁸

Heldmann hat wohl das Schreiben von Frau Putzien dem mit ihm befreundeten Bodenschatz gegeben, verbunden mit der Bitte, es Hermann Göring zu übermitteln und diesen um eine entsprechende Intervention zu ersuchen, – oder Heldmann ist sogar persönlich bei seinem ehemaligen Geschwader-Kommandeur vorstellig geworden. Dagegen spricht die Überlegung, dass Göring von Geistlichen und Kirche wenig hielt²⁹⁹ und sich ihretwegen keinen Arger einhandeln wollte, wenn seine Fürsprache ruchbar würde. Hier hätten vor allem Probleme mit Himmler im Raum gestanden. Argumente für eine entsprechende Verwendung Görings zugunsten Putziens wären darin zu suchen, dass Göring gelegentlich mitmenschliche Regungen erkennen ließ, einem Fliegerkameraden seines Geschwaders einen Gefallen schuldig war oder – nach den Worten von Pook – „seinen ‚Freunden‘ von der SS und der Gestapo gern einen ‚auswischen‘ würde, wo er nur eben konnte, wenn nur er dabei nichts riskierte.“³⁰⁰ Dr. Putzien sah jedenfalls Göring als denjenigen, dem er seine Freilassung zu verdanken hatte: „Göring selbst ist es gewesen, der [...] über die Gestapo hinweg meine Freilassung anordnete.“³⁰¹

Möglich erscheint allerdings auch, dass Heldmann Bodenschatz das Bittschreiben übergeben und dieser daraufhin eine entsprechende Freilassungsanordnung formuliert und sie Hermann Göring zur Unterschrift „untergeschoben“ hat. Da Göring unzählige Befehle, Anordnungen, Anweisungen, Beförderungen, Versetzungen, Gesuche, Genehmigungen usw. zur Unterzeichnung vorgelegt wurden, war es für einen Chef des Ministeramts, der die Usancen seines Ministers kannte, nicht unmöglich,

²⁹⁸ Weiß, Hermann: [Art.] Heydrich, Reinhard. In: Weiß, Hermann (Hg.): *Biographisches Lexikon zum Dritten Reich*. Frankfurt (Main) 1998. S. 204.

²⁹⁹ In der Luftwaffe existierten keine Planstellen für Militärgestaltliche. „Göring war der Militärseelsorge nicht günstig gestimmt“; so May, Georg: *Interkonfessionalismus in der deutschen Militärseelsorge von 1933 bis 1945*. Amsterdam 1978. S. 79f. Göring veranlasste die Schutzhaft (mit Todesfolge) für einen katholischen Geistlichen, weil dieser ihn ignoriert hatte (<http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/persoenlichkeiten/Z/Seiten/JosefKasparZilliken.aspx>; Aufruf 9.1.2016). Rundschriften Görings an die Staatspolizeistellen vom 29.1.1934, kirchliche „Gruppen ausgesprochen reaktionärer Einstellung“ (das heißt die BK) besonders zu beobachten; so Scholder, Klaus: *Die evangelische Kirche in der Sicht der nationalsozialistischen Führung*. In: *Vierteljahresschäfte für Zeitgeschichte* 16 (1968), Heft 1, S. 21.

³⁰⁰ ALK Nr. 1. Schreiben von Pastor Pook an Pfarrer Möllhoff vom 1.11.1982.

³⁰¹ LA Regierung Arnsberg Wiedergutmachungen Nr. 29595. Putzien an den Kreis-sonderhilfssauschuß bei der Kreisverwaltung Olpe vom 1.8.1949.

zu einer derartigen Unterschrift zu gelangen und dann alles weitere selbst zu veranlassen.

Oder aber Bodenschatz, von Heldmann mit der Materie vertraut gemacht und um Hilfe gebeten, hat schlichtweg im (behaupteten) Namen Görings die entsprechenden Schritte in die Wege geleitet und die Gestapo Dortmund zur Freilassung Putziens veranlasst.

Welche der drei Möglichkeiten die größere historische Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen kann, ist nicht zu entscheiden. Die internen Zusammenhänge mussten seinerzeit im Dunkel bleiben, ansonsten wäre der Erfolg gefährdet gewesen.

Versetzt man sich in die Lage des Dortmunder Staatspolizeiamtes, so wird, wenn von einem hohen Berliner Ministerium namens des „zweiten Mannes“ im „Dritten Reich“ eine Freilassung angeordnet wurde, kein Gestapomann in der Provinz auf die Idee gekommen sein, die Zweck- und die Rechtmäßigkeit eines solchen Schrittes nur im entferntesten in Zweifel zu ziehen oder nachprüfen lassen zu wollen, zumal vom RSHA noch keine Entscheidung ergangen war.

Heldmann hat im Kreis seiner Familie ein einziges Mal seine Intervention zugunsten Putziens thematisiert und dabei nur verlauten lassen, er habe einmal einem Geistlichen – ohne den Namen und die Konfession zu nennen – aus großer Not helfen können.³⁰²

Kriegszeit und erste Nachkriegsjahre

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges und insbesondere nach dem Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 flachten die Auseinandersetzungen im Kirchenkampf ab. Die Nationalsozialisten hatten sich vorgenommen, nach dem „Endsieg“ mit den Kirchen und kirchlichen Gruppen „abzurechnen“, und vertagten demzufolge schwere Auseinandersetzungen. In der Altenhundemer Gemeinde sind jedenfalls keine Pressionen seitens des Staates oder der Partei nachweisbar, sieht man von den dem Kriegsgeschehen geschuldeten Restriktionen und der Abschaffung des schulischen Religionsunterrichts in der Volksschule einmal ab, der notgedrungen von der Kirchengemeinde in eigenen Räumen fortgeführt wurde.³⁰³ Für alle Schüler von der 1. Klasse an wurde der Unterricht eingerichtet, nur vier Kinder kamen nicht, „so daß etwa 98% erfaßt sind.“ Den Unterricht erteilten Putzien und die Gemeindeschwester.³⁰⁴

³⁰² Frau Martha Vogt im Gespräch mit dem Vf. am 24.8.2015.

³⁰³ AKLP Nr. C 4,26. Schreiben von Putzien an Superintendent Arning vom 7.2.1941.

³⁰⁴ AKLP Nr. C 4,26. Schreiben von Putzien an Superintendent Arning vom 30.6.1941.

„Schon 1936 wurde ein Vorkatechumenat für die 11jährigen mit einer Wochenstunde, 1939 und 1940 ein Gesamtjugendkatechumenat, das die 6-18-jährigen umfaßte, eingerichtet“.³⁰⁵

Allerdings erreichte die vierwöchentliche Christenlehre der Jugendlichen bis 18 Jahre nur eine kleine Zahl der Jungen und Mädchen.³⁰⁶ Dies alles waren mühevollen Bestrebungen, ein Gegengewicht gegen die NS-Indoktrinierung der Jugend zumindest ansatzweise zu schaffen.³⁰⁷

Über das unvermittelte Wiedererscheinen Putziens nach seiner Inhaftierung werden die örtlichen Staatsvertreter und Parteifunktionäre sehr erstaunt gewesen sein, zumal über ihn keinerlei Sanktionen verhängt worden waren. Sie hatten ihn wohl schon in einem Konzentrationslager gewöhnt. Da er aber anscheinend außerordentlich einflussreiche Fürsprecher besaß, dürften ihn die lokalen Machthaber nicht mehr behelligt haben.

Für Putzien selbst ergab sich nach seiner Haftentlassung indes das Problem, wie mit der anstehenden Konfirmation zu verfahren sei, denn auch bei denjenigen Jungen, die belastende Aussagen zu Protokoll gegeben hatten, stand im März 1940 die Konfirmation an. Anfangs soll sich Putzien überhaupt geweigert haben, den gesamten Jahrgang zu konfirmieren, eine Entscheidung, die sich bis zu Präses Koch herumgesprochen hatte und auf dessen Unverständnis gestoßen war.³⁰⁸ Schließlich hat Putzien dann doch die Konfirmation am 17. März durchgeführt – und auch diejenigen wurden eingesegnet, die vor der Polizei ausgesagt hatten.³⁰⁹ Für den Konfirmanden Gerhard J. hatte Putzien einen seltsamen, aber höchst charakteristischen Bibelspruch ausgewählt: „Kinder, hütet euch vor den Abgöttern!“³¹⁰

Die Kriegssituation stellte an Putzien neue Aufgaben. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr sah er sich als Pfarrer gefordert. Er musste Familien begleiten, deren Söhne im Felde standen, und hatte des Sonntags die Gefallenen abzukündigen. Dieser schmerzlichen Pflicht entledigte er sich nicht unter Verwendung der damals wohlfeilen Formel, der Betreffende sei „für Führer, Volk und Vaterland“ gefallen, sondern er gab lediglich den „Soldatentod“ bekannt.³¹¹ Für die Angehörigen der in frem-

³⁰⁵ Putzien, Gemeindegeschichte S. 24.

³⁰⁶ AKLP Nr. C 1,27. Bericht Putziens an die Kreissynode, ohne Datum, wohl Ende 1945.

³⁰⁷ An der Altenhundemer Rektoratsschule erteilte Putzien von 1933 bis 1950 durchgängig den wöchentlich zweistündigen Religionsunterricht für die evangelischen Schüler.

³⁰⁸ AKLP Nr. C 2,6. Schreiben von Präses D. Koch an Arning vom 7.3.1940.

³⁰⁹ ALK, Konfirmandenverzeichnis 1940. Eintragungen von der Hand Putziens.

³¹⁰ 1. Johannes 5,21. ALK, Angabe im Konfirmandenverzeichnis 1940.

³¹¹ ALK Nr. 1. Angabe wahrscheinlich von Pastor Pook in einem undatierten Manuskript für ein Referat.

der Erde bestatteten Soldaten aus der Gemeinde wurde eine kirchliche Gedenkfeier mit Heiligem Abendmahl angeboten.³¹²

Putzien dürfte seltsam berührt gewesen sein, als er auch den Tod von dreien seiner ehemaligen Konfirmanden mitteilen musste, die ihn 1939 durch ihre Aussagen bei der Polizei in so große Schwierigkeiten gebracht hatten: Erwin B., Robert P. und Gerhard J.³¹³ Die letzte Nachricht von J. datierte von Ende Januar 1945 aus Posen,³¹⁴ P. kam zwischen dem 16. und 18. April 1945 in Hornow (Niederlausitz),³¹⁵ B. am 12. April 1945 bei Helli-sö (Norwegen) ums Leben.³¹⁶

Von Pfingsten 1940 an hatte Putzien nicht nur seine eigene Gemeinde pfarramtlich zu versorgen, sondern bekam auch noch Grevenbrück und Umgebung zugewiesen, da der dortige Pfarrverweser Reinhard Goud-froy³¹⁷ zur Wehrmacht einberufen wurde. Der Bezirk, den Putzien nun zu betreuen hatte, war außerordentlich groß, und die meisten Wege musste er mit dem Fahrrad zurücklegen. Die von ihm geforderte und auch geleis-tete Arbeit sollte letztlich seine Kräfte übersteigen.

Wie im Zweiten Weltkrieg selbst die „Bekennende Kirche“ bemüht war – und dies wohl aus nationaler Überzeugung und nicht (nur) aus kirchenpolitischer Berechnung –, sich in den Kriegsverlauf an der Front und in der Heimat einzubeziehen, zeigt die „Kanzelabkündigung beim Eintritt in das dritte Kriegsjahr“ der „Geistliche[n] Leitung der Kirchen-provinz Westfalen. Präses D. Koch“ vom 10. September 1941. In ihr heißt es:

„Bei dem Rückblick auf 2 Jahre Krieg denken wir in erster Linie an unsere Wehrmacht und damit auch an die Glieder unserer Gemeinden, die zu Lande, zu Wasser und in der Luft ihr Leben für uns einsetzten und einsetzen. Was wir in der Heimat zu danken haben, lässt sich mit wenigen Wor-ten nicht sagen. Unsere Truppen haben [...] Übermenschliches geleistet. Wir danken dem allmächtigen Gott, der die Weltgeschicke in seiner Hand hält, dass er ihren Waffen den Sieg schenkte und dass er ihre Herzen wil-lig und stark machte zu solchen Anstrengungen und Opfern“.³¹⁸

Dass Putzien diese Abkündigung verlesen hat, ist nicht nachzuweisen, dennoch aber wahrscheinlich, denn er hat angegeben, alle BK-Verlaut-barungen bekanntgegeben zu haben. Allerdings – dies ist bei all den frag-

³¹² ALK, Angaben im Bestattungsverzeichnis.

³¹³ ALK, Nachträglicher Vermerk (gefallen!) im Konfirmandenverzeichnis 1940.

³¹⁴ Freundliche Auskunft von Frau Monika Pieper-Clever, Meggen, an den Vf. vom 9.11.2015. Vom Amtsgericht Grevenbrück am 1.8.1974 für tot erklärt mit Datum 31.12.1945.

³¹⁵ Standesamt Lennestadt, Sterberegister Meggen 60/1951.

³¹⁶ Standesamt Lennestadt, Sterberegister Meggen 57/1950.

³¹⁷ *1904 Liegnitz, †2002 Remscheid. Pfarrverweser Grevenbrück 1940, Kriegsdienst 1940–1945, Pfarrer Grevenbrück 1947–1959; s. Bauks, Pfarrer Nr. 2035a. Sterbedaten: Freundliche Mitteilung durch LkA EKIR vom 10.11.2015.

³¹⁸ ALK Nr. 196.

würdigen Tönen bemerkenswert – ist in dieser Abkündigung kein einziges Mal vom „Führer“ oder von „Adolf Hitler“ die Rede.

Der Beginn des Jahres 1943 brachte eine für Putzien einschneidende Veränderung. Bereits 1940 war bei ihm durch eine Reihenuntersuchung eine inaktive Lungentuberkulose festgestellt worden,³¹⁹ die sich allerdings bis 1943 deutlich verschlimmerte und in diesem Jahr einen Sanatoriumsaufenthalt von April bis September erforderlich machte. Die Tuberkulose war jedoch noch nicht ansteckender Natur.³²⁰

Die Amtsbrüder der Nachbarschaft mussten Putzien daher fast ein halbes Jahr lang vertreten, ein mühsames Unterfangen angesichts der Fülle der Aufgaben und der schwierigen Verkehrsverhältnisse. Erschwerend trat hinzu, dass seit 1943 in zunehmendem Maße strukturelle Veränderungen die traditionelle Kirchengemeinde betrafen: Viele Menschen aus luftgefährdeten Gebieten, Ausgebombte, Flüchtlinge, Evakuierte und Vertriebene aus dem Osten suchten in ländlichen Regionen Schutz, viele auch eine Bleibe, und so kam es, dass ein starker Zustrom nach Altenhundem und in alle umliegenden Ortschaften zu verzeichnen war. Pfarrer Putzien berichtete:

„Die Kirchengemeinde [...] umfaßte bis zum Ausbruch des Krieges etwa 1600 Gemeindeglieder. Seitdem ist die Gemeinde, jedenfalls vorübergehend, stark gewachsen, besonders durch die Evakuierungen, so daß ihre Zahl etwa 4000 beträgt.“³²¹

Als gutes Beispiel dafür mag „der Bezirk Oedingen dienen, der bis zum Jahre 1945 nur einen evangelischen Knecht [als Protestanten aufzuweisen] hatte, dann aber sehr stark mit Ostvertriebenen belegt wurde, sodass in diesem Bezirk etwa 300 Ostflüchtlinge [...] evangelischen Bekenntnisses untergebracht wurden.“³²²

Man spürt den Worten Putziens die Erschütterung ab, wenn er am Schluss seines am Jahresende 1945 für die Kreissynode verfassten Berichtes über die Gemeinde schreibt:

„Der Krieg ist auch über das Sauerland dahingerast und hat in unserer Kirchengemeinde verhältnismäßig große Spuren zurückgelassen. Fast die Hälfte des Ortes Altenhundem ist zerstört, vor allen Dingen durch Bombentreffer. Schon am 2. Oktober des vergangenen Jahres fielen die ersten Bomben. Mit dem 22. Februar und dem 5. März dieses Jahres häuften sich aber die Angriffe, die wegen des großen Verkehrs- und Verschiebebahn-

³¹⁹ LA Regierung Arnsberg, Wiedergutmachungen Nr. 29595. Ablehnender Rentenbescheid der Landesrentenbehörde NRW an Erben Dr. Putzien vom 7.12.1962.

³²⁰ AKLP Nr. C 2,6. Bescheinigung des Staatlichen Gesundheitsamtes Olpe vom 23.2.1943.

³²¹ AKLP Nr. C 1,27. Bericht Putziens an die Kreissynode Lüdenscheid, ohne Datum, wohl Ende 1945.

³²² Putzien, Gemeindegeschichte S. 35.

hofes sich bis zum 10. April, an welchem die Amerikaner einzogen, bis zu 4 Mal am Tage häuften. Meggen hat weniger gelitten.“³²³

Die Kriegs- und Nachkriegswirren führten zu einer numerischen Vergrößerung der Gemeinde. Allein die dadurch bedingte Zunahme an Kasualien bedeutete eine beträchtliche Belastung für Putzien. Gab es 23 Taufen im Jahr 1939, so waren es 1945 bereits 59. An kirchlichen Bestattungen sind für 1939 acht, aber 85 für 1945 gemeldet,³²⁴ wobei diese hohe Zahl auf Tieffliegerbeschuss und auf Bombenangriffe zurückzuführen ist, denen Altenhundem als Eisenbahnknotenpunkt ausgesetzt war. Auf vielen katholischen Friedhöfen der Umgebung – so in Bilstein, Kirchveischede, Oedingen, Cobbenrode, Albaum, Heinsberg, Langenei, Oberhundem und Silberg – wurden Evangelische durch Putzien bestattet. Kurz nach Kriegsende starb in Saalhausen die Witwe des Medizinnobelpreisträgers Robert Koch, Hedwig geb. Freiberg (*1873), die aus dem bombenzerstörten Berlin ins Sauerland gekommen war. Sie wurde von Putzien auf dem Dorffriedhof von Saalhausen beerdigt.³²⁵ Auch die Zahl der Kommunikanten stieg in der Zeit des Zusammenbruchs an. Nahmen 338 Gemeindeglieder am Abendmahl im Jahr 1938 teil, so 568 im Jahr 1946.³²⁶

Nach dem Ende des „Dritten Reichs“ veränderte sich das kirchliche Leben in Altenhundem beträchtlich. Putzien notierte:

„Eine Reihe von längst toten Gemeindegliedern sind in den letzten 12 Jahren hier aus der Kirche ausgetreten. Sie kehren jetzt allmählich zurück, indem sie wenigstens ihre Kinder taufen lassen.“³²⁷

Da die Gemeinde durch Flüchtlinge und Evakuierte stark angewachsen war und auch die Krisensituation der Katastrophe des Jahres 1945 manchen zur Kirche zurückgeführt hatte, wurden bis 1949 sonntäglich nunmehr zwei Gottesdienste gefeiert, ein etwas verkürzter Frühgottesdienst um 8 Uhr und ein Hauptgottesdienst um 9.30 Uhr. Doch als sich die Lebensverhältnisse wieder zu normalisieren begannen, blieb davon auch die Kirche nicht ausgenommen:

„Während [...] im Jahre 1945 zur Himmelfahrt der Früh- und Hauptgottesdienst fast bis auf den letzten Platz die Kirche gefüllt hatte, war das in den kommenden Jahren schon anders.“³²⁸

Über den religiösen und sittlichen Zustand seiner Gemeinde in Konsequenz der weltanschaulichen Veränderungen durch das „Dritte Reich“ äußerte sich Putzien recht pessimistisch: Er beklagte,

³²³ AKLP Nr. C 1,27. Bericht Putziens an die Kreissynode Lüdenscheid, ohne Datum, wohl Ende 1945.

³²⁴ ALK Nr. 189. Statistische Übersicht für die Jahre 1938–1946.

³²⁵ Angaben (soweit nicht anders vermerkt) nach Putzien, Gemeindegeschichte S. 26ff.

³²⁶ ALK Nr. 189. Statistische Übersicht für die Jahre 1938–1946.

³²⁷ AKLP Nr. C 1,27. Bericht Putziens an die Kreissynode Lüdenscheid, ohne Datum, wohl Ende 1945.

³²⁸ Putzien, Gemeindegeschichte S. 29.

„daß die Kinder und die Jugend, soweit sie nicht im Krieg den Ernst des Lebens kennen gelernt hat, die Haltung des 3. Reiches hat. Von Ehrerbietung gegenüber dem Alter, die doch eine Grundbedingung jeder rechten, in Gott und Gottes Gebot gegründeten Autorität ist, ist wenig zu spüren.“³²⁹

Aus diesen Worten ist natürlich Putziens Enttäuschung darüber ablesbar, dass es Konfirmanden waren, die ihn bei der Polizei belastet hatten, und dass – und hier stand er mit seiner Erfahrung nicht allein – die Erziehung im Nationalsozialismus und die Kriegserlebnisse zu einer allgemeinen Verderbtheit der Sitten in der nun gar nicht mehr homogenen Gesellschaft geführt hatten. Putzien ist offensichtlich (auch aufgrund seines persönlichen Schicksals und seiner recht dogmatisch-lutherischen Haltung) zum Kulturpessimisten geworden:

„Bei vielen Jungen und Älteren herrscht Indifferentismus gegenüber der Kirche und ihrem einzigartigen Auftrag. Es wird langer innerer und innerster Missionierung bedürfen, um diesen Zustand zu beheben, der ja auch seit Jahrzehnten durch die in der evangelischen Kirche herrschende liberale Haltung großgeworden ist.“³³⁰

Die Unterbringung von evangelischen Flüchtlingen und Evakuierten in vielen Ortschaften des Altenhunder Gebiets in Sammelunterkünften, also Baracken und Notquartieren, hatte zur Folge, dass für deren geistliche und seelische Betreuung auch die Kirchengemeinde Altenhunder-Meggen Verantwortung übernehmen musste. So wurden Gottesdienste in den Außenstationen Wirme, Hofolpe, Würdinghausen, Heinsberg, Langenei, Saalhausen, Lenne, Oedingen und Maumke angeboten, zumeist alle zwei Wochen.³³¹ Anfangs mussten die Entfernungen durch den Pfarrer zu Fuß oder per Fahrrad bewältigt werden, seit 1947 stand für die Sonntage ein Gemeindeglied mit einem PKW zur Verfügung, „sodaß nun wenigstens für den Sonntag die weiten Wege nach den Außenstationen mit dem Auto zurückgelegt werden konnten.“³³²

Da aufgrund seines erheblich verschlechterten Gesundheitszustandes, also der fortschreitenden Tuberkulose,³³³ der erhöhte Arbeitsanfall von Putzien allein nicht mehr bewältigt werden konnte, kam von August 1946 bis zum Jahresende 1947 Vikar Harry Körner³³⁴ nach Altenhunder, und

³²⁹ AKLP Nr. C 1,27. Bericht Putziens an die Kreissynode Lüdenscheid, ohne Datum, wohl Ende 1945.

³³⁰ Ebd.

³³¹ Putzien, Gemeindegeschichte S. 32f.

³³² A.a.O., S. 29.

³³³ AKLP Nr. C 2,6. Schreiben von Putzien an Superintendent Köllner vom 10.2.1947.

³³⁴ *1910 Leipzig, †2002 Arnsberg. 1949 Heirat mit Elsa Mann und Rückkehr in die sächsische Landeskirche. Bis 1961 Pfarrer der sächsischen evangelisch-lutherischen Landeskirche, dann Übertritt in die evangelisch-lutherische Freikirche und Dienst in Mühlhausen (Thüringen). 1975 Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland; so laut freundlicher Mitteilung LkA Sa aus Bestand 2, Nr. 3701.

vom 1. Juli 1948 an der aus den Ostgebieten vertriebene Pfarrer Hans-Friedrich Albert.³³⁵

Ende 1949 wurde Paul Putzien im Altenhundemer St. Josefs-Hospital untersucht und erhielt die durch Röntgenaufnahmen manifestierte Diagnose, dass bei ihm eine „linksseitige komplette Pleuraschwarte [und eine] doppelseitige produktiv-cirrhotische Lungentuberkulose“ vorliege.³³⁶ Das Landeskirchenamt, dem dieser Befund zur Kenntnis gebracht werden musste, veranlasste seinerseits eine medizinische Begutachtung, die es dem Lüdenscheider Superintendenten Walter Köllner³³⁷ mitteilte und in der als Ergebnis zu lesen stand, „dass P[astor] Putzien der Arbeit in Altenhudem nicht mehr gewachsen sei“.³³⁸ Einer Pensionierung wollte die Kirchenbehörde indes noch nicht näher treten. Stattdessen schlug das Landeskirchenamt vor, Putzien in Lüdenscheid als Krankenhausseelsorger und Religionslehrer am Gymnasium einzusetzen, ein Dienst, der, wie die Behörde an Putzien schrieb, „einmal Ihren Kräften angemessen ist und zum anderen Ihren besonderen Gaben entspricht.“³³⁹

Putzien erklärte sich damit einverstanden, allerdings „unter der Bedingung [...], daß nach Ablauf der Probezeit von einem viertel Jahr mir gegebenenfalls die Rückkehr in die alte Gemeinde gestattet wird.“³⁴⁰ Er blieb so, obwohl mit einem auswärtigen Beschäftigungsauftrag versehen, der Inhaber der Altenhundemer Pfarrstelle. Am 8. Mai 1950 übernahm er seinen neuen Aufgabenbereich in Lüdenscheid und zog vorerst alleine dorthin; seine Familie blieb im Altenhundemer Pfarrhaus wohnen.

Putziens Predigt auf der Kreissynode 1951 in Altenhudem

Am 9. Mai 1951 tagte die Lüdenscheider Kreissynode in Altenhudem, und Putzien hielt die Synodalpredigt³⁴¹, obwohl er bereits in Lüdenscheid tätig war. Dass Putzien in gewisser Weise mit dieser Predigt seine theologische Position umreißen und auch eine Bilanz seiner Tätigkeit in Altenhudem ziehen wollte, dürfte einigermaßen wahrscheinlich sein, denn er

³³⁵ Putzien, *Gemeindengeschichte* S. 33. – *1884 Neapel (Italien), †1976 Detmold. Freundliche Mitteilung LkA EKvW vom 4.12.2015.

³³⁶ AKLP Nr. C 2,6. Befund vom 16.11.1949 (beglaubigte Abschrift vom 20.2.1950).

³³⁷ *1899 Steppach (Baden), †1981 Bielefeld. Superintendent des Kirchenkreises Lüdenscheid 1948–1964; s. Bauks, *Pfarrer* Nr. 3363.

³³⁸ AKLP Nr. 1,3. Schreiben des Landeskirchenamtes der EKvW an Superintendent Köllner vom 17.4.1950.

³³⁹ AKLP Nr. 1,3. Schreiben von Superintendent Köllner an Putzien vom 26.4.1950.

³⁴⁰ AKLP Nr. 1,3. Schreiben von Putzien an Superintendent Köllner vom 29.4.1950.

³⁴¹ Kopie der Predigt im Besitz des Vfs., vgl. Anm. 8. Hervorhebungen im Original.

wusste sehr genau, dass, selbst wenn er noch einmal nach dorthin zurückkehren sollte, es nur für eine sehr begrenzte Zeit sein würde.³⁴²

In seiner Predigt schlug Putzien einen großen Bogen von seinem theologischen Anspruch hin zur kirchlichen Wirklichkeit und schloss mit einer etwas verhaltenen Hoffnungszusage unter Bezugnahme auf das Pfingstgeschehen.

Das Thema, mit dem sich die Kreissynode beschäftigte, lautete „Die Konfirmation und der kirchliche Unterricht“. Von daher erscheint es verständlich, dass Putzien als Predigttext den Missionsbefehl aus dem Matthäusevangelium (Matthäus 28,16-20³⁴³) wählte.

Entsprechend diesem Predigttext gliederte Putzien seine recht lang geratene Predigt in drei Teile:

„Wir hören 1. von der Gabe, 2. von der Aufgabe; diese Aufgabe gliedert sich ihrerseits wieder in zwei besondere Aufgaben, und zwar a) den missionierenden Unterricht, b) den gemeindlichen Unterricht.“

Als „Gabe“ sieht Putzien das „Wort“, das heißt das „Wort Gottes“ im Sinne der Selbstkundgabe Gottes, wobei – und hier treffen wir auf den Sprachwissenschaftler Putzien – „aller kirchliche Unterricht [...] ein ‚Richten unter‘, das heißt ein ‚Richten unter das Wort‘, auch der letzte Sinn des Gottesdienstes und aller kirchlichen Handlungen ist.“ Nur wenn Gottesdienst und Kirchlicher Unterricht aufeinander bezogen geschähen, könne die Einzigartigkeit der Botschaft zum Leuchten gebracht werden, die darin bestehe, dass ER, der Auferstandene, der Herr ist, dem alle Gewalt bis zum Ende aller Tage gegeben ist. „An diesem Totalitätsanspruch des erhöhten Herrn“ – hier sehen wir die Barmer Theologische Erklärung kräftig durchscheinen – „werden alle Totalitätsansprüche irdischer Herren und Gewalthaber zunichte. Er hat *alle* Gewalt im Himmel und auf Erden.“

Von dieser „Gabe“ ausgehend erkennt Putzien die „Aufgabe“ eines „missionierenden Unterrichts“, in dem die Botschaft in katechetischer Form den Kindern vermittelt wird. Doch genau an diesem Punkt kann er sich aufkommender massiver Zweifel nicht erwehren, die wohl auch autobiographische Züge aufweisen: „Wieviel kann da [bei der katechetischen Unterweisung] verdorben werden! Auch schon *äußerlich*! Ich meine, was

³⁴² Der Krankheitsverlauf und die amtliche Feststellung, dass Putzien der Arbeit nicht mehr gewachsen sei, legen diese Schlussfolgerung nahe.

³⁴³ Matthäus 28,16-20: „Aber die elf Jünger gingen nach Galiläa auf einen Berg, dahin Jesus sie beschieden hatte. Und da sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; etliche aber zweifelten. Und Jesus trat zu ihnen, redete mit ihnen und sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

die Art des Unterrichtens angeht.“ Und Putzien thematisiert eine Unart, von der er selbst nicht freizusprechen ist:

„Kommt es nicht [...] auch bei Konfirmationsprüfungen vor, daß alle Fragen und Antworten vorher bis ins Einzelne mechanisch eingehämmert waren und daß dann bei der Prüfung wie in einer Schaustellung mechanisch auf bestimmte eingetricherte Fragen auch bestimmt eingetricherte Antworten kommen.“

Putzien war mit seiner Diagnose ehrlich und hielt sich und seinen Amtsbrüdern einen Spiegel vor. Er sprach sogar vom „Leerlauf[.] unserer Konfirmationspraxis“ und äußerte „die Befürchtung, daß wir, wenn wir an einer Stelle in der Konfirmationspraxis etwas abbauen, das ganze Gebäude unseres volkskirchlichen Unterrichts zum Einsturz bringen.“

Wie dem allen zu begegnen sei, wusste er allerdings nicht so recht. Er empfahl, einer seit langem schon bestehenden, geradezu erosionsartig sich ereignenden „Abwertung der Worte, auch und gerade der christlichen“, entgegenzuwirken:

„Glaube, glauben, geloben, bekennen, Taufe, ewig, Ewigkeit und viele andere christliche Worte sind ihrer Inhalte entleert, sind wie abgegriffene Münzen“.

Wie allerdings diese Worte wieder gefüllt und bedeutsam gemacht werden könnten, dazu wusste Putzien auch kein didaktisch-methodisches Konzept zu nennen. Allenfalls durch „Lehre“, durch „gemeindlichen Unterricht“, durch Vorkatechumenat, Nachkonfirmandenjahr, nachbarschaftliche Bibelkreise und durch das, „was schon in der Reformationszeit genannt wurde, das ‚gegenseitige Gespräch und die Tröstung der Brüder‘“, sah er dazu eine Chance. Putzien versprach sich einiges durch eine Erteilung von Unterricht in den Inhalten der beiden Katechismen Luthers oder der „Institutio“ Calvins, jedoch blieb er eine Antwort schuldig, wie verhindert werden könne, dass wieder aufs Neue „abgegriffene Münzen“ entstehen.

Putzien wusste um die mannigfachen Defizite, Vorläufigkeiten, faulen Kompromisse und überkommenen Strukturen in der Kirche, kannte sehr genau die Wirklichkeit und kontrastierte sie mit dem Anspruch des Evangeliums. Von daher kann es nicht verwundern, dass er letztlich seine Predigt in thematischer Hinsicht mit lauter Fragen beendete:

„Eine Bilanz der Kirche in den letzten sechs Jahren seit dem Zusammenbruch, wie müßte sie [...] heute [...] lauten? [...] Aber hat die Kirche seit 1945 nicht eine große Chance verpaßt? War ihr nicht damals ‚eine offene Tür‘ [...] gegeben wie nie zuvor? Strömten nicht in den beiden ersten Jahren nach dem Zusammenbruch die Leute in die Kirche? Und was ist daraus geworden?“

Was die irdische Gestalt des vorfindlichen Kirchenwesens anbelangte, so durchzog Putziens theologische Gedankenwelt eine ziemliche Skepsis. Er traute der Volkskirche nicht mehr viel zu, sah verpasste Gelegenheiten

und Möglichkeiten. Allerdings konnte er keine Alternative benennen. Er hätte aus seinen dogmengeschichtlichen Seminaren indes wissen müssen, dass auf jede „reformatio“ theologisch und soziologisch Orthodoxie und entsprechend formale orthodoxe Strukturen folgen. Letztlich wusste Putzien dies auch – und so lauteten seine allerletzten Worte am Ende der Predigt doch recht tröstlich:

„Laßt uns nicht müde werden, zu bitten mit dem alten Pfingstlied: ‚Veni Creator Spiritus!‘ Komm Schöpfer Geist!“

Veränderungen in den Jahren 1950 bis 1955

Von 1950 bis 1952 hatte Putzien einen Beschäftigungsauftrag in Lüdenscheid. Er war zum einen mit Krankenhausseelsorge, zum anderen mit Religionsunterricht am Zeppelin-Gymnasium beauftragt, beides Aufgabenfelder, die ihm nicht fremd waren, da er von Haus aus Philologe und nach seinem Theologiestudium mehrere Jahre Krankenhauspfarrer war. Offensichtlich waren aber die Belastungen in diesen Tätigkeitsfeldern so groß, dass die Landeskirche ihm eine andere Aufgabe zuwies. Sehr zu seinem Missfallen wurde ihm nun als Nächstes die Betreuung zweier Gemeindebezirke in Schwerte übertragen. Dem Presbyterium seiner Althundemer Gemeinde teilte er mit:

„Ich gebe das hiermit [...] zur Kenntnisnahme und überlasse es ihm, dazu Stellung zu nehmen. Was mich persönlich anbetrifft, so kann ich nur sagen, daß ich seiner Zeit den Ruf nach Lüdenscheid unter ganz anderen Voraussetzungen angenommen habe und daß ich, wenn ich diese Entwicklung der Dinge vorausgesehen hätte, niemals nach Lüdenscheid gegangen wäre.“³⁴⁴

Putzien hegte immer noch den Wunsch, in seine Pfarrstelle nach Althundem zurückzukehren, und erwartete unausgesprochen vom Presbyterium, es möge Schritte zur Wiederherstellung des vorigen Zustandes einleiten. Die Zuweisung von Beschäftigungsaufträgen zuerst nach Lüdenscheid, sodann nach Schwerte und schließlich nach Hüllhorst (Kirchenkreis Lübbecke) und Meschede empfand er je länger je mehr als unzumutbar.

In der Zeit der Verschlechterung seiner Gesundheit muss sich Paul Putzien in Wesen und Habitus geändert haben. Er war intelligent genug zu wissen, dass ihm nur noch eine begrenzte Frist gegeben war, und diese Frist versuchte er dadurch zu nutzen, dass er sich zunehmend der Wis-

³⁴⁴ ALK Nr. 29. Schreiben Putziens vom 20.1.1952.

senschaft verschrieb: Er verfasste die schon früher erwähnte „Gemeindengeschichte“ und eine theologischen Dissertation.³⁴⁵

Die Altenhundemer Kirchengemeinde, der Lüdenscheider Superintendent und auch die Landeskirche unternahmen zahlreiche Versuche, Putzien zum Verzicht auf seine Altenhundemer Pfarrstelle zu bewegen, doch Putzien wollte nichts davon wissen.³⁴⁶ Es waren wohl vor allem psychologische, aber auch finanzielle Gründe, die ihn noch nicht an eine Pensionierung denken ließen.

Solange Pastor Albert den Pfarrdienst in Altenhundem versah, brauchte die Angelegenheit keiner Klärung zugeführt zu werden. Und selbst, als dieser zum 1. Mai 1954 pensioniert worden war, suchte die Kirchenleitung, die Sache dilatorisch zu behandeln und die Vakanz dadurch zu überbrücken, dass sie Richard Möllhoff nach Studium und Vikariat als Hilfsprediger (für längstens ein Jahr) nach Altenhundem beordnete. Das Landeskirchenamt wollte auf Zeit spielen. Superintendent Köllner verwies jedoch darauf, dass Möllhoff, der Ostern 1955 sein Hilfsdienstjahr beenden und die Wahlfähigkeit in eine Pfarrstelle erlangen werde, keinesfalls in Altenhundem verbleiben wolle, wenn die Pfarrstellenfrage nicht geregelt werden könne.³⁴⁷ Einer Pensionierung verweigerte sich Putzien weiterhin mit der schon bekannten Begründung, dass er in ihr eine „Bestrafung“ erblicke, er sich für einen ganzen Pfarrdienst stark genug fühle und im Blick auf die Ausbildung seiner Kinder auf sein volles Gehalt angewiesen sei.

Es dauerte noch ein knappes halbes Jahr, bis die Kirchenleitung abschließend handelte. Im Oktober 1955 entschied sie, Putzien zum 31. Januar 1956 in den Ruhestand zu versetzen, insgesamt eine für Putzien höchst komfortable Lösung, denn so wurde er nur zehn Monate vor der regulären Emeritierung in Pension geschickt.³⁴⁸ Offensichtlich hatte sich Putzien mit dieser Regelung einverstanden erklärt, und so schied er dann doch noch ohne Gram und Groll aus dem Dienst, zumal seine Gesundheit ein Ausscheiden unumgänglich gemacht hatte.

³⁴⁵ Beide Schriften sind maschinenschriftlich gefertigt und tragen den bibliographischen Vermerk: Meschede 1955 (nach Hochschulbibliothekszentrum des Landes Nordrhein-Westfalen [HBZ] NRW-Verbundkatalog).

³⁴⁶ AKLP Nr. 1,3. Schreiben Landeskirchenamt EKvW (Oberkirchenrat Niemann) an Superintendent Köllner vom 15.10.1955.

³⁴⁷ AKLP Nr. 1,3. Antrag Superintendent Köllner an Präses Wilm auf Pensionierung von Pfr. Dr. Putzien vom 14.5.1955.

³⁴⁸ AKLP Nr. 1,3. Mitteilung Landeskirchenamt EKvW an Superintendent Köllner vom 15.10.1955.

Dr. Putziens letzte Monate

In medizinischer Hinsicht hatte sich Putziens Tuberkuloseerkrankung bis 1950 nicht verschlimmert. Sie befand sich immer noch in einem inaktiven Stadium. Putzien war zu der Auffassung gelangt, seine Krankheit hänge ursächlich mit seinem ausgesprochen unkomfortablen und auch psychisch sehr belastenden Gefängnisaufenthalt zusammen, zumal der erste Nachweis der Tuberkulose erst Ende 1940 erfolgt war. Aufgrund dieser Erkrankung beantragte er 1953 die Anerkennung eines gesundheitlichen Schadens, hob aber ausdrücklich hervor, dass er

„keine Ansprüche auf finanzielle Wiedergutmachung erheben werde, selbst wenn eine etwaige ärztliche Untersuchung feststellen sollte, daß meine Gesundheit durch die Gefängnishaft gelitten haben sollte“.³⁴⁹

Das Gesundheitsamt des Landkreises Meschede erstellte daraufhin ein ausführliches Gutachten, in dem ein kausaler Zusammenhang zwischen der Haft und der Erkrankung als unwahrscheinlich bezeichnet wurde:

„Die Tuberkulose hat vielmehr ihren schicksalsmäßigen, in Schüben verlaufenden, auf inneren Ursachen beruhenden Verlauf genommen.“³⁵⁰

Der nächste Krankheitsschub erfolgte 1955: Es wurden Tuberkelbazillen im Sputum festgestellt. Trotz einer Heilstättenbehandlung schritt die Krankheit fort.³⁵¹

Dr. Paul Putzien ist nach seiner Pensionierung keine lange Frist mehr beschieden gewesen. Als er im Februar 1956 zu Semesterende aus Münster – er wohnte dort zeitweise studienhalber – nach Lüdenscheid zurückkam, war er sehr entkräftet und verfallen. Seine theologische Doktorarbeit, an der er sieben Jahre gearbeitet hatte, vermochte er noch abzuschließen. Sie trägt den Titel „Das Zeitverständnis bei Johannes auf Grund des Evangeliums, der drei Johannesbriefe und der Offenbarung des Johannes“.³⁵² Die Arbeit war bei Professor Dr. Friedrich Karl Schumann³⁵³, systematischer Theologe in Münster, angefertigt und von diesem auch angenommen worden.

Es verwundert, dass sich Putzien als Doktorvater Professor Schumann gesucht hat, denn dieser war alles andere als ein markanter Vertreter der „Bekennenden Kirche“ im „Dritten Reich“ gewesen, er hatte eine vermit-

³⁴⁹ LA Regierung Arnsberg, Wiedergutmachungen Nr. 29595. Schreiben vom 21.6.1953 an das Amt für Wiedergutmachung Meschede.

³⁵⁰ LA Regierung Arnsberg, Wiedergutmachungen Nr. 29595. Schreiben des Gesundheitsamts Meschede an Amt für Wiedergutmachung Meschede vom 17.7.1953.

³⁵¹ LA Regierung Arnsberg, Wiedergutmachungen Nr. 29595. Ablehnender Rentenbescheid der Landesrentenbehörde NRW an Erben Dr. Putzien vom 7.12.1962.

³⁵² Maschinenschriftlich vervielfältigt. Meschede [ohne Verlag] 1955; 208 S. Von der Dissertation sind zwei Exemplare nachweisbar – in der Universitätsbibliothek Erlangen und im Evangelisch-Theologischen Seminar der Universität Münster.

³⁵³ *1886 Meßkirch, †1960 Münster. Angaben nach: Die Religion in Geschichte und Gegenwart (RGG). 3. Auflage. Registerband. Tübingen 1965. Sp. 224f.

telnde Position zwischen BK und DC eingenommen. Von der kämpferischen Überzeugung der „Dahlemiten“ ist er jedenfalls weit entfernt gewesen.³⁵⁴

Am 17. März 1956 wurde Putzien mit einer Lungenentzündung ins Krankenhaus eingeliefert, am 24. März ist er bei einem Hustenanfall unerwartet verstorben, vier Tage später wurde er in Lüdenscheid zu Grabe getragen. Die mündliche Doktorprüfung, das Rigorosum, hat er nicht mehr ablegen können. Seine Frau hat ihn um 32 Jahre überlebt.³⁵⁵

„Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben“
(Matthäus 10,16)

Auf Bitten des Verfassers hat Pastor Möllhoff Mitte der 1990er Jahre Gemeindeglieder nach ihren Erinnerungen an Pfarrer Putzien befragt – die seinerzeitige Gemeindeschwester Elsa Mann und zwei Kindergottesdiensthelferinnen aus den Jahren des „Dritten Reiches“, die von 1946/1947 an als Katechetinnen in einigen Dorfschulen den evangelischen Unterricht erteilt hatten. Das Ergebnis der Befragungen war (sehr zum Erstaunen von Möllhoff) insgesamt dürftig. Die Eindrücke, die wiedergegeben wurden, lauteten:

„Persönlich sehr bescheiden“, „treu in der Gemeindearbeit“ (Gottesdienst und Hausbesuche), „von Anfang an Pastor der Bekennenden Kirche“, „Verlesung der Abkündigungen der Bekennenden Kirche“, „großes Interesse an liturgischen Fragen“, „Einführung in das Leben mit dem Kirchenjahr, tägliche Bibellese nach dem Kirchenjahr, Wochenlieder, Epiphaniagottesdienste, Erwerb von Antependien“, „wir haben theologisch viel von ihm gelernt“ usw.³⁵⁶

Zu bedenken ist, dass die Befragten ihre Erinnerungen mehr als vier Jahrzehnte nach dem Weggang Putziens aus Altenhundem formuliert haben und schon aus diesem Grund konkrete Dinge aus der damaligen Zeit dem Gesichtsfeld entschwunden waren. Zumindest ist zu konstatieren, dass Putzien mit seiner Persönlichkeit, seiner Frömmigkeit und auch seiner allgemeinen und theologischen Bildung beeindruckend gewesen sein muss, zumal die Altenhundemer Kirchengemeinde eine Gemeinde der „kleinen Leute“ war, das heißt, kaum Akademiker oder Angehörige des

³⁵⁴ 1933 war er zeitweilig Mitglied der Deutschen Christen und Berater des Reichsbischofs Ludwig Müller. 1919 bis 1933 DNVP, Aufnahme in die NSDAP am 1. Mai 1933; zur vita Schumanns siehe: <http://www.catalogus-professorum-halensis.de/schumannfk.html>; zu seiner Theologie siehe Lessing, Eckhard: Geschichte der deutschsprachigen evangelischen Theologie. Band 2: 1918–1945. Göttingen 2004. S. 71–77.

³⁵⁵ Mitteilung von Frau Dorothea Jens, Lüdenscheid, Tochter von Putzien.

³⁵⁶ Möllhoff an Vf. vom 4.5.1997.

Bildungsbürgertums aufzuweisen hatte; vielmehr dominierten hier Arbeiter, Reichsbahnpersonal, Postbedienstete, Schlosser und ähnliche Berufe. Von daher ist zu überlegen, ob diese Bevölkerungskreise willens und in der Lage waren, Putziens eindeutige, geradezu kompromisslose BK-Orientierung zu verstehen, nachzuvollziehen und mitzutragen. Die theologischen Diffizilitäten und kirchlichen Ausdifferenzierungen werden kaum ihr Interesse gefunden haben. Vieles dürfte unter der Rubrik „Pastorengezänk“ verbucht worden sein.

Die volkskirchlich geprägte Gemeinde, die aufgrund der Diasporalage keinerlei Kontinuitäten religiöser oder milieuspezifischer Art aufzuweisen hatte und die einer beträchtlichen Fluktuation unterworfen war, brauchte eine „geistliche Grundversorgung“ mit „hausbackenem Brot“, mit Taufen, Konfirmationen, kirchlichen Bestattungen, ansprechenden Weihnachtsgottesdiensten und mit all dem, was üblicherweise und seit Generationen traditionelles kirchliches Leben bedeutete. Von daher ist zu verstehen, dass sich die Gemeinde nicht auf einen radikalen „BK-Kurs“ einschwören ließ, sondern freundlich abwartend die Aktivitäten von Putzien zur Kenntnis nahm. Die Gemeindeglieder schrieben sich zwar in die BK-Listen ein, weil es vom Pfarrer so gewollt war, vermieden aber eine intensivere Hinwendung zur „Bekennenden Kirche“. Insofern war Putzien tatsächlich ein Einzelkämpfer ohne weitreichende Resonanz.

Innerhalb der Gemeinde bildeten die „Gemeinschaftschristen“ mit ihrer pietistischen Ausprägung eine eigene Gruppierung, die dem vorgeblich christlichen Kurs des „Dritten Reiches“ anfangs recht aufgeschlossen gegenüberstand. Als jedoch die Propagierung des „Neuheidentums“ um sich griff, die Kirchenfeindlichkeit des Systems nicht mehr geleugnet werden konnte und als Pfarrer reihenweise mit Verfolgung überzogen wurden, dürfte Putzien zweifellos die Gemeinde weithin hinter sich gewusst haben, und die innergemeindliche Differenzierung dürfte nebensächlich geworden sein.

Es stellt sich die Frage, was Putzien mit seiner konsequenten Verortung im Lager der BK erreichen wollte und erreicht hat. Anders gefragt: Was hat es genützt, dass er fortwährend die Löwen in der Danielschen Löwengrube am Schwanz gezogen hat?

In theologischer Hinsicht ist sich Putzien absolut treu geblieben, ist jeglichem, auch nur scheinbaren Kompromiss aus dem Wege gegangen und hat aus seiner absoluten Bindung an die lutherische Rechtfertigungslehre und die Barmer Theologische Erklärung vom Mai 1934 sein je aktuelles Handeln und Verhalten mit einer Konsequenz sondergleichen abgeleitet.

Putziens Methoden waren allerdings höchst problematischer Natur. Das Läuten der Totenglocke zu Niemöllers Verhaftung hat keinerlei Ergebnisse gezeitigt mit Ausnahme der Gefährdung seiner eigenen Person und mittelbar auch derjenigen seiner Familie. Putzien kann nicht derart

blind gewesen sein, dass er sich über den totalitären und von Verfolgungswahn getriebenen Nationalsozialismus Illusionen gemacht hätte. Glaubenstreue und Prinzipienfestigkeit wird man Putzien unbedingt zu bescheinigen haben, an politischer Klugheit und Diplomatie mangelte es ihm ungemein. Ohne Falsch wie eine Taube war er gewiss, ob er klug wie eine Schlange war, steht sehr in Frage.

Anders verhielt sich hingegen sein Olper Amtsbruder Paul Koch. Auch er schloss sich der BK an, ging faulen Kompromissen mit den Machthabern aus dem Weg, vermied aber jede offene Konfrontation. Er wollte mit seiner Gemeinde „überwintern“. Vermutlich wird das je unterschiedliche Naturell der beiden Geistlichen aber auch eine bedeutsame Rolle gespielt haben: Koch war Ireniker, Putzien ein Kämpfer, ein Mann der Tat und einer, der – bildlich gesprochen – jeden Morgen die Fahne der „Bekennenden Kirche“ zum Kirchturm hinaushängte.

Dass Dr. Putzien die Zeit des „Dritten Reiches“ überlebt hat, ist, menschlich gesprochen, der klugen Intervention von Aloys Heldmann zu danken. Wäre Putzien an einem politischen Brennpunkt Westfalens Pfarrer gewesen, also etwa in Dortmund, Münster oder Bochum, und nicht im abgelegenen Sauerland – Staat und Partei wären früher und nachhaltig auf ihn aufmerksam geworden und hätten ihn mit Sicherheit zur Verantwortung und aus dem Verkehr gezogen. An einem solchen Ort, inmitten einer selbstbewussten und wachen Gemeinde und unterstützt von einem dem NS-System gegenüber widerständigen Presbyterium, hätten seine „zeichenhaften“ Handlungen wesentlich größere Resonanz gehabt als in einer kleinen, einflusslosen Kirchengemeinde im tiefen Sauerland.

Ob und wie Putziens Amtstätigkeit in der Gemeinde in den Jahren nach seiner Amtszeit weitergewirkt hat, entzieht sich näherer Kenntnis und kann nicht einmal gemutmaßt werden. Noch heute ist indes in der Gemeinde bekannt, dass er von der Gestapo verhaftet worden ist und auf seltsame Weise seine Freiheit wiedergewonnen hat – dies zumindest könnte die Generationen nach ihm zur Nachfrage veranlassen.

**Auf neuen Wegen oder in alten Gleisen?
Betrachtungen zur Schulpolitik
der Evangelischen Kirche von Westfalen
im Blick auf die Höheren Schulen
in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg¹**

Der Anfang war mühselig. Zwar hatte die britische Militärregierung schon im Sommer 1945 den deutschen Behörden erlaubt, die Volksschulen wieder zu eröffnen,² die meisten höheren Schulen mussten jedoch bis in die ersten Monate des Jahres 1946 hinein warten, bis sie wieder mit dem Unterricht beginnen konnten. Da sie bereits im Februar 1945 wegen des nahenden Kriegsendes geschlossen werden mussten, fiel ein ganzes Schuljahr aus, das den Schülern endgültig verloren ging. Außerdem wurde der Schulbeginn in vielen Fällen dadurch erheblich behindert, dass viele Gebäude zerstört, Turnhallen zu Flüchtlingslagern umgewandelt waren und viele Lehrer noch in der Kriegsgefangenschaft festgehalten wurden. Andere – solche, die sich allzu sehr mit der nationalsozialistischen Partei eingelassen hatten – waren in Internierungslagern inhaftiert oder hatten Unterrichtsverbot. Hinzu kam, dass die britische Militärregierung vielen Lehrern misstraute und unsicher war, ob diejenigen, die ihren Dienst unter der Herrschaft nationalsozialistischer Ideologie getan hatten, einen wirklich neuen Anfang setzen konnten. Darum durfte zunächst kein Unterricht in den deutschkundlichen Fächern wie Deutsch, Geschichte oder Erdkunde erteilt werden, und auch das Fach Biologie durfte nicht unterrichtet werden, weil es im Dritten Reich allzu sehr mit Rassenkunde verbunden worden war.

Aus all diesen Gründen konnte der Unterricht nur schleppend beginnen. In vielen Fällen wurde nur zwei Stunden täglich unterrichtet, und vielfach wurde mangels Schulraum wöchentlich zwischen vormittäglichem und nachmittäglichem Unterricht gewechselt, wobei in einigen Fällen auch Schulen zusammengelegt wurden. Alles in allem war der Anfang mühsam und mit vielen Hindernissen verbunden.

Die bestehenden höheren Schulen wurden zu allen Problemen noch mit der Aufgabe belastet, Schülern, die im Krieg nur einen Reife- oder

¹ Ich danke den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Landeskirchlichen Archivs der Evangelischen Kirche von Westfalen in Bielefeld, insbesondere Herrn Landeskirchenarchivoberamtsrat Wolfgang Günther, für ihre Hilfe beim Bereitstellen der Akten und für manchen guten Rat.

² Siehe: Gerhard Rödning, *Aufbruch oder Restauration? Betrachtungen zur Schulpolitik der Evangelischen Kirche von Westfalen zwischen 1945 und 1952*, in: JWKG 108 (2012), S. 305-348.

Vorsementervermerk erhalten hatten, zu einem ordentlichen Abitur zu verhelfen. So mussten Lehrgänge eingerichtet werden für Schüler der Oberstufe, die als Luftwaffenhelfer, für den Reichsarbeitsdienst oder Aufgaben in der Wehrmacht und für den Einsatz am Westwall – sowie solche für Schülerinnen der hauswirtschaftlichen Zweige der höheren Schulen, die zur Dienstleistung in verschiedenen kriegsbedingten Einsatzbereichen eingezogen worden waren. Ein Erlass des Oberpräsidenten³ der Provinz Westfalen vom 14. Dezember 1945 regelte den Unterricht und die Abschlussprüfung.⁴ Da es sich zum großen Teil um junge Menschen handelte, die aus Krieg oder Gefangenschaft mit höchst traumatischen Erfahrungen zurückkamen, entstand für die Kirchengemeinden und ihre Jugendarbeit eine große seelsorgerliche Aufgabe.

Das (Provinzial-)Schulkollegium in Münster

Eine wichtige Rolle beim Wiederaufbau des höheren Schulwesens in Westfalen spielte das Provinzialschulkollegium in Münster.⁵ Leiter der

³ Oberpräsident war der durch die Militärregierung eingesetzte Zentrumsolitiker Dr. Rudolf Amelunxen (1888–1969), der später auch der erste (von der Militärregierung eingesetzt) Ministerpräsident des neuen Bundeslandes Nordrhein-Westfalen (NRW) wurde.

⁴ Oberpräsident Westfalen (Abteilung für höheres Schulwesen) an die Leiter und Leiterinnen sämtlicher höherer Schulen des Amtsbezirks. Münster, 14. Dezember 1945. Az.: OP II 2 d Gen P 3 b. Landeskirchliches Archiv (LkA) EKvW 0.0 neu C 03407.

⁵ Das Schulkollegium in Münster hat eine wechselvolle Geschichte gehabt. Es ist 1817 aus dem damals errichteten Königlich Konsistorium erwachsen, das auch für die Schulangelegenheiten der neuen preußischen Provinz Westfalen zuständig war. 1825 wurde die Behörde in Konsistorium und Provinzialschulkollegium aufgeteilt. Letzterem unterstand das gesamte Schulwesen der Provinz, soweit es sich um pädagogische und wissenschaftliche Fragen handelte. Beide Abteilungen entwickelten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zu selbständigen Behörden, deren Leiter der Oberpräsident war, bis das Konsistorium in der Amtszeit des Oberpräsidenten Franz von Duesberg (1850–1871) unter Leitung des Generalsuperintendenten und kommissarischen Direktors des Konsistoriums Julius Wiesmann [Friedrich Wilhelm Bauks, Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4), Bielefeld 1980, Nr. 6945] ab 1857 mehr und mehr eigenständig wurde. 1933 wurde das Provinzialschulkollegium als Abteilung in die Behörde des Oberpräsidenten eingegliedert und seine Zuständigkeit auf die Verwaltung des höheren Schulwesens beschränkt. Nach 1945 wurde es als „Generalreferat VIII – Kultus, Abteilung C Höhere Schulen“ in eines der neun Generalreferate des Oberpräsidenten eingegliedert. Als nach Bildung des Landes Nordrhein-Westfalen die westfälische Provinzialregierung aufgehoben wurde, gehörte die Behörde zur „Abwicklungsstelle des früheren Oberpräsidenten der Provinz Westfalen“. Danach (1958) wurde es dem Regierungspräsidenten in Münster zugeordnet, freilich mit einer Zuständigkeit für ganz Westfalen (ohne Lippe). Der Regierungspräsident hatte den Vorsitz im Kollegium, der Leiter des Schulkollegiums war sein ständiger Vertreter. – Die Auflösung des Schulkollegiums und des-

Behörde war Dr. Karl Josef Schulte, der bereits 1930 Mitglied des Kollegiums geworden war.⁶ Als fest in seiner Kirche verwurzelter Katholik war er der Besatzungsmacht des Nationalsozialismus völlig unverdächtig. Umso mehr begegneten ihm aber manche evangelische Kreise, wohl auch das Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche von Westfalen (EKvW), mit Misstrauen, weil ihm unterstellt wurde, Personalpolitik einseitig zugunsten der katholischen Kirche zu betreiben.

Darum war es das Bestreben der westfälischen Kirchenleitung, einen Mann ihres Vertrauens im Schulkollegium zu wissen. Schon frühzeitig hatte Superintendent Adolf Clarenbach⁷ den Soester Studienrat Dr. Adolf Korn⁸ für ein leitendes Amt im Bereich des Schulwesens empfohlen.⁹ Korn gehörte der Bekennenden Kirche an und war seit 1935 Mitglied des Presbyteriums der St. Petri-Gemeinde Soest. Darum schrieb die Kirchengemeinde an Präses Karl Koch¹⁰, die Berufung Korns nach Münster sei für sie höchst ungünstig, denn als Vorsitzender der Ratsfraktion der CDU, die in Soest die absolute Mehrheit habe, sei er der Exponent der evangelischen Kirche in der Stadtpolitik, und er sei auch Mitglied der Kreissynode und des Kreissynodalvorstandes – und damit in Soest schlicht unersetzbar.¹¹ Die Kirchenleitung blieb jedoch bei ihrem Vorschlag, Korn in das Schulkollegium zu berufen. Dessen Berufung zum Oberschulrat,¹² für die sich die Kirchenleitung sehr einsetzte,¹³ bereitete allerdings zunächst

sen Eingliederung in die Behörden der drei Regierungspräsidenten in Westfalen im Jahr 1985 fallen nicht mehr in den Zeitraum dieser Untersuchung.

⁶ Karl Josef Schulte (1888–1971) leitete von 1945 bis 1948 die Abteilung für höhere Schulen beim Oberpräsidenten der Provinz Westfalen und war von 1948 bis 1954 als Leitender Regierungsdirektor Leiter des Schulkollegiums; siehe dazu: Karl Josef Schulte, *Die Höheren Schulen und ihre Verwaltung 1945–1948. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte*, in: *Westfälische Zeitung* 110 (1960), S. 139–175.

⁷ S. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 984. – Clarenbach war Pfarrer in Borgeln und von 1933 bis 1946 Superintendent des Kirchenkreises Soest.

⁸ Dr. Adolf Korn (1901–1981) wirkte seit 1929 als Studienrat an der Oberrealschule in Soest mit den Fächern Deutsch, Englisch und Sport. Am 1. April 1948 wurde Korn mit der Wahrnehmung der Geschäfte eines Oberschulrates im Schulkollegium Münster beauftragt und ein Jahr später zum Oberschulrat ernannt; s. dazu unter anderem Nockemann an Superintendents, 16. April 1948. LkA EKvW 0.0 neu C 03357.

⁹ Superintendentur Soest (Clarenbach) an Evangelisches Konsistorium der Kirchenprovinz Westfalen, 3. Januar 1945 [Fehlдатierung; gemeint ist 1946]. LkA EKvW 0.0 neu C 03407.

¹⁰ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 3330.

¹¹ Ev.-Luth. St. Petri-Kirchengemeinde Soest [Pfarrer Gottfried Freytag [Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 1790]] an Präses Koch, 3. Januar 1948. LkA EKvW neu C 03409.

¹² Die Kirchenleitung befasste sich in ihrer Sitzung am 29./30. Januar 1948 mit den Soester Einwänden, blieb jedoch bei ihrem Vorschlag, was Präses Koch dem Presbyterium umgehend mitteilte, s. Landeskirchenamt (LKA) EKvW (Koch) an Presbyterium Soest-Petri, 30. Januar 1948. LkA EKvW 0.0 neu C 03409.

¹³ So Auszug Protokoll Kirchenleitung (KL) EKvW, 29./30. Januar 1948. LkA EKvW 0.0 neu C 03409. – Sachbearbeiter war der in das Konsistorium abgeordnete Pfarrer (später Landeskirchenrat) Max Nockemann. Dessen Biographie findet sich unter an-

Schwierigkeiten, weil Korn noch nie Leiter eines Gymnasiums gewesen war und er zwei Beförderungsstufen hätte überspringen müssen.¹⁴ Schließlich jedoch sah die Regierung darüber hinweg, und Korn wurde Oberschulrat und als solcher der entscheidende Verbindungsmann zur Evangelischen Kirche von Westfalen und deren Leitung.

Als von 1956 an für zwei Jahre eine sozial-liberale Regierung die Geschicke des Landes Nordrhein-Westfalen bestimmte, wurde im Landtag die Frage diskutiert, ob nicht die beiden im Rheinland und in Westfalen bestehenden Schulkollegien aufgelöst werden sollten¹⁵ und die Behörden in die bestehenden sechs Regierungsbezirke einzuordnen seien oder ob für alle Schulen ein einheitliches Schulverwaltungsamt errichtet werden solle. In diesem Zusammenhang setzten sich die evangelischen Landeskirchen energisch für die Erhaltung der Schulkollegien ein. Dr. Schultes Nachfolger, der Leitende Regierungsdirektor Friedrich Bruns,¹⁶ verfasste eine Denkschrift mit dem Titel „Die Höhere Schule“, die er auch an die EKvW schickte.¹⁷ Zur unbedingt vertraulichen Behandlung hatte er auch beigefügt eine Abhandlung „Fragen zu den Plänen einer Neuordnung der höheren Schulverwaltung“, in der alle Argumente zusammengetragen waren, die gegen die Auflösung der Schulkollegien sprachen.¹⁸ In Kenntnis dessen schrieb Max Nockemann an verschiedene Politiker der drei im Landtag vertretenen Parteien:

„Wie wir erfahren haben, steht die Frage der Auflösung der Schulkollegien in Münster und Düsseldorf im Kulturausschuß des Landtages zur Debatte. Wir möchten Sie gern wissen lassen, daß wir schwere Bedenken gegen eine solche Auflösung haben und uns mit Nachdruck dafür einsetzen-

derem bei Rödning, Aufbruch (wie Anm. 2), S. 314-316. S. auch Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 4526.

¹⁴ Zu entnehmen aus Aktenvermerk Nockemann, 8. Mai 1946. LkA EKvW 0.0 neu C 03407.

¹⁵ Diese Debatte wurde von dem liberalen Kultusminister Paul Luchtenberg (1890-1973) ausgelöst. Luchtenberg war vor 1933 Mitglied der DDP gewesen und nach 1945 Mitbegründer der FDP in Nordrhein-Westfalen. Von Beruf war er Lehrer und Professor; das Amt des Kultusministers bekleidete er von 1956 bis 1958.

¹⁶ Friedrich Bruns war Schüler der Landesschule St. Marien zur Pforte (Schulpforta, heute Landesschule Pforta) und Sohn des dortigen Schulleiters Heinrich Wilhelm Bruns, des „Rektor Portensis“ von 1911 bis 1921. Friedrich Bruns wirkte vor seiner Berufung in das Schulkollegium von 1947 bis 1953 als Leiter des Evangelisch-stiftischen Gymnasiums in Gütersloh.

¹⁷ S. Schulkollegium Münster: Die höhere Schule. Denkschrift verfasst nach den Verhandlungen der amtlichen Westfälischen Direktorenkonferenz vom 9. bis 11. Oktober 1956 in Münster, sowie Schulkollegium in Münster (Bruns) an Nockemann, 11. Januar 1957. LkA EKvW 0.0 neu C 04427.

¹⁸ S. Fragen zu den Plänen einer Neuordnung der höheren Schulverwaltung, sowie Schulkollegium in Münster (Bruns) an Nockemann, 11. Januar 1957. LkA EKvW 0.0 neu C 04427.

zen, daß diese Schulkollegien erhalten bleiben und, wenn nötig, für ihren Dienst noch besser ausgerüstet werden als bisher.“¹⁹

Gegen die Auflösung der Schulkollegien wurden manche Gründe vorgebracht, zum Beispiel, dass die Kleinräumigkeit der Verwaltung der fachlichen Aufsicht schade, dass die Oberbehörde auf ein Dezernat herabgestuft werde, und weitere. Der eigentliche Grund allerdings wurde selten *expressis verbis* vorgetragen: Die Furcht, die Sonderstellung der Gymnasien werde aufgegeben, und es drohe am Ende die Einführung der Gesamtschule als alleiniger Regelschule, was von einigen politischen Kräften gefordert wurde. Für den hier zu behandelnden Zeitraum spielt diese Frage allerdings eine untergeordnete Rolle.

Ein schwieriges Erbe

Wie auf den anderen Gebieten des öffentlichen Lebens haben die Nationalsozialisten auch im Schulwesen ihre Vorstellungen durchzusetzen versucht, auch wenn das nicht vollständig gelungen ist. Möglicherweise haben die Kriegsereignisse das verhindert. So ist zum Beispiel der Religionsunterricht im konfessionellen Sinne keineswegs in allen höheren Schulen abgeschafft worden. Wo es mutige Religionslehrer gab, wurde er selbst noch in den Kriegsjahren erteilt, obwohl durch NSDAP-Parteigremien mancher Lehrer unter Druck gesetzt wurde, die Erteilung des Religionsunterrichts aufzugeben.

Allerdings wurde die Vielfalt im Bereich der höheren Schulen mit Erlass vom 29. Januar 1938 beseitigt, wenn auch nicht völlig. In Westfalen bestanden damals 80 höhere Schulen als Vollanstalten (31 Gymnasien, 34 Realgymnasien, 15 Oberrealschulen)²⁰ und dazu 13 Zubringerschulen (ein Progymnasium, sieben Realprogymnasien und fünf Realschulen)²¹. Nach der Neuordnung war die Oberschule für Jungen bzw. für Mädchen die alleinige Regelschule im Bereich des höheren Schulwesens. Nur 15 Gymnasien blieben darüber hinaus bestehen, und zwar jeweils nur dort, wo es

¹⁹ Nockemann an Dr. Hofmann (CDU) (Vorsitzender des Kulturausschusses des Landtages), Fräulein [sic!] Liselotte Funcke (FDP), Frau [sic!] Minister Christine Teusch und Oberschulrat Fritz Holthoff (SPD), 14. Januar 1957. LkA EKvW 0.0 neu C 04427.

²⁰ S. Friedrich Wilhelm Saal, *Das Schul- und Bildungswesen*, in: *Das 19. und das 20. Jahrhundert. Wirtschaft und Gesellschaft. Mit Beiträgen von Peter Borscheid [u.a.]*. Düsseldorf 1984. (Wilhelm Kohl [Hg.], *Westfälische Geschichte in drei Textbänden mit einem Bild- und Dokumentarband 3; Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen im Provinzialinstitut für Westfälische Landes- und Volksforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe XLIII*), S. 535-618, hier S. 609f.

²¹ Diese sind nicht zu verwechseln mit den heutigen Realschulen, den damaligen Mittelschulen.

bereits eine Oberschule gab. Außerdem verlangte Martin Bormann²² die Auflösung der Ordensschulen, um ein (aus nationalsozialistischer Perspektive) weltanschaulich völlig einwandfreies Schulwesen zu ermöglichen.²³ Bis zum Ende des Jahres 1939 sollte Vollzug gemeldet werden. So musste das traditionsreiche Oberlyzeum des Paderborner Klosters St. Michael zu Ostern 1940 seine Pforten schließen; zwölf weitere katholische Mädchenschulen mussten den Vermerk „im Abbau“ führen.

In der westfälischen evangelischen Kirchenprovinz gab es ein mit den katholischen Ordensschulen vergleichbares höheres Schulwesen nicht. Nur das Mädchengymnasium der Kirchengemeinde Lippstadt wäre hier zu nennen, über das später noch zu berichten ist.²⁴ Dennoch gab es auch Bildungseinrichtungen, die einen mehr oder weniger evangelisch-kirchlichen Charakter trugen. Darüber findet sich eine umfassende Aufstellung in den Akten des Landeskirchlichen Archivs in Bielefeld. Denn am 17. April 1936 richtete der Reichskirchenausschuss über den altpreußischen Evangelischen Oberkirchenrat (EOK) in Berlin eine Umfrage an die Konsistorien, in der er die Behörden darum ersuchte, ihm eine vollständige Aufstellung der evangelischen Bildungseinrichtungen in der Kirchenprovinz zu schicken und die Frage zu beantworten, welche davon verzichtbar seien und welche unbedingt beibehalten werden sollten. Die Frage lautete: Welche privaten oder stiftischen Schulen gibt es, und an der Erhaltung welcher Schulen hat die Kirche ein besonderes Interesse?²⁵

²² Martin Bormann (1900–1945), Leiter der Parteikanzlei der NSDAP im Range eines Ministers.

²³ Bormann an die NSDAP-Parteidiensstellen, 12. April 1939, sowie Bormann an die NSDAP-Gauleitungen, 9. Juni 1939; s. dazu Saal (wie Anm. 19), S. 606.

²⁴ S. unten S. 417–425.

²⁵ Reichskirchenausschuss (Mahrenholz) an oberste Behörden der deutschen evangelischen Landeskirchen, 17. April 1936, weitergegeben: EOK an Konsistorien des inländischen Aufsichtsbereichs einschließlich der Stolbergischen, 4. Mai 1936, Az.: E.O.I 6742/36. LkA EKvW 0.0 neu C 03355. Christhard Mahrenholz (1900–1980) war damals Oberlandeskirchenrat in Hannover. – Der Reichskirchenausschuss wurde am 3. Oktober 1935 durch den seinerzeit neu ernannten Reichsminister für die kirchlichen Angelegenheiten Hanns Kerrl (1887–1941) berufen, um in Fragen der Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche (DEK) einen Kompromiss zwischen den gemäßigten Deutschen Christen (DC) und der Bekennenden Kirche (BK) zustande zu bringen. Zum Vorsitzenden wurde der frühere westfälische Generalsuperintendent Wilhelm Zoellner [1860–1937, s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 7181] berufen. Er und der gesamte Reichskirchenausschuss fanden kaum Rückhalt in der Reichsregierung, daher trat Zoellner am 12. Februar 1937 vom Vorsitz zurück; das Unternehmen war vollständig gescheitert. S. dazu Kurt Dietrich Schmidt (Hg.), *Dokumente des Kirchenkampfes II. Die Zeit des Reichskirchenausschusses 1935–1937*. 1. Teil (Arbeiten zur Geschichte des Kirchenkampfes 13), Göttingen 1964; 2. Teil (Arbeiten zur Geschichte des Kirchenkampfes 14), Göttingen 1965.

Das Konsistorium in Münster antwortete am 18. Juni 1936²⁶ und übersandte eine zu diesem Zweck in tadelloser Handschrift angefertigte Tabelle mit 23 Titeln:²⁷

- „1. Städt. Evgl. Gymnasium Dortmund, 1540 gegründet, stiftungsgem[äß] evgl., [Träger] Stadt Dortmund
2. Evgl. Höhere Mädchenschule Menden [weiter keine Angaben]
3. Städt. Realgymnasium Altena, stiftungsgem[äß] evgl., [Träger: keine Angabe]
4. Städt. Realgymnasium mit Oberrealschule Iserlohn, stiftungsgem[äß] evgl. [Träger: keine Angabe]
5. Realgymnasium Siegen, 1536 gegründet, stiftungsgem[äß] evgl., [Träger:] Stadt Siegen
6. Erziehungs- u[nd] Schulanstalt Stift Kappel²⁸, 1871 gegründet, [Träger:] Staatl. Stiftsfonds Kappel
7. Evgl. Lyceum Arnsberg, [Alter:] ca. 50 Jahre, [Träger:] Verein Evgl. Lyceum
8. Evgl. Lyceum Lippstadt, 1852 gegründet, [Träger:] Evgl. Kgmde. Lippstadt
9. Evgl. Volksschule Medebach, private einklassige Volksschule, [Träger:] Evgl. Kgmde. Medebach
10. Evgl. Volksschule Olsberg, [Alter:] seit 1921, Pfarrer Vorsitzender des Kuratoriums
11. Staatl. Gymnasium Hamm, 1657 gegründet, stiftungsgem[äß] evgl.
12. Höhere Privatschule Lienen, Sexta bis Obertertia, Pfarrer ist Vorsitzender
13. Höhere Mädchenschule Ibbenbüren, seit 1878, dem Oberlyceum in Osnabrück angeschlossen, Pfarrer ist Vorsitzender
14. Evgl. Höhere Mädchenschule Paderborn, Mittelschule mit Lyceumslehrplan, Sexta bis Untersekunda, seit 1859, [Träger:] Evgl. Kgmde. Paderborn
15. Freiherr vom Stein-Schule Münster, Lyceum und Oberlyceum, [Alter:] ca. 50 Jahre, [Träger:] Stadt Münster
16. Evgl. Mittelschule Münster, [Alter:] ca. 15 Jahre, [Träger:] dto. [Stadt Münster]
17. Evgl. Privatschule Enger, Vorbereitung für Obertertia, [Alter:] seit 1898, Vorsitzender: Sup. i.R. D. Niemöller,²⁹ Enger

²⁶ Konsistorium Westfalen an EOK, 18. Juni 1936, Az.: EK Nr. 2394 II/A 22–03. LkA EKvW 0.0 neu C 03355, Bl. 32(-34).

²⁷ Bei der folgenden Wiedergabe der Liste sind leichte Kürzungen vorgenommen, ansonsten ist aber die Rechtschreibung einschließlich der Abkürzungen beibehalten worden.

²⁸ Vermutlich eine Verschreibung von „Keppel“. Die evangelische Schule in Stift Keppel bei Hilchenbach befand sich in der Trägerschaft der Vereinigten Stifte Keppel-Geseke.

²⁹ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 4504.

18. Evgl. Höhere Familienschule Borgholzhausen, Sexta bis Obertertia, [Alter:] seit 1880
19. Evgl. Höhere Privatschule Werther, dto. [Sexta bis Obertertia], [Alter:] seit 1850
20. Evgl. Gymnasium Gütersloh, [Alter:] seit 1851, 3 Alumnate
21. Realgymnasium Lüdenscheid, stiftungsgem[äß] evgl., [Träger:] Stadt Lüdenscheid
22. Bäuerliche Frauenschule Gohfeld, [Alter:] vor 1900, [Träger:] Westf. Frauenhilfe Soest
23. Kindergärtnerinnen[-] und Hortnerinnen-Seminar Witten, [Alter:] seit 1857, [Träger:] Diakonissenmutterhaus in Witten“

An dieser Liste fällt zunächst auf, dass einige ohne Zweifel evangelische Schulen fehlen, so die beiden stiftischen Gymnasien in Bethel, die Sareptaschule und die Friedrich-von-Bodelschwingh-Schule. Wahrscheinlich hat man diese Schulen eines kirchlichen Werkes nicht zu den unmittelbar in kirchlicher Trägerschaft im engeren Sinne stehenden Schulen gezählt. Es fehlt die Realschule in Breckerfeld, eine stiftische Schule, die ganz sicher vergleichbar mit den evangelisch-stiftischen Schulen in kommunaler Trägerschaft ist. Doch wie dem auch sei, die Liste bietet eine ungefähre Übersicht über die Bildungseinrichtungen in der evangelischen Kirchenprovinz Westfalen in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts.

Die in der Liste aufgeführten Schulen besaßen einen sehr unterschiedlichen Charakter. Bei den stiftischen Schulen ist zu unterscheiden zwischen denjenigen, die noch von einer „echten“ Stiftung getragen wurden, und denen, hinter denen kein Stiftsvermögen mehr stand und die sich in kommunaler Trägerschaft befanden. Die Letzteren wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von den entsprechenden Städten übernommen, als ein Ausbau der sogenannten Rektoratsschulen zu Oberrealschulen notwendig wurde. Damals ging auch das – viel zu geringe – Stiftsvermögen in den Besitz der Städte über, die darüber in der Folge verfügten. Freilich wurde in unterschiedlichen Rechtsformen – teils durch Verträge, teils durch königliche Kabinetttorder – festgelegt, dass der evangelische Charakter der Schulen erhalten bleiben sollte, zum Beispiel in der Weise, dass nur evangelische Gemeindeglieder in das zu bildende Kuratorium gewählt und nur evangelische Lehrer angestellt werden durften.

In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ist man in den meisten Fällen stillschweigend über diese alten Bestimmungen hinweggegangen, in einigen Fällen sind sie wieder aufgelebt. Die Städte Iserlohn und Lüdenscheid haben dagegen geklagt und in erster Instanz den Prozess vor dem Verwaltungsgericht in Hamm verloren. Die Stadt Lüdenscheid hat das Urteil anerkannt, so dass Pfarrer Walter Köllner³⁰ über ein nachfolgendes

³⁰ A.a.O., Nr. 3363. – Walter Köllner war später (von 1948 bis 1964) Superintendent des Kirchenkreises Lüdenscheid.

Gespräch mit dem Oberpräsidenten berichten konnte,³¹ dass dieser keine Bedenken trage, in Lüdenscheid wieder ein Kuratorium zu berufen, das die alten Rechte wahrzunehmen habe. In Iserlohn hingegen wurde nach langer Prozessdauer in der zweiten Instanz ein Vergleich geschlossen – kirchlicherseits war man offenbar des Prozessierens müde und hat sich schließlich damit abgefunden, dass der Einfluss auf die Schulgestaltung hier verlorengegangen war.³²

Möglicherweise hätte nach 1945 die Möglichkeit bestanden, den kirchlichen Charakter dieser Schulen wieder aufleben zu lassen. Darüber ist gewiss nachgedacht worden, denn Präses Koch beauftragte den aus dem Dienst entlassenen Oberschulrat Dr. Marcus Ites³³ festzustellen, bei welchen höheren Schulen in Westfalen der evangelisch-stiftische Charakter rechtlich einwandfrei nachgewiesen werden könne; dafür erhielt Ites 300,- RM monatlich.³⁴ In den kirchlichen Akten hat sich die recherchierende Tätigkeit von Ites allerdings kaum niedergeschlagen; ein Ergebnis ist nicht bekannt.³⁵ Die Kirchenleitung hat ihren Auftrag nach wenigen Monaten beendet.³⁶ Möglicherweise handelte es sich bei den Zahlungen eher um die Unterstützung eines mittellosen Beamten, der der Kirche nahestand.

Nach einem Gespräch Max Nockemanns mit Oberregierungsrat Melsheimer wurden jedenfalls im Schulkollegium folgende höhere Schulen als evangelisch angesehen: 1. Altena, 2. Bielefeld, 3. Burgsteinfurt, 4. Gütersloh, 5. Hamm, 6. Herford, 7. Höxter, 8. Iserlohn, 9. Lüdenscheid, 10. Minden (Gymnasium), 11. Minden (Oberrealschule), 12. Minden (Oberlyze-

³¹ Aktenvermerk: Besuch einer Lüdenscheider Abordnung am 3.4.1946 beim Oberpräsidium (Abteilung Höheres Schulwesen) und der Militärregierung (Köllner), 3. April 1946. LkA EKvW 0.0 neu C 03407.

³² Über die Prozesse der Städte Iserlohn und Lüdenscheid: Gerhard Rödding, *Pacta servanda oder rebus sic stantibus*, in: JWKG 100 (2005), S. 525-585.

³³ Zu Ites s. auch unten S. 408.

³⁴ S. EKvW (Koch) an Ites, 20. März 1946. LkA EKvW 0.0 neu C 03407. Diese Tätigkeit ist ausdrücklich durch die britischen Behörden genehmigt worden; s. Landesarchivverwaltung Nordrhein-Westfalen (LAV NRW) Abt. Rheinland NW 1039-I Nr. 16. Später wurde Ites durch die Kirchenleitung auch noch mit anderen Aufgaben beauftragt, zum Beispiel gehörte er neben Max Nockemann und Prof. Helmuth Schreiner zu einem Arbeitskreis „Kirche und SPD“. Siehe auch Stefan Goch, *Evangelische Kirche und Sozialdemokratie im Ruhrgebiet der Nachkriegszeit*, Düsseldorf 1990. – Auch der Sichtungsausschuss der Universität Münster beabsichtigte, Ites als Lehrbeauftragten für die griechische Sprache zu berufen; s. Aktenvermerk Sichtungsausschuss Universität Münster, 8. Juli 1946, LAV NRW Abt. Rheinland NW 1039-I Nr. 16.

³⁵ S. eine (allerdings wohl fruchtlos gebliebene) Anfrage: Ites an Sup. Jesse 25. April 1946. LkA EKvW 0.0 neu C 3407.

³⁶ Karl Koch an Dienststelle III des LKA Münster (Ites), 28. September 1948. LkA EKvW 0.0 neu C 03409: „[Es hat] sich wohl heute klar herausgestellt, daß das ursprüngliche Ziel dieses Auftrages, nämlich die Unterlagen zu liefern für bestimmte konkrete Ansprüche, nicht erreicht werden wird.“

um), 13. Münster Freiherr-vom-Stein-Schule, 14. Siegen, 15. Schwerte, 16. Soest (Archigymnasium), 17. Stift Keppel.

Für diese Schulen eine neue rechtliche Grundlage zu schaffen und entsprechende Vereinbarungen mit dem Staat herbeizuführen, wäre sicherlich möglich gewesen, wurde jedoch versäumt bzw. nicht als eine vordringliche Aufgabe angesehen. In einzelnen Fällen hat sich die westfälische Kirchenleitung allerdings doch mit dieser Frage befasst. So beschloss sie in ihrer Sitzung am 30. November/1. Dezember 1945:

„Auf Vorschlag des Presbyteriums der ev[an]g[e]l[isch]-luth[erischen] Münstergemeinde in Herford und auf Grund des Gutachtens von Oberstudiendirektor Deneke–Herford soll bei dem Oberpräsidenten beantragt werden, den evangelisch-stiftischen Charakter des Friedrich[-]Gymnasiums in Herford rechtsverbindlich anzuerkennen.“³⁷

Doch ist auch dieser Einzelfall offenbar nicht nachhaltig verfolgt worden – es ist nicht mehr festzustellen, ob mit dem Oberpräsidenten überhaupt in dieser Sache verhandelt wurde. Freilich schrieb Max Nockemann an die Superintendenten und das Katechetische Amt:

„In einer größeren Anzahl von Fällen in unserem Aufsichtsbezirk ist bei dem Übergang von kirchlichen Schulen auf die Kommunalgemeinden früher schriftl[ich] festgelegt worden, daß die bürgerl[iche] Gemeinde verpflichtet ist, das auf sie übertragene Schulvermögen an die K[irchen]-ge[mei]nde zurückzugeben, wenn der stiftungsmäßig ev[an]g[e]l[ische] Charakter der Schule aufgegeben wird.“³⁸

Als Beispiel wurde die Kirchengemeinde Wickede angeführt, die einen Rechtsstreit vor dem Oberlandesgericht in Hamm gewonnen und von der Stadt Dortmund Grundstücke in der Größe von acht Morgen zurückerhalten habe.³⁹ Allerdings ist nicht festzustellen, dass wenigstens diese Linie nachdrücklich verfolgt worden wäre. Das Landeskirchenamt hat die Entscheidung darüber wohl den Kirchengemeinden überlassen und wenig Unterstützung gewährt.

In der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft wurden alle diese Schulen „gleichgeschaltet“; ihr ursprünglich evangelischer Charakter spielte überhaupt keine Rolle mehr. Einige wenige Schulen blieben Gymnasien, die meisten wurden in Oberschulen für Jungen bzw. Mädchen umgewandelt. Umso erstaunlicher ist es, dass die „echten“ Stiftungen in Bethel⁴⁰ und Gütersloh bestehen blieben. Das mag in Bethel damit zu-

³⁷ Auszug Protokoll KL EKvW, 30. November/1. Dezember 1945. Nr. 10g). LkA EKvW 0.0 neu C 03356.

³⁸ LkA EKvW (Nockemann) an Superintendenten und Katechetisches Amt EKvW, 2. Juni 1947. LkA EKvW 0.0 neu C 03357.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Dabei handelt es sich um die Sareptaschule, die aus der Bethelschule hervorgegangen ist, die 1920 für junge Mädchen von Anstaltsangehörigen gegründet wurde, die aber auch andere Kinder aufnahm. Durch Erlass des Preußischen Ministers für Wis-

sammenhängen, dass die nationalsozialistische Regierung bereits wegen ihres Euthanasieprogrammes in Auseinandersetzung mit den von Bodelschwingschen Anstalten stand und darum die Gleichschaltung der Schulen auf einen späteren Zeitpunkt zurückstellte. Der Leiter der Friedrich von Bodelschwingh-Schule, Dr. Georg Müller,⁴¹ hat dazu jedoch noch einen anderen Grund benannt und sich gegenüber Max Nockemann über die Personalnot beklagt, die durch Kriegsfolgen und Entnazifizierungsmaßnahmen entstanden sei: Die Friedrich-von-Bodelschwingh-Schule habe außer dem Schulleiter nur noch neun Studienräte, die Sarepta-Schule nur noch sechs und zwei Oberschullehrerinnen. Zwei Lehrer seien im Kriege gefallen. Hinzugekommen sei lediglich Friedrich Bruns aus Magdeburg. Man habe 17 Fragebögen zur Entnazifizierung ausfüllen müssen und an die Militärregierung geschickt, aber nur drei Lehrer seien bisher bestätigt, nämlich er, Dr. Georg Müller selbst, Dr. Gottfried Michaelis⁴², seit 1943 (bis 1969) Schulleiter der Sarepta-Schule, und Friedrich Bruns, sowie drei Studienrätinnen:

„Mir persönlich wäre die Tätigkeit in kirchlichen Schulkammern nicht möglich gewesen, wenn nicht an meiner Schule mehrere Studienräte kleinere Aemter in der Partei bzw. deren Gliederungen verwaltet hätten [...] Die Schule bestünde heute nicht mehr, wenn nicht auch der einzige Studienrat, der sich vor 1933 der Partei angeschlossen hatte, es für seine

senschaft, Kunst und Volksbildung vom 15. Dezember 1922 wurde die Schule mit Wirkung vom 1. April 1923 in eine öffentliche mittlere Schule umgewandelt und durch Beschluss der Vorstände der von Bodelschwingschen Anstalten vom 13. März 1923 in deren Trägerschaft übernommen. Beim Ausbau der Schule zur Vollanstalt musste jedoch der Knabenteil abgetrennt werden, der durch Erlass des Preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 15. Februar 1927 mit Wirkung von Ostern 1927 als öffentliche deutsche Oberschule in Aufbauform anerkannt wurde; s. dazu von Bodelschwingschen Anstalten Bethel, Sarepta und Nazareth: Bericht über die von den v[on] Bodelschwingschen Anstalten unterhaltenen höheren Schulen, 14. August 1954. LkA EKvW 0.0 neu C 04070. Die Schule sollte hinfort „der ländlichen Bevölkerung die Möglichkeit [...] geben, ihre für eine höhere Schulbildung aufgeschlossenen Kinder im Rahmen einer christlichen Anstalt geistig zu fördern“, so von Bodelschwingsche Anstalten Bethel, Sarepta und Nazareth (Hardt) an LKA EKvW, 23. Oktober 1951. LkA EKvW 0.0 neu C 04070.

⁴¹ Dr. Georg Müller (1893–1978) war einer der bedeutendsten praktischen Reformpädagogen, der noch aus der Wandervogelzeit stammte. Er nahm 1934 an der 1. Westfälischen Bekenntnissynode teil und wandte sich in Schriften und Vorträgen gegen den nationalistischen Rassenwahn. Neben seinem Schulamt war er Lehrbeauftragter an der Theologischen Schule in Bethel und zeitweise auch an der Pädagogischen Akademie in Bielefeld. In seiner philosophisch-pädagogischen Arbeit wusste er sich vor allem dem Werk Eugen Rosenstock-Huessys verpflichtet.

⁴² Dr. Gottfried Michaelis (1904–2002) konnte der Kirchenleitung der EKvW am 17. Januar 1947 mitteilen, dass der Bund evangelischer Religionslehrer an höheren Schulen Westfalens seine Arbeit aufgenommen habe und er zu dessen Vorsitzenden gewählt worden sei; s. Bund evangelischer Religionslehrer an höheren Schulen Westfalens (Gottfried Michaelis) an KL EKvW, 17. Januar 1947. LkA EKvW 0.0 (neu) C 03408.

Pflicht gehalten hätte, die Gemeinsamkeit unseres erziehlischen Auftrages den Forderungen der Partei gegenüber vorzuziehen.“⁴³

Nach Kriegsende gerieten die Betheler Schulen vor allem in finanzielle Schwierigkeiten. Der seinerzeitige Anstaltsleiter Rudolf Hardt⁴⁴ schrieb mehrfach sowohl an das Schulkollegium als auch an die westfälische Kirchenleitung und bat um einen Zuschuss zur Unterhaltung der Schulen. Präses Ernst Wilm⁴⁵ gegenüber legte er dar, dass die Betheler Schulen früher durch Einnahmen aus dem Schriftenvertrieb finanziert worden seien, diese Möglichkeit aber sei völlig fortgefallen.⁴⁶ In einem weiteren Schreiben informierte er Wilm, die Kapazität des Töchterheims der Sareptaschule reiche nicht mehr aus und müsse erweitert werden.⁴⁷ Gleichzeitig richtete er eine Finanzierungsbitte an das Schulkollegium:

„[Die Anstaltsleitung] glaubt sich [...] der Notwendigkeit einer Erweiterung des Schülerheims nicht entziehen zu können, weil fortlaufend, insbesondere aus Flüchtlingskreisen, Anfragen wegen Aufnahme von Schülerinnen bei uns eingehen und wir aus der Verbindung mit anderen ähnlichen Internaten wissen, wie gering die Zahl der zur Verfügung stehenden Plätze ist.“⁴⁸

Die Landeskirche sollte die Schulen später noch mehrfach mit nicht unerheblichen finanziellen Mitteln unterstützen. Immerhin besuchten 1955 die Sareptaschule 383 Schülerinnen und die Friedrich-von Bodelschwingh-Schule 385 Schüler, von denen ein Viertel Flüchtlinge waren. Im Internat lebten 113 Schüler.

Für die Schulen und die von Bodelschwingh'schen Anstalten stellte sich nach dem Zweiten Weltkrieg noch eine andere Frage. Infolge der Beratungen über ein neues Schulgesetz schien sich die Meinung durchzusetzen, dass es künftig nur noch zwei Formen der Trägerschaft einer Schule geben solle: eine kommunale (und damals noch staatliche) einerseits, und eine private andererseits. Die zwischen beiden stehende öffentlich-rechtliche Trägerschaft sollte fortfallen, so dass sich die evangelischen

⁴³ Georg Müller an Nockemann, 9. Februar 1946 (Bethel Tgb. Nr. 311/46). LkA EKvW 0.0 neu 03407.

⁴⁴ Rudolf Hardt (1900–1959) war von 1939 bis 1946 Konsistorialrat in Münster. Er wurde nach dem Tod Friedrich (Fritz) von Bodelschwinghs Anstaltsleiter in Bethel, s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 2300.

⁴⁵ A.a.O., Nr. 6971.

⁴⁶ Von Bodelschwinghsche Anstalten Bethel, Sarepta und Nazareth (Hardt) an Wilm, 31. August 1949. (1. Schreiben). LkA EKvW 0.0 neu C 04070.

⁴⁷ Von Bodelschwinghsche Anstalten Bethel, Sarepta und Nazareth (Hardt) an Wilm, 31. August 1949. (2. Schreiben). LkA EKvW 0.0 neu C 04070.

⁴⁸ Von Bodelschwinghsche Anstalten Bethel, Sarepta und Nazareth (Hardt) an Schulkollegium, 31. August 1949. LkA EKvW 0.0 neu C 04070. – Das Land NRW stellte 1951 aus Mitteln der Flüchtlingshilfe 80.000,– RM, die EKvW 25.000,– RM zur Verfügung, dennoch musste 1952 noch ein Gesamtdefizit von 315.000,– RM angezeigt werden; s. von Bodelschwinghsche Anstalten Bethel, Sarepta und Nazareth (Hardt) an Landessynode EKvW, 17. Oktober 1952. LkA EKvW 0.0 neu C 04070.

Schulen in Bethel, Gütersloh und Stift Keppel zwischen einer der beiden Rechtsformen zu entscheiden haben würden. Die Debatte darüber löste vor allem in Bethel eine große Unsicherheit unter den Lehrkräften aus, weil es dort zunächst herrschende Meinung war, die Schulen als kirchliche Privatschulen weiterführen zu wollen, zumal sich die Frage stellte, ob eine privatrechtliche Stiftung überhaupt die Möglichkeit habe, eine öffentlich-rechtliche Einrichtung zu tragen.

Georg Müller verfasste in diesem Zusammenhang eine Denkschrift, in der er sich vehement dagegen aussprach, die Schulen in Privatschulen umzuwandeln.⁴⁹ Im öffentlichen Bewusstsein seien Privatschulen Schulen minderer Qualität. Die Rechtsstellung der Lehrer sei ungesichert. Vor allem aber habe die evangelische Kirche (im Gegensatz zur katholischen) auf diesem Gebiet keine Tradition, und bevor man keine Orden habe, sei ein kirchliches Schulwesen unmöglich. Außerdem habe der öffentlich-rechtliche Status der Betheler Schulen dafür gesorgt, dass sie der national-sozialistischen Gleichschaltung entgangen seien.⁵⁰

Obwohl die Vorstände der Anstalten durchaus bereit waren, „die bisher als öffentlich anerkannte Schulen gewerteten Lehranstalten in private Schulen umzuwandeln“,⁵¹ wurde später erwogen, die Trägerschaft der Schulen der Anstaltskirchengemeinde Bethel als einer Körperschaft des öffentlichen Rechts zu übertragen und die Lehrer zu Kirchenbeamten zu ernennen. Schließlich teilte das Kultusministerium den Anstalten mit, dass die Frage insgesamt erst geklärt werden könne, wenn die gesamten Finanzierungsmodalitäten der Privatschulen durch Gesetz geklärt seien. So blieb diese Frage letztlich offen, bis eine Sonderregelung für die stiftischen Schulen erreicht werden konnte.⁵²

Auch das Evangelisch-stiftische Gymnasium in Gütersloh⁵³ konnte vor der Gleichschaltung bewahrt werden. In der Kirchengemeinde Gütersloh – sowohl im Presbyterium als auch in der Pfarrerschaft – trat man ener-

⁴⁹ Von Bodelschwingsche Anstalten Bethel, Sarepta und Nazareth (Georg Müller) an Schulkollegium, 27. Januar 1953. LkA EKvW 0.0 neu C 04070.

⁵⁰ Für Letzteres gab Müller allerdings in einem früheren Schreiben die NSDAP-Parteizugehörigkeit einiger seiner Lehrer an; siehe Anm. 43.

⁵¹ Von Bodelschwing'sche Anstalten Bethel, Sarepta und Nazareth an LKA EKvW, 15. Mai 1954. LkA EKvW 0.0 neu C 04070.

⁵² S. Schulverwaltungsgesetz NRW vom 3. Juni 1958, § 3 Abs. 3: „Schulen, die bei Inkrafttreten dieses Gesetzes als öffentliche Schulen gelten, gelten weiterhin als solche.“ S. auch a.a.O. § 3 Abs. 2b: „Ohne Rücksicht auf die Rechtsstellung des Schulträgers bleiben öffentliche Schulen auch diejenigen Schulen, die bei Inkrafttreten dieses Gesetzes öffentliche Schulen sind.“ S. Gesetz- und Verordnungsblatt NRW 1958, S. 246.

⁵³ Die Schule wurde 1851 als Privatschule von pietistisch gesonnenen Bürgern gegründet. Drei Jahre später erklärte sie der preußische König Friedrich Wilhelm IV. zu einer öffentlichen Schule mit einem Kuratorium, das besondere Rechte in der Verwaltung der Schule erhielt. S. dazu Ulrich Engelen (Hg.), *In medias res. 150 Jahre Stiftisches Gymnasium, Gütersloh 2001.*

gisch dafür ein, dass das altsprachliche Gymnasium mit seinem evangelischen Charakter erhalten bleibe,⁵⁴ doch schlug der Oberpräsident der Provinz Westfalen⁵⁵ dem Minister vor, die Schule in eine normale Oberschule für Jungen umzuwandeln.⁵⁶

Freilich kam es in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft auch zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen diesem Gymnasium und der Kirchengemeinde Gütersloh. Am Gymnasium war eine Schulpfarrstelle eingerichtet, die seit 1929 aus Mitteln der Provinzialkirche bezahlt wurde. Bis zu diesem Zeitpunkt waren die Theologen an der Schule aus dem Schulhaushalt des stiftischen Gymnasiums besoldet worden. Das war später deswegen nicht mehr möglich, weil aus dem Schulhaushalt nur Stellen für Lehrer mit der Lehrbefähigung für Gymnasien finanziert werden durften. Dem Antrag des Kuratoriums unter Leitung seines damaligen Vorsitzenden, des Konsistorialpräsidenten Gottfried Bartels, die Kosten zu übernehmen und eine entsprechende Pfarrstelle einzurichten, stimmte der EOK in Berlin im Grundlegenden zu.⁵⁷ Erster nach dieser Neuregelung zugewiesener Pfarrer wurde Wilhelm Florin,⁵⁸ der am 4. August 1929 durch Generalsuperintendent Wilhelm Zoellner in sein Amt eingeführt wurde.

Als Florin 1937 Missionsinspektor und Leiter des Missionsseminars in Barmen wurde und die Schule in Gütersloh verließ, entsandte der alt-preußische EOK Hilfsprediger Karl Heinrich Droste aus Bielefeld an die Schule,⁵⁹ der vom 1. August 1938 an auch Inhaber der Pfarrstelle wurde. Als Nebenaufgabe hatte dieser gleichzeitig die deutschchristliche Gemeinde in Gütersloh zu versorgen.

Die Berufung Drostes führte zu starken Spannungen mit der Kirchengemeinde Gütersloh, dessen Presbyterium sich zur Bekennenden Kirche hielt. Dieses stellte fortan den alten Gütersloher Brauch infrage, dass der Schulpfarrer auch den Konfirmandenunterricht für die Schüler des Gymnasiums zu erteilen und deren Konfirmation durchzuführen hatte. Das jedoch wollte man einem Pfarrer mit deutschchristlicher Gesinnung nicht überlassen und beschloss:

⁵⁴ Evangelische Kirchengemeinde Gütersloh an Konsistorium Westfalen, 12. Februar 1937. LkA EKvW 0.0 neu C 04089.

⁵⁵ Das war der spätere hingerichtete Widerstandskämpfer Ferdinand Freiherr von Lüninck, der 1938 vom Amt des Oberpräsidenten zurücktrat. Sein Nachfolger wurde der Nationalsozialist Alfred Meyer (1891–1945), der sich kurz vor Kriegsende das Leben nahm.

⁵⁶ Zu entnehmen aus: Oberpräsident Westfalen Abteilung für höheres Schulwesen an Konsistorium Westfalen, 8. März 1937. LkA EKvW 0.0 neu C 04089.

⁵⁷ EOK an Konsistorium Westfalen, 25. Januar 1929, Az.: E.O. III.3275. LkA EKvW 0.0 neu C 04089.

⁵⁸ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 1725.

⁵⁹ A.a.O., Nr. 1351a.

„Auf Grund von schriftlichen Anträgen aus der Gemeinde beschließt das Presbyterium, die Pfarrer zu beauftragen, einen Sonderkonfirmandenunterricht für die Schüler des Gymnasiums, die an dem deutsch-christlichen Unterricht nicht teilnehmen wollen, einzurichten.“⁶⁰

Dieser Beschluss wurde flugs ausgeführt, indem der Gütersloher Pfarrer Paul Gronemeyer⁶¹ einen solchen Unterricht anbot, was zu einer Beschwerde des Kuratoriumsvorsitzenden Heinrich Wolf beim EOK führte. Wolf, Spross einer Gütersloher Unternehmerfamilie, der seine Briefe stets mit „Heil Hitler“ unterzeichnete, schrieb:

„Sie wissen, dass wir im schweren Kampf stehen, um die evangelische Eigenart unserer Schule zu erhalten. Wir hatten auch gehofft, Ihrerseits in diesem Kampf stets hilfreiche Unterstützung zu finden. Leider zeigt dieser vorliegende Fall, daß hiermit wohl nicht zu rechnen ist.“⁶²

Oberstudiendirektor Dr. Friedrich Fliedner, Schulleiter von 1922 bis 1945, bezeichnete in einem Schreiben an das Konsistorium den neu seitens der Kirchengemeinde eingerichteten Konfirmandenunterricht für Schüler des Gymnasiums als eine „höchst unsoziale Kampfmaßnahme“.⁶³ Überdies erklärte Fliedner, der durchaus Verdienste als langjähriger Schulleiter um die Schule hatte, den Austritt der Alumnate aus dem Westfälischen Provinzialverband für Innere Mission, dem diese seit 1928 angehört hatten.⁶⁴

Der EOK traf in dieser Frage aber keine Entscheidung, sondern überwies die Angelegenheit dem Konsistorium in Münster. Dieses konnte sich dann ebenfalls einer Entscheidung in der Sache enthalten, weil Pfarrer Droste inzwischen zum Kriegsdienst eingezogen worden war; die Behörde in Münster hielt es daher für angezeigt, dessen Rückkehr abzuwarten. Konsistorialpräsident Dr. Gerhard Thümmel⁶⁵ bemerkte allerdings:

⁶⁰ Zitiert in: Konsistorium Westfalen an Presbyterium Evangelische Kirchengemeinde Gütersloh, undatierter Entwurf (Hagemann, paraphiert am 28. Juli 1939), der aber nicht ausgefertigt worden zu sein scheint; s. letzte Paraphe durch OKR Philipps vom 19. September 1939 ohne weitere Verfügung. LkA EKvW 0.0 neu C 04089.

⁶¹ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 2114.

⁶² Kuratorium der Oberschule für Jungen in Gütersloh (Wolf) an EOK, 17. Juni 1939. LkA EKvW 0.0 neu C 04089.

⁶³ Evangelisch stiftisches Gymnasium Gütersloh (Fliedner) an Konsistorium Westfalen, 10. Juli 1939. LkA EKvW 0.0 neu C 4089.

⁶⁴ Stifts-Oberschule Gütersloh (Fliedner) an Treuhandstelle der Inneren Mission für Westfalen und Lippe, 28. November 1940. Abschrift in: Westfälischer Provinzialverband für Innere Mission an Konsistorium Westfalen, 11. Dezember 1940. LkA EKvW 0.0 neu C 04089: „[I]ch [...] erkläre [...] den Austritt unserer Alumnate aus dem Provinzialverband der Inneren Mission. Unser Anstaltscharakter verträgt sich künftighin nicht mit der bisherigen Mitgliedschaft. Heil Hitler!“

⁶⁵ Gerhard Thümmel (1895–1971) war später juristischer Vizepräsident des Landeskirchenamtes bis 1965, s. Hans Steinberg (Hg.), Gerhard Thümmel, 40 Jahre kirchliche Verwaltung 1925–1965 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 7), Bielefeld 1987.

„Wir werden inzwischen darauf bedacht sein, ein weiteres Hineintragen kirchenpolitischer Auseinandersetzungen, die den ev[angelisch]-stift[ischen] Charakter der Schule gefährden könnten, zu unterbinden.“⁶⁶

So wurde die Sache bis zum Kriegsende nicht mehr entschieden.

Dann allerdings kam es zu einem radikalen Neuanfang. Die neue Kirchenleitung der EKvW erklärte bereits in ihrer Sitzung am 24. August 1945, dass das Kuratorium des Evangelisch-stiftischen Gymnasiums in Gütersloh neu zu besetzen sei, was dann auch geschah. Vorsitzender wurde C. H. Walkenhorst. Am 8. Oktober 1945 tagte das neu konstituierte Kuratorium und eröffnete Schulleiter Fliedner, dass seine weitere Tätigkeit am Gymnasium unerwünscht sei. Als Nachfolger wurde Johannes Keller bestellt, der die Schule kommissarisch von 1946 bis 1947 leitete, bis Friedrich Bruns zum Direktor berufen wurde. Die Kirchenleitung legte überdies nach einem Beschluss in ihrer Sitzung am 2. Dezember 1945 dem inzwischen zurückgekehrten Pfarrer Droste nahe, auf seine Stelle zu verzichten. Dieser wurde daraufhin Vereinsgeistlicher am Diakonissenhaus in Witten, bis er als Hilfsprediger nach Ramsbeck entsandt wurde. Zu seinem Nachfolger in Gütersloh wurde schließlich Arnold Willer⁶⁷ berufen.

Am Ende kommt man um die Feststellung nicht herum, dass das Evangelisch-stiftische Gymnasium in Gütersloh in der Zeit des Dritten Reiches zumindest durch die Zusammensetzung des Kuratoriums, den Schulleiter und den Schulpfarrer stark nationalsozialistisch eingefärbt war, was sicherlich auch ein Grund dafür war, dass es seinen stiftischen Charakter behalten konnte und der Gleichschaltung entging. Eine grundlegende Neuordnung war daher nach dem Ende der nationalsozialistischen Zeit erforderlich, bevor die Arbeit an dieser Schule fortgesetzt werden konnte.

Die vierte Schule in der Provinz Westfalen mit evangelisch-stiftischem Charakter ist diejenige in Stift Keppel bei Hilchenbach im Siegerland.⁶⁸ Freilich ist nicht ganz geklärt, ob es sich um eine *evangelische* Stiftung im engeren Sinne handelt, doch mag diese Frage hier offen bleiben. Jedenfalls hat die Schule seit ihrer Entstehung immer ein evangelisches Profil gehabt.

⁶⁶ Konsistorium Westfalen (Thümmel) an EOK, 20. Dezember 1939. LkA EKvW 0.0 neu C 04089.

⁶⁷ Arnold Willer war später Pfarrer in Lippstadt und Superintendent des Kirchenkreises Soest.

⁶⁸ S. dazu Dorothea Jemlich, *Stift Keppel, Mädchenbildung im Klostergemäuer*, in: Edgar Reimers (Hg.), *Zur Geschichte der Schulen im Siegerlande* (Siegener Studien 50), Essen 1992. S. 75-104. – Heinz Flender (Bearb.), *Geschichte von Kloster und Stift Keppel 1239–1951*. Hg. von Wilhelm Hartnack (Stift Keppel im Siegerlande 1). Stift Keppel 1963; Wilhelm Hartnack (Bearb.), *Geschichte der Schule und des Internats* (Stift Keppel im Siegerlande 2). Stift Keppel 1971.

Träger der Schule waren die Vereinigten Stifte Geseke-Keppel – doch es würde zu weit führen und ist auch hier nicht der Ort, die komplizierte Geschichte der Entwicklung vom Prämonstratenserinnenkloster über die Reformation und die Säkularisierung bis zur heutigen Schule nachzuerzählen. Jedenfalls entstand unter der Schirmherrschaft von Königin Elisabeth von Preußen⁶⁹ 1871 die „Keppelsche Schul- und Erziehungsanstalt“ für Mädchen, der ein Internat angeschlossen wurde. Erste Stiftsoberin und Schulleiterin nach der Neuordnung wurde Nanny von Monbart. Mit Hugo Roenneke erhielt die Schule alsbald einen evangelischen Schulpfarrer.⁷⁰ Zwei Jahre zuvor war der Schule bereits ein Lehrerinnenseminar angeschlossen worden. 1910 erhielt sie die Anerkennung als Oberlyzeum, an dem 1926 erstmals ein Abitur für Frauen abgelegt werden konnte.

Die Verwaltung der Schule und des beträchtlichen Stiftsvermögens,⁷¹ das in land- und forstwirtschaftlichen Flächen nicht geringen Umfangs sowie Immobilien besteht, lag in den Händen eines nebenberuflich tätigen Stiftskurators. Dazu wurde 1923 Freiherr Carl von Wittgenstein berufen.⁷²

1933 wurde die Schule durch die nationalsozialistischen Machthaber in eine Frauenoberschule umgewandelt und die Stiftsoberin Cornelia van Senden abgesetzt. Noch 1944, gegen Ende des Zweiten Weltkriegs, als weite Teile der Stiftsgebäude als Notlazarett genutzt wurden, verstaatlichten die damaligen Behörden den Stiftsfonds mit seinem gesamten Vermögen und hoben ihn damit auf. Es gelang Freiherrn von Wittgenstein jedoch, diesen Schritt nach Kriegsende wieder rückgängig zu machen, so dass 1946 endgültig der frühere Zustand wiederhergestellt wurde. Die Kirchenleitung der EKvW befassete sich 1946 ebenfalls mit Stift Keppel und beschloss, die Militärregierung zu ersuchen, die Schule wieder zu eröffnen.⁷³

Unter der energischen Leitung der Oberinnen und Schulleiterinnen Frein Juliane von Bredow (seit 1948) und Waltraud Giesekus (seit 1966) konnten das Gymnasium ausgebaut und die Koedukation eingeführt werden. In der Gegenwart ist die Schule das einzige Gymnasium in der Stadt Hilchenbach und hat etwa 750 Schüler und 40 Lehrer.

So sind die vier „echten“ evangelischen Stiftungsschulen in Westfalen erhalten geblieben und haben die unterschiedlichen politischen Systeme überdauert.⁷⁴

⁶⁹ Elisabeth von Preußen (1801–1873), Gemahlin Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, geborene Prinzessin von Bayern.

⁷⁰ S. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 5117; Roenneke bekleidete das Amt vom 1. Oktober 1874 bis 31. März 1910.

⁷¹ Heute ist dies ein Sondervermögen des Landes NRW.

⁷² Freiherr Carl von Wittgenstein entstammte der freiherrlichen Linie des Hauses Wittgenstein und bekleidete das Amt des Stiftskurators von 1924 bis 1974.

⁷³ Protokoll KL EKvW, 11./12. Januar 1946, S. 4, Nr. 6, I. b. LkA EKvW 0.0 neu A 03490.

⁷⁴ Die beiden Betheler Schulen wurden allerdings später zusammengelegt.

Entnazifizierung

Die Besatzungsmächte meinten 1945, alle Personen, die sich in irgendeiner Weise mit dem Naziregime eingelassen hatten, aus leitenden Stellen und öffentlichen Ämtern entfernen zu müssen. Vor allem die Jugendlichen sollten zu demokratisch denkenden Staatsbürgern (um)erzogen werden. Darum wurden vor allem solche Lehrer entlassen, die der NSDAP oder einer ihrer Organisationen angehört hatten. Um dies im Einzelnen festzustellen, musste jeder einen umfangreichen Fragebogen ausfüllen. Schließlich wurden alle infrage kommenden Personen in fünf Kategorien eingeteilt.⁷⁵ In Gruppe V wurden völlig Unbelastete eingestuft, die ihre Ämter behalten durften, in Gruppe IV die „Mitläufer“, meistens Parteigenossen, die aber politisch nicht weiter hervorgetreten waren. Die in diese Gruppe Eingearbeiteten hatten oft eine Wartezeit zu überbrücken, bis sie ihren Beruf im Öffentlichen Dienst wieder ausüben durften.

In den ersten Monaten nach dem Kriegsende wurde dieser Entnazifizierungsprozess ziemlich streng gehandhabt – später traten Lockerungen ein, vor allem als Deutsche in den Entnazifizierungsausschüssen, den sogenannten Spruchkammern, die Einstufung in die Gruppen vornahmen, so dass dann viele der der Gruppe IV zugeordneten Lehrer wieder unterrichten durften, allerdings ohne einen Rechtsanspruch auf Wiederbeschäftigung zu haben.⁷⁶ Die Leitung der EKvW hat sich allerdings für viele der entlassenen Beamten und Lehrer eingesetzt, aber nicht immer mit Erfolg. Hier einige Beispiele:

Nach einem Vermerk vom 17. August 1945 teilte Oberschulrat Dr. Marcus Ites (1883–1962)⁷⁷ mit, dass er aus seiner Stellung im Provinzial-

⁷⁵ Kontrollratsgesetz Nr. 104 vom 5. März 1946, ausführlicher s. Rödning, Aufbruch (wie Anm. 2), S. 304 Anm. 1.

⁷⁶ Kultusminister NRW (Abt. II E 2) an EKvW, 19. Februar 1948. LkA EKvW 0.0 neu C 03409: „Die Lehrer, die in Gruppe IV eingestuft sind, werden im allgemeinen wieder beschäftigt, obwohl sie zur Zeit keinen Rechtsanspruch auf Wiedereinstellung haben. Die Gesuche werden den zuständigen Regierungspräsidenten überreicht, der Zweifelsfälle mir zur Entscheidung vorlegt. Eine gesetzliche Regelung wird das Entnazifizierungsgesetz bringen, das in Kürze erlassen werden soll.“ – Endgültig wurde die gesamte Materie durch das Entnazifizierungsschlussgesetz vom 11. Mai 1951 geregelt.

⁷⁷ Dr. Marcus Ites war bis 1934 Leiter der traditionsreichen Klosterschule in Ilfeld (Harz) gewesen. Als diese dann in eine NAPOLA (Nationalpolitische Lehranstalt) umgewandelt wurde, wurde er nach Münster in die Behörde des Oberpräsidenten mit der Dienstbezeichnung eines Oberschulrates versetzt. Ites war nie Mitglied der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen wie SA oder SS, er gehörte lediglich seit 1935 dem NS-Lehrerbund an und war Mitglied der NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) und im Nationalsozialistischen Fliegerkorps (NSFK) sowie im Volksbund für Deutschtum im Ausland (VDA; s. dazu Anm. 86). Da er lediglich relativ unwichtigen Organisationen im Dritten Reich angehört hatte, stellte die zuständige britische Behörde am 17. August 1946 als „Case summary“ fest: „accepted unani-

schulkollegium mit der Begründung entfernt worden sei, „daß niemand[,]
der bis zuletzt unter dem alten Regime in dieser Stellung tätig gewesen
sei, darin verbleiben solle.“⁷⁸ Später hat Max Nockemann, der ursprüng-
lich meinte, der Widerstand gegen Ites' Tätigkeit im Schulkollegium
komme aus der katholischen Kirche, weil Ites evangelisch sei, einen Ver-
merk über ein Gespräch mit Oberschulrat Brockmann verfasst, in dem es
hieß: Der Widerstand gegen Ites komme nicht aus der katholischen Kir-
che, sondern aus der Beamtenschaft von denen, die unter der NS-
Schulpolitik gelitten hätten. Er empfehle, den Fall nicht wieder aufzurol-
len, weil sich dann möglicherweise die Engländer damit befassen wür-
den, was für alle Seiten nicht gut sei.⁷⁹ Zuvor hatte die Kirchenleitung
beschlossen, den Fall Ites nicht ruhen zu lassen.⁸⁰

Immer wieder traten Vertreter der Kirche für Persönlichkeiten ein, die
ihr Amt verloren hatten, weil sie Nationalsozialisten gewesen waren. So
schrieb Max Nockemann an Rechtsanwalt Dr. Pöhlmann, den Vorsitzen-
den einer Spruchkammer:⁸¹

„Herr Studienrat Ewald⁸² ist zwar am 1.10.1931 in die Partei eingetreten,
ebenso im Dezember 1932 in den NSDSTB [Nationalsozialistischer deut-
scher Studentenbund]. Wer ihn kennt, weiss allerdings, dass er das in ju-
gendlichem Idealismus getan hat als einer von den vielen, die sich über
den wahren Charakter der letzten Ziele der Partei nicht klar waren. Wie
Studienrat Ewald in Wirklichkeit gedacht hat und wie er gesonnen war,
ergibt sich aus der Tatsache, dass er im Jahre 1938 den Religionsunterricht
nicht niedergelegt hat, als er von der Partei dazu aufgefordert wurde.“⁸³

Briefe dieser Art sind damals viele geschrieben worden. Auch Pfarrer und
Superintendenten wandten sich unmittelbar an staatliche Behörden, um
sich für ehemalige Mitglieder der NSDAP einzusetzen. So trat ein Pfarrer
Wilhelm Schmidt⁸⁴ in einem Schreiben an das Schulkollegium für einen

mously“. Ites wurde bei der Entnazifizierung in Gruppe IV eingestuft. S. LAV NW
Abt. Rheinland NW 1039-I, Nr. 16.

⁷⁸ Aktenvermerk Konsistorium EKvW (Franke), 17. August 1945. LkA EKvW 0.0 neu C 03356.

⁷⁹ Das Gespräch fand am 23. Oktober 1945 statt. Aktenvermerk Konsistorium EKvW (Nockemann), 23. Oktober 1945. LkA EKvW 0.0 neu C 03356.

⁸⁰ Protokoll KL EKvW, 19. Oktober 1945. Beschluss Nr. 15. LkA EKvW 0.0 neu C 03356.

⁸¹ Die Spruchkammern hatten im Zuge des Entnazifizierungsverfahrens die Einstufung in die unterschiedlichen Gruppen vorzunehmen.

⁸² Da Nockemann weder den Vornamen noch das Geburtsdatum von Ewald nennt, ist dessen genaue Identifizierung in den Entnazifizierungsakten nicht möglich, da sich darin eine große Anzahl von Akten zu Personen mit Nachnamen „Ewald“ befindet. Nockemanns Schreiben ist indes recht charakteristisch und beispielhaft für viele andere.

⁸³ Nockemann an Pöhlmann, 25. April 1947. LkA EKvW 0.0 neu C 03408.

⁸⁴ Bei Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), nicht eindeutig zu identifizieren. Vielleicht a.a.O., Nr. 5504 oder Nr. 5520?

Studienrat Dr. Georg Froberg⁸⁵ ein, der als Nationalsozialist aus der Kirche ausgetreten war und den Religionsunterricht niedergelegt hatte, nun aber fleißiger Kirchgänger sei.⁸⁶ Dr. Korn war über diese Darstellung recht ungehalten und schrieb Schmidt:

„Ich muß leider feststellen, daß ich bei meinem Bemühen, den evangelischen Religionsunterricht an den höheren Schulen in Ordnung zu bringen, auf ein sehr widerspruchsvolles Verhalten der unteren kirchlichen Dienststellen stoße. Hier verlangt ein Pfarrer, daß ein Religionslehrer aus dem evangelischen Religionsunterricht zurückgezogen werde, weil er nach Kateg[orie] IV eingestuft sei und außerdem eine katholische Frau habe, dort befürwortet ein anderer mit beweglichen Worten die Wiederbeauftragung eines Studienassessors mit dem Unterricht in evangelischer Religion, der erst im Jahre 1943 mit einem deutlich hörbaren Knall den evangelischen Religionsunterricht niederlegte und aus der Kirche austrat, obwohl deutlich ist, daß dieser Studienassessor nur deshalb Wert darauf legt, für den evangelischen Religionsunterricht in Betracht gezogen zu werden, weil er mit seinen übrigen Fakultäten wegen der Überfüllung der betreffenden Fachlehrerlisten keine Aussicht hat, in den Dienst zurückzukehren.“⁸⁷

Eine eindeutige Linie, die Dr. Korn anmahnte, ist indes nicht zu erkennen. In manchen Fällen wurde recht streng verfahren, so dass ein Lehrer, der lediglich zur NSV gehörte, aus dem Dienst entfernt wurde, und sogar Schüler, die eine NAPOLA⁸⁸ besucht hatten, nicht in die höhere Schule

⁸⁵ Froberg (* 1899) war seit 1924 Lehrer an der Goethe-Oberrealschule in Bochum. Er kam über den VDA zur NSDAP. Im Entnazifizierungsverfahren gab er an, er habe sich dem als Mitarbeiter im VDA nicht entziehen können. Das gleiche gelte für seine Mitgliedschaft in der SA. An seiner Schule begründete Froberg eine VDA-Jugendgruppe. Er benannte viele Zeugen zur Bestätigung, dass er sich öfters sehr kritisch zum Nationalsozialismus geäußert habe, darunter auch jüdische Schüler, die ihn als besonders rücksichtsvollen und tüchtigen Lehrer kennzeichneten. Im Ergebnis des Spruchkammerverfahrens wurde er in Gruppe IV eingeordnet ohne Sperrung seiner Bankkonten und seines Vermögens; s. LAV NW Abt. Rheinland NW 1094/REG Nr. 14464. Im vorliegenden Fall ist bemerkenswert, dass die britischen Behörden den VDA als eine nationalsozialistische Organisation betrachteten, was dieser von seinen Ursprüngen her aber nicht war; er wurde allerdings in der nationalsozialistischen Zeit wie viele andere gleichgeschaltet. Der VDA war 1881 in Wien gegründet worden, um deutsche Kultur und Sprache im Ausland insbesondere unter dort wohnenden Deutschen zu pflegen. Froberg hat unter Hinweis darauf die Wiederaufnahme des ihn betreffenden Entnazifizierungsverfahrens beantragt, um in Gruppe V eingestuft zu werden, was aber abgelehnt wurde; s. LAV NW Abt. Rheinland NW 1094, Nr. 10875.

⁸⁶ Wilhelm Schmidt an Korn, 1. Dezember 1948. LkA EKvW 0,0 neu C 03409.

⁸⁷ Korn an Schmidt, 20. November 1948. LkA EKvW 0,0 neu C 03409.

⁸⁸ S. Oberpräsident Westfalen an die Leiter und Leiterinnen der höheren Schulen des Amtsbereichs, 26. Januar 1946 (Az.: 1/2 d Gen.Sch.II 1a): „Schüler ehemaliger nationalpolitischer Lehranstalten und Adolf[-]Hitler-Schulen dürfen in die höh[eren] Schulen Westfalens nicht aufgenommen werden. Sollte ein Schüler solcher Anstalten bereits aufgenommen worden sein, so ist er zu entlassen.“

aufgenommen werden durften, wogegen Georg Müller heftig protestierte.⁸⁹ Später wurde dieser Erlass aufgehoben bzw. nicht mehr beachtet.

Schon bald nach Wiedereröffnung der höheren Schulen wurde überall der Religionsunterricht wieder aufgenommen. Das Katechetische Amt der EKvW hatte rechtzeitig einen Lehrplan für das Fach erarbeitet, den die Kirchenleitung alsbald genehmigte.⁹⁰ Aber wer sollte das Fach nun unterrichten? Es gab viel zu wenige Lehrer mit der Lehrbefähigung für evangelische Religion, sei es, dass sie gefallen oder noch in der Kriegsgefangenschaft waren oder dass sie Unterrichtsverbot hatten, weil sie Mitglieder der NSDAP gewesen waren. Einige waren auch aus der Kirche ausgetreten.⁹¹ So blieb nichts anderes übrig, als auf die Pfarrerschaft zurückzugreifen. Einige Pfarrer haben diese Aufgabe gerne wahrgenommen, anderen war sie eine Last.

Dabei stellte sich allerdings eine Frage, über deren Beantwortung zunächst Uneinigkeit herrschte: Bedurften die Pfarrer, die im Religionsunterricht eingesetzt werden sollten, dafür einer Genehmigung durch die britischen Militärbehörden, oder genügte es, wenn die Kirchenleitung die Unbedenklichkeit festgestellt hatte?

So schrieb die „Abwicklungsstelle des früheren Oberpräsidenten“ an den Superintendenten in Dortmund: „Die Mitteilung, dass ein Geistlicher von der Militärregierung ‚nicht beanstandet‘ ist, reicht zur Beschäftigung an einer höheren Schule nicht aus; es bedarf dazu der Bestätigung durch die Militärregierung.“⁹² Nach monatelangen Verhandlungen mit der Militärregierung konnte Max Nockemann dann allerdings als Ergebnis mitteilen, „daß eine besondere Bestätigung der Pfarrer als Lehrer durch die Militär-Regierung nicht nötig ist.“⁹³ Trotzdem gab es immer wieder Beschwerden darüber, dass einzelne Schulleiter eine besondere Erklärung der Militärbehörden verlangten, wenn Pfarrer in höheren Schulen Religionsunterricht erteilen wollten. Abschließend konnte Nockemann jedoch

⁸⁹ Georg Müller an KL EKvW, 4. Februar 1946. LkA EKvW 0.0 neu C 03407.

⁹⁰ Auszug: Protokoll KL EKvW, 26./27. November 1947. Beschluss Nr. 9. LkA EKvW 0.0 neu C 03409.

⁹¹ Korn war der Auffassung, dass Lehrer, die im Dritten Reich aus der Kirche ausgetreten waren, zunächst lediglich in anderen Fächern, aber nicht im Religionsunterricht eingesetzt werden sollten. Er schrieb an die Kirchenleitung: „An dieser Richtlinie müssen wir bei aller Würdigung der z[um] T[eil] von schweren menschlichen Schicksalen belasteten Einzelfälle festhalten und bitten, die Herren Superintendenten unsere Auffassung wissen zu lassen.“ So Schulkollegium in Münster (Korn) an LkA EKvW, 3. Oktober 1948, Az.: 7 d Gen U II 12. LkA EKvW 0,0 neu C 03409.

⁹² Abwicklungsstelle des früheren Oberpräsidenten der Provinz Westfalen (Abteilung für das höhere Schulwesen) an Superintendentur Dortmund, 12. November 1946, Az.: 8 d Nr. 232 A. LkA EKvW 0.0 neu 03408.

⁹³ Nockemann an [Oberpräsidium Westfalen] Abteilung für höheres Schulwesen, 5. Dezember 1946. LkA EKvW 0.0 neu C 03408.

an Superintendent Fritz Heuner⁹⁴ (Dortmund) schreiben: „Pfarrer, die für ihren Dienst als Pfarrer von der Militär-Regierung ‚nicht beanstandet‘ worden sind, sind auch autorisiert, an höheren Schulen Religionsunterricht zu erteilen. Sie bedürfen also nicht einer besonderen Zulassung für diesen Dienst.“⁹⁵ Dabei wurde natürlich vorausgesetzt, dass die Kirchenleitung ihrerseits eine Überprüfung eines jeden einzelnen Pfarrers vorgenommen habe. Die Militärregierung respektierte somit in diesem Bereich eine Eigenverantwortung der Kirche. Dies galt allerdings nicht für Theologen, die hauptamtlich in den Schuldienst strebten, was aber kaum vorkam. Für die nebenamtlich Tätigen genügte die Überprüfung durch die Kirchenleitung, für ihre Dienste wurde eine Stundenvergütung von 3,75 RM festgesetzt.

Parität und immer wieder Parität

Durch die Entlassung vieler Pädagogen aus leitenden Ämtern waren viele Stellen frei geworden und neu zu besetzen. Zeitweise ging sogar das Gerücht um, alle Schulleiter, die ihr Amt zwischen 1933 und 1945 erhalten hätten, würden entlassen,⁹⁶ was dann aber doch nicht in diesem Umfang geschah. Immerhin war die Zahl der offenen Stellen in den Schulleitungen und den Schulverwaltungsbehörden nicht gering. Das veranlasste Max Nockemann, wiederholt an die Superintenden ten mit der Aufforderung zu schreiben, ihm Namen von Lehrern zu nennen, die er für die Besetzung der offenen Stellen vorschlagen könne. Das Ergebnis muss äußerst gering gewesen sein, es hat sich jedenfalls in den Quellen nicht niedergeschlagen. Max Nockemann schrieb schließlich an die Superintenden ten: „Es kann doch einfach nicht sein, daß es in keiner Synode einen Volksschullehrer gibt, der sich für eine Beförderung zum Rektor eignet, oder einen Studienrat, der Oberstudiendirektor werden könnte.“⁹⁷ Nockemann bemühte sich auch selbst um entsprechende Persönlichkeiten, zum Beispiel um den renommierten Pädagogen Georg Müller in Bethel, den er als Oberschulrat in Münster vorschlagen wollte – der ihm aber eine Absage erteilte, weil er Lehrer bleiben und nicht Schulverwaltungs mann werden wollte. So stand die Kirchenleitung bei der Besetzung von Stellen vielfach mit leeren Händen da.

Dennoch war die Besetzung nicht nur von leitenden, sondern auch von normalen Lehrerstellen immer wieder Ursache für Unmut und Ärger

⁹⁴ Fritz Heuner (1891–1962), Superintendent in Dortmund seit 1935, nebenberufliches Mitglied der Kirchenleitung 1945–1961; s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 2630.

⁹⁵ LkA EKvW (Nockemann) an Heuner, 27. Januar 1947. LkA EKvW 0.0 neu C 03408.

⁹⁶ Aktenvermerk Konsistorium EKvW (Nockemann), 17.(?) Dezember 1945. LkA EKvW 0.0 neu C 03356.

⁹⁷ Nockemann an Superintenden ten, 16. April 1948. LkA EKvW 0.0 neu C 03357.

auf Seiten der evangelischen Kirche, da diese sich immer wieder benachteiligt fühlte. Superintendent Fritz Brune⁹⁸ schrieb etwa an die Kirchenleitung: „Nach wie vor haben wir im Münsterland weithin nicht das Vertrauen zu dem Leiter des Schulkollegiums, daß er von sich aus die Parität in der Besetzung der Lehrerstellen an den höheren Schulen im Münsterland vornehmen wird.“⁹⁹ Vorherrschend war die Auffassung, insbesondere wegen der durch den Flüchtlingsstrom aus dem Osten angewachsenen evangelischen Gemeinden in den ehemals fast rein katholischen Gebieten Westfalens müsse auch die Zahl der evangelischen Lehrer vermehrt werden, ja diese müsse prozentual dem Konfessionsstand der Bevölkerung entsprechen. Man unterstellte weithin – obwohl es dafür keine Beweise oder Dokumente gibt –, dass die katholischen Ordinariate in Münster und Paderborn die gewünschte Parität aufgrund ihres Einflusses auf die katholischen Mitglieder des Schulkollegiums und dessen Leiter verhindern.

Um diesem Eindruck entgegenzutreten, schrieb Oberschulrat Dr. Korn Ende 1950 an Max Nockemann:

„Ich halte es für bedauerlich, daß Sie immer wieder auf die unsicheren Angaben irgendwelcher Gewährsmänner angewiesen sind, und bitte daher, einmal zu erwägen, ob nicht das Landeskirchenamt eine amtliche Anfrage an unsere Behörde wegen der Konfessionsverhältnisse in der Schüler- und Lehrerschaft der einzelnen höheren Schulen unseres Amtsbezirks richten will. Warum sollte das nicht möglich sein?“¹⁰⁰

Korn setzte sich vehement dafür ein, dass evangelische Lehrer auch an katholisch geprägten Schulen in genügender Zahl angestellt würden. An den Landtagsabgeordneten Professor Dr. Stier¹⁰¹ aus Münster schrieb er, von den 198 höheren Schulen in Westfalen seien 79 katholisch und 59 evangelisch geprägt. Er schlage vor, Richtlinien zu erlassen, dass diese Schulen nur von Persönlichkeiten geleitet werden könnten, die der konfessionellen Mehrheit der Schüler entsprächen. Dann fuhr er fort:

„Es wäre [...] sehr nützlich, wenn das Kultusministerium sich entschliesen wollte, den im übrigen allgemein anerkannten Billigkeitsgrundsatz neu zu formulieren, daß überall bei der Zusammensetzung der Lehrerkol-

⁹⁸ Fritz Brune (1900–1971), Pfarrer in Emsdetten und Superintendent von Münster (1945–1953) bzw. von Steinfurt-Coesfeld (1953–1965).

⁹⁹ Brune an LKA EKvW, 5. Juni 1951. LKA EKvW 0.0 neu C 03412.

¹⁰⁰ Schulkollegium (Korn) an Nockemann, 20. Dezember 1950. LKA EKvW 0.0 neu C 03412.

¹⁰¹ Der Altphilologe Prof. Dr. Hans-Erich Stier (1902–1979) war von 1947 bis 1970 Mitglied des Landtages von NRW und darin von 1947 bis 1966 stellvertretender Vorsitzender des Kulturausschusses. Als führendes Mitglied im Evangelischen Arbeitskreis der CDU trat er immer wieder für die Belange der evangelischen Kirche ein und ließ sich auf diese Aufgabe ansprechen.

legien auf die konfessionelle Zusammensetzung der Schülerschaft Rücksicht genommen werden muß.“¹⁰²

Auch die Westfälische Landessynode befasste sich in ihrer dritten ordentlichen Tagung 1950 mit diesem Problem und fasste den Beschluss:

„Wir haben mit Befremden und ernster Besorgnis festgestellt, daß Tausende von evangelischen Kindern in den Diasporagemeinden ohne evangelische Lehrer sind. Auch an den mittleren und höheren und Fachschulen sind im Verhältnis zur Zahl der evangelischen Schüler zu wenige evangelische Lehrer angestellt. Wir ermahnen Eltern, Presbyterien und Kreissynoden, nicht zu ruhen, bis diese Notstände behoben sind. Wir werden an unserem Teil tun, was möglich ist, um durch die Schulbehörden Abhilfe zu erwirken.“¹⁰³

Trotzdem kam es in Einzelfällen immer wieder zu höchst verworrenen und undurchsichtigen Situationen. So wurde an der Oberschule für Mädchen in Siegen ein katholischer Schulleiter mit Namen Kloth berufen, was zu einem energischen Protest der Kirchenleitung bei der Landesregierung führte.¹⁰⁴ Unter Bezug auf die evangelische Tradition des Siegerlandes wurde entrüstet darauf hingewiesen, dass die Oberschule 581 Schülerinnen habe, von denen 434 evangelisch seien. Freilich musste Max Nockemann in diesem Zusammenhang noch eine unangenehme Aufgabe übernehmen: Der Siegener Pfarrer Albrecht Wollschläger¹⁰⁵ hatte gegen die Ernennung Kloths keinen Einspruch erhoben, was ihm das Landeskirchenamt streng verwies. Nockemann wandte sich in dieser Frage dann auch beschwerend an Ministerialdirektor Dr. Otto Koch im Kultusministerium, der ihm jedoch antwortete, dass Elternschaft, Lehrerkollegium und Geistlichkeit die Ernennung dieses allgemein sehr beliebten Lehrers ausdrücklich bejaht hätten.

Da der Fall sehr hochgespielt worden war, antwortete Kultusministerin Christine Teusch persönlich,¹⁰⁶ Kloth habe die Stelle schon längere Zeit kommissarisch verwaltet.¹⁰⁷ Er sei auf Vorschlag der Elternschaft, der örtlichen CDU, insbesondere des evangelischen Oberbürgermeisters Bach berufen worden. Das Landeskirchenamt habe bereits ein Jahr lang ge-

¹⁰² Korn an Stier, 12. Dezember 1950. S. 2f. LkA EKvW 0.0 neu C 03411.

¹⁰³ Ernst Brinkmann/Hans Steinberg, Die Verhandlungsniederschriften der 3. (ordentlichen) Tagung der 1. Westfälischen Landessynode vom Oktober 1950, Bielefeld 1973, S. 166, Beschluss Nr. 63.

¹⁰⁴ KL EKvW (Lücking) an Landesregierung NRW, 20. Januar 1949. LkA EKvW 0.0 neu C 3410. – Karl Lücking (1883–1976) war theologischer Vizepräsident des LKA und Mitglied der Kirchenleitung von 1945 bis 1960.

¹⁰⁵ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 7100.

¹⁰⁶ Christine Teusch war nordrhein-westfälische Kultusministerin von 1947 bis 1954, Kurzbiographie s. Rödding, Aufbruch (wie Anm. 2), S. 317.

¹⁰⁷ Kultusminister NRW (Teusch) an LkA EKvW, 17. Februar 1949 (Az.: II E 3–42/1 Nr. 643/49). LkA EKvW 0.0 neu C 03410.

wusst, dass die Besetzung der Stelle anstehe. Teusch schloss ihr Schreiben mit den Worten:

„Aus der Zustimmung führender evangelischer Stellen in Siegen und dem Schweigen des Landeskirchenamtes mußte gefolgert werden, daß von kirchlicher Seite gegen die Ernennung von Herrn Kloth kein Einspruch zu erwarten war.“¹⁰⁸

Zu diesem Schreiben bezog Präses Ernst Wilm noch einmal Stellung und antwortete der Ministerin: „Wir haben deshalb Einspruch erhoben, weil durch die Maßnahme der Schulbehörde die auf dem Schulgebiet gebotene paritätische Behandlung der Besetzung leitender Stellen verletzt worden ist.“¹⁰⁹ Dieses klare Wort kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass diese Personalfrage – wie auch andere – wenig professionell bearbeitet worden ist.

Gelegentlich aber hatte die Kirchenleitung hinsichtlich der Einforderung der Parität auch Erfolge zu verzeichnen. Infolge der Kriegsereignisse, aus denen die Stadt Münster als Trümmerwüste zurückblieb, verlor das traditionsreiche Gymnasium Paulinum, das einst aus einer Domschule hervorgegangen war, deren Wurzeln bis in die karolingische Zeit reichten, sein Schulgebäude durch Fliegerbomben. Die Schule musste daraufhin mit dem ehemals Königlichen Schillergymnasium – auch eine staatliche altsprachliche Schule – zusammengelegt werden, was sich anbot, weil die Stadt Münster aus Mangel an Wohnraum weitgehend entvölkert und die Schülerzahl geschrumpft war. Das Schillergymnasium war 1903 zu einer Vollanstalt erhoben worden und besaß eine evangelische Prägung, denn es sollte den Kindern der evangelischen Beamtschaft aus Verwaltung und Universität eine Bildungsmöglichkeit bieten. Das Paulinum hingegen hatte eine ausgesprochene katholische Prägung.

Der nordrhein-westfälische Finanzminister Heinrich Weitz¹¹⁰ – immer auf Sparsamkeit bedacht – meinte jedoch, nach Kriegsende diese Zusammenlegung beibehalten zu können. Dem widersprach aber Präses Wilm in einem Schreiben an das Ministerium entschieden und forderte die Wiederherstellung des Schillergymnasiums mit dessen evangelischer Prägung. Darauf antwortete der Minister:

„Ich will keineswegs verkennen, daß die auf eine Trennung der beiden Anstalten gerichteten Wünsche in dem traditionell gebundenen konfessionellen Charakter der beiden Anstalten eine starke Stütze haben. Andererseits wird jedoch zu prüfen sein, ob eine selbständige konfessionell ge-

¹⁰⁸ Ebd.

¹⁰⁹ LKA EKvW (Wilm) an Kultusminister[in] Teusch, 22. März 1949. LKA EKvW 0.0 neu C 03410.

¹¹⁰ Nordrhein-westfälischer Finanzminister von 1947 bis 1952 war der Duisburger Rechtsanwalt und Oberbürgermeister Dr. Heinrich Weitz (1890–1962), ein ehemaliger Zentrumsolitiker, der sich nach 1945 zur CDU bekannte.

bundene Anstalt für den evangelischen Bevölkerungsteil auf Grund der Erfahrungen der Vergangenheit notwendig ist.“¹¹¹

Der Minister argumentierte mit der verhältnismäßig geringen Schülerzahl des Schillergymnasiums (223 im Jahr 1938, 167 im Jahr 1944) und schrieb dann weiter:

„Wenn andererseits darauf hingewiesen wird, daß ein sehr starker Andrang zu den höheren Schulen bestehe und daß auch das Schillergymnasium in Münster in den beiden letzten Schuljahren je 50 evangelische Schüler in die Sexta aufgenommen habe, so muß mich diese allgemein zu beobachtende Erscheinung mit ernster Sorge hinsichtlich des künftigen Schicksals dieser jungen Menschen erfüllen, die eine Hochschulreife erstreben und eine Überdimensionierung des Nachwuchses an Anwärtern für akademische Berufe befürchten lassen.“¹¹²

Es waren also keineswegs konfessionelle Gründe, die die staatlichen Stellen daran hinderten, das Schillergymnasium wieder zu eröffnen, sondern die Sorge vor einem Überangebot an Abiturienten.¹¹³ Bemerkenswert ist, dass diese damals weit verbreitete Meinung nie vom Landeskirchenamt oder der Schulkammer bzw. dem Katechetischen Amt der EKvW vertreten worden ist. Das Schillergymnasium in Münster konnte 1954 als evangelisch geprägte Schule seine Tore wieder öffnen, nachdem es bereits zwei Jahre zuvor einen eigenen Etat verwalten durfte. Die Herstellung von Parität war damit in Münster gelungen.

Andernorts aber gab es ein schwieriges Problem, jedenfalls aus damaliger Sicht. In einigen Städten Westfalens gab es vor 1933 nur höhere Schulen für Mädchen, die von katholischen Ordensschwestern geführt wurden. Das war zum Beispiel in Attendorn, Arnsberg, Ahlen, Olpe, Höxter, Warburg, Lüdinghausen, Ahaus und anderswo der Fall.

¹¹¹ Finanzminister NRW (Weitz) an LKA EKvW, 8. Februar 1951, Az.: Tgb.Nr. I/1097/51). LKA EKvW 0.0 neu C 03412.

¹¹² Ebd.

¹¹³ Damit stand der Finanzminister nicht allein. Der Oberpräsident – Abwicklungsstelle – hatte bereits am 15. März 1947 an das LKA geschrieben: „Die Stauung mehrerer Jahrgänge und der Zustrom von Evakuierten und Flüchtlingen haben dazu geführt, dass mehr als 70.000 Schüler und Schülerinnen zur Zeit die westfälischen höheren Schulen besuchen, was über das zulässige Mass weit hinausgeht. Allein im Jahre 1947 werden mehr als 5.000 davon ihre Reifeprüfung ablegen, ohne dass eine Aussicht besteht, mehr als einige Hundert auf der Hochschule oder in geeigneten Berufen unterzubringen. Es ist daher nicht zu vertreten, wenn Jugendliche auf der höheren Lehranstalt verbleiben, ohne über die notwendige Eignung für diese Berufsvorbildung zu verfügen. Es ist in diesen Fällen volkswirtschaftlich richtiger und liegt auch im Interesse der Jugendlichen selbst, wenn sie ohne Zeitverlust einem für sie passenden Beruf zugeführt werden“; s. Oberpräsident Westfalen (Abwicklungsstelle), Abteilung für das höhere Schulwesen) an alle höheren Lehranstalten des Amtsbereichs. LKA EKvW, 15. März 1947 (Az.: 6 d Gen Sch IV/3). LKA EKvW 0.0 neu C 03408.

Blicken wir auf die Stadt Arnsberg, wo es am Sitz der Bezirksregierung mehr evangelische Christen als anderswo gab. Dort unterhielt die Evangelische Kirchengemeinde vor der nationalsozialistischen Schulreform von 1937 bereits seit 1844 ein eigenes Lyzeum. Außerdem gab es eine höhere Töchterschule, die von den „Armen Schulschwestern von Unserer Lieben Frauen“, einer Filiation des Mutterklosters Brede in Brakel, einer Stiftung der Familien von Asseburg und von Haxthausen, unterhalten und betrieben wurde. Darüber hinaus gab es das traditionsreiche Knabengymnasium Laurentianum. 1937 wurden die beiden Mädchenschulen aufgehoben und zu einer Oberschule für Mädchen zusammengelegt.

Nach Kriegsende hielt es das Schulkollegium in Münster für eine Sache der Gerechtigkeit, den Armen Schulschwestern nicht nur ihr Vermögen zurückzugeben, sondern ihnen auch die Eröffnung ihrer Schule zu ermöglichen. Natürlich hätte dies auch die Evangelische Kirchengemeinde Arnsberg in Anspruch nehmen können, wenn ihre Schule lebensfähig gewesen wäre, was aber wegen der geringen Schülerzahl von 60 bis 70 Mädchen nicht der Fall war. Auch die Armen Schulschwestern hätten es gern gesehen, wenn das evangelische Lyzeum wiedererstanden wäre – sie boten sogar an, das Gebäude der katholischen Schule mitzubenutzen.

Das stieß jedoch auf den Widerstand der Stadt und auch der Evangelischen Kirchengemeinde, die beide nur die Einrichtung einer paritätischen Mädchenschule für sinnvoll hielten. Pfarrer Werner Philipps¹¹⁴ schrieb an das Landeskirchenamt, eine evangelische Mädchenschule sei nicht lebensfähig, und sie sei es auch früher schon kaum gewesen.¹¹⁵ Wenn die Schule eingehe, gebe es nur die Möglichkeit, eine katholische Schule zu besuchen, weil auch in den Nachbargemeinden Neheim und Meschede die Ordensschulen wiedereröffnet würden. Im Übrigen sei die bestehende Oberschule für Mädchen ausgezeichnet.¹¹⁶ Auch die Bezirksregierung in Arnsberg unterstützte diese Auffassung.¹¹⁷ Gleichwohl beharrte das Schulkollegium darauf, die enteignete Ordensschule wiederherzustellen.

Die Frage, wie sich die EKvW in dieser Sache verhalten solle, harnte lange einer Lösung. Schließlich machte Dr. Korn den Vorschlag, die Mädchen sollten die katholischen Ordensschulen durchaus besuchen, diese

¹¹⁴ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 4747. Werner Philipps war Inhaber der 2. Pfarrstelle in Arnsberg und zugleich Superintendent des Kirchenkreises Soest von 1964 bis 1972.

¹¹⁵ Philipps an Nockemann, 5. Dezember 1945. LkA EKvW 0.0 neu C 03407.

¹¹⁶ Presbyterium Evangelische Kirchengemeinde Arnsberg (Philipps), Darlegung vom 13. November 1945. LkA EKvW 0.0 neu C 03407.

¹¹⁷ Regierungspräsident war der von der Militärregierung eingesetzte Siegerländer Fritz Fries (1887–1967), von dem Pfarrer Philipps allerdings sagte, dass mit diesem eine vertrauensvolle Zusammenarbeit nicht möglich sei; siehe Rödding, Aufbruch (wie Anm. 2), S. 336 Anm. 158.

aber sollten dann auch evangelische Lehrer anstellen, wie es in Arnsberg bereits geschehen sei; das sei dadurch gerechtfertigt, dass sie ja erhebliche staatliche Zuschüsse zur Finanzierung erhielten. Andernfalls müssten die Mädchen die paritätischen Knabenschulen besuchen, was er aber nicht befürworte.¹¹⁸

Das Landeskirchenamt bat die Schulkammer in dieser Frage um Stellungnahme und Entscheidungshilfe. Aus einem Protokoll,¹¹⁹ das Pfarrer Ernst Kleßmann¹²⁰ dem Landeskirchenamt übersandte, geht hervor, dass die Mitglieder der Schulkammer nicht zu einer gemeinsamen Auffassung in dieser Frage zu kommen vermochten: Die einen befürworteten den Vorschlag von Dr. Korn, die Mädchen in die Ordensschulen zu schicken, die anderen hielten den Einfluss der Ordensschwestern für zu groß, so dass man mit Konversionen rechnen müsse. Andere meinten, man müsse vor allem die Koedukation verhindern, weil man der Intellektualisierung der Mädchenbildung keinen Vorschub leisten dürfe. So kam die Schulkammer zu dem Entschluss, den Vorschlag zu machen, die Entscheidung darüber den Eltern zu überlassen.

Max Nockemann schlug daraufhin der Evangelischen Kirchengemeinde Arnsberg vor, eine Elternbefragung durchzuführen, was auch geschah. Pfarrer Philipps berichtete darüber dem Landeskirchenamt, dass sich 38 Stimmen für den Besuch der Ordensschule und 66 Stimmen für den Besuch einer öffentlichen paritätischen Schule ausgesprochen hätten.¹²² Eine generelle Entscheidung des Landeskirchenamtes in dieser Frage, die vielerorts virulent war, ist nirgends ersichtlich.

Neue Herausforderungen

Das gesamte Schulwesen in NRW musste nach 1945 neu geordnet werden, freilich nicht ohne an die in der Zeit der Weimarer Republik geltenden Gesetze anzuknüpfen. Allerdings war der Entwurf des neuen Schulgesetzes unter den verschiedenen politischen Kräften heftig umstritten,¹²³ auch nachdem die Landesverfassung durch Volksentscheid mit großer Mehrheit angenommen und in Kraft getreten war. In die Debatte über das neue Schulgesetz griff die westfälische Kirchenleitung kaum ein, weil die kirchlichen Gesichtspunkte (christlicher Charakter des gesamten Schul-

¹¹⁸ Schulkollegium (Korn) an Nockemann, 20. Dezember 1951. LkA EKvW 0.0 neu C 03413.

¹¹⁹ Protokoll anliegend an: Katechetisches Amt EKvW an Nockemann, 24. März 1953. LkA EKvW 0.0 neu C 03413.

¹²⁰ Kurzbiographie bei Rödning, *Aufbruch* (wie Anm. 2), S. 310-312.

¹²² Evangelische Kirchengemeinde Arnsberg (Philipps) an LkA EKvW, 19. Januar 1953. LkA EKvW 0.0 neu C 03414.

¹²³ Siehe Rödning, *Aufbruch* (wie Anm. 2), S. 320-336.

wesens, Sicherung der konfessionellen Volksschule, Religionsunterricht als ordentliches Lehrfach in allen Schulen, Vokation der Religionslehrer und kirchliche Visitation des Religionsunterrichtes, Möglichkeit der Errichtung und Förderung von kirchlichen Schulen) nach ihrer Einschätzung im Wesentlichen berücksichtigt waren, auch wenn noch Ausführungsbestimmungen fehlten. Gesprächspartner bei den Verhandlungen war auf Seiten der Kirchen Leitender Regierungsdirektor i.R. Hellmuth Lauffs,¹²⁴ der in einem abschließenden Vermerk zum Entwurf des neuen Schulgesetzes festhielt:

„Der Gesetzesentwurf macht zum erstenmal [sic!] in der Schulgeschichte den Versuch, das Recht der Privatschulen aus den Grundrechten der Verfassungen abzuleiten, nämlich aus den verfassungsmäßigen Freiheitsrechten der Person und dem verfassungsmäßig gesicherten Elternrecht. Die Privatschule bedarf nicht des Nachweises eines Bedürfnisses, sondern das Bedürfnis ist durch den Antrag einer Reihe von Erziehungsberechtigten gegeben.“¹²⁵

Im Übrigen solle es drei gleichberechtigte Schulträger geben: das Land, die Kommunen und die freien Träger. Die Sammelbezeichnung für das gesamte höhere Schulwesen sei „Gymnasium“, das in drei Typen entfaltet werden solle: altsprachlich, neusprachlich und mathematisch-naturwissenschaftlich. Die Erziehung solle im Allgemeinen nach Geschlechtern getrennt erfolgen.

Für die EKvW war die Errichtung von kirchlichen Schulen eine erhebliche Herausforderung, hatte doch ein kirchliches Schulwesen bisher nur eine ziemlich geringe Tradition und war nicht zu vergleichen mit den von den katholischen Ordinariaten getragenen bischöflichen Schulen sowie den vielen Ordensschulen. Es gab lediglich eine höhere Mädchenschule, getragen von der Evangelischen Kirchengemeinde in Lippstadt.

Die evangelische höhere Mädchenschule in Lippstadt

1841 entstand durch eine Privatinitiative in Lippstadt eine „höhere Töchterschule“. Es war die Zeit, als unter tatkräftiger Initiative des Pfarrers

¹²⁴ Lauffs war bis zu seiner Pensionierung Leiter des Schulkollegiums in Düsseldorf. Danach arbeitete er in der Schulabteilung des Landeskirchenamtes der Evangelischen Kirche im Rheinland und nahm die Aufgaben eines Referatsleiters für höhere Schulen wahr. Durch seine frühere dienstliche Stellung hatte er gute Kontakte zur Landesregierung.

¹²⁵ Lauffs: Vertraulicher Bericht über eine Besprechung des Leiters der Schulkammer mit Min. Dirig. Bergmann am 19.9.1950 von 15–16.20 Uhr im Kultusministerium über das künftige Schulgesetz, 22. Mai 1950, S. 5, LkA EKvW 0.0 neu C 04426. Lauffs fügte (a.a.O., S. 6) hinzu, dass die Ministerin den Wunsch habe, die Hauptfragen des Schulgesetzes mit den Präsidien im Rheinland und in Westfalen zu besprechen. Ob es dazu gekommen ist, ist nicht bekannt.

Gangolf Dreckmann¹²⁶ dort eine Reihe von Werken der Inneren Mission entstand, zu denen man auch die höhere Mädchenschule rechnen muss, die später von der Evangelischen Kirchengemeinde Lippstadt übernommen wurde.¹²⁷ 1897 erließ das Presbyterium eine Schulordnung, in deren Präambel formuliert war:

„Für die im Jahre 1841 am hiesigen Orte unter der Benennung ‚höhere Töchtertschule‘ ins Leben gerufene und seit dem Jahre 1885 einer Mehrheit evangelischer Männer unter Benennung ‚evangelische höhere Töchtertschule[‘]‘ unterstellt gewesene Privat[-]Anstalt wird[,] nachdem dieselbe von der evangelischen Kirchen[-]Gemeinde hierselbst als Anstalt der Gemeinde nunmehr übernommen, unbeschadet der staatlicher Seits bereits erlassenen oder noch zu erlassenden Vorschriften die nachstehende Ordnung festgestellt.“¹²⁸

Die Schule sollte dieser Schulordnung entsprechend in Zukunft „evangelische höhere Mädchenschule“ heißen,¹²⁹ dreiklassig sein und für Mädchen aus Lippstadt unabhängig von deren Konfession bestimmt sein. Für den Schulbesuch werde Schulgeld erhoben, außerdem bekomme die Schule eine Unterstützung durch die Stadt. Das Defizit trage die Evangelische Kirchengemeinde.¹³⁰ Die Schule werde im früheren Marien-Pfarrhaus untergebracht.¹³¹ Das Presbyterium berufe ein Kuratorium mit einer Amtszeit von sechs Jahren, das sich um die Belange der Schule kümmern solle.¹³² Im Schuljahr 1894/1895 besuchten die Schule 70 Schülerinnen, im Schuljahr 1898/1899 betrug die Anzahl 82.

Nach der Wende zum 20. Jahrhundert ergab sich in Lippstadt (wie andernorts auch) die Notwendigkeit, die Schule zu einer Vollanstalt auszubauen, womit sich die Evangelische Kirchengemeinde aber überfordert fühlte. Daher bat das Presbyterium das Königliche Konsistorium um Genehmigung der

„Umgestaltung der bisherigen Ev[angelischen] Töchtertschule in eine paritätische städtische höhere Mädchenschule [...] Die jetzt bestehende Evangelische Töchtertschule entspricht nicht mehr den am 1. April c[u]r[rentis anni] in Kraft tretenden Bestimmungen über das höhere Mädchenschul-

¹²⁶ Zu Gangolf Dreckmann (seit 1864 „Dreieichmann“; 1810–1895) s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 1327; dieser war Pfarrer in Lippstadt von 1840 bis 1890.

¹²⁷ Dabei handelte es sich um eine „Realschule erster Ordnung“; zu entnehmen aus der Druckschrift: Programm der Realschule erster Ordnung zu Lippstadt. Nr. 12. Ostern 1867. Lippstadt 1867, Titelblatt; in: LkA EKvW 2.1–3709 (Acta betr.: die Realschule zu Lippstadt 1863–1929).

¹²⁸ Presbyterium und Repräsentanten der evangelischen Gemeinde [Lippstadt]: Verwaltungsordnung für die höhere evangelische Mädchenschule hierselbst, Lippstadt, 14. März 1897, in: LkA EKvW 2.1 3714.

¹²⁹ A.a.O., § 1.

¹³⁰ A.a.O., § 2 („Schul- und Eintrittsgeld“).

¹³¹ A.a.O., § 3.

¹³² A.a.O., § 5.

wesen, es wäre also ein Ausbau notwendig, wie ihn die hier bestehende katholische Töcherschule schon beschlossen hat. Dazu würden aber c[jirc]a 11[000]-12000 M[ark] pro Jahr erforderlich sein, welche Summe die schon hoch belastete Evangel[ische] Gemeinde, die außerdem vor einem Umbau des Evangel[ischen] Hospitals steht, nicht aufzubringen [in der Lage ist].“¹³³

Dem stimmte der Magistrat der Stadt ausdrücklich zu. Allerdings fügte Georg Wischnath, Superintendent des Kirchenkreises Soest,¹³⁴ eine Stellungnahme bei, in der er das Königliche Konsistorium bat, die Genehmigung für die Übertragung der Schule zu versagen, weil die vorgesehene Übertragung des Eigentums ohne Gegenleistung (wie mit der Stadt vereinbart) eine erhebliche Schädigung des Vermögens der Kirchengemeinde bedeute. Außerdem könne erreicht werden, dass sich die Stadt mit einem erheblichen Beitrag an den laufenden Kosten beteilige. Er schloss mit den Worten:

„Schließlich gestatte ich mir noch auszusprechen, daß die Erhaltung des evangelischen Charakters der Töcherschule unbedingt notwendig ist, weil die unaufhaltsam fortschreitende Katholisi[er]ung Lippstadts eine paritätische Schule bald tatsächlich in eine katholische umwandeln würde.“¹³⁵

Tatsächlich hat das Konsistorium die Genehmigung für die Übertragung der Schule nicht erteilt. Später sprach es die Genehmigung für den Ausbau der Schule aus, insbesondere zur Errichtung von Räumen für die Naturwissenschaften.¹³⁶ Damit aber war die Angelegenheit noch nicht beendet; denn die Evangelische Kirchengemeinde Lippstadt unternahm erneut den Versuch, der Stadt die Schule samt dem Schulvermögen zu übertragen. Darüber wurde sogar ein Vertrag ausgehandelt und unterschrieben,¹³⁷ der freilich schwebend unwirksam blieb, weil die übergeordneten Behörden diesem noch nicht zugestimmt hatten.

Da die Evangelische Kirchengemeinde sich in dem zu bildenden Kuratorium einen erheblichen Einfluss auf die Besetzung dieses Gremiums und die Lehrerstellen gesichert hatte, lehnte der Minister der geistlichen

¹³³ Presbyterium Evangelische Kirchengemeinde Lippstadt an Konsistorium, 27. Februar 1909. LkA EKvW 2.1–3714.

¹³⁴ Zu Georg Wischnath (1845–1932), Pfarrer in Soest St. Petri und Superintendent des Kirchenkreises Soest von 1905 bis 1912, s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 7042.

¹³⁵ Wischnath an Konsistorium, 22. März 1909. LkA EKvW 2.1–3714.

¹³⁶ Konsistorium an Presbyterium Evangelische Kirchengemeinde Lippstadt, 10. November 1909. LkA EKvW 2.1–3714.

¹³⁷ Am 13. bzw. 25. Januar 1914; s. Vertrag zwischen der Evangelischen Kirchengemeinde Lippstadt und der Stadt Lippstadt, LkA EKvW 2.1–3714.

und Unterrichts-Angelegenheiten den ausgehandelten Vertrag ab, denn es erscheine

„nicht zulässig, dass die Stadtgemeinde gegenüber der Kirchengemeinde hinsichtlich der Zusammensetzung des Kuratoriums, der Konfession der von dem Magistrat und der Stadtverordnetenversammlung in das Kuratorium zu entsendenden Mitglieder und der Lehrerwahl vertragsmässige Verpflichtungen übernimmt“.¹³⁸

Außerdem dürfe nicht vereinbart werden, dass die Satzung der Schule nicht ohne die Zustimmung des Presbyteriums geändert werden dürfe: „Diese Bestimmungen greifen in das staatliche Hoheitsrecht ein und sind zur Genehmigung nicht geeignet.“¹³⁹

Auch die kirchliche Behörde blieb bei ihrer Meinung. Der EOK lehnte eine Genehmigung ab, zumal sich die Kirchengemeinde verpflichtet hatte, jährlich eine Summe von 3.000 Mark an die Stadt zu zahlen.¹⁴⁰

Über all dieses ging der Erste Weltkrieg hinweg. Die Schule blieb in der Trägerschaft der Kirche, auch wenn diese sich noch so sträubte. So konnte am 5. und 6. Juni 1927 das 75jährige Bestehen der Schule gefeiert werden, nachdem kurze Zeit zuvor Oberlehrerin Antonie Pilger die Leitung der Schule übernommen hatte.¹⁴¹ Sie berichtete 1932 dem Konsistorium, dass die Schule 1926 von 140 und 1932 von 100 Schülerinnen besucht worden sei. 1930 habe die Schule allerdings 45 Neuaufnahmen verbuchen können, was damit zusammenhänge, dass die Kirchengemeinde ein Internat errichtet habe, vor allem für Kinder aus der Lippstadt umgebenden Diaspora, die sonst keine Möglichkeit hätten, eine evangelische Schule zu besuchen. Außerdem teilte Antonie Pilger mit, dass das Kuratorium aus sieben Mitgliedern bestehe und Kirchengemeinde und Stadt sich das Defizit im Haushaltsplan teilten, wie es früher einmal vertraglich vereinbart worden sei.¹⁴²

Dann brach die nationalsozialistische Herrschaft an und mit ihr der Kirchenkampf. Schon bald musste Pfarrer Paul Dahlkötter¹⁴³ dem Konsistorium melden, dass die Stadt Lippstadt das evangelische Lyzeum in eine

¹³⁸ Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten (gezeichnet von Trott zu Solz) an Provinzialschulkollegium Münster, 18. März 1914, Az.: U II Nr. 16376 I. Abschrift: LkA EKvW 2.1-3714.

¹³⁹ Ebd.

¹⁴⁰ EOK an Minister der geistlichen Angelegenheiten, 17. März 1915, Az.: E.O. III. 279. LkA EKvW 2.1-3714; und später noch einmal: EOK an Konsistorium Münster, 4. August 1915, Az. E.O. III. 949/15. LkA EKvW 2.1-3714.

¹⁴¹ Antonie Pilger wurde Nachfolgerin der langjährigen Schulleiterin Frl. Elisabeth Müller, Direktorin von 1895 bis 1923.

¹⁴² Antonie Pilger: Bericht über die Entwicklung des Evang[el]isch[en] Lyzeums von 1922 bis 1932, 13. September 1932. LkA EKvW 0.0 neu C 04106. Es dürfte auf den Vertrag aus dem Jahr 1909 Bezug genommen sein.

¹⁴³ S. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 1122. Paul Dahlkötter (1898–1973) war Pfarrer in Lippstadt von 1920 bis 1957 sowie zugleich Superintendent des Kirchenkreises Soest (ab 1946) und nebenamtliches Mitglied der Kirchenleitung (1949–1957).

städtische Anstalt umwandeln werde.¹⁴⁴ Ein Gespräch Dahlkötters mit Oberpräsident Freiherr von Lüninck konnte diese Maßnahme zunächst noch verhindern. Allerdings kam die Schule durch das Ausbleiben staatlicher und kommunaler Mittel zunehmend in finanzielle Schwierigkeiten, so dass das Presbyterium immer wieder die verschiedensten Stellen um Hilfe bitten musste, die auch (mit geringen Summen) gewährt wurde, so unter anderem seitens des EOK, der Westfälischen Bekenntnissynode, des Konsistoriums und der Gustav-Adolf-Stiftung.

Trotz der prekären Lage fasste das Presbyterium mutig den Beschluss zu einem Ausbau der Schule mit einer dreijährigen Mädchenoberschule bei vollständiger Finanzierung aus eigenen Mitteln.¹⁴⁵ Direktorin Antonie Pilger sandte einen entsprechenden Antrag an den Oberpräsidenten,¹⁴⁶ dessen Antwort aber war schroff ablehnend:

„Ich bin nicht in der Lage, den Ausbau konfessioneller höherer Schulen beim Herrn Minister zu vertreten. Ich muss es mir deshalb versagen, die Einzelheiten des Antrages nachzuprüfen und reiche ihn, da ich ihn nicht befürworten kann, Ihnen hiermit zurück.“¹⁴⁷

So musste Pfarrer Dahlkötter der Finanzabteilung des EOK schließlich melden, dass die Überführung des Lyzeums in eine Städtische Oberschule am 1. Mai 1938 erfolgt sei; das Internat bleibe allerdings bestehen. Die katholischen Ordensschwestern der Marienschule hätten erwogen, auch ihrerseits nun ein Internat einzurichten. Doch die Stadt übernehme die Lehrer.¹⁴⁸ Der Lippstädter Bürgermeister Fuhrmann schrieb dem Presbyterium:

„Hiernach verpflichten Sie sich, die Schülerinnen des Lyzeums am 2. Mai 1938 geschlossen in die städtische Oberschule für Mädchen bez[iehungs]-w[eise] städtische Mädchen-Mittelschule zu überführen.“¹⁴⁹

¹⁴⁴ Presbyterium Evangelische Kirchengemeinde Lippstadt (Dahlkötter) an Konsistorium, 26. November 1935. LkA EKvW 0.0 neu C 04106.

¹⁴⁵ Presbyterium Evangelische Kirchengemeinde Lippstadt, Beschluss vom 26. Januar 1938. LkA EKvW 0.0 neu C 04106: „In Anbetracht der Tatsache, daß zu Ostern dieses Jahres 16 Schülerinnen des Lyzeums in die Oberstufe (hauswirtschaftliche Form) übergehen wollen, beschließt das Presbyterium den Aufbau einer 3jährigen Mädchen-Oberschule. Der Vorsitzende des Presbyteriums, sowie die Direktorin des Lyzeums werden beauftragt, unverzüglich die Verhandlungen mit dem Oberpräsidium aufzunehmen. Die Evangelische Kirchengemeinde Lippstadt wird die Mädchen-Oberschule ohne Beihilfe des Staates aus eigenen Mitteln unterhalten und Staatsmittel jetzt und künftig nicht in Anspruch nehmen. [...]“.

¹⁴⁶ Evangelisches Lyzeum Lippstadt (Antonie Pilger) an den Oberpräsidenten, 7. Dezember 1937. LkA EKvW 0.0 neu C 04106.

¹⁴⁷ Oberpräsident an Finanzabteilung Konsistorium Westfalen, 9. Februar 1938. LkA EKvW 0.0 neu C 04106.

¹⁴⁸ Presbyterium Evangelische Kirchengemeinde Lippstadt (Dahlkötter) an Finanzabteilung Konsistorium Münster, 16. Mai 1938. LkA EKvW 0.0 neu C 04106.

¹⁴⁹ Bürgermeister der Stadt Lippstadt (Fuhrmann) an Presbyterium der Evangelischen Kirchengemeinde Lippstadt, 26. April 1938, Az.: I A 1/5. LkA EKvW 0.0 neu C 4106.

Das war das vorläufige Ende des evangelischen Lyzeums in Lippstadt. Auch die Schule der Ordensschwestern musste zum gleichen Zeitpunkt ihre Tore schließen. Paul Dahlkötter berichtete dem Konsistorium:

„Unser Lyzeum war genötigt, über Nacht seine Tore zu schließen. Es waren bei der letzten Wahl in dem Wahllokal, in dem auch die Schwestern der kath[olischen] Schule zu wählen hatten, eine größere Anzahl von Neinstimmen festgestellt. Daraus hat man den Schluß gezogen, daß diese von den Schwestern stammen mußten und sie sich somit in staatsfeindlichem Sinne betätigt hätten. Bereits am Mittwoch nach der Wahl erschien der Regierung[s]-Direktor Losse vom Oberpräsidium in Münster bei der leitenden Schwester und kündigte ihr an, daß sie damit zu rechnen habe, daß den Schwestern die Erlaubnis zur Weiterführung der Schule entzogen werden würde. Die diesbezügliche Verfügung erhielten sie bereits am Karfreitag. Der Schulbetrieb durfte also nach Ablauf der Ferien nicht wieder aufgenommen werden. Daraufhin wurde eine städtische Oberschule gegründet [...] Nachdem eine städtische Oberschule errichtet worden war, konnten etwa 25 Beamtenkinder unserer Schule gezwungen werden, die städtische Oberschule zu besuchen. Das hätte für uns einen kaum tragbaren Verlust bedeutet.“¹⁵⁰

Das war das Ende auch des evangelischen Lyzeums. Das Schülerinnenheim blieb mit etwa zwanzig Schülerinnen bestehen und erhielt Zuwendungen aus den Kollekten der „Geistlichen Leitung“ der Bekennenden Kirche.

Schon sehr bald nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Herrschaft ging man in Lippstadt daran, auch das Schulwesen neu zu ordnen. Dabei kam es zu Gesprächen mit der katholischen Kirche, wobei erwogen wurde, eine christliche Simultanschule zu errichten. Träger sollten die „Schwestern von der christlichen Liebe“¹⁵¹ in Paderborn, die drei katholischen und die Evangelische Kirchengemeinde in Lippstadt werden. In einer gemeinsamen Sitzung wurden die Bedingungen festgelegt: Die katholischen Schwestern errichten die Schule in dem Gebäude der bisherigen städtischen Mädchenoberschule, die Zahl der Lehrer der beiden Konfessionen richtet sich nach der Zahl der Schülerinnen mit der gleichen Konfession, Religionsunterricht wird bis in die Oberstufe hinein erteilt.

Mit dieser Konzeption befasste sich dann die Kirchenleitung der EKvW nach einem Vortrag von Ernst Kleßmann am 5. Oktober 1945.¹⁵² Sie

¹⁵⁰ Presbyterium Evangelische Kirchengemeinde Lippstadt (Dahlkötter) an Oberkonsistorialrat Engelmann (EOK), 16. Mai 1938, in Abschrift auf: EOK an Konsistorium Münster, 5. August 1938. LkA EKvW 0.0 neu C 04106.

¹⁵¹ Diese Schwesternschaft mit der offiziellen Bezeichnung „Congregatio Sororum Christianae Caritatis“ (SCC) wurde 1849 von Pauline von Mallinckrodt gegründet, hauptsächlich zur Pflege und Erziehung von blinden Kindern, widmete sich aber auch anderen karitativen Aufgaben.

¹⁵² Protokoll KL EKvW, 5. Oktober 1945. S. 63. Nr. 4. LkA EKvW 0.0 neu A 03490.

forderte die Evangelische Kirchengemeinde Lippstadt dringend auf, von dem bereits konzipierten Vertragsentwurf zurückzutreten. Stattdessen beschloss die Kirchenleitung, beim Oberpräsidenten die staatliche Genehmigung für die Errichtung einer höheren Mädchenschule zu beantragen.¹⁵³

Daraufhin stellten Präses Koch und Superintendent Dahlkötter in einem Schreiben an den Oberpräsidenten folgenden Antrag:

„Die Kirchenleitung der Evangelischen Kirche von Westfalen und das Presbyterium der Evangelischen Kirchengemeinde Lippstadt wollen in Lippstadt eine private evangelische höhere Mädchenschule, wissenschaftlicher Form, errichten. Evangelische Kinder aus Lippstadt, aus der Gesamtkirchenprovinz Westfalen und von weiterher sollen aufgenommen werden. Es ist beabsichtigt[,] der Schule Schülerinnenheime anzugliedern. Die Gebäude stellt die Kirchengemeinde Lippstadt. Ein Aufbau für Lehrerinnenausbildung ist vorgesehen. [...] Rechtsträger der Schule soll die Evangelische Kirchengemeinde Lippstadt werden.“¹⁵⁴

Der Oberpräsident sprach am 30. November 1945 sein Einverständnis aus – vorbehaltlich der Genehmigung durch die Militärregierung,¹⁵⁵ die diese aber bald auch mit der Auflage erteilte, dass kein Lehrer angestellt werden dürfe, der nicht die Zustimmung durch die britische Behörde gefunden habe.

Nun konnte mit der Wiedererrichtung der höheren Mädchenschule begonnen werden. Grundlage dafür war ein Vertrag zwischen der Landeskirche und der Evangelischen Kirchengemeinde Lippstadt. Dieser sah vor, ein Kuratorium zu bilden, in das die Kirchenleitung und das Presbyterium jeweils zwei Mitglieder entsenden konnten. Außerdem gehörten dem Kuratorium der Schulleiter und je ein von Lehrerkollegium und Elternschaft vorgeschlagenes und vom Presbyterium berufenes Mitglied an. Ferner sagte die Kirchenleitung zu, die Hälfte des jährlichen Haushaltsdefizits zu tragen.¹⁵⁶

¹⁵³ Protokoll KL EKvW, 19. Oktober 1945, S. 71f. Nr. 14. LkA EKvW 0.0 neu A 03490.

¹⁵⁴ KL EKvW (Koch) und Presbyterium Evangelische Kirchengemeinde Lippstadt (Dahlkötter) an den Oberpräsidenten, 20. Oktober 1945. LkA EKvW 0.0 neu C 04106.

¹⁵⁵ Oberpräsident/Abteilung für höheres Schulwesen an Presbyterium Evangelische Kirchengemeinde Lippstadt, 30. November 1945, Az.: OP II Spez S II C. LkA EKvW 0.0 neu C 4106.

¹⁵⁶ Schwierigkeiten machte jetzt nur noch der Regierungspräsident in Arnsberg, der die Übertragung des Gebäudes der städtischen Mädchenoberschule an den Orden der Schwestern von der christlichen Liebe nur genehmigen wollte, wenn das Kuratorium und die Lehrerschaft streng paritätisch zusammengesetzt werden würden. Das wäre natürlich das Ende des konfessionellen Schulwesens in Lippstadt gewesen. Eine Intervention der Kirchenleitung und des Erzbischofs von Paderborn verhinderten diese Entwicklung. Regierungspräsident Fries wandte sich dann an Oskar Hammelbeck (Kurzbiographie bei Rödding, Aufbruch [wie Anm. 2], S. 309 Anm. 18) mit der Mitteilung, er könne in einer Stadt mit 20.000 Einwohnern keine

Dann musste zunächst ein Schulleiter gefunden werden. Nach Mitteilung von Karl Lücking war Pfarrer Dr. Gerhard Gehlhoff für diese Aufgabe „in Aussicht genommen“.¹⁵⁷ Das Kuratorium konnte am 21. August 1946 seine erste Sitzung abhalten und die notwendigen ersten Beschlüsse fassen. Schon am nächsten Tag wurde Gehlhoff von Präses Koch in sein Amt als Schulleiter eingeführt.¹⁵⁸

Doch schon bald kam es zu nicht unerheblichen Spannungen zwischen Gehlhoff und der Pfarrerschaft in Lippstadt, vor allem mit Paul Dahlkötter, dem Vorsitzenden des Kuratoriums. Es ist hier nicht der Ort, dies im Einzelnen darzustellen. Nur so viel: Gehlhoff, der ja auch ordnierter Theologe war, meinte, eine größere Rolle auch in der Evangelischen Kirchengemeinde Lippstadt spielen zu können, als ihm zugebilligt wurde. Auch die Art und Weise seiner Schulleitung wurde von Eltern und seitens des Lehrerkollegiums bemängelt, zumal er oft abwesend sei, um seiner nebenberuflichen Aufgabe als Funktionär bei den Flüchtlingsverbänden nachzukommen. Die Kritik an Gehlhoffs Amtsführung wurde schließlich so heftig, dass die Kirchenleitung auf Abhilfe sann. Sie löste das Problem, indem sie eine landeskirchliche Pfarrstelle für Flüchtlingsfragen errichtete, in die Gehlhoff berufen wurde.¹⁵⁹

In der Sitzung des Kuratoriums am 16. Februar 1951 stellt sich Studienrätin Irmgard Weitekamp vor, die das Kuratorium dann als Schulleiterin berief. Die Kirchenleitung bestätigte diese Berufung in ihrer Sitzung am 1. März 1951. Unter der Leitung von Irmgard Weitekamp nahm die Schule eine erfreulichen Entwicklung. Am 29. September 1952 konnte die Hundertjahrfeier der Schule begangen werden. Darüber berichtete Oberschulrat Dr. Korn an Paul Dahlkötter:

„Es drängt mich, Ihnen im Rückblick auf den gestrigen Tag für die Gestaltung der Jubiläumsfeier des Ev[angelischen] Mädchengymnasiums in Lippstadt herzlich zu danken und Ihnen zu sagen, daß mir die ganze Atmosphäre des Festes außerordentlich wohl getan hat. Einen derart guten Zusammenklang aller Äußerungen habe ich bisher bei ähnlichen Feiern nicht erlebt. Hier schien doch endlich einmal das sonst so störende und beschwerliche Gegeneinander der Stimmen einem kräftigen Wollen und

zwei Mädchenschulen kommunalaufsichtlich genehmigen: „Man verfolgt [...] nach meiner Überzeugung weitgehende und in ihrer Tragweise noch gar nicht zu übersehende Absichten. Ich bedauere, dass dies von evangelischer Seite bisher nicht erkannt worden ist.“ S. Regierungspräsident Arnsberg (Fries) an Hammelsbeck, 18. Februar 1946. LkA EKvW 0.0 neu C 04106.

¹⁵⁷ Auszug Protokoll KL EKvW, Sitzung 7./8. Februar 1946. LkA EKvW 0.0 neu C 04106.

¹⁵⁸ So berichtet von Pfarrer Dr. Ernst Kleßmann in der Sitzung der KL EKvW am 22./23. August 1946; s. LkA EKvW 0.0 neu C 4106.

¹⁵⁹ Gehlhoff schied am 1. November 1950 aus seinem Amt als Schulleiter aus; so zu entnehmen aus: Irmgard Brauers (für die Oberprima) an KL EKvW, 12. September 1950. LkA EKvW 0.0 neu C 04107.

Wünschen im Sinne unserer evangelischen Auffassung von einer christlichen Erziehung und Bildung gewichen zu sein.“¹⁶⁰

Das nach dem Zweiten Weltkrieg neu eröffnete Mädchengymnasium besuchten schon bald 230 Schülerinnen, von denen fast die Hälfte (47%) aus Flüchtlingsfamilien kamen.¹⁶¹ 48 Mädchen wohnten im Schülerinnenheim, ebenfalls zum größten Teil (etwa 80%) aus Familien, die aus Ostdeutschland ausgewiesen worden waren.¹⁶² Die Aufnahme der Kinder von Vertriebenen war unbedingt notwendig, weil die meisten überall auf dem Lande, auch in entlegenen Dörfern und in den weitläufigen Diasporagebieten, Unterkunft gefunden hatten und von dort aus keine Möglichkeit bestand, mit öffentlichen Verkehrsmitteln eine höhere Schule zu erreichen. In dieser schwierigen Situation kamen die Stiftgebäude der alten Abtei Cappel ins Blickfeld der Verantwortlichen, die schon einige Zeit nicht mehr sachgemäß genutzt wurden: Hier könne man etwa 80 bis 90 Mädchen unterbringen, war die einhellige Auffassung.¹⁶³ Das Interesse an der Anmietung der Kirche und des Abteigebäudes brachte Max Nockemann in einem Schreiben vom 28. Juli 1950 an den Lippischen Landesverband zum Ausdruck.¹⁶⁴ Gleichzeitig wurden Schreiben an verschiedene staatliche und kommunale Stellen gerichtet und finanzielle Mittel beantragt, um die Gebäude als Internat herrichten zu können.¹⁶⁵

¹⁶⁰ Korn an Dahlkötter, 30. September 1952. LkA EKvW 0.0 neu C 04107.

¹⁶¹ Entwurf eines Schreibens an den Landesverband Lippe; anliegend an: Evangelische Kirchengemeinde Lippstadt (Dahlkötter) an Nockemann, 24. Juli 1950. LkA EKvW 0.0 neu C 04086.

¹⁶² Ebd.

¹⁶³ Ebd. – Kirche und Abteigebäude des ehemaligen Prämonstratenserinnenklosters Cappel gehören zum fürstlich-lippischen Vermögen, das 1919 lippisches Landesvermögen wurde. Bis dahin diente Cappel (seit 1588) als freiweltliches Damenstift, dem ein Mitglied der fürstlichen Familie als Äbtissin vorstand. Als das Land Lippe 1947 dem Land NRW beitrug, wurde in den sogenannten Lippischen Punktationen vereinbart, dass das Landesvermögen dem ehemaligen Land Lippe erhalten bleiben sollte, was durch nordrhein-westfälisches Landesgesetz vom 12. Oktober 1949 bestätigt wurde, durch das der Lippische Landesverband gegründet und bei diesem das Landesvermögen zusammengefasst wurde. 1971 wurde Stift Cappel mit dem Stift St. Marien in Lemgo unter der Stiftungsaufsicht des Landesverbandes vereinigt. S. Paul Eickhoff, Cappel, das westfälische Kulturkleinod – eine Kirchen- und Klostergründung des Prämonstratenserordens in der bedeutsamen Stauferzeit des 12. Jahrhunderts, Lippstadt-Cappel 1977. Vgl. Westfälisches Klosterbuch, Bd. I, hg. von Karl Hengst, Münster 1992, S. 167ff.

¹⁶⁴ LkA EKvW (Nockemann) an Landesverband Lippe, 28. Juli 1950. LkA EKvW 0.0 neu C 04086.

¹⁶⁵ Es gelang, aus den unterschiedlichen Haushaltstiteln des Landes Mittel zu bekommen, so dass insgesamt 173.000,- DM zusammenkamen. Der nordrhein-westfälische Sozialminister knüpfte seinen Beitrag an die Bedingung, dass in den einzelnen Zimmern Bilder aus Ostdeutschland aufgehängt und die Räume nach ostdeutschen Dichtern und Wissenschaftlern benannt und in die Bibliothek vorwiegend ostdeutsche Schriften aufgenommen würden. Sozialminister NRW an Evangelische Kirchengemeinde Lippstadt, 30. März 1951, Az.: IV B/4 – 9120 – 200/51. LkA EKvW 0.0 neu C 04086.

Nach einigem Zögern und mehreren Gesprächen stimmte der Lippische Landesverband der Vermietung und Verpachtung des historischen Anwesens zu, so dass drei Verträge geschlossen werden konnten: erstens ein Überlassungsvertrag für die Kirche, der am 1. April 1951 in Kraft trat, zweitens ein Mietvertrag für die Abteigebäude¹⁶⁶ und drittens ein Pachtvertrag für das zu den Gebäuden gehörende Wirtschaftsland.

Nach Erstellung eines Gutachtens des kirchlichen Bauamtes der EKvW über den baulichen Zustand der Gebäude beschloss das Landeskirchenamt am 11. Mai 1951, mit dem Umbau und den Restaurierungsmaßnahmen unverzüglich zu beginnen.¹⁶⁷ Mit der Evangelischen Kirchengemeinde Lippstadt wurde vereinbart, dass diese die Kirche nutzen könne und ihr die Gebäude 30 Jahre lang zur Verfügung stünden, danach unbefristet.¹⁶⁸

Nachdem die Baumaßnahmen abgeschlossen waren, konnte das Internat 80 Mädchen aufnehmen.¹⁶⁹ Das Landeskirchenamt schrieb an alle Pfarrer in der EKvW, dass etwa 80 Plätze für Internatsschülerinnen zu Verfügung stehen würden. Freilich ergaben sich dadurch Schwierigkeiten, dass die Internatsgebühren¹⁷⁰ nicht von allen Familien getragen werden konnten und viele auf Stipendien angewiesen waren, die nur durch kirchliche Stellen zu beschaffen waren. Daher gründete Paul Dahlkötter eine „Notgemeinschaft des Evangelischen Mädchengymnasiums in Lippstadt“, der Eltern und Freunde der Schule beitreten konnten, und schaffte so einen gewissen Stipendienfonds.¹⁷¹

Freilich kam es noch zu einem ganz unerwarteten Streit. Die Evangelische Kirchengemeinde Lipperode, in deren Parochie die Abtei Cappel liegt, war eine lippische Enklave und gehörte zur Lippischen Landeskirche, die aber an den Verhandlungen mit dem Lippischen Landesverband nicht beteiligt worden war. Erst am 17. September 1951 unterrichtete das Presbyterium der Evangelischen Kirchengemeinde Lippstadt die Evangelische Kirchengemeinde Lipperode darüber, dass sie Kirche und Abtei übernommen habe. Das erzürnte den lippischen Landessuperintendenten

¹⁶⁶ Überlassungsvertrag und Mietvertrag zwischen Landesverband Lippe und EKvW, 5./8. Mai 1951. LkA EKvW 0.0 neu C 04086.

¹⁶⁷ LkA EKvW an Presbyterium Evangelische Kirchengemeinde Lippstadt, 11. Mai 1951. LkA EKvW 0.0 neu C 04086.

¹⁶⁸ LkA EKvW an Presbyterium Evangelische Kirchengemeinde Lippstadt, 29. Juni 1951. LkA EKvW 0.0 neu C 04086. Presbyterium Evangelische Kirchengemeinde Lippstadt, Beschluss vom 9. Juni 1951. LkA EKvW 0.0 neu C 04086.

¹⁶⁹ Die Eröffnung fand am 1. Januar 1952 statt; s. EKvW an Kirchenleitung EKvW, 28. Januar 1952, LkA EKvW 0.0 neu C 04086.

¹⁷⁰ Die Internatsgebühren betrug 68,50 DM pro Monat; s. ebd.

¹⁷¹ S. den Aufruf zum Beitritt zur Notgemeinschaft: Evangelisches Mädchengymnasium Lippstadt (Dahlkötter/Gehlhoff) an Eltern und Freunde des Mädchengymnasiums, 4. Oktober 1948. LkA EKvW 0.0 neu C 04107.

Professor lic. Wilhelm Neuser¹⁷² sehr, der der Lippischen Landesynode vortrug, dass Amtshandlungen (zum Beispiel die Konfirmation der Mädchen im Internat) aufgrund des kirchenrechtlich bestehenden Pfarrzwangs in der Cappeler Abteikirche nur von dem zuständigen Pfarrer vorgenommen werden dürften, und das sei der nach lippischem Kirchenrecht amtierende Stiftspfarrer.¹⁷³ Jeder andere Pfarrer bedürfe eines Dimissoriales. Es ist hier nicht der Ort, den Verlauf des Streites im Einzelnen darzustellen; er wurde schließlich beigelegt und endgültig erledigt durch den Beitritt der lippischen Enklave Lipperode zur westfälischen Landeskirche im Gefolge einer kirchlichen Neuordnung im Jahr 1976.

Das evangelische Aufbaugymnasium Espelkamp

In der Zeit größter Wohnungsnot nach Ende des Zweiten Weltkriegs wurde die ehemalige Heeresmunitionsanstalt (Muna) Espelkamp mit Hilfe des schwedischen Pfarrers Birger Forell,¹⁷⁴ der die Sprengung der dortigen Gebäude verhinderte, zu einem Flüchtlingslager umgebaut, aus dem sich später zunehmend eine Plansiedlung entwickelte. Träger dieser Stadtentwicklung wurde die „Aufbaugemeinschaft Espelkamp GmbH“ als Organ der staatlichen Wohnungspolitik, ein staatliches und kirchliches Gemeinschaftswerk, dessen Hauptgesellschafter das Land NRW und die Evangelische Kirche von Westfalen sind.¹⁷⁵

Auf Initiative des Evangelischen Hilfswerkes, dessen Geschäftsführer in Westfalen der Bielefelder Pfarrer Karl Pawlowski¹⁷⁶ war, entstand in Espelkamp überdies unter Förderung von Eugen Gerstenmaier¹⁷⁷ als Einrichtung der Diakonie der Ludwig-Steil-Hof¹⁷⁸ in der Rechtsform einer kirchlichen Stiftung. Hier konnten Kinder und Jugendliche untergebracht

¹⁷² S. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 4459; Neuser war Landessuperintendent in Lippe von 1936 bis 1958.

¹⁷³ Siehe auch W[ilhelm] Butterweck, Lipperode, die lippische Diaspora, Schötmar 1925.

¹⁷⁴ Birger Forell (1893–1958) war von 1929 bis 1942 Pfarrer in Berlin, wo er die Bekennende Kirche unterstützte, bis die nationalsozialistische Regierung seine Abberufung erwirkte. Nach dem Krieg setzte er sich für Flüchtlinge und Vertriebene ein, von 1947 an verstärkt für die Siedlung Espelkamp. S. Harald von Koenigswald, Birger Forell. Leben und Wirken in den Jahren 1933–1958, Witten/Berlin 1962.

¹⁷⁵ Langjähriger Vorsitzender des Aufsichtsrates (1949–1982) war Bischof Hermann Kunst (1907–1999); s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 3591.

¹⁷⁶ Karl Pawlowski (1898–1964) war Vorsteher des Johannesstiftes seit 1932, s. a.a.O., Nr. 4684.

¹⁷⁷ Zu Eugen Gerstenmaier (1906–1986), dem auf der Kirchenführerkonferenz in Treysa 1945 die Leitung eines von ihm konzipierten gesamtkirchlichen „Evangelischen Hilfswerks“ übertragen worden war, s. Jochen-Christoph Kaiser, [Art.] Gerstenmaier, Eugen Karl Albrecht, in: RGG⁴, Bd. 3, Tübingen 2000, Sp. 760.

¹⁷⁸ Benannt nach dem westfälischen Pfarrer Ludwig Steil (1900–1945), der im Konzentrationslager Dachau umgekommen ist; s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 6042.

werden, denen in der sowjetisch besetzten Zone eine angemessene Schulbildung aus politischen Gründen verweigert wurde. Darüber hinaus wurden auch Kinder von Aussiedlerfamilien aus ehemaligen deutschen Siedlungsgebieten in den Staaten Ost- und Südosteuropas in diese Einrichtung aufgenommen, unter denen sich Jugendliche befanden, deren Muttersprache nicht deutsch war.

Hinzu kamen die Kinder der stets wachsenden Flüchtlingsstadt Espelkamp, für deren schulische Versorgung die neu entstehende Kommune Espelkamp nicht genügend Mittel zur Verfügung stellen konnte. 1951 hatte Espelkamp bereits 2.800 Einwohner, zwei Jahre später sollten es schon 5.000 bis 6.000 sein. In vielen Verhandlungen, an denen die Aufbaugemeinschaft, der Ludwig-Steil-Hof, die EKvW und die zuständigen staatlichen Stellen beteiligt waren, war man sich einig, dass sowohl eine Schule als auch ein Internat vonnöten seien. Dabei schien wegen der höchst unterschiedlichen Voraussetzungen, die die Schüler aus Osteuropa mitbrachten, die Schulform eines Aufbaugymnasiums besonders geeignet, zumal die Stadt Lübbecke deren Aufbaugymnasium schließen und in ein Vollgymnasium umwandeln wollte.

Über diese Fragen gab es über Monate hin mündliche Verhandlungen, deren Ergebnisse sich in den erhaltenen Dokumenten nicht immer eindeutig niedergeschlagen haben. Zunächst ging das Landeskirchenamt wohl von der Konzeption aus, dass der Staat ein Aufbaugymnasium errichten solle, während die Kirche ein Internat zu unterhalten haben würde. Diese Konzeption scheiterte jedoch an der zögerlichen Haltung des Finanzministers, der kein neues staatliches Gymnasium finanzieren, sondern selbst die bestehenden in die Trägerschaft der Kommunen überführen wollte. Aber auch die kirchliche Finanzierung stieß auf Schwierigkeiten, zumal nicht abzusehen war, wie ein Internat wirtschaftlich würde geführt werden können, da absehbar ein großer Teil der Schüler auf Stipendien angewiesen sein würde. Darum richtete Präses Ernst Wilm an die Superintendenten in der EKvW die Frage, ob nicht jeder Kirchenkreis je eine Freistelle finanzieren könne, größere Kirchenkreise vielleicht zwei. Wilm sprach von „Ostzonenkindern“, die der Hilfe bedürften.¹⁷⁹ Dieser Bitte kamen fast alle Kirchenkreise nach – lediglich der Kreissynodalvorstand des Kirchenkreises Wittgenstein machte den Vorschlag, Internat und Aufbauschule nach Berleburg zu verlegen, weil die Espelkamper Einrichtungen ja möglicherweise nur vorübergehender Natur seien und mit einer Wiedervereinigung Deutschlands ohnehin überflüssig würden.¹⁸⁰

¹⁷⁹ Wilm an Superintendenten in der EKvW, 29. Dezember 1950. LkA EKvW 0.0 neu D 00932.

¹⁸⁰ Superintendent Friedrich Kressel (Bauks, Pfarrer [wie Anm. 5], Nr. 3474) an LkA EKvW, 4. Januar 1951. LkA EKvW 0.0 neu D 00932.

Am 21. September 1950 hatte Max Nockemann Ministerialdirektor Otto Koch in Altastenberg aufgesucht, um ihn über den Stand der gesamten Planung zu unterrichten.¹⁸¹ Koch hatte früher einmal den Vorschlag gemacht, die Aufbauschule in Espelkamp zu Ostern 1951 zu eröffnen und den Ludwig-Steil-Hof samt der Aufbaugemeinschaft und der Schule zu einer Stiftung von Staat und Kirche zusammenzufassen.¹⁸² Einem entsprechenden Vermerk zufolge¹⁸³ ging Nockemann in dem Gespräch davon aus, dass der Staat die Schule und die Aufbaugemeinschaft das Internat bauen wollten, und dass letztere dieses auch zu betreiben willens sei. Die Aufbaugemeinschaft habe sich aber auch bereiterklärt, der Kirche das Internat zu übertragen. Allerdings müssten zunächst die Gelder der öffentlichen Hand bewilligt werden. Dabei gehe es nicht zuletzt darum, die notwendige Zahl an Freiplätzen im Internat zu schaffen. Für Letzteres stellte Koch auch Bundesmittel in Aussicht. Nockemann regte zudem den Bau der Schule aus staatlichen Mitteln an, wobei das Gebäude dann allerdings in das Eigentum der EKvW übergehen müsse. Er begründete dies mit der bestehenden Förderung der Schulen der katholischen Kirche, deren Quelle Steuermittel seien, die auch evangelische Bürger zahlten. Koch riet allerdings dringend davon ab, sich auf eine solche Argumentation einzulassen.

Da das gesamte Vorhaben seit Herbst 1950 ins Stocken geraten war, weil der nordrhein-westfälische Finanzminister zunächst die Verabschiedung des neuen Schulgesetzes abwarten wollte, um eine gesicherte rechtliche Basis für Finanzausgaben zu erhalten, schaltete sich Präses Wilm noch einmal mit der dringenden Bitte ein, die Entscheidungen nicht weiter hinauszuzögern:

„Wir glauben nicht, daß wir ohne Not von dieser Bitte abtreten dürfen, da es uns ein sehr ernstes Anliegen ist, daß die Lebensgemeinschaft der Menschen in Espelkamp zu ihrem Zusammenwachsen wirklich gute Substanz bekommt.“¹⁸⁴

Später wandte sich Ernst Wilm noch einmal an die Regierung, jetzt an Minister Otto Schmidt¹⁸⁵:

„[Sie] wissen, daß wir eine Gelegenheit wie diese wahrnehmen möchten, um den großen Vorsprung der Katholiken etwas aufzuholen. Wenn wir uns von der Evangelischen Kirche aus ebenfalls für das Schulgesetz einge-

¹⁸¹ So LKA EKvW (Nockemann), Aktenvermerk, 22. September 1950. LKA EKvW 0.0 (neu) D 00932.

¹⁸² Ebd.

¹⁸³ Ebd.

¹⁸⁴ EKvW (Wilm) an Finanzminister NRW, 15. März 1951. LKA EKvW 0.0 neu D 00932.

¹⁸⁵ Otto Schmidt (1902–1984), ehemals Oberbürgermeister von Wuppertal, war im zweiten Kabinett Arnold zunächst Minister für Wiederaufbau, dann auch Arbeitsminister; s. Heinz Wolff, Otto Schmidt, in: Wuppertaler Biographien 16 (1987), S. 70–78.

setzt haben, so konnten wir das nur tun in der Erwartung, daß einmal die persönlichen Voraussetzungen geschaffen werden, die auch für die evangelische Seite eine Fortführung des Schulgesetzes in der Praxis garantieren[,] und daß zweitens der Staat bei einem Falle wie dem vorliegenden alles tut, um auch die bisher fast ausschließlich der katholischen Seite zugekommenen Gelder etwas gerechter zu verteilen.“¹⁸⁶

Später wandte sich Ernst Wilm noch einmal an Kultusministerin Christine Teusch und benannte drei Gründe für die Errichtung der geplanten Espelkamper Schule: 1. Es bestehe ein Bedürfnis für eine Aufbauschule im ganzen Kreis Lübbecke. 2. Es bestehe ein Mangel an Internaten für Schüler vorwiegend aus dem Osten. 3. Es sei notwendig, eine solche Bildungsstätte zu errichten, um das gemeindliche Leben in der neugegründeten Kirchengemeinde zu fördern und zu festigen.¹⁸⁷

Schließlich setzte sich der Gedanke durch, dass die EKvW die Trägerschaft von Schule und Internat übernehmen solle, zumal das neue Schulordnungsgesetz mit seinen sehr entgegenkommenden Bestimmungen für Privatschulen inzwischen in Kraft getreten war.¹⁸⁸ Präses Wilm, dem auch persönlich viel daran lag, dass das zur Überwindung der Kriegsfolgen entstandene Werk in Espelkamp gelingen würde, trug die Angelegenheit selbst im Finanzausschuss der EKvW vor, der noch wenige Wochen zuvor nach einem Vortrag von Nockemann die Sache ziemlich unwirsch zurückgestellt hatte.¹⁸⁹ Dem Protokoll zufolge führte Wilm aus:

„Präses Wilm begründet die unbedingte Notwendigkeit der Errichtung weiterer evangelischer Schulen. In Westfalen bestehe bisher als einzige evangelische Schule das Mädchengymnasium in Lippstadt, während im Rheinland bis jetzt 5 Schulen vorhanden seien. Die westfälische Kirche müsse sich bereit finden, den Schulen, als Stätten unter dem Evangelium, größere Aufmerksamkeit zu widmen. [...] Der Gemeinde Espelkamp, die noch in der Bildung begriffen und für alle Kinderkrankheiten noch sehr anfällig sei, könne man die Trägerschaft einer derartigen Schule auch nicht zumuten.“¹⁹⁰

Der Finanzausschuss genehmigte dann in dieser Sitzung die notwendigen Mittel. Damit war der Weg frei, die notwendige staatliche Genehmigung für das Aufbaugymnasium, die längst in Aussicht gestellt war, formell zu beantragen. Mit der Unterschrift von Präses Wilm und einer ausführ-

¹⁸⁶ EKvW (Wilm) an Schmidt, 21. April 1952. LkA EKvW 0.0 neu D 00932.

¹⁸⁷ Wilm an Kultusministerium NRW, 28. Juli 1952. LkA EKvW 0.0 neu D 00932.

¹⁸⁸ Erstes Gesetz zur Ordnung des Schulwesens im Lande NRW vom 8. April 1952. Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Nordrhein-Westfalen (GV NW) 1952, S. 61ff.

¹⁸⁹ Protokoll Finanzausschuss Landessynode EKvW, 14. Oktober 1952. LkA EKvW 0.0 neu D 00932. Kritisiert wurde, dass die Zahlen und die vorgelegten Unterlagen alle ungenau seien und einer eingehenderen Prüfung bedürften.

¹⁹⁰ (Auszug aus) Protokoll Ständiger Finanzausschuss der Landessynode EKvW, 11. Dezember 1952. LkA EKvW 0.0 neu D 00933.

lichen Begründung stellte das Landeskirchenamt am 16. Januar 1953 den Antrag an das Kultusministerium auf Errichtung der Aufbauschule in Espelkamp.¹⁹¹ Der Genehmigungserlass gemäß § 37 (1) des Schulgesetzes erging am 28. März 1953 mit der Unterschrift der Kultusministerin, die immer wieder gedrängt hatte, endlich mit der Verwirklichung des Schulprojektes zu beginnen.¹⁹² Bereits am 30. März konnte das Landeskirchenamt dem Schulkollegium melden, dass man zum nächsten Schuljahr mit zwei Untertertien und einer Obertertia den Schulbetrieb aufnehmen könne.¹⁹³ Das Land genehmigte ebenfalls die Einrichtung von Förderkursen für jugendliche Flüchtlinge.¹⁹⁴

Nun konnten die notwendigen Voraussetzungen geschaffen werden, um die Schule zu eröffnen: Vorbereitung der Baumaßnahmen, Berufung eines Verwaltungsausschusses, Anstellung eines Schulleiters, wobei nach einigen Absagen die Wahl auf Dr. Horstmann fiel, Zusammenstellung eines Lehrerkollegiums und anderes. Der Termin der offiziellen Einweihung der Schule wurde auf den 26. November 1955 festgelegt.¹⁹⁵ Auf Vorschlag des Schulleiters sollte die Schule „Söderblom-Gymnasium“ heißen,¹⁹⁶ benannt nach dem bekannten schwedischen Theologen, Religionswissenschaftler und Erzbischof von Uppsala Nathan Söderblom,¹⁹⁷ der vor allem durch die Einladung zur ersten Weltkirchenkonferenz nach Stockholm im Jahr 1925 bekannt geworden war.

Das Söderblom-Gymnasium wuchs in rasantem Tempo; das Internat war ständig überfüllt, so dass für ältere Schüler möblierte Zimmer gesucht werden mussten.¹⁹⁸ Später wurde auch eine Sexta angegliedert, so

¹⁹¹ LKA EKvW an Kultusministerium NRW, 16. Januar 1953. LkA EKvW 0.0 neu D 00933.

¹⁹² Kultusminister NRW (Teusch) an LKA EKvW, 28. März 1953, Az.: II E 3 – 15/2 – Nr. 1431/53; II E gen. LkA EKvW 0.0 neu D 00933.

¹⁹³ LKA EKvW an Kultusministerium NRW, 30. März 1953. LkA EKvW 0.0 neu D 00933.

¹⁹⁴ Kultusminister NRW an LKA EKvW, 28. März 1953, Az.: II E 3 – 24/10 – Nr. 1051/53. LkA EKvW 0.0 neu D 00933.

¹⁹⁵ Verwaltungsausschuss der Evangelischen Aufbauschule Espelkamp, Beschluss Nr. 5, 7. November 1955. LkA EKvW 0.0 neu D 00934.

¹⁹⁶ So Evangelische Aufbauschule Espelkamp (Horstmann) an Nockemann, 8. Oktober 1955. LkA EKvW 0.0 neu D 00934.

¹⁹⁷ Nathan Söderblom (1866–1931) war ab 1914 Erzbischof von Uppsala und Friedensnobelpreisträger 1930; s. Břetislav Horyna, [Art.] Söderblom, Nathan, in: RGG⁴, Bd. 7, Tübingen 2004, Sp. 1412f.; hier Sp. 1412. – Präses Wilm schrieb am 9. Dezember 1955 an die Tochter Nathan Söderbloms, Brita Brilioth, die mit dem seinerzeitigen Erzbischof von Uppsala Yngve Brilioth (1891–1959) verheiratet war, und bedankte sich für die Genehmigung, der Schule den Namen „Söderblom-Gymnasium“ zu geben; s. Wilm an Brita Brilioth, 9. Dezember 1955, LkA EKvW 0.0 neu D 00934. – S. Dietz Lange, Nathan Söderblom und seine Zeit, Göttingen [u.a.] 2011.

¹⁹⁸ So zu entnehmen aus: H[orstmann (?)] : Söderblomgymnasium Espelkamp (Evangelische Aufbauschule), in: Espelkamper Nachrichten 5 (1956), Nr. 9, September 1956, LkA EKvW 0.0 neu D 00934; sowie Söderblom-Gymnasium Espelkamp, in: Espelkamper Nachrichten 5 (1956), Nr. 10, Oktober 1956. LkA EKvW 0.0 neu D 00934.

dass ein grundständiges Gymnasium entstand – doch gehört diese Entwicklung nicht mehr in den Zeitraum dieser Darstellung.

Schulpforta in Meinerzhagen – Versuch, eine alte Tradition zu verpflanzen

Seit Martin Luthers früher Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“ aus dem Jahr 1520 hat das Bemühen um Bildung auch breiterer Volksschichten zu den Merkmalen der Reformation gehört. Das schloss allerdings nicht aus, dass es auch Schulen geben sollte, in denen eine Führungselite für Wissenschaft, für Kirche und Staat herangebildet werden sollte. Vor allem in Sachsen gab es drei solcher Schulen, „Fürstenschulen“ genannt, weil sie nicht nur aus dem Umkreis einer einzelnen Stadt, sondern aus dem ganzen fürstlichen Territorium besonders begabte Schüler aufnehmen sollten. Sie wurden aus den Einnahmen der Stiftungsvermögen säkularisierter Klöster unterhalten. So gründete Herzog Moritz von Sachsen¹⁹⁹ 1543 auf der Basis des Stiftungsvermögens des ehemaligen Zisterzienserklosters Claustrum Sanctae Mariae ad Portam die Fürstenschule Schulpforta, später aus dem Vermögen der Augustiner-Chorherren des Klosters St. Afra²⁰⁰ zu Meißen und des der Augustiner-Eremiten St. Augustin zu Grimma (1550) zwei weitere Fürstenschulen. Die Absolventen dieser Schulen bildeten in den Generationen des 16. und 17. Jahrhundert das stabilisierende Rückgrat der Reformation in Mitteleuropa. Sie haben in allen Jahrhunderten herausragende Wissenschaftler und Beamte hervorgebracht, bis sie durch die Nationalsozialisten für einen gänzlich anderen Zweck missbraucht wurden und damit ihren Charakter verloren.²⁰¹ In der Deutschen Demokratischen Republik erging es ihnen nicht besser – sie wurden in das allgemeine Schulwesen eingeordnet.

Viele der ehemaligen Schüler der drei Fürstenschulen waren nach dem Zweiten Weltkrieg aus unterschiedlichsten Gründen nach Westdeutschland gekommen und führten hier die Altschülerverbände der

¹⁹⁹ Herzog Moritz von Sachsen (1521–1553), ab 1547 Kurfürst von Sachsen; s. Günther Wartenberg, [Art.] Moritz, Herzog von Sachsen, in: RGG⁴, Bd. 5, Tübingen 2002, Sp. 1506f.

²⁰⁰ St. Afra ist eine frühchristliche Märtyrerin aus Augsburg. Sie ist Patronin der Stadt und des Bistums Augsburg und traditionell auch der Stadt Meißen. Ihr Gedenktag – auch im evangelischen Namenskalender – ist der 7. August; s. Der evangelische Namenkalender. Hg. von der Lutherischen Liturgischen Konferenz Deutschlands, Hannover 1984, S. 28.

²⁰¹ Schulpforta wurde eine „Nationalpolitische Erziehungsanstalt“ (NPEA); s. „Wanderer, kommst du nach Pforta ...“. The tension between Classical tradition and the demands of a Nazi elite-school education at Schulpforta and Ilfeld, 1934–[19]45, in: European review of history 20 (2013), S. 581–609.

traditionellen Schulen weiter, insbesondere im sogenannten Pfortnerbund. Es war deren Bestreben, die pädagogische Tradition der alten Schulen nicht verlorengehen zu lassen, sondern wenn irgend möglich in die moderne Zeit zu übertragen.

Die Sache nahm konkretere Formen an, als Friedrich Bruns, Sohn eines Rektor Portensis, die Leitung des Schulkollegiums in Münster übernahm. Nach einer Reihe von internen Überlegungen der Altschülerverbände²⁰² schrieb er an Präses Wilm und bezog sich auf die Überlegungen vor allem des Pfortnerbundes: Es möge doch geprüft werden, „ob nicht der inneren Zerstörung des einst blühenden Kranzes evangelischer höherer Internatschulen im sächsisch-thüringischen Gebiet durch die Errichtung wenigstens *einer* solchen Schule in der Bundesrepublik begegnet werden könnte.“²⁰³

Neben den drei Fürstenschulen wurden noch andere Schulen genannt: die Thomasschule in Leipzig, die Kreuzschule in Dresden, die Latina in Halle. Bruns beschäftigte sich dann auch mit der Frage, ob eine bestehende Schule in der Weise ausgebaut werden könne, dass die pädagogische Tradition der Fürstenschulen dort wieder lebendig werden könne. Dabei dachte er zunächst an das Evangelisch-stiftische Gymnasium in Gütersloh, dessen Leiter er sechs Jahre lang gewesen war. Er halte die Schule aber deswegen für nicht geeignet, weil die dortigen Internate nicht genügend in das Schulleben integriert seien. Im Übrigen betonte er, dass das Projekt keine romantische Vorstellung sei und auch nicht die Wiederbelebung des alten Zustandes in allen Einzelheiten vorsehe, sondern dass es darum gehe, im Internat und in der Schule „eine pädagogisch begründete Abstufung der Verantwortlichkeit für die Gemeinschaft“ zu lernen und einzuüben. Dabei sei natürlich an ein humanistisch-altsprachliches Gymnasium gedacht, das mit einem Freistellenwerk verbunden sein müsse.

Bruns wurde daraufhin zur Sitzung der Kirchenleitung der EKvW am 25. November 1959 eingeladen, um dort unmittelbar diese Konzeption vorzutragen. Er betonte dabei, dass er als Mitglied des Pfortnerbundes spreche, nicht als Leiter des Schulkollegiums. Er vertrete aber auch nicht eine romantische Idee alter Herren: „Man denkt vielmehr an die Übertragung einer spezifischen evangelischen Erziehungstradition in unsere Gegenwart, weil diese Tradition in moderner Form eine Aufgabe zu erfüllen hätte, an der die Kirche nicht vorbeigehen dürfe. Es solle eine sorg-

²⁰² Es handelt sich um vorbereitende Überlegungen im sogenannten „Detmolder Schulausschuß“, zu dem sich die Altschülerverbände zusammengeschlossen hatten; zu den Altschülerverbänden s. Marianne Doerfel, *Der Griff des NS-Regimes nach Elite-Schulen. Stätten klassischer Bildungstradition zwischen Anpassung und Widerstand*, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 37 (1989) S. [401]-455, dort S. 406 Anm. 7.

²⁰³ Schulkollegium in Münster (Bruns) an Wilm, 23. April 1959. LkA EKvW 0.0 neu D 01701.

fältig ausgewählte Schar wissenschaftlich begabter oder musikbegabter Jungen nach den Lehrplänen des altsprachlichen Gymnasiums“ unterrichtet werden. Das Internat solle pädagogisch abgestuft nach dem Grundsatz der Selbstverwaltung betrieben werden. Die musica sacra bekomme dabei einen besonderen Stellenwert. Ansonsten könne man das Konzept in drei Punkten zusammenfassen: 1. evangelische Erziehung mit verpflichtendem Religionsunterricht, 2. Erziehung zur Verantwortung in der Gemeinschaft, 3. Erziehung als „Askese“ für die wissenschaftliche Arbeit.²⁰⁴ Urbild einer solchen Schule sei die Ordensgemeinschaft. Dazu sei allerdings auch ein Freistellenwerk erforderlich, vergleichbar mit dem Evangelischen Studienwerk in Villigst oder der Studienstiftung des Deutschen Volkes. Bruns schloss seinen Vortrag mit den Worten:

„Im Namen des Pfortner Bundes und des Vereins ehemaliger Fürstenschüler stehe ich hier als Beauftragter des von diesen Zusammenschlüssen und von den ehemaligen Joachimsthalern²⁰⁵ berufenen Schulausschusses und bitte die Evangelische Kirche von Westfalen, die Schulträgerschaft des zu gründenden evangelischen Gymnasiums zu übernehmen.“²⁰⁶

Hinsichtlich der Trägerschaft der Schule gab es dann doch noch einige Auseinandersetzungen bei der Diskussion der Entwürfe für einen Schulstatus, die Bruns vorgelegt hatte und die die Gründung eines Trägervereins mit der Landeskirche und den Altschülerverbänden als Mitgliedern vorsahen, so dass von einem „Kompatronat“ die Rede war.²⁰⁷ Diese Konstruktion wurde seitens des Landeskirchenamts jedoch strikt abgelehnt, weil es die alleinige Zuständigkeit der Kirchenleitung verletzt haben würde.²⁰⁸ Es gab im Übrigen noch manch andere Auseinandersetzung um das Schulstatut, weil Bruns die traditionellen Bezeichnungen von Schulpforta beibehalten wollte, zum Beispiel den Begriff „Synode“ für die Lehrerkonferenz oder die Bezeichnung „Hebdomadariat“ für Wochenaufsicht, und andere. Diese Terminologie stieß in der Kirchenleitung aber auf entschiedenen Widerstand, weil die Schule dadurch eine museale Farbe

²⁰⁴ Das Referat Bruns' ist dem Protokoll der Sitzung der Kirchenleitung beigelegt; s. Zur Gründung einer Traditionsschule für das mitteldeutsche evangelische Internatswesen. Referat in der Sitzung der Kirchenleitung in Bielefeld am 25.11.1959. LkA EKvW 0.0 neu D 01701.

²⁰⁵ Die Altschülerschaft des ehemaligen „Königlich Joachimthalschen Gymnasiums“ hatte sich den anderen Altschülerschaften angeschlossen. Zur weiteren Wirksamkeit der Altschülerschaft des Joachimthalschen Gymnasiums s. Doerffel, Griff (wie Anm. 190), S. 425 Anm. 53.

²⁰⁶ Referat Bruns': Zur Gründung einer Traditionsschule für das mitteldeutsche evangelische Internatswesen. Referat in der Sitzung der Kirchenleitung in Bielefeld am 25.11.1959, S. 11. LkA EKvW 0.0 neu D 01701.

²⁰⁷ Bruns an Mitglieder des Detmolder Schulausschusses, 12. Juli 1960. LkA EKvW 0.0 neu D 01701.

²⁰⁸ S. LkA EKvW (Nockemann) an Bruns, 18. Juli 1960. LkA EKvW 0.0 neu D 01701. Beigefügter Entwurf: „XX-Gymnasium zu Meinerzhagen. Schulstatut“.

bekomme. Schließlich einigte man sich darauf, die Bezeichnung „Synode“ fallenzulassen, aber das „Hebdomadariat“ beizubehalten.

Nicht ganz einfach war es, für die Schule einen Standort finden. Dabei wurde zunächst die Frage erörtert, ob man nicht ein altes, historisch bedeutendes Gebäude restaurieren und ausbauen könne.²⁰⁹ Schließlich entschied man sich jedoch für einen Neubau, zumal die Stadt Meinerzhagen ein Grundstück in der Größe von etwa fünf Hektar zur Verfügung stellen wollte.²¹⁰ Auch sollte ein Architektenwettbewerb zur Konzeption eines modernen Baus durchgeführt werden.

Dann musste noch ein Name für die neue Schule gefunden werden, wozu es die unterschiedlichsten Vorschläge gab. Professor Dr. Eugen Rosenstock-Huessy schrieb Friedrich Bruns, wenn die Schule nun auch in den „westfälischen Raum“ eintrete, dann müsse sie aber doch einen „ostfälischen Bezug“ haben. Er schlug daher den Namen von Helmuth James Graf von Moltke vor. Gleichzeitig solle man an der Schule ein kleines Archiv des Widerstandes im Dritten Reich einrichten.²¹¹ Weiterhin wurden auch die Bezeichnung Melanchthon- oder Bonhoeffer-Gymnasium erwogen. Schließlich schlugen die Traditionsverbände der Kirchenleitung der EKvW vor, die Schule „Evangelische Landesschule zur Pforte“ zu nennen. Darin komme sowohl die Verbundenheit mit den alten Schulen zum Ausdruck wie auch der Neubeginn. Bruns schrieb:

„Zwar sind wir der Meinung, daß die unveränderte Übernahme des Namens ‚Schulpforta‘ vermieden werden muß, da dieser Name der alten Schule im Saaletal vorbehalten bleiben soll; haben wir doch die Hoffnung, daß nach der Wiedervereinigung Deutschlands unsere vier alten Schulen an ihren alten ehrwürdigen Stätten neu beginnen dürfen. Bis dahin soll auch der Anschein vermieden werden, als würden Schulpforta, Meißen,

²⁰⁹ Geprüft wurden unter diesem Aspekt Schloss Erwitte, Haus Caldenhof bei Hamm, Schloss Drensteinfurt, Schloss Wolbeck, Kloster Bruchhausen bei Höxter, Schloss Benkhausen bei Alswede und andere.

²¹⁰ Die Evangelische Kirchengemeinde Meinerzhagen unterhielt seit langem ein sehr gutes und intensives Arbeitsverhältnis zur Stadt Meinerzhagen, nicht zuletzt weil der hauptamtlich von 1960 bis 1972 in der Kirchenleitung der EKvW mitwirkende Oberkirchenrat Rudolf Schmidt (s. Bauks, Pfarrer [wie Anm. 5], Nr. 5516), später Theologischer Vizepräsident des LKA, langjährig (von 1935 bis 1960) Pfarrer in Meinerzhagen gewesen war.

²¹¹ Rosenstock-Huessy an Bruns, ohne Datierung; weitergeleitet durch Arbeitsausschuss der ehemaligen mitteldeutschen Stiftsschulen Schulpforta – Meißen – Grimma und Joachimsthal (Bruns) an LKA EKvW, 22. Mai 1962. LKA EKvW 0.0 neu D 01702; Rosenstock-Huessy schrieb a.a.O., S. 4: „Wenn dieser Name heroische und Laienzüge trägt, so rückt er damit auch die Einseitigkeit zurecht, die in der Übertragung der Trägerschaft an die Kirche eben doch liegt.“

Grimma und Joachimsthal durch die Neugründung in Meinerzhagen ‚abgeschrieben‘.²¹²

Der vorgeschlagene Name war in der Kirchenleitung lange umstritten, weil die Altschülerschaft von Joachimsthal ihn zunächst nicht akzeptieren wollte. Letztlich stimmte sie jedoch zu.²¹³

Mit dem Jahr 1964 ist eigentlich bereits die Zeitgrenze überschritten, die dieser Darstellung gesetzt ist. Um der Vollständigkeit willen seien aber doch noch einige Daten genannt, die das Bild der Entwicklung der Schule abrunden sollen.

In der Januarsitzung 1965 wählte die Kirchenleitung auf Vorschlag der Altschülerverbände Professor Dr. Christian Hartlich²¹⁴ zum ersten Rektor der neuen Schule, der sein Amt am 1. Oktober 1965 antreten sollte. Am 30. April 1965 wurde der Antrag auf Genehmigung der Schule mit den Unterschriften des Präses D. Wilm und der beiden Vizepräsidenten Dr. Thimme und Dr. Wolf an das Kultusministerium gestellt.²¹⁵ Die vorläufige Erlaubnis des Kultusministeriums nach § 37 (4) SchOG wurde flugs darauf mit der Unterschrift von Ministerialdirigent Professor Dr. Holzapfel erteilt.²¹⁶ Inzwischen hatte Friedrich Bruns auch der Kirchenleitung bereits melden können, dass das Freistellenwerk, „Melancthonstiftung“ genannt, errichtet sei.²¹⁷ Wegen der Schwierigkeiten in der Nomenklatur

²¹² Arbeitsausschuss der ehemaligen mitteldeutschen Stiftsschulen Schulpforte – Meißen – Grimma und Joachimsthal (Bruns) an LKA EKvW, 22. Mai 1962. LkA EKvW 0.0 neu D 01702.

²¹³ Dr. Martin Nebe, selbst Mitglied des Altschülervereins der Joachimsthaler, schrieb an Präses Wilm, dass sich die Joachimsthaler mit großer Mehrheit auf einer Tagung in Bad Eilsen für das Meinerzhagener Projekt ausgesprochen hätten, da die Errichtung einer Nachfolgeschule für sie in Berlin nicht infrage komme, weil der Regierende Bürgermeister Albertz wegen der Erinnerung an die Hohenzollerntadition sich ausdrücklich dagegen ausgesprochen habe; s. Nebe an Wilm, 4. November 1964. LkA EKvW 0.0 neu D 01702.

²¹⁴ Christian Hartlich war Sohn von Otto Hartlich, der von 1921 bis 1934 Rektor von St. Afra in Meißen gewesen war.

²¹⁵ Die Antragstellung erfolgte gemäß § 1 der 3. Verordnung zur Ausführung des Ersten Gesetzes zur Ordnung des Schulwesens im Lande NRW vom 10. Juli 1959, s. LKA EKvW (Wilm/Thimme/Wolf) an Kultusministerium NRW, 30. April 1965. LkA EKvW 0.0 neu D 01702.

²¹⁶ Kultusminister NRW (Holzapfel) an LKA EKvW, 11. August 1965, Az.: II E. 37–13 Nr. 3065/65. LkA EKvW 0.0 neu D 01702.

²¹⁷ Schulkollegium beim Regierungspräsidenten in Münster (Bruns) an Nockemann, 17. November 1960. LkA EKvW 0.0 neu D 01701. Als Sitz der Stiftung war Bielefeld gewählt, die Stiftungsaufsicht führte der Regierungspräsident in Detmold. Es erging ein Aufruf in der ganzen Bundesrepublik zur Stiftung von Freistellen, unterschrieben von Max Brauer, früherem Ersten Bürgermeister von Hamburg, Bischof Otto Dibelius, Fritz Erler MdB, Eugen Gerstenmaier, Karl Klasen (Deutsche Bank), Edo Osterloh, Kultusminister Werner Schütz und Präses Ernst Wilm. 1963 bestanden 61 Freistellen – von der Kirche 38, den Kommunen 9, der Industrie 5, den Banken 4 finanziert, die übrigen von der Altschülerschaft. S. Protokoll Detmolder Schulausschuss, 5. Dezember 1964, S. 3. LkA EKvW 0.0 neu D 01702. Angesichts

erließ die Kirchenleitung das Schulstatut erst in ihrer Sitzung am 22./23. Februar 1967, so dass das Kuratorium von da an arbeitsfähig war. Auch das Leitwort der Schule wurde beschlossen: „Ubi spiritus Domini Dei, ibi libertas.“ Da sich der Baufortschritt verzögerte und auch die Kosten erheblich überschritten wurden, musste der Beginn des Unterrichtes immer wieder verschoben werden. Die Schule konnte diesen endlich ab Ostern 1968 mit je einer Unter- und Obertertia beginnen.

Die neusprachlichen Gymnasien der EKvW in Meinerzhagen und Sennestadt sowie des Kirchenkreises Siegen in Weidenau

Schon in den ersten Verhandlungen mit der Stadt Meinerzhagen wurde von Seiten der Stadtverwaltung die Frage aufgeworfen, welche höhere Schule die Meinerzhagener Kinder künftig besuchen sollten. Da von vornherein klar war, dass nur einzelne Schüler als Externe in die Landesschule zur Pforte würden aufgenommen werden können, machte die Stadt zunächst den Vorschlag, dieser einen neusprachlichen Zweig anzugliedern. Aber auch das ließ sich nicht verwirklichen, ohne den Charakter einer Schule mit integriertem Internat zu gefährden. Daher schrieb die Stadt der Kirchenleitung:

„Wir richten daher an die Evangelische Landeskirche die Bitte, zu prüfen, ob es nicht möglich ist, dass die Landeskirche, die durch ‚Schulpforta‘ in Meinerzhagen zweifellos ein bedeutsames evangelisches Erziehungszentrum schaffen wird, diesen Schwerpunkt durch Übernahme der Trägerschaft für ein neusprachliches Gymnasium wirksam ergänzt.“²¹⁸

Daraufhin kam es nach einigen Vorbesprechungen am 6. Juni 1961 zu einer Verhandlung im Schulkollegium, an der Vertreter des Landeskirchenamtes und der Stadt Meinerzhagen teilnahmen.²¹⁹ Das Ergebnis wurde in folgendem Vermerk festgehalten:

„1. Die Vertreter der Stadt und des Amtes Meinerzhagen werden sich im Falle der Errichtung einer privaten höheren einzügigen Schule neusprach[lichen] Charakters für Jungen und Mädchen durch die Landeskirche bei ihren Körperschaften für folgende Leistungen stark machen:

von mindestens 200 Internatsschülern, mit denen gerechnet wurde, waren das noch zu wenige.

²¹⁸ Amtsverwaltung Meinerzhagen (Bürgermeister und Amts- und Gemeindedirektor) an KL EKvW, 8. November 1960. LkA EKvW 0.0 neu D 01701.

²¹⁹ Einer der Teilnehmer war auch Ratsmitglied Dipl. Volkswirt Wilhelm Langemann, ein ständiger Gesprächspartner der EKvW, der große Verdienste darum hat, dass die Meinerzhagener Projekte verwirklicht werden konnten; s. Aktenvermerk (diktiert Regierungsdirektor Fitte) betr. Besprechung im Schulkollegium beim Regierungspräsidenten in Münster, 6. Juni 1961. LkA EKvW 0.0 neu D 01516.

- a) Gestellung des erforderlichen Grundstücks
- b) straßenmäßiger Aufschluß bis an das Grundstück heran
- c) Legung aller Versorgungsleitungen (Kanalisation, Wasser, Elektrizität)
- d) baureife Herrichtung des Grundstücks selbst (Planierung)
- e) Übernahme der durch Beihilfen aus dem Sportfonds der Landesregierung nicht gedeckten Kosten der Turnhalle
- f) Übernahme bzw. Gestellung der inneren Einrichtung einschl[ießlich] der Grundausrüstung an Lehr- und Lernmitteln
- g) Leistung eines angemessenen Zuschusses zu den Bau- und Einrichtungskosten der Aula
- h) schließlich Leistung eines Barzuschusses von 500.000,- DM.

2. Herr Landeskirchenrat Nockemann will bei der nächsten Sitzung der Kirchenleitung am 21. und 22.6.1961 auf der Grundlage des Angebots zu 1) eine Entscheidung darüber herbeiführen, ob die Kirchenleitung die auf sie entfallenden Kosten der Schule übernimmt.“²²⁰

Daraufhin beschloss die Kirchenleitung am 22. Juni 1961:

„Nachdem die politische Gemeinde Meinerzhagen die schriftliche Zusage gegeben hat, den Bau des neusprachlichen Gymnasiums zu finanzieren[,] und dazu weitere aufklärende Verhandlungen mit dem Vertreter der politischen Gemeinde Meinerzhagen, Herrn stellvertretenden Bürgermeister Langemann, geführt worden sind, wird beschlossen, die Trägerschaft für dieses Gymnasium zu übernehmen, die Schule Ostern 1962 zu eröffnen und die Verträge mit der politischen Gemeinde Meinerzhagen über deren finanzielle Leistungen vorzubereiten.“²²¹

Selten ist eine kirchliche Schulgründung so reibungslos verlaufen wie die des neusprachlichen Gymnasiums in Meinerzhagen. Bereits am 13. Januar 1962 stellte das Landeskirchenamt den formellen Antrag an das Kultusministerium, die Schule gemäß § 1 der Dritten Verordnung zur Ausführung des Ersten Gesetzes zur Ordnung des Schulwesens im Lande NRW vom 10. Juli 1959 zu genehmigen.²²² Als Schulleiter wurde Oberstudienrat Walter Rausch aus Ibbenbüren berufen, und zu Ostern 1962 sollte bereits mit zwei Klassen der Unterricht begonnen werden, zunächst in von der Kirchengemeinde Meinerzhagen angemieteten Räumen im Gemeindehaus. Präses D. Wilm konnte die Schule mit einem festlichen Gottesdienst am 25. April 1962 eröffnen.

Die formelle Genehmigung des Kultusministeriums enthielt allerdings eine Auflage:

„Nach den in Nordrhein-Westfalen geltenden pädagogischen Grundsätzen sind Jungen und Mädchen in getrennten Schulen zu unterrichten. Wo dieser Grundsatz im Ausnahmefall jedoch nicht durchführbar ist, sollten aber Jungen und Mädchen nach Möglichkeit in getrennten Klassen unter-

²²⁰ Ebd.

²²¹ Protokoll KL EKvW, 22. Juni 1961. LkA EKvW 0.0 neu D 01701.

²²² LkA EKvW an Kultusminister NRW, 13. Januar 1962. LkA EKvW 0.0 neu D 01516.

richtet werden und dieser besonderen Situation auch bei der Anstellung der Lehrer Rechnung getragen werden.“²²³

Daraufhin erwiderte Max Nockemann:

„Wir können weder in unserem Gymnasium in Meinerzhagen noch in Senne II Jungen und Mädchen getrennt unterrichten und haben auch nicht die Absicht, das zu tun.“²²⁴

Die Katholische Kirchengemeinde Meinerzhagen bat das Landeskirchenamt, auch einen katholischen Religionslehrer anzustellen, weil man der katholischen Bevölkerung empfehlen möchte, diese Schule zu besuchen.²²⁵ Dieser Bitte wurde selbstverständlich entsprochen. Zunächst wurde der katholische Religionsunterricht von Pfarrer Heine erteilt.

Die Kirchenleitung beschloss in ihrer Sitzung am 10. Februar 1965, nachdem der Schulbau schon weit fortgeschritten war, der Schule den Namen „Evangelisches Gymnasium Meinerzhagen“ zu geben, nachdem der vorgeschlagene Name „Sauerlandgymnasium“ verworfen worden war, weil er den kirchlichen Charakter der Schule nicht genügend zum Ausdruck bringe. Die Darstellung des weiteren Ausbau des Gymnasiums fällt nicht mehr in den Zeitraum, dem diese Darstellung gewidmet ist.

Am 22. Februar 1960 schrieb Kultusminister Werner Schütz²²⁶ einen persönlichen Brief an Max Nockemann:

„In der Sennestadt II ist ein ganz neuer Kommunalverband entstanden.²²⁷ Ich habe ihn wiederholt besucht und den Eindruck geistlicher und geistiger Unfertigkeit bekommen. Ich sprach hierüber auch gelegentlich mit dem Mitglied des Landtags, dem Bezirkssekretär Erich Deppermann²²⁸ in Senne I (Post Brackwede), Amselweg 1433, mit dem mich trotz der Unterschiedlichkeit der Parteizugehörigkeit freundschaftlich-offene Beziehungen verbinden. Wir sind übereingekommen, demnächst die Versorgung des Landkreises Bielefeld[,] vor allen Dingen der Sennestadt II[,] durch

²²³ Kultusminister NRW an LKA EKvW, 29. März 1962. LKA EKvW 0.0 neu D 01516.

²²⁴ LKA EKvW (Nockemann) an Kultusministerium EKvW, 27. August 1962. LKA EKvW 0.0 neu D 01516. Handschriftlich ist allerdings ebd. auf dem Entwurf des Schreibens vermerkt: „nicht absenden“.

²²⁵ Katholische Kirchengemeinde Meinerzhagen an LKA EKvW, 20. November 1961. LKA EKvW 0.0 neu D 01516.

²²⁶ Werner Schütz (1900–1975), ursprünglich Rechtsanwalt in Düsseldorf, wurde in der Nachfolge von Christine Teusch Kultusminister im 3. Kabinett von Ministerpräsident Karl Arnold (1946–1958), und dann – nach einer Unterbrechung durch das Kabinett Fitz Steinhoff – erneut im Kabinett von Franz Meyers von 1958 bis 1962. Schütz war Sohn des Pfarrers Hermann Schütz (Bauks, Pfarrer [wie Anm. 5], Nr. 5696) aus Münster und zwischen 1933 und 1945 juristischer Berater der Bekennenden Kirche.

²²⁷ Die Kommunalgemeinde hieß früher einmal Senne II, um sie von Senne I zu unterscheiden, einem Zusammenschluss von ehemals sehr kleinen Sennedörfern im Landkreis Bielefeld. Als die Gemeinde Senne II immer mehr wuchs, wurde ihr der Name „Sennestadt“ verliehen.

²²⁸ Erich Deppermann war von 1961 bis 1963 Landrat des Kreises Bielefeld.

eine höhere Lehranstalt zu erörtern. In meinen Überlegungen bin ich gestern zu der Auffassung gekommen, daß möglicherweise ein von der Evangelischen Kirche von Westfalen in Trägerschaft zu übernehmendes neusprachliches Gymnasium mit einem altsprachlichen Zweig den allseitigen Anforderungen am besten gerecht würde. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sich einmal diesen Erwägungen anschließen und nach vorangegangener Besprechung mit den übrigen zuständigen Mitgliedern der Kirchenleitung mich Ihre Auffassung wissen ließen.²²⁹

Max Nockemann wurde dann zu einer Besprechung am 2. April 1960 in Senne II eingeladen, an der auch der Kultusminister teilnahm und über die Nockemann hernach einen Vermerk geschrieben hat.²³⁰ Danach wurde in erster Linie die Frage erörtert, ob der Landkreis Bielefeld die Trägerschaft eines Gymnasiums in der Senne übernehmen könne. Das aber wurde von allen Seiten verneint – so dass auch bei einer Trägerschaft des Kreises das Land die wesentlichen Kosten würde übernehmen müssen.²³¹

Im Gefolge dieser Besprechung wandte sich der Kultusminister an Präses Wilm und machte den Vorschlag, in Senne II ein „kirchliches Aufbaugymnasium evangelischen Charakters“ zu errichten:

„Dabei war für mich wesentlich einmal das gelungene Vorbild von Espelkamp-Mittwald und weiterhin die geistlich-geistige Notwendigkeit, die anwachsende Bevölkerung der Sennestadt II nicht wie bisher unversorgt zu lassen. Ich halte mich für verpflichtet, Ihnen diese meine Auffassung noch einmal persönlich vorzutragen: – vom Verstande und vom Herzen her.“²³²

Infolge dieses Schreibens kam es zu einer Reihe von Planungsbesprechungen, und schließlich konnte Nockemann dem Kultusminister mitteilen, dass die Kirchenleitung der EKvW bereit sei, in Senne II eine Schule zu übernehmen, allerdings unter der Voraussetzung, dass der Staat die Gebäude weitgehend finanziere.²³³

Bewegung in die Sache brachte dann der neugewählte Vizepräsident des Landeskirchenamtes, Dr. Hans Thimme, der zu einer Planungsbesprechung am 8. Dezember 1960 einlud.²³⁴ Auch der Landkreis meldete sich zu Wort: Oberkreisdirektor Helmut Schütz schrieb Thimme, dass der

²²⁹ Der Brief trägt kein offizielles Aktenzeichen des Kultusministeriums; s. Kultusminister NRW (Schütz) an Nockemann, 22. Februar 1960. LkA EKvW 0.0 neu D 01363.

²³⁰ Aktenvermerk Nockemann über Besprechung in Senne I am 2. April 1960, 4. April 1960. LkA EKvW 0.0 neu D 01363.

²³¹ Der Kreis Bielefeld war seinerzeit noch nicht mit der Stadt Bielefeld zusammengeschlossen und hatte zu jener Zeit sowohl ein Berufsschulzentrum als auch ein Krankenhaus zu bauen.

²³² Kultusminister NRW (Schütz) an Wilm, 9. April 1960. LkA EKvW 0.0 neu D 01363.

²³³ Nockemann an Kultusminister Schütz (persönlich), 30. Januar 1961. LkA EKvW 0.0 neu D 01363.

²³⁴ LkA EKvW (Thimme) an diverse Empfänger, 3. Dezember 1960. LkA EKvW 0.0 neu D 01363.

Kreis Bielefeld dringend daran interessiert sei, dass ein Gymnasium in Senne I entstehe.²³⁵

Am 6. Mai 1961 teilte Thimme dem Kultusminister mit, die Kirchenleitung sei gewillt, die Projekte Senne und Schulpforta in Meinerzhagen zu realisieren.²³⁶ Allerdings gebe es immer noch keine verbindliche Zusage des Landes hinsichtlich der Baufinanzierung.²³⁷ Darauf antwortete der Minister, die Mittel seien seinerseits im Haushaltplan vorgesehen, der sich aber noch in der interministeriellen Abstimmung befinde.²³⁸ Obwohl die Frage der Baufinanzierung immer noch nicht geklärt war, konnte Thimme dennoch dem Kultusminister mitteilen, die Kirchenleitung habe beschlossen, die Trägerschaft der Schule zu übernehmen und diese zu Ostern 1962 zu eröffnen.²³⁹ Bereits im Oktober 1961 verfügte das Landeskirchenamt über mehr als 80 Anfragen von Eltern, die ihr Kind gern zu Ostern 1962 in das neue Gymnasium geschickt hätten.²⁴⁰ Der Kultusminister schrieb Thimme daraufhin, dass er die Zusage des Finanzministers²⁴¹ für eine höchstmögliche Beteiligung des Landes an den Baukosten bekommen habe.²⁴²

Am 4. Juli 1961 besuchten Thimme und Nockemann den Studienrat Karl-Heinz Potthast,²⁴³ der am Aufbaugymnasium in Bethel unterrichtete, und trugen ihm die Bitte vor, die Leitung des neuen Gymnasiums in der Senne zu übernehmen. Nach dessen Zusage am 11. Juli 1961 beschloss die Kirchenleitung der EKvW in ihrer Sitzung am 26./27. Juli 1961 die Berufung formell. Schließlich konnte am 9. Januar 1962 der Antrag an das Kultusministerium gestellt werden, die Schule zu Ostern 1962 zu eröff-

²³⁵ Schütz an LKA EKvW (Thimme), 1. Mai 1961. LKA EKvW 0.0 neu D 01363.

²³⁶ So Thimme an Kultusminister Schütz (persönlich), 6. Mai 1961. LKA EKvW 0.0 neu D 01363. Die Kirchenleitung der EKvW fasste einen entsprechenden Beschluss dann in ihrer Sitzung am 11./12. Mai 1960.

²³⁷ Thimme an Kultusminister Schütz (persönlich), 6. Mai 1961. LKA EKvW 0.0 neu D 01363.

²³⁸ Kultusminister NRW an LKA EKvW, 25. Mai 1961, Az.: II E 3.37–19 Nr. 2533/61. LKA EKvW 0.0 neu D 01363.

²³⁹ Thimme an Kultusminister NRW, 30. September 1961. LKA EKvW 0.0 neu D 01363.

²⁴⁰ Nockemann an Kultusminister NRW, 12. Oktober 1961. LKA EKvW 0.0 neu D 01363, mit der Feststellung, dass zwar ein Grundstück bereitgehalten werde, aber die Baufinanzierung noch immer nicht geklärt sei.

²⁴¹ Finanzminister war damals Josef Pütz (1903–1982) im Kabinett von Franz Meyers (1960–1966).

²⁴² Kultusminister NRW an Thimme, 20. Oktober 1961. LKA EKvW 0.0 neu D 01363.

²⁴³ Potthast (1924–2011) war Schüler von Georg Müller (nicht zu verwechseln mit dem evangelikalen Pädagogen Georg Müller!), dem Leiter der Aufbauschule in Bethel, deren Schüler er gewesen war. Potthast wurde später (1982) Landeskirchenrat und übernahm die Leitung des Schulreferats des LKA der EKvW. Er war Mitglied der Synode der EKD und gleichzeitig Vorsitzender von deren Kammer für Bildung und Erziehung. Von 1972 bis 1990 war er auch Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft evangelischer Schulbünde in Deutschland.

nen.²⁴⁴ Die Genehmigung wurde durch das Ministerium unter dem 6. März 1962 erteilt; die Schule erhielt zunächst den Namen „Privates evangelisches neusprachliches Gymnasium in Senne II“ mit dem Zusatz „i[n] E[ntwicklung]“.²⁴⁵

Am 30. April 1962 konnte die Schule mit 108 Schülern (Sexta und Quinta) feierlich eröffnet werden.²⁴⁶ Da noch keine Gebäude vorhanden waren, schloss die Landeskirche mit der Evangelischen Kirchengemeinde Senne II einen Vertrag über die vorübergehende Nutzung von Gemeinderäumen für den Schulbetrieb.²⁴⁷

Den vom Kultusministerium festgesetzten Namen für die Schule hielt Oberstudienrat Potthast allerdings für zu farblos. Daher schlug er der Kirchenleitung vor, die Schule nach dem ehemaligen Bochumer Pfarrer jüdischer Herkunft Hans Ehrenberg²⁴⁸ zu benennen, den er in der Kriegsgefangenschaft in England kennengelernt hatte.²⁴⁹ Das Kultusministerium stimmte dieser Namensgebung am 13. März 1963 zu.²⁵⁰

Schwierigkeiten gab es zunächst noch mit der Auflage des Kultusministeriums, Jungen und Mädchen getrennt zu unterrichten. Dieses Problem war für Max Nockemann Anlass, noch einmal beim Kultusministerium zu intervenieren. Nach einem Gespräch mit Ministerialrätin Dr. Wollenweber wurde dann endgültig festgestellt, dass die Auflage des getrennten Unterrichts für Jungen und Mädchen für die kirchlichen Schulen nicht gelte.

²⁴⁴ LKA EKvW an Kultusministerium NRW, 9. Januar 1962. LKA EKvW 0.0 neu D 01363.

²⁴⁵ Kultusminister NRW an LKA EKvW, 6. März 1962, Az.: II E 3. 37–19 Nr. 948/62. LKA EKvW 0.0 neu D 01363.

²⁴⁶ EKvW (Wilm): Einladung zur Eröffnung eines neusprachlichen Gymnasiums in der Sennestadt am 30. April 1962. LKA EKvW 0.0 neu D 01363. – Die endgültige Genehmigung durch das Kultusministerium wurde am 12. Januar 1966 ausgesprochen; s. Kultusminister NRW an LKA EKvW, 12. Januar 1966, Az.: III B.37–19 Nr. 6428/65. LKA EKvW 0.0 neu D 01363. Die neuen Gebäude konnten am 8. November 1967 eingeweiht werden; s. EKvW (Wilm/Potthast): Einladung zur Einweihung des Schulgebäudes der Hans-Ehrenberg-Schule in Sennestadt am 8. November 1967. LKA EKvW 0.0 neu D 01363.

²⁴⁷ Vertrag EKvW mit Evangelischer Kirchengemeinde Senne II, 4./11. Mai 1962. LKA EKvW 0.0 neu D 01363.

²⁴⁸ Dr. rer. pol. Dr. phil. Hans-Philipp Ehrenberg (1883–1958; s. Bauks, Pfarrer [wie Anm. 5], Nr. 1441) war seit 1910 Privatdozent in Heidelberg und nach Teilnahme als Offizier am Ersten Weltkrieg außerordentlicher Professor für Philosophie in Heidelberg. Von 1925 bis 1937 war er Pfarrer in Bochum. 1933 verzichtete er auf sein Lehramt in Heidelberg. In den Jahren 1938/1939 war er im Konzentrationslager Sachsenhausen inhaftiert, von wo ihm die Emigration nach England gelang. Dort arbeitete er beim Ökumenischen Rat der Kirchen vor allem in der Bildungsarbeit an Kriegsgefangenen. 1947 kehrte er nach Deutschland zurück.

²⁴⁹ S. Potthast: Zur Frage nach dem Namen für das Ev. Gymnasium in der Sennestadt, 29. September 1962. LKA EKvW 0.0 neu D 01363.

²⁵⁰ Kultusminister NRW an LKA EKvW, 13. März 1963, Az.: II E. 37–19 Nr. 327/63. LKA EKvW 0.0 neu D 01363.

Die Einrichtung von Schulen in evangelisch-kirchlicher Trägerschaft im Kirchenkreis Siegen

Am 20. Februar 1963 fand eine Synode des Kirchenkreises Siegen statt, die sich mit der Schulentwicklung im Kreis Siegen befasste. Superintendent Ernst Achenbach (1902–1967)²⁵¹ berichtete der Synode, dass er im Sommer 1962 einen Anruf von Oberkreisdirektor Moning²⁵² mit der Frage erhalten habe, ob die EKvW im Siegerland ein Gymnasium errichten könne. Diese Bitte habe er der Landeskirche vorgetragen, von dort aber wegen der schon bestehenden Belastungen eine negative Antwort erhalten. Bei der Synodaltagung begründete dann Kreisdirektor Kuhbier²⁵³ die Bitte des Kreises, der Kirchenkreis möge die Trägerschaft von zwei Gymnasien für Jungen übernehmen. Der Kreis sei bereit, den Kirchenkreis weitgehend von den Kosten freizustellen. An dieser Synode nahm auch Landeskirchenrat Nockemann teil, der in diesem Zusammenhang zwar die traditionelle Verantwortung der Kirche für Schule und Bildung seit der Reformation herausstellte, aber auch erklärte, dass die Übernahme der Trägerschaft für eine weitere Schule durch die Landeskirche nicht infrage komme, weil die Belastung durch die Projekte in Espelkamp, Sennestadt, Meinerzhagen und wahrscheinlich auch Paderborn schon zu groß sei.²⁵⁴

Daraufhin beschloss die Kreissynode ihrerseits die Errichtung von zwei Gymnasien, eines in Weidenau auf einem Gelände der Stadt und eines in Burbach. Die Schule in Weidenau solle zu Ostern 1964, die in Burbach 1965 eröffnet werden. Und die Einrichtung eines dritten Gymnasiums in Kreuztal sei nicht auszuschließen. Die Kirchenleitung stimmte dann der Errichtung von zwei Gymnasien durch den Kirchenkreis zu.²⁵⁵

Über die seitens des Kreises Siegen zu erbringenden Leistungen wurde ein notarieller Vertrag geschlossen.²⁵⁶

Nach diesen grundlegenden Beschlüssen berief der Kreissynodalvorstand den Studienrat Joachim Häußler²⁵⁷ aus Iserlohn zum ersten Direktor des Gymnasiums in Weidenau,²⁵⁸ der am 5. April 1964 in einem festlichen Gottesdienst in sein Amt eingeführt wurde. Das Kultusministerium hatte bereits am 2. April 1964 die vorläufige Erlaubnis zur Errichtung der Schu-

²⁵¹ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 26. Achenbach war Superintendent des Kirchenkreises Siegen von 1942 bis 1967.

²⁵² Erich Moning (1902–1967), Oberkreisdirektor des Kreises Siegen von 1947 bis 1963.

²⁵³ Heinz Kuhbier (1907–1998), Oberkreisdirektor des Kreises Siegen von 1964 bis 1972.

²⁵⁴ Auszug aus Protokoll Kreissynode Siegen, 20. Februar 1963, S. 18f. LkA EKvW 0.0 neu C 04157.

²⁵⁵ Protokoll KL EKvW, 11. Dezember 1963. LkA Bielefeld 0.0 neu C 04157.

²⁵⁶ Vertrag Kirchenkreis Siegen mit Landkreis Siegen, 31. März 1964. LkA EKvW 0.0 neu C 04157.

²⁵⁷ Joachim Häußler war Lehrer am Märkischen Gymnasium in Iserlohn.

²⁵⁸ Protokoll Kreissynodalvorstand Siegen, 6. Februar 1964. LkA EKvW 0.0 neu C 04157.

le erteilt²⁵⁹ und den Namen „Privates neusprachliches Gymnasium i[m] E[ntstehen] Weidenau des Evangelischen Kirchenkreises Siegen“ genehmigt.²⁶⁰

Relativ schnell konnte auch die Grundstücksfrage für ein neues Schulgebäude gelöst werden. Sowohl die Stadt Weidenau konnte ein Grundstück zur Verfügung stellen wie auch die benachbarte Firma Erzbergbau Siegerland AG.

Die feierliche Eröffnung der Schule konnte Superintendent Achenbach am 14. April 1964 in der Bismarckhalle in Weidenau vornehmen. Der Unterricht begann mit 37 Sextanern und 23 Quintanern.

Zur Errichtung eines Gymnasiums in Burbach oder gar in Kreuztal kam es aber nicht mehr. Offenbar waren die finanziellen Belastungen am Ende doch größer, als man zuvor dachte, so dass sich der Siegener Kreissynodalvorstand außerstande sah, noch ein weiteres Schulprojekt in Angriff zu nehmen.

Das gescheiterte Schulprojekt in Paderborn und das Progymnasium in Werther

Auch im Kirchenkreis Paderborn wurde über die Errichtung eines evangelischen Gymnasiums durch die EKvW speziell für die Diaspora diskutiert. In einem Memorandum des Kirchenkreises Paderborn²⁶¹ wurde darauf hingewiesen, dass es im Westteil des Kreises neun private katholische Lehranstalten gebe, von denen acht zum Abitur führten. Darin würden etwa auch 190 evangelische Schüler unterrichtet. Dazu kämen sieben öffentliche Schulen mit überwiegend katholischem Lehrkörper, die von 530 evangelischen Schülern besucht würden. Wie groß der katholische Einfluss sei, könne man daraus ersehen, dass es am Jesuitengymnasium in Büren vier Konversionen gegeben habe. Den östlichen Teil des Kirchenkreises wolle man in dieser Betrachtung ausklammern, da es in Höxter ein Gymnasium gebe, an dem die Hälfte der Lehrer evangelisch sei. Vor diesem Hintergrund beschloss die Kreissynode:

„Kreissynode begrüßt die Einrichtung eines evangelischen Gymnasiums im Kirchenkreis Paderborn und die Bemühungen des Kreissynodalvorstandes, sowie die des Pfarrers Dr. Bruchmüller²⁶² um den weiteren Aus-

²⁵⁹ Kultusminister NRW an KSV Siegen, 2. April 1964, Az.: II E. 37–26 Nr. 1297/64. LkA EKvW 0.0 neu C 04157.

²⁶⁰ Ebd.

²⁶¹ Memorandum zur Errichtung einer Gymnasialoberstufe mit zwei Förderklassen in der Synode Paderborn, ohne Datierung, ca. März 1950. LkA EKvW 0.0 neu C 04149.

²⁶² Pfarrer Dr. Bruchmüller hatte in Lichtenau eine kleine Realschule für evangelische Schüler begründet, die man allerdings als Provisorium bezeichnen muss. Er bemühte sich um den Ausbau dieser Schule zu einem Vollsistem. In Sitzungen am 16. Ap-

bau dieser Schule. Synode bittet nachdrücklich, diese Pläne mit allem Ernst weiter zu verfolgen und beim Landeskirchenamt zu klären, ob und inwieweit diese Pläne verwirklicht werden können[,] und die Evangelische Kirche von Westfalen zu bitten, die Trägerschaft der Ersatzschule zu übernehmen.“²⁶³

Die Stadt Paderborn war bereit, ein solches Schulprojekt zu unterstützen, weil Paderborn dringend ein weiteres Gymnasium brauche. Man wünsche sich eine evangelische Schule in der Trägerschaft der Landeskirche. Bei der Beschaffung eines Grundstückes wolle man selbstverständlich behilflich sein. Ähnlich äußerte sich die Stadt Bad Lippspringe.²⁶⁴

Zur Verwirklichung dieses Projektes kam es aber nicht, weil die Landeskirche offenbar die finanzielle Belastung scheute und auch unter den Evangelischen in Paderborn selbst das Engagement für diese Sache gering war, anders als im Kirchenkreis Siegen.

Auch in Werther gab es eine höhere Schule evangelischen Charakters, freilich nur ein Progymnasium, das schon seit etwa einhundert Jahren bestehe, wie der „Schulverein der Evangelischen Zubringerschule Werther e.V.“ in einem Antrag an das Sozialministerium schrieb, mit dem er um einen Bauzuschuss bat.²⁶⁵

Der Schulverein stand vor der Aufgabe, sowohl ein Internat zu errichten als auch die Erweiterung der Schule möglichst zu einem Vollgymnasium zu betreiben. Dafür versuchte er von der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde Werther ein passendes Grundstück zu erwerben, was das Presbyterium aber ablehnte, weil es Eigentümer des Grundstückes bleiben wollte.²⁶⁶

Am 1. Juni 1959 befasste sich der Finanzausschuss der EKvW nach Vortrag von Nockemann mit dieser Frage, hielt aber das ganze Projekt für nicht ausgereift. Auch die staatlichen Stellen waren eher zurückhaltend. Möglicherweise galt auch der Standort für ein solches Vorhaben als nicht geeignet.

²⁶³ Kreissynode Paderborn, Beschluss vom 5. September 1961, zitiert in: Memorandum des Kirchenkreises Paderborn zur Errichtung eines evangelischen Gymnasiums für die Diaspora der Evangelischen Kirche von Westfalen, ohne Datierung (nach dem 21. September 1961). S. 4, LkA EKvW 0.0 neu C 04149.

²⁶⁴ Sup. Knoch an LkA EKvW, 7. Februar 1966. LkA EKvW 0.0 neu C 04149. Zu Friedrich Knoch, Superintendent des Kirchenkreises Paderborn von 1960 bis 1970, s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 5), Nr. 3300.

²⁶⁵ Der Schulverein wurde am 10. Oktober 1950 gegründet. Der Schulbetrieb mit etwa 100 Schülern fand vorwiegend in kirchlichen Räumen statt. Es bestand daher dringender Raumbedarf. Das Kultusministerium gewährte dem Verein aus Wiederaufbaumitteln einen Kredit von 100.000,- DM; so Kultusministerium an LkA EKvW, Az.: II E 3 34/6 Nr. 8058/52. LkA EKvW 0.0 neu C 04171. Das Land riet dem Schulverein dringend, die Schülerzahl durch Angliederung eines Internates zu vermehren, nicht zuletzt, weil dann noch andere Mittel fließen könnten; s. Ministerialrat Dr. Landsberg an Schulverein Evangelische Zubringerschule Werther, 27. März 1953. LkA EKvW 0.0 neu C 04171.

²⁶⁶ Beschluss Presbyterium Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde Werther, 17. November 1960. LkA EKvW 0.0 neu C 04171.

Auch das Schulkollegium hatte Bedenken gegen diese Entwicklung und hielt die Trägerschaft durch den Verein ohne Unterstützung durch die EKvW für zu schwach, um eine Schule zu unterhalten. Darum führte der Vorsitzende des Vereins, Pfarrer Baumann, ein Gespräch mit Präses Wilm, den er bat, die Landeskirche möge die Trägerschaft der Schule übernehmen.²⁶⁷

Der Schulverein erklärte ebenfalls seine Bereitschaft, die Trägerschaft des Progymnasiums an die Landeskirche zu übergeben.²⁶⁸ Wie die Meinungsbildung dazu in der Landeskirche zustande kam, ist nicht ganz ersichtlich. Offenbar aber war die Bereitschaft, weitere Schulen zu übernehmen, inzwischen erloschen. Darum richtete der Schulverein an die Kirchengemeinde in Werther die Bitte zur Übernahme der Trägerschaft der Schule.²⁶⁹ Das Presbyterium beschloss angesichts dessen:

„Im Interesse der Erhaltung des Progymnasiums, die auch vom Schuldezernat des Landeskirchenamtes und vom Schulkollegium in Münster befürwortet wird, übernimmt die ev[angelisch]-luth[erische] Kirchengemeinde das Progymnasium in seine [sic!] Trägerschaft. Die grosse Aufgabe, die dadurch das Presbyterium zusätzlich neben seinen schon bestehenden Aufgaben übernimmt, kann nur mit Unterstützung des Landeskirchenamtes verantwortet werden. Das Presbyterium bittet das Landeskirchenamt in allen Fragen der Schulträgerschaft um ideelle und wenn nötig auch materielle Unterstützung.“²⁷⁰

Das Landeskirchenamt und das Kultusministerium haben diesen Beschluss genehmigt.²⁷¹ Die Schule erhielt den Namen „Evangelisches Progymnasium Werther, privates neusprachliches Progymnasium für Jungen und Mädchen“. Bis zum völligen Ausbau musste der Name den Zusatz „i[n] E[ntwicklung]“ tragen. Außerdem verfügte das Kultusministerium, dass Jungen und Mädchen getrennt zu unterrichten seien. Daran hat sich allerdings niemand gehalten.²⁷²

²⁶⁷ So Bericht Wilm an Nockemann und Kayser, 30. November 1960. LkA EKvW 0.0 neu C 04171.

²⁶⁸ Schulverein Evangelische Zubringerschule Werther an Nockemann und Kayser, 14. Dezember 1960. LkA EKvW 0.0 neu C 04171.

²⁶⁹ Ebd. Offenbar richtete sich auch die in der Presse veröffentlichte Meinung gegen die Errichtung einer kirchlichen Schule in Werther. Das Haller Kreisblatt berichtete am 9. Dezember 1960 über den Aufbau eines Kreisgymnasiums in Halle, nachdem es bereits am 2. Dezember 1960 einen Artikel unter dem Titel „Jagd auf Sextaner“ veröffentlicht hatte; s. Jagd auf Sextaner in vollem Gange. Drei Städte reißen sich um die Neulinge. Haller Kreisblatt, Nr. 280, 2. Dezember 1960.

²⁷⁰ Beschluss Presbyterium Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde Werther, 8. Dezember 1961. LkA EKvW 0.0 neu C 04171. Der Beschluss wurde mit 13 Ja-Stimmen bei 2 Stimmenthaltungen gefasst.

²⁷¹ Kultusminister NRW an Schulverein der Ev. Zubringerschule Werther, 22. März 1962, Az.: II E 3.37–26 Nr. 1340/62. LkA EKvW 0.0 neu C 04171.

²⁷² Später – außerhalb unseres Berichtszeitraumes – ist die Schule wieder von einem Schulverein übernommen worden.

Ein Fazit

Ohne Zweifel ist in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg unter teilweise äußerst schwierigen äußeren Voraussetzungen kirchlicherseits Beachtliches geleistet worden. Während im 19. Jahrhundert nahezu alle Schulen, die von kirchlichen Vermögen unterhalten wurden, an die Kommunen abgegeben worden waren – wohl auch in der Überzeugung einer vollkommenen Harmonie zwischen Staat und Kirche – und nur wenige Schulen im Rahmen der Diakonie neu entstanden, war nun wieder der Sinn für ein kirchliches Schulwesen erwacht. Freilich wird man in der Rückschau auch kritisch fragen müssen, ob die Kräfte nicht an falscher Stelle eingesetzt wurden und ob man nicht mehr hätte erreichen können. So wurde manches Handeln durch die permanente Angst bestimmt, gegenüber der katholischen Kirche zu kurz zu kommen und von dieser übervorteilt zu werden.²⁷³ Das gilt vor allem für die Besetzung der durch den Zweiten Weltkrieg und dessen Folgen freigewordenen Schulleiter- und höheren Verwaltungsstellen. Wäre es nicht möglich gewesen, gemeinsam mit der katholischen Kirche ein Personalprogramm zu entwickeln und dieses dann dem Staate vorzutragen? Es wurde nicht einmal versucht, diesen Weg zu gehen. Die Personalpolitik des Landeskirchenamtes der EKvW hatte überdies eine besonders schwache Stelle, weil ihm die Kenntnis von Personen fehlte, die man für Leitungsaufgaben hätte vorschlagen können. Nur so erklären sich die geradezu verzweifelte Schreiben an die Superintendenten und Pfarrer, doch Personen zu benennen, die für solche Ämter geeignet seien. Personalpolitik ohne Personenkenntnis ist eben nicht möglich.

Es gab in Westfalen eine Reihe von Gymnasien, die einst durch kirchliche Vermögen oder Stiftungen unterhalten wurden und bei denen Verträge oder Statuten vorhanden waren, die den evangelischen Charakter dieser Lehranstalten sichern sollten. In einigen Fällen war die Gültigkeit dieser Dokumente umstritten und Gegenstand von Verwaltungsgerichtsprozessen geworden.²⁷⁴ Die Landeskirche hat sich nur am Rande an dieser juristischen Auseinandersetzung beteiligt. Wichtiger wäre allerdings gewesen, dass man die ganze Sache nicht als eine juristische, sondern als eine politische Angelegenheit betrachtet hätte. Im Zuge eines Gesetzgebungsverfahrens hätte man den Status dieser Schulen klären müssen. In

²⁷³ Nockemann berichtete über ein Gespräch mit Regierungsdirektor Schulte in Münster, bei dem er sich darüber beschwert habe, dass die aus Schlesien vertriebenen Ursulinen in der überwiegend evangelischen Stadt Bielefeld mit Genehmigung des Schulkollegiums ein Gymnasium errichten wollten, worauf dieser erwidert habe, dass in dessen Einzugsgebiet etwa 30.000 Katholiken wohnten. Ein demokratischer Staat könne diesen doch nicht verwehren, eine eigene Schule zu unterhalten. S. Aktenvermerk LKA EKvW (Nockemann), 8. Mai 1946. LkA EKvW 0.0 neu C 03407.

²⁷⁴ S. Rödding, *Pacta* (wie Anm. 30), S. 525–585.

der politischen Situation, die durch die Kabinette Arnold in Nordrhein-Westfalen gegeben war, wäre es in der Situation eines Neuanfangs 1947 wahrscheinlich sogar möglich gewesen, einige dieser Schulen in kirchliche Trägerschaft zu überführen. Stattdessen gab es aber lediglich den zaghaften Versuch, mit Hilfe eines Auftrages an Oberschulrat Ites zu klären, um welche Schulen es sich überhaupt handelte. Hier wurde eine Chance verpasst, die sich einmalig in der unmittelbaren Nachkriegszeit eröffnete.

Die Gründung von Schulen in landeskirchlicher Trägerschaft war in vieler Hinsicht etwas Neues. Darin wurde ein wiedererwecktes Bewusstsein für die pädagogische Verantwortung deutlich, das sich in Landessynode und Kirchenleitung durchgesetzt hatte. Es sollten Beispiele dafür gesetzt werden, wie ein evangelisch geprägtes Schulwesen aussehen könnte. Freilich waren die Schulgründungen weniger durch einen innerkirchlichen Impuls entstanden als durch Anstöße von außen, durch Kommunen, durch den Kultusminister, durch Altschülerverbände. Lediglich das Aufbaugymnasium in Espelkamp entstand infolge der großen diakonischen Aufgabe, die die Kirche in dieser Flüchtlingsstadt übernommen hatte, während es sich in Lippstadt um die Wiederherstellung des alten Zustandes handelte. Die Neugründung von kirchlichen Schulen folgte also keinem pädagogischen oder schulpolitischen Konzept, sondern geschah eher zufällig. Es ist zum Beispiel überhaupt nicht einzusehen, warum das Ruhrgebiet vollständig im gesamten kirchlichen Schulwesen übergangen wurde.

Freilich gab es damals auch noch weitere Pläne. Präses Wilm berichtete der Landessynode 1960,²⁷⁵ dass die Landeskirche das Söderblom-Gymnasium in Espelkamp weiter ausgebaut und die Trägerschaft der Traditionsschule Schulpforta in Meinerzhagen übernommen habe, und man denke auch daran, ein Spätberufeneninstitut zu errichten.²⁷⁶ Außerdem habe der Ludwig-Steil-Hof eine kirchliche Realschule mit Internat in Espelkamp eröffnet.²⁷⁷ Zudem solle über die Einrichtung eines Oberstufengymnasiums nachgedacht werden.²⁷⁸

Am 15. September 1959 hielt Oberschulrat Dr. Adolf Korn auf der Tagung des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte einen Vortrag mit dem Titel „Die konfessionelle Prägung des höheren Schulwesens in West-

²⁷⁵ Verhandlungen der 4. Westfälischen Landessynode vom 9. bis 14. Oktober 1960. 2. ordentliche Tagung. Bielefeld 1960, S. 44f.

²⁷⁶ Das wurde das spätere Jung-Stilling-Institut in Espelkamp, das allerdings nur wenige Jahre Bestand hatte.

²⁷⁷ Es handelt sich um die spätere Birger-Forell-Realschule, die nach einigen Jahren in die Trägerschaft der EKvW übergegangen ist.

²⁷⁸ Der Plan musste aufgegeben werden, weil ein reines Oberstufengymnasium in den Schulgesetzen des Landes NRW nicht vorgesehen war.

falen in Vergangenheit und Gegenwart.“²⁷⁹ Nachdem Korn die unterschiedlichen Typen des höheren Schulwesens und deren besondere kirchliche Färbung in der Geschichte dargestellt hatte, fragte er:

„Was für Gedanken sollen wir uns über die Möglichkeiten künftiger Gestaltung machen, wenn wir einmal davon ausgehen, daß Erfahrungen und Erkenntnisse unserer Zeit uns dazu verpflichten, über die christliche Prägung der Bildungs- und Erziehungsarbeit in der höheren Schule aufgeschlossener zu urteilen als die Generation vor uns? Sollen wir etwa die Gründung weiterer evangelischer Ersatzschulen betreiben?“²⁸⁰

Er wies dann auf die Evangelische Kirche im Rheinland hin, wo dieser Weg beschritten worden sei, und führte Beispiele dafür an. Aber diese Frage könne nicht isoliert von der anderen betrachtet werden, ob es nicht weitere Möglichkeiten der künftigen Gestaltung des Verhältnisses von Schule und Kirche gebe, und fuhr dann fort:

„Es handelt sich vor allem darum, ob sich die das Bildungs- und Erziehungsleben zentrierende und zusammenfassende Kraft des Religionsunterrichts durch eine planmäßige Organisation der Zusammenarbeit dieses Unterrichts mit dem Unterricht in anderen Fächern stärken läßt und ob eine evangelische Lehre von der Erziehung diese Arbeit erleichtern und theologisch zu rechtfertigen vermag. Aufgrund von Erfahrungen, die ich den letzten Jahren mit der Durchführung von Lehrgängen in Dortmund über die Zusammenarbeit von Religionsunterricht und Deutschunterricht auf der Oberstufe gemacht habe, bin ich dieser Meinung. [...] Es scheint, daß sich die grundlegende Erkenntnis von der Möglichkeit, auf solche Weise unsere Schulen wieder zu christlichen Schulen zu machen, allmählich ausbreitet.“²⁸¹

Der Meinung von Korn sind viele in der evangelischen Kirche gefolgt. Man geht kaum fehl zu behaupten, es sei zeitweise die herrschende Meinung gewesen. Es war aber der grundlegende Irrtum der Nachkriegszeit, die Macht des aufziehenden Säkularismus verkannt zu haben. Die Sehnsucht nach der christlichen Schule für alle und in allen Regionen des Landes trübte den Blick für die Realität, selbst bei so bedeutenden Pädagogen und der Verehrung würdigen Persönlichkeiten wie Adolf Korn.

²⁷⁹ Adolf Korn, Die konfessionelle Prägung des höheren Schulwesens in Westfalen in Vergangenheit und Gegenwart. (Vortrag auf der Tagung des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte am 15.9.1959), in: JVKWG 53/54 (1960/1961), S. 133-155.

²⁸⁰ A.a.O., S. 152.

²⁸¹ A.a.O., S. 153.

Bericht

Dietrich Kluge

Jahrestagung am 11. und 12. September 2015 in Freudenberg

Zum ersten Male in der langen Vereinsgeschichte fand der „Tag der Westfälischen Kirchengeschichte“ diesmal in dem schönen siegerländischen Freudenberg statt – einer der zahlreichen Residenzstädte der nassauischen Grafen mit ihren durch Erbteilungen immer wieder vermehrten Seitenlinien. Man geht davon aus, dass der 1389 erstmals erwähnte Name „Freudenberg“ sich ursprünglich nur auf die oberhalb der Stadt gelegene Burg bezog, während die zugehörige Kaufmanns- und Ackerbürgersiedlung als „Flecken“ bezeichnet wurde. Graf Johann IV. von Nassau, Vianden und Diez stellte seinen dort ansässigen Bürgern am 7. November 1456 einen „Freiheitsbrief“ aus, der heute als Hinweis auf die Verleihung der Stadtrechte an den „Flecken“ angesehen wird. („Stadtluft macht frei.“) Der historische Stadtkern trägt heute noch den Namen „Alter Flecken“.

Freudenberg – der Name ist Programm und Verheißung zugleich. Sprachgeschichtlich betrachtet ist dieser auch anderswo anzutreffende Ortsname das genaue Gegenteil des Jammertals, jener frommen Bezeichnung für den leid- und gefährvollen Weg, den die Erdenpilger zurücklegen müssen, bis sie das Himmlische Jerusalem, die „Hochgebaute Stadt“, erreichen. Der „Freudenberg“ bezeichnet also keineswegs nur den Ort höfischer Feste und Vergnügungen, sondern er hat wohl von Anfang an auch einen religiösen Beiklang gehabt. Der „Alte Flecken“, im Kulturatlas des Landes Nordrhein-Westfalen als „Baudenkmal von internationaler Bedeutung“ bezeichnet, konnte seine heutige Schönheit mit einer einheitlichen Fachwerkbauweise auch nur durch die Überwindung eines „Jammertals“ von schweren Notzeiten erreichen: Zweimal – in den Jahren 1540 und 1666 – wurde die Stadt durch einen verheerenden Brand fast vollständig eingeäschert und beide Male mit der Unterstützung der Grafen und wohlthätiger Spender wieder aufgebaut. Schon nach dem ersten Brand wurde aber die Burg auf dem Freudenberg nicht wiedererrichtet. Von der früheren Burganlage existieren heute nur noch Reste des Turmes, der 1601–1606 als Glockenturm in den Bau der neuen reformierten Stadtkirche einbezogen wurde; auf Anordnung des Grafen musste aber der Keller mit seinen vergitterten Fenstern auch weiterhin als Gefängnis zur Verfügung stehen. Beim zweiten Stadtbrand von 1666 brannte auch die Kirche aus; ihre Wiederherstellung zog sich bis 1675 hin.

Leider hinderte das dichte Tagungsprogramm fast alle Tagungsteilnehmer daran, das schöne Ortsbild Freudenberg wirklich zu genießen. Die meisten Vorträge fanden im Tillmann-Siebel-Haus in der Krottorfer Straße statt. Neben dem Eingang dieses Hauses weist eine auf Anregung des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte angebrachte Plakette auf den Namensgeber des Hauses hin, den Gerbermeister Tillmann Siebel (1804–1875), führende Persönlichkeit der Erweckungsbewegung im Siegerland und Gründer des „Vereins für Reisepredigt“ (1853), trotz starker Differenzen mit Pfarrer Christian Groos von 1839 bis 1858 auch Mitglied des Presbyteriums und Verfechter einer engen Zusammengehörigkeit von Kirche und Gemeinschaftsbewegung. Anlassgeber für Ort und Datum der Jahrestagung war aber nicht dieser Tillmann Siebel, sondern die Erinnerung an das 275. Geburtsjubiläum von zwei anderen Siegerländern: Christian Stahlschmidt (am 3. März 1740 in Freudenberg geboren) und Heinrich Jung-Stilling (am 12. September 1740 in Grund geboren). Beide Geburtsjubiläen fanden ihren Niederschlag auch im reichhaltigen Tagungsprogramm.

Die Tagung begann am Freitagnachmittag, dem 11. September 2015, nach einer internen Vorstandssitzung im Tillmann-Siebel-Haus mit dem üblichen Stehkafee. Um 15.00 Uhr begrüßte der Vereinsvorsitzende Prof. Dr. Christian Peters die in erfreulich großer Zahl herbeigeströmten Tagungsteilnehmer mit Ausführungen zu den erwähnten Geburtsjubiläen und zum technischen Ablauf der Tagung. Bei der Wiedergabe der Vortragsinhalte kann sich der Chronist im Wesentlichen zurückhalten, weil sie erfreulicherweise im vorliegenden (und in einem Fall auch bereits im vorausgehenden) Jahrbuch abgedruckt sind.

Der Ortspfarrer Thomas Ijewski, der die Hauptlast der Tagungsvorbereitung getragen hatte, begann die Vortragsreihe mit ebenso detailreichen wie spannenden Ausführungen über Johann Christian Stahlschmidt (1740–1826) und seine „Pilgerreise zu Wasser und zu Lande“ (gedruckt 1799). Lebhafter Beifall und eine angeregte Diskussion folgten auf diesen Vortrag ebenso wie auf das nachfolgende Referat von Dr. Ulf Lückel über „Die Wittgensteiner Pietisten und Herrnhut“.

Schon bei der Jahrestagung in Münster im Vorjahr war die Erinnerung an den 100 Jahre zurückliegenden Beginn des Ersten Weltkriegs Gegenstand von Vorträgen und Erörterungen gewesen. Diesmal hatten die Tagungsteilnehmer Gelegenheit zum Besuch einer sehr informativen Ausstellung im Stadtmuseum „4FACHWERK“ über die Kirchenkreise Siegen und Wittgenstein im Ersten Weltkrieg („Unser Volk betet wieder, ... wenigstens am Anfang des Krieges“). Diese Ausstellung war im Vorfeld der Jahrestagung schon am 4. September 2015 eröffnet worden. Die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Vorträge von Dr. Johannes Burkardt „Mit Gott für König und Vaterland – Die Kirchenkreise Siegen und Wittgenstein im Krieg“ und von Prof. Dr. Veronika Albrecht-Birkner „I. Weltkrieg,

Kirche und Alltag in Freudenberg – Spuren lesen“ waren nach den Worten von Pfarrer Ijewski „Vorträge der Kategorie ‚Man hätte eine Stecknadel fallen hören können‘“, blieben aber den Teilnehmern der Jahrestagung leider unzugänglich.

Nach einem reichhaltigen Abendessen, das im Vorraum der Kirche eingenommen wurde, schloss Prof. Dr. Wolf Friedrich Schäufele (Marburg) den ersten Tag am gleichen Ort mit seinem wichtigen Vortrag über „Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817) zwischen Aufklärung und Erweckung“.

Der zweite Tag (Samstag, der 12. September 2015) begann mit einer von Superintendent Peter-Thomas Stuberg (Siegen) geleiteten Andacht in der Kirche und mit der satzungsgemäß einberufenen Mitgliederversammlung im Tillmann-Siebel-Haus. Wegen der Überlänge der Letzteren folgte mit leichter Verspätung ein Vortrag des Vereinsvorsitzenden Prof. Peters mit dem (ebenfalls überlangen) Titel „Verfeindete Brüder im Herrn: Ludwig („Lutz“) Friedrich Graf zu Castell-Remlingen (1707–1772), ein Verwandter Zinzendorfs, erweckt Solingen und Elberfeld (1737) und wird zum Gegenstand westfälisch-pietistischer Gegenspionage“. Wer allerdings geglaubt hatte, sich das Anhören dieses inhaltsreichen Vortrags mit sechs nicht nur für die Region und ihre einzelnen Akteure aufschlussreichen Kapiteln wegen der bloßen Kenntnis des langen Titels sparen zu können, der hatte sich gründlich getäuscht. (Immerhin besteht jetzt die Möglichkeit, das Versäumte durch Lektüre im vorausgegangenen Jahrbuch nachzuholen.) Wegen der sich fortpflanzenden Überziehung des Zeitbudgets musste leider auf eine Diskussion verzichtet werden, um dem nächsten Referenten, Dr. Johannes Burkardt, einen nur leicht verspäteten Beginn mit dem bereits auf das Nachmittagsprogramm überleitenden Vortrag über „Das Jung-Stilling-Denkmal in Hilchenbach“ zu ermöglichen.

Nach dem Mittagessen im Hotel „Zur Altstadt“ traf man sich auf dem Parkplatz des Tillmann-Siebel-Hauses zur Fahrt in das mehrstufige Nachmittagsprogramm. Erste Station war das Vereinshaus in Mausbach. Mit dem „Verein“ ist hier der von Tillmann Siebel gegründete „Verein für Reisepredigt“ gemeint (später „Siegerländer Gemeinschaftsverband“ genannt). Eigentümer des Hauses ist aber nicht dieser Verein selbst, sondern die alte Buchhandlung A. Michel, deren Gründer beim Absitzen einer Gefängnisstrafe wegen Geldfälscherei zum Glauben gekommen war. Beim Eintreffen der Tagungsteilnehmer waren die Vereinshaus-Bänke bereits aufgeklappt und mit Kaffee und Zubrot (Wecken) freundlich gedeckt. Frau Pelger begrüßte die Gäste mit Harmoniumsmusik, und Pfarrer Ijewski hielt einen kurzen Vortrag über Leben und Glauben Tillmann Siebels, zu Beginn und am Ende eingerahmt durch jeweils zwei Strophen der Lieder „Gott ist gegenwärtig“ und „Ich bete an die Macht der Liebe“. Weiter ging die Fahrt nach Hilchenbach, wo am Marktplatz

das Jung-Stilling-Denkmal in Augenschein genommen wurde, in dessen schwierige und teils bürokratisch-komische Entstehungsgeschichte Dr. Johannes Burkardt bereits am Vormittag eingeführt hatte.

Es folgte die letzte Station des Tagungsprogramms, die Fahrt in Jung-Stillings Geburtsort Grund und die Besichtigung der dortigen Dauerausstellung unter der sachkundigen und freundlichen Führung durch Hans-Hermann Klein. Im Rahmen seiner Ausführungen wies dieser ausdrücklich darauf hin, das Haus, das heute als angeblicher Geburtsort Jung-Stillings besichtigt wird, sei mit Sicherheit nicht das Geburtshaus selbst, denn dieses sei 1928 vollständig abgebrannt. Ob aber der Vorgängerbau des heutigen Museums das echte Geburtshaus gewesen ist, sei ebenfalls umstritten, weil an der Außenmauer des Neubaus zwei sich gegenseitig widersprechende Inschriften angebracht wurden: Eine lautet „Stökers Haus“ und verweist damit auf Nachbarn der Familie Jung als Hauseigentümer, die andere berichtet von einer Errichtung durch die Eheleute Jung im Jahr 1730. Mit dieser Kuriosität und einem gemeinsamen Gruppenfoto vor dem umstrittenen Hause endete eine gut geplante und denkwürdige Tagung.

Die Mitgliederversammlung am Vormittag hatte einstimmig den Vorschlag des Vorstands gebilligt, die Jahrestagung 2016 in der Grafschaft Bentheim abzuhalten.

Buchbesprechungen

Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts, begründet von Emil Sehling, fortgeführt von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, hg. von Eike Wolgast. Bd. XXI Nordrhein-Westfalen I. Die Vereinigten Herzogtümer Jülich-Kleve-Berg, das Hochstift und die Stadt Minden, das Reichsstift und die Stadt Herford, die Reichsstadt Dortmund, die Reichsabtei Corvey, die Grafschaft Lippe, das Reichsstift und die Stadt Essen, bearbeitet von Sabine Arend, Tübingen (Mohr Siebeck) 2015, geb., 551 S. u. 1 hist. Karte.

Nachdem bereits 2012 im Bd. X (*Hessen III*) der *Kirchenordnungen* diejenigen des Siegerlandes herausgegeben worden sind (vgl. die Rezension JWKG 110 [2014], S. 313f.), liegt nunmehr auch ein Großteil der ursprünglichen evangelischen Kirchenordnungen des heutigen Bundeslandes Nordrhein-Westfalen vor. Der Rest mit den Grafschaften Moers, Bentheim-Tecklenburg, Sayn-Wittgenstein und Rietberg sowie den Hansestädten Soest und Neuenrade soll alsbald erfreulich zügig bereits innerhalb des jetzigen Jahres als Bd. XXII der Ausgabe erscheinen. Die große Erfahrung in Sachen Kirchenordnung, über die die Bearbeiterin inzwischen verfügt, kommt der Edition sichtlich zugute. Frühere Bemühungen um das Vorhaben wie die von Robert Stupperich und J. F. Gerhard Goeters, die aber nicht zum Ziel geführt haben, sind weithin auf- oder wenigstens zur Kenntnis genommen worden. Der Benutzer sieht sich vielfach mit Texten in niederdeutscher Sprachform konfrontiert, die allerdings meist noch vom Hochdeutschen her verständlich ist. Unterstützung bietet dabei ein Glossar. Wie in den vorigen Bänden ist den einzelnen Ordnungen eines Gebiets die historische Einleitung vorangestellt.

Das Bundesland Nordrhein-Westfalen und selbst der Landesteil Westfalen sind hinsichtlich der historischen territorialen Struktur nicht eben leicht zu überschauen. Nunmehr bekommt man in den Blick, was alles dazugehört. Die kurze reformatorische Episode Münsters bleibt allerdings außer Betracht. Das lässt sich vertreten, kostet aber den Einblick in größere Beziehungen zu Philipp von Hessen und Martin Bucer. Mit der Unübersichtlichkeit über die räumlichen Verhältnisse ging weitgehend eine mangelnde Kenntnis über die ursprünglichen Grundlagen der evangelischen Kirchentümer samt deren konfessionellen Wurzeln einher. Die vorliegende Edition schafft hier Abhilfe, und die historische Darstellung wird sich darum künftig leichter tun.

Einen ersten Komplex machen die Vereinigten Herzogtümer Jülich-Kleve-Berg aus. Die Reformation ließ die Herzogtümer zwar nicht unberührt, konnte sich aber nicht voll durchsetzen, zumal ein führender evangelischer Theologe fehlte. Die nicht zuletzt durch die geopolitische Konstellation festgelegten Verantwortlichen in der Regierung Herzog Johanns III. entschieden sich 1532/1533 für eine stark von Erasmus beeinflusste irenische Reform, die zum Beispiel evangelische Predigt und Laienkelch freigab. Faktisch hatte diese Regelung auch unter Herzog Wilhelm V. bis 1592 Bestand. Die endgültigen konfessionellen Fixierungen erfolgten erst danach und werden von der

Edition darum nicht erfasst. Eine konfessionelle Identität bildete sich so schwerlich heraus.

Die Stadt Minden gab sich 1530 eine lutherische Kirchenordnung, die sich an den Maßgaben Bugenhagens orientierte. 1535 anerkannten Rat und Domkapitel gegenseitig ihre Rechte. Ob das der Ursprung der späteren kirchlichen Unabhängigkeit der Stadt vom Landesherrn war, wird nicht gesagt. Die Zuwendung des Hochstifts unter Bischof Franz von Waldeck zur Reformation hat keinen Niederschlag in den Ordnungen gefunden. 1583 verpflichtete der Bischof Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel sich und sein Bistum auf die *Confessio Augustana*. – Von der Reformation in Stift und Stadt Herford ist lediglich die städtische Kirchenordnung von 1532 fassbar, die sich wiederum an den Vorbildern Bugenhagens, der großen norddeutschen Ordnungsfamilie, orientiert. Weitere Vorgänge der Herforder Reformation wie die um das Fraterhaus bleiben außer Betracht.

Die Überlieferung der Ordnungen der Reichsstadt Dortmund ist dürftig. Zwar wird 1532 die evangelische Predigt zugelassen. Danach lässt sich auch belegen, dass evangelischer Gottesdienst gefeiert worden ist, ohne dass es zu einer deutlichen Wende kam. Erst 1562 werden beiderlei Gestalt im Abendmahl und deutsche Gottesdienste zugelassen. Darüber hinaus liegen lediglich ein Mandat gegen die Täufer von 1570 und eine Armenordnung von 1596 vor. Man wird sich in diesem Fall mit der Kargheit der Überlieferung abfinden müssen.

Hinsichtlich der Reichsabtei Corvey betreffen die einschlägigen Bestimmungen vorwiegend die Stadt Höxter, dazu das Stiftsdorf Bruchhausen, eine Patronatspfarrei der evangelischen Adelsfamilie Kanne (1603). Die Überlieferung in Höxter weist schwere Verluste auf. In den 30er Jahren des 16. Jahrhunderts kam es zwischen Stift und Stadt zur Regelung einer simultanen Nutzung der Kirchen. Nach 1555 gelangte der Rat in den Besitz aller Pfarrkirchen. Auf eine eigene Gottesdienstordnung wurde verzichtet; wahrscheinlich lehnte man sich an Hessen an.

Das zweite größere Territorium in diesem Band ist die Grafschaft Lippe mit entsprechend stattlicher Überlieferung. In der Exklave Lippstadt wurde zwar bereits 1524 evangelisch gepredigt; eine Kirchenordnung ließen die Stadtherren jedoch nicht aufkommen. In der Grafschaft selbst wurde zunächst lediglich in Lemgo von 1531 an die Reformation eingeführt. Man griff dabei auch hier auf eine Ordnung Bugenhagens, nämlich die für Braunschweig 1528, zurück. Über strittige Punkte wurde 1537 einmal mehr mit hessischer Hilfe eine Abmachung getroffen. 1538 erhielt die Grafschaft eine ausführliche Kirchenordnung, orientiert an der Bremer und damit indirekt erneut an Bugenhagens Ordnung und gebilligt von den Wittenberger Reformatoren. Ihre Verfasser waren Adrian Burschot (Hoya) und Johannes Timmann (Bremen). Die Ordnung ist sehr lehrhaft gehalten und lässt sich gegebenenfalls sowohl über den rechten Gebrauch als auch über den Missbrauch aus. 1542 verfasste der aus Hessen gesandte Antonius Corvinus ähnlich wie bereits in Calenberg-Göttingen kürzere Anordnungen zur Kirchenordnung, wobei in der Edition leider nicht klar wird, wie sie sich zur vorgehenden Ordnung verhalten, zumal auch noch eine besondere Zeremonialordnung

sowie eine Ordinations- und eine (obrigkeitliche) Zuchtordnung von 1542 vorliegen. Hier bedarf es weiterer historischer Aufhellung. Nach Aufhebung des Interims sollte 1564 zunächst die revidierte Ordnung von 1538 wieder in Kraft gesetzt werden. Eine Gruppe von lippischen Pfarrern wurde aber dann mit der Ausarbeitung einer neuen Kirchenordnung beauftragt. Diese wurde dem damals in Braunschweig-Wolfenbüttel tätigen Kirchenordnungsexperten Jakob Andreae vorgelegt. Der Einfluss der dortigen (ursprünglich von Württemberg stammenden) Kirchenordnung von 1569 ist denn auch ebenso wie der der Wittenberger Theologie erheblich. Von der Lehre über die Gottesdienste, Sittenzucht, Pfarrer, Küster, Superintendenten, Kirchenleitung und das Gemeindevermögen wird alles genau geregelt. Die Ausrichtung ist dabei obrigkeitlich-konsistorial, also nicht von der Gemeinde ausgehend. Die Edition unterlässt es allerdings, diese Eigenart ausdrücklich herauszustellen, obwohl dies dem Verständnis der größeren Zusammenhänge hätte dienlich sein können und im Einzelfall auch nötig gewesen wäre. Über die sich hinziehende Druckgeschichte der Ordnung hat sich die Bearbeiterin in JWKG 110 (2014), S. 23-56, eigens ausgelassen. 1600 wurde eine dritte Superintendentur geschaffen, und den Superintendenten wurden ausführliche Anweisungen für die Visitation vorgegeben. Der Übergang der Grafschaft zum Reformiertentum 1605 wird entsprechend der Begrenzung der Edition auf das XVI. Jahrhundert nicht mehr dokumentiert. Lediglich der sogenannte Röhrentruper Rezess (benannt nach dem Verhandlungsort zwischen Detmold und Lemgo) von 1617 ist noch aufgeführt, in dem die Stadt Lemgo nach erbittertem Widerstand ihre lutherische Sonderrolle innerhalb der Grafschaft behauptet hat.

Hochstift und Stadt Essen wurden von den 1530er Jahren an von der Reformation berührt. Reformatorische Regelungen wurden jedoch erst drei Jahrzehnte später und lediglich für die Stadt erlassen. Dabei wurde die Pfalz-Zweibrücker Kirchenordnung von 1557 übernommen. Dem aus der Nachbarschaft eindringenden Reformiertentum wurden 1571 die verpflichtenden Predigerartikel entgegengestellt. Ansonsten erfolgten in Sachen Kirchenordnung kaum weitere Maßnahmen.

Humanistische Vermittlungstheologie, Wittenberger Konzeptionen und hessische Einflüsse vor allem haben also die evangelischen Kirchentümer des Raumes ursprünglich geprägt. Vielfach war damit noch nicht die vorerst dauerhafte Gestaltung der Kirchentümer erreicht. Die Bedeutung der späteren Änderungen neben dem lutherischen Erbe wird damit unübersehbar.

Martin Brecht

Geschichte des Bergischen Landes, Bd. 1. Bis zum Ende des alten Herzogtums 1806, hg. von Stefan Gorißen, Horst Sassin und Kurt Wesoly (Bergische Forschungen. Quellen und Forschungen zur bergischen Geschichte, Kunst und Literatur 31), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2014, geb., 767 S., zahlreiche, meist farbige Abb. u. Karten.

Der zu besprechende Band wurde vom Bergischen Geschichtsverein aus Anlass seines 150jährigen Bestehens 2013 in Angriff genommen. Interessant ist der Ansatz, nicht ein festumgrenztes Territorium zu behandeln, sondern eine Region, die sich, so die Herausgeber, als „Kulturlandschaft“ und durch ein „spezifisches Regionalbewusstsein“ kennzeichnen lässt. Als natürlich gegebene Grenzen fassen sie für die auf mehrere Bände angelegte Darstellung den Rhein im Westen sowie die Ruhr und die Sieg im Norden und Süden ins Auge. Eine naturräumliche Abgrenzung nach Osten fällt schwer. Band 1 des Werkes blickt vor allem auf das Gebiet des ehemaligen Herzogtums Berg vor 1806.

Drei Gründe rechtfertigen eine Besprechung im Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte: Einmal der originelle, zur Nachahmung anregende methodische Ansatz. Der Band umfasst drei verschiedene Typen von Aufsätzen: ausführliche Überblicksartikel, kleinere Aufsätze über „ausgewählte Aspekte, die für das bergische Land eine besondere Bedeutung besitzen“, und schließlich Beiträge über „bergische Spezialitäten“, Besonderheiten mit Blick auf die Frage, was denn „bergisch“ eigentlich ist.

Zweitens ist der Band wegen seiner ausgesprochen ansprechenden Aufmachung vorbildhaft. Das Buch richtet sich sowohl an das interessierte Fach wie auch an das Laienpublikum, arbeitet daher mit dem üblichen wissenschaftlichen Anmerkungsapparat. Durch gutes Layout, ansprechende, durchgehend farbige Bebilderung und – zur Veranschaulichung der Geschichte einer Region mit heute noch kaum mehr präsenten und nachvollziehbaren weltlichen und geistlichen Territorialstrukturen besonders wichtig – hervorragend gemachtes Kartenmaterial werden die zum Teil langen Textpassagen wirkungsvoll aufgelockert.

Drittens und vor allem behandelt das Werk einige kirchengeschichtliche Berührungspunkte mit Westfalen: Claus Bernets Überblicksartikel über den bergischen Pietismus zeigt, dass die fromme Bewegung besonders im 18. Jahrhundert in vielfältigen Spielarten präsent und in das umfassende Netzwerk ihrer Protagonisten fest eingebunden war. Der Konnex bestand unter anderem mit Westfalen, Nassau und dem Wittgensteinschen. Als wichtige Vertreter des innerkirchlichen Bergischen Pietismus werden die aus dem Münsterland stammenden Brüder Johann Gerhard und Friedrich Arnold Hasenkamp namhaft gemacht, ersterer hielt die Leichenpredigt auf Gerhard Tersteegen. Weitere bekannte Personen begegnen uns in Karl Sigismund Prueschenk auf Schloss Hayn im Siegerland und in dem Wanderprediger Ernst Christoph Hochmann von Hohenau. Die Berleburger Bibel und die Geistliche Fama, literarisch-pietistische Produkte aus Berleburg, waren präsent und spielten beispielsweise in Elias Ellers Ronsdorfer Gesellschaft eine Rolle.

Auch die Vita des Siegerländers Johann Heinrich Jung-Stilling ist mit der Geschichte des Bergischen Landes eng verknüpft. Ihm setzt Gerhard Schwinge im Rahmen eines „Spezialitäten“-Beitrags ein kleines, aber treffendes Denkmal. Jung nahm 1774 (während seiner Elberfelder Zeit) an dem Treffen von Johann Georg Hasenkamp, Samuel Collenbusch, Johann Caspar Lavater, Johann Wolfgang Goethe und anderen teil, das Bernet im vorangehenden Beitrag als „Geburtsstunde der Erweckungsbewegung“ bezeichnet (S. 673).

Auf die übrigen Inhalte des empfehlenswerten Buches braucht an dieser Stelle nicht weiter eingegangen zu werden. Verwiesen sei hierzu auf die trefende Rezension von Wilfried Reininghaus im Internet (http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/media/beitraege/rezbuecher/toc_24073.pdf – abgerufen am 20.02.2016).

Johannes Burkardt

Westfalen in der Moderne 1815–2015. Geschichte einer Region. Mit Beiträgen von Karl Ditt u.a., Aschendorff Verlag, Münster 2014, geb., 864 S., zahlr., teils farbige Abb. u. Karten.

In diesem üppigen Band unternehmen die Mitarbeiter des LWL-Instituts für Regionalgeschichte gemeinsam mit weiteren, fachlich ausgewiesenen Autoren einen Rückblick auf die Geschichte Westfalens nach der Gründung der preußischen Provinz vor 200 Jahren. Anders als in früheren, überwiegend verlaufsgeschichtlich orientierten Werken zum Thema werden dabei auch die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sowie die Kulturgeschichte thematisiert.

Im Anschluss an eine wissenschaftsgeschichtlich-methodische Einleitung von Karl Ditt verteilen sich die 24 Aufsätze auf drei Oberabschnitte „Politik und Partizipation“, „Wirtschaft und Gesellschaft“ und „Kultur und Lebenswelten“. Jeder dieser Abschnitte wird von einem umfangreichen Überblicksaufsatz eingeleitet.

In seiner etwas unglücklich bereits am Ende der Einleitung positionierten Zusammenfassung benennt Karl Ditt vier Hauptergebnisse, welche sich aus den Aufsätzen herausfiltern lassen:

1. Westfalen war und ist ein Konglomerat von Einzelregionen, das nach wie vor in Bewegung ist und lokalen oder regionalen Individualentwicklungen Raum lässt.
2. Charakteristisch sei in beiden Jahrhunderten die „Frontstellung“ von Teilen der Bevölkerung Westfalens „zu der jeweils übergeordneten politischen Herrschaft“ gewesen.
3. Vor allem durch die Industrie im Ruhrgebiet wurde Westfalen schnell an die wirtschaftliche Spitze des Reichs katapultiert, verlor aber in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wieder an Bedeutung.
4. Westfalen war im Berichtszeitraum kulturell vergleichsweise defizitär aufgestellt, wofür das Fehlen universitärer Ausbildungsstätten, die katholische Mobilmachung gegen die Obrigkeit und die mit fortschritts-

feindlichen Tendenzen durchsetzte pietistische Bewegung auf evangelischer Seite verantwortlich gemacht werden.

Als Konsequenz ergibt sich für Ditt die Unmöglichkeit, eine spezifisch westfälische Identität zu definieren.

Aus dem Gesagten lässt sich schon ableiten, dass sich kirchengeschichtliche Fragestellungen kontinuierlich durch fast alle Aufsätze ziehen. Schon zu Beginn des Buches beschwört LWL-Direktor Matthias Löb Westfalen als eine von heftigem konfessionellem Streit geprägte Region. Und in der Tat lässt sich wohl kaum bestreiten, dass die Zerrissenheit des Landes in Glaubensdingen in den letzten beiden Jahrhunderten überall ihre Spuren hinterließ, in der von starker Zuwanderung von außen gewandelten Industriearbeiterschaft des Ruhrgebiets, in der Diaspora abgelegener ländlicher Gebiete bis hin zum Adel der Region, in dem der konfessionelle Gedanke besonders lebendig war. Evangelischer und katholischer Adel reagierten auf den Anschluss an das Reich der evangelischen Hohenzollern diametral entgegengesetzt: Ersterer erkannte in der neuen Zeit seine Chance und integrierte sich mit Erfolg, letzterer hielt Distanz oder zog sich in die Opposition zurück. Und ohne Zweifel wurde der Bismarcksche Kulturkampf in Westfalen besonders erbittert ausgetragen, ebenso verwandelte der jahrzehntelange Zwist um die Eingriffsrechte des Staates das Schulwesen in einen konfessionellen Kampfplatz. Die Universität Münster, faktisch eine katholisch-theologische Fakultät, die in das paritätische preußische Hochschulsystem nicht passte, verlor 1843 ihren Universitätsstatus, den sie erst 1907, nachdem auch die evangelische Kirche eine eigene Fakultät reklamiert hatte, zurückerhielt. Schlimmer wirkte sich der Hader um die konfessionellen Volksschulen aus, der zunächst im Kulturkampf und nach dem Ersten Weltkrieg zu einem regelrechten Schulkampf eskalierte.

Gewinnt man aus den meisten Beiträgen ein Bild der Kirchen als Konfliktkatalysatoren, so ändert sich das bei der Betrachtung des Fürsorgewesens, bis weit ins 19. Jahrhundert hinein ein Hauptaktionsfeld der Kirchen. Positive Impulse erhielt Westfalen hier durch Einrichtungen wie Caritas und Diakonie sowie durch die bekannten Bethel-Gründungen Friedrich von Bodelschwinghs.

Die Leser des Jahrbuchs für Westfälische Kirchengeschichte interessiert besonders der Aufsatz von Julia Paulus zum Thema „Zwischen Kulturkampf und Glaubensvielfalt. Religiosität und Kirchen“ (S. 515-547). Die Autorin bietet einen historischen Rundflug über das kirchliche und religiöse Leben in Westfalen bis in unsere Tage und beschränkt sich dabei nicht auf die beiden amtlichen Hauptdenominationen. Allen Entkirchlungstendenzen zum Trotz ist die Tatsache verblüffend, dass im heutigen Nordrhein-Westfalen noch mehr als drei Viertel der Bevölkerung einer Glaubensgemeinschaft zugehört, von denen es im Bundesland insgesamt 228 gibt. Der Aufsatz ist unterteilt in die Abschnitte „Konfessionsdualismus im preußischen Westfalen“, „Die Herausbildung des konfessionellen Vereinswesens“, „Weibliche Frömmigkeit und soziales Engagement“, „Konfessionalismus und obrigkeitlicher Staat: ‚Kulturkampf‘ in Westfalen“, „Die ‚soziale Frage‘“, „Diaspora- und Zuwanderergemeinden in Westfalen“, „Jüdisches Leben in

Westfalen im 19. Jahrhundert“, „Die Kirchen und die jüdischen Religionsgemeinschaften in der Weimarer Republik“, „Die Kirchen und die jüdischen Religionsgemeinschaften im Nationalsozialismus“, „Wertewandel, Transformation und Pluralisierung auf dem religiösen Feld (1945–2015)“ sowie eine Zusammenfassung. Dieses bunte, weitgespannte thematische Spektrum allein macht schon deutlich, dass es hier nicht darum geht, das Thema in die Tiefe gehend und erschöpfend auszubeuten. Es werden die allgemeinen Entwicklungslinien überblicksartig und zutreffend geschildert und die wichtigsten Marksteine der Entwicklung benannt (zum Beispiel auf evangelischer Seite die Unionsbestrebungen, die Rheinisch-Westfälische Kirchenordnung von 1835, die Auseinandersetzungen mit Erweckungsbewegung und „sozialer Frage“, der Kirchenkampf, die Bildung der Westfälischen und der Lippischen Landeskirche innerhalb der EKD bis hin zu den aktuellen Entkirchlichungstendenzen). Am Ende steht eine interkonfessionelle bzw. interreligiöse Bestandsaufnahme, die zum Beispiel auch orthodoxe, hinduistische und buddhistische sowie islamische Entwicklungen aufgreift. Die Darstellung bleibt zwangsweise struktur- und verlaufsgehistorisch fokussiert und geht auf theologische Details und Hintergründe nicht weiter ein. Summierend stellt die Verfasserin mit Recht fest, dass die althergebrachten kirchlichen Milieus angesichts der modernen Individualisierungs- und Pluralisierungstendenzen abschmelzen und sich „die religiösen Vorstellungen und Praktiken immer weiter von institutionellen Vorgaben“ entfernen. Dabei scheine „[r]eligöse Verschiedenheit, nicht religiöse Indifferenz [...] zum Signum der Gegenwart geworden zu sein“ (S. 546f.). In diesem Sinne schließt der Aufsatz mit einem Verweis auf das 2012 neu gestaltete Telgter Museum „Religio“, dessen Dauerausstellung zur religiösen Vielfalt in Westfalen die Befunde von Paulus – so die Einschätzung des Rezensenten – anschaulich untermauert.

Wer den Band in die Hand nimmt, läuft angesichts der thematischen Vielfalt Gefahr, sich auch an solchen Stellen festzulesen, die er eigentlich nicht „ansteuern“ wollte. Kurz, es ist ein Buch gelungen, das die Neugier und die Lust weckt, weiter in die Tiefe zu fragen.

Zahlreiche Abbildungen und Karten (hier ist freilich auf der Karte „Westfalen 2015“ am Ende des Buchs ein Fehler passiert, indem der „Kreis Siegen-Wittgenstein“ zum „Kreis Siegen“ degradiert wird) und ein umfangreicher Anhang (umfassende Anmerkungen zu den Aufsätzen, Statistiken, Biogramme der Mitwirkenden) sowie ein Register runden ein Buch ab, dessen Erwerb lohnt.

Johannes Burkardt

Evangelisch in Dortmund, Lünen und Selm. Kirche der Reformation 1517 bis 2017, hg. vom Evangelischen Kirchenkreis durch Ulf Schlüter, Klartext-Verlag, Essen 2015, geb., 360 S., zahlr., teils farbige Abb.

„Das Buch ist in erster Linie für ‚ganz normale‘ Leserinnen und Leser gedacht, die sich für die Geschichte der evangelischen Kirche interessieren“

(S. 1) – so Hermann-Ulrich Koehn in seiner Vorbemerkung für den Konzeptions- und Redaktionskreis des Bandes, den er mit Günter Birkmann und Klaus-Bernhard Philipps bildete.

Wer sich jedoch in den im Vorfeld des Reformationsjubiläums 2017 erschienenen Band vertieft, entdeckt bald ein Kaleidoskop von Beiträgen zu unterschiedlichsten Hinsichten „Dortmunder“ Kirchengeschichte (der ehemals freien Reichsstadt, ihrer märkischen Vororte wie auch der Lünens und Selms), deren Qualität ebenso wissenschaftlich geschulten Leserinnen und Lesern reichlich Stoff bietet. Das verwundert nicht, sind doch die 24 Autorinnen und Autoren durchweg ausgewiesene Historikerinnen und Historiker oder aber Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die unmittelbar in die Lebenszusammenhänge verweben sind, über die sie schreiben. Deren 42 Beiträge ergänzen und bereichern sich gegenseitig in dem vorliegenden Band, ohne sich unmittelbar aufeinander zu beziehen.

Dabei machen zwei unterschiedliche, ja gegensätzliche Eigenarten der Dortmunder Kirchengeschichte die Aufsätze zu einer besonders interessanten Lektüre: Zum einen wirken die Dortmunder Geschehnisse weithin wie ein Brennglas für Entwicklungen der westfälischen Kirchengeschichte. Was die Gemeinden in westfälischen Landen – und darüber hinaus – beschäftigte und aktuell umtreibt an Herausforderungen und Veränderungen, zeigte und zeigt sich oft zuerst oder verdichtet auf dem Gebiet dieses Kirchenkreises. Zum anderen vollzog sich Geschichte hier unter einer für Westfalen einzigartigen Bedingung: Kern-Dortmund war über Jahrhunderte „freie Reichsstadt“ – ein Status, der eine herausragende Stellung des dortigen Stadtrates auch für die Kirchengeschichte nach sich zog. Diese beiden prägenden Eigenarten lassen sich in den unterschiedlichsten Facetten quer durch die Beiträge entdecken und machen den Band zu einer Fundgrube für historische Erkenntnisse, deren Bedeutung weit über den Horizont der Dortmunder Lokalgeschichte hinausreicht. Hier lassen sich beide Eigenarten nur schlaglichtartig skizzieren.

Zum einen zur singulären Situation Dortmunds: Ohne Würdigung der herausgehobenen Rolle des Dortmunder Rates ließe sich die zögerliche „Langzeitreformation“ in der „freien Reichsstadt“ gar nicht nachvollziehen. Völlig zu Recht setzen die Darstellungen des Bandes dazu nicht erst mit dem Jahr 1517 ein. Schließlich hatte sich der Dortmunder Rat bereits in vorreformatorischer Zeit mit der Durchsetzung eigener Patronatsrechte einen entscheidenden Einfluss im liturgischen und spirituellen Leben des ganzen Stadtraums gesichert und St. Reinoldi zu einem „Haus“ von Rat und Stadtgemeinde gemacht. In der Reformationszeit versuchte der Rat nun über Jahrzehnte, einen reformkatholischen Mittelweg durchzusetzen. Als dies nach der rechtlichen Etablierung der Lutheraner mit dem Augsburger Religionsfrieden 1555 nicht mehr durchzuhalten war, fand man 1562 den Kompromiss, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zwar in allen vier Stadtkirchen, nicht aber in den Klöstern zu reichen. So wurde Dortmund zwar zu einer lutherischen Stadt, als sich 1570 alle Geistlichen zur Confessio Augustana bekannten, behielt aber bleibend eine katholische Minderheit. Die reformierte

Konfession blieb ganz außen vor. Sie konnte erst mit dem Ende der Reichsfreiheit 1802 in Dortmund eine eigene Gemeinde bilden.

Zum anderen erscheinen viele Dortmunder Entwicklungen als westfälische im Brennglas: Das Bildungsanliegen der Reformation fand hier schon frühzeitig seinen nachhaltigen Niederschlag. So lockte das 1543 gegründete Archigymnasium junge Leute aus halb Europa nach Dortmund. Auch die Reformation als Singbewegung fand hier eine breite Resonanz. Deshalb finden 500 Jahre evangelischer Kirchenmusik mit ihren Höhepunkten und Niedergängen – und dem Neuaufstieg im 20. Jahrhundert – in dem Buch ihren eindrücklichen Widerhall. Der Variantenreichtum von Kirchbau und Kunst aus acht Jahrhunderten wird in dem reich bebilderten Band an vielen Beispielen vor Augen gestellt und kunstgeschichtlich gewürdigt. Großaufnahmen ihrer Zertrümmerung im Krieg stehen in auffallendem Kontrast dazu und wirken bis heute verstörend. Im Kirchenkampf nach 1933 wird Dortmund als westfälisches Zentrum der Bekennenden Kirche gewürdigt, und der große Einfluss von Dortmunder Persönlichkeiten der BK auf die Entwicklung der 1945 neu ausgerufenen „Evangelischen Kirche von Westfalen“ wird hervorgehoben. Auch in Sachen Frauenordination kommen die westfälischen Wegbereiterinnen vornehmlich aus Dortmund. Ihre unterschiedlichen Lebens- und auch Leidensgeschichten werden einfühlsam porträtiert – wie das Buch überhaupt unterschiedliche Persönlichkeiten der Dortmunder Geschichte würdigt, unabhängig von deren hierarchischen Stellung in Kirche und Gesellschaft. Die Vielzahl der Aufsätze zu Dortmund als Ort engagierten sozialetischen und diakonischen Engagements verwundert bei diesem Standort nicht. An der Geschichte der Frauenhilfe werden Gemeindenähe, Solidarität, religiöse Bildung sowie die gesellschafts- und weltpolitische Offenheit des ältesten Frauennetzwerks herausgestellt. Auch die Bedeutung der Ökumene in lokaler und weltverantwortlicher Dimension wird unterstrichen – wie auch das Gewicht des jüdisch-christlichen Dialogs. Stimmen der Kirche zu Kriegs- und Friedensfragen aus unterschiedlichen Zeiten kommen wieder zu Gehör. Bei klarer Dominanz der großen Linien verlieren die Beiträge auch kleine Lokalgeschichten nicht aus dem Blick. Und die Geschichte der historisch mit dem Kirchenkreis Dortmund verwobenen Gemeinden in Lünen und Selm wird pointiert nachgezeichnet. Dabei bekommt die Rolle der reformierten Gemeinde in Lünen einen eigenen Akzent. Und schließlich gibt die Erinnerung an die Kirchentage von 1963 und 1991 einen Vorgesmack auf das nun kommende Großereignis im Jahr 2019.

Das im Format 275x210 mm im Essener Klartext-Verlag erschienene Buch besticht durch Aufmachung und Layout in optischer wie haptischer Wahrnehmung. Dabei unterstützt das große Format eine augenfreundliche Wiedergabe der zahlreichen historischen Dokumente und Fotografien sowie von Bildern aus Kunstgeschichte und Architektur.

Eine Reminiszenz zum Schluss. Jens Murken schreibt: „Der alte Kirchenkreis Dortmund war größer und mitgliederstärker als so manche evangelische Landeskirche in Deutschland“ (S. 264). 426.000 Gemeindeglieder gehörten ihm an, als er 1960 in fünf Kirchenkreise geteilt wurde. Für die Gegenwart und die nahe Zukunft stellt der Herausgeber des Bandes, Superin-

tendent Ulf Schlüter, in seinem Ausblick zwei Daten fest: Mit derzeit 212.000 Mitgliedern ist der heutige Evangelische Kirchenkreis der mit Abstand größte Kirchenkreis Westfalens – 2025 wird er voraussichtlich knapp 180.000 Mitglieder haben (S. 327f.).

Es ist wahr: Der Kirchenkreis Dortmund zeigt westfälische Entwicklungen wie in einem Brennglas. Angesichts dieser Entwicklungen ist das Luther-Leitwort des Bandes für Geschichte und Gegenwart treffend gewählt: „Wir sind es doch nicht, die da die Kirche erhalten könnten. Unsere Vorfahren sind es auch nicht gewesen. Unsere Nachfahren werden's auch nicht sein; sondern der ist's gewesen, ist's noch und wird's sein, der da spricht: ‚Ich bin bei euch bis an der Welt Ende‘“ (WA 50, 476, 31-25).

Alfred Buß

Michael Ströhmer, Jurisdiktionsökonomie im Fürstbistum Paderborn. Institutionen – Ressourcen – Transaktionen (1650–1800) (Westfalen in der Vormoderne 17; Paderborner Historische Forschungen 17), Aschendorff Verlag, Münster 2013, geb., 376 S.

Lassen sich jurisdiktionelle Fragen mit ökonomischen – zugespitzt gesagt materiellen oder gar materialistischen – Zugriffsweisen untersuchen? Der Paderborner Frühneuzeithistoriker Michael Ströhmer nimmt dieses Wagnis in seiner Habilitationsschrift auf sich: „Zur Weitung etatistischer Blickverengungen bietet die ‚Neue Institutionen Ökonomik‘ (NIÖ) der Landesgeschichte ein noch junges wirtschaftswissenschaftliches Theorieangebot an“, so ist es auf dem hinteren Einbanddeckel zu lesen. Auch in der Situation des frühen 21. Jahrhunderts werden viele Fragestellungen unter ökonomischen Prämissen verhandelt, so dass ein ähnlich gearteter Blick auf die Frühe Neuzeit sinnvoll sein könnte, wäre er doch möglicherweise geeignet, ihre bisweilen bestrittene Modernität deutlich zu machen.

Hat sich der Leser oder im konkreten Fall dieser Rezension die Leserin ein wenig an die ausgiebige Verwendung spezifisch ökonomischer Terminologie gewöhnt, kann die in Meso-, Mikro- und Makroperspektive eingeteilte Arbeit in ihrer Vielschichtigkeit wahrgenommen werden: Ströhmer beginnt mit den fünf nordwestdeutschen Fürstbistümern Paderborn, Hildesheim, Osnabrück, Münster und Köln, die unter Kurfürst-Erzbischof Clemens August von Wittelsbach in einer Hand zusammengeführt worden waren, als gemeinsamer Gerichtslandschaft. Danach folgt eine detaillierte Untersuchung des Oberamts Dringenberg im Osten des Hochstifts Paderborn, den Abschluss bildet eine Einbettung der Ergebnisse in den übergeordneten Raum der Germania Sacra.

Einleitend rekurriert der Autor auf den Forschungsdiskurs über die angebliche oder tatsächliche Rückständigkeit des geistlichen Staates. Diejenigen Interpretationen, die im modernen, zentralistischen Staat eine höhere Entwicklungsstufe sehen, werden von Ströhmer als „teleologisch“ abgewiesen – auffällig ist hier die negativ konnotierte Verwendung sozialwissenschaftlichen und theologischen Vokabulars bei der Untersuchung eines geistlichen

Territoriums. Statt dessen erfolgt die Verwendung eines genuin wirtschaftshistorischen Zugangs, demzufolge der Begriff „Jurisdiktionsmarkt“ die alternativ zur Verfügung stehenden Gerichtsangebote bezeichnet und die Ressourcenknappheit den homo oeconomicus als „Wirtschaftssubjekt“ zu Entscheidungen nötigt. Ihm stellt Ströhrer den von einem „gesellschaftlichen Institutionenset“ beeinflussten homo sociologicus an die Seite. In der „Transaktionskostenanalyse“ geht es um „moralisches Kapital“ und die frühneuzeitliche Gerichtsnutzung als Tauschvorgang im ständischen Gesellschaftssystem. Schließlich erfordert „institutionelles Vertrauen“ in der Tat mehr als rein ökonomisches Vorgehen, wird doch hier die Erwartungssicherheit beim Gebrauch eines bestimmten Gerichts in den Blick genommen und Jurisdiktionspolitik als „Kulturmerkmal geistlicher Staatlichkeit“ im Dreieck Landesherr – Stände – Kirche deutlich.

Die landständische Struktur des stiftischen Nordwestdeutschland mit ihrer Institutionenvielfalt, gleichsam eine Polykratie, bedingte die Erforderlichkeit einer konsensualen Zustimmung zu Gesetzen und Steuern. Im Rahmen der Gerichtsvielfalt sind beispielsweise die Archidiakonate zu nennen, die bis ins 18. Jahrhundert hinein neben den bischöflichen Gerichten arbeiteten. Hinzu kamen ständische Gerichtsherren ebenso wie domkapitularische und fürstbischöfliche, in den Städten zusätzlich bürgermeisterliche und stadträtliche Gerichtsbarkeit. Die Zuständigkeiten waren nicht eindeutig festgelegt, so dass die Anbieter im stetigen Wettbewerb standen und die Möglichkeit einer Aushandlung der Strafzahlungen etc. zwischen Justiznutzern und -anbietern bestand. Es handelte sich geradezu um einen „lokalen Herrschaftskompromiss“, in dem die Untertanenseite in der Lage war, die Preise zu regulieren. Leider liegen nur selten Quellen darüber vor, warum Gerichtsnutzer ein bestimmtes Gericht auswählten, die Ergebnisse der Verhandlungen sind hingegen deutlich besser überliefert.

Überraschend ist die geringe Zuständigkeit fürstbischöflicher Gerichte; Adel und Städte hingegen hatten durchaus einen großen Anteil. Die Archidiakonatsgerichtsbarkeit der Domherren ist als Konkurrenz für die adeligen Verwandten einzuschätzen, da die landsässigen Adelsfamilien viele Domherren stellten. Die Rolle des Fürstbischofs und seiner Gerichtsbarkeit einerseits und der Stände und ihrer Gerichtsbarkeit andererseits interpretiert Ströhrer als „Austausch von Dienstleistungen, bei denen möglichst beide Seiten auf ihre Rechnung kommen sollten“ (S. 218), und verweist auf die grundlegend auf Akzeptanz ausgelegte Regierungsweise des geistlichen Fürsten gegenüber Stiftsständen und übrigen Einwohnern. Eine autoritäre Durchsetzung fürstbischöflicher Ziele wäre nur auf illegalem Wege möglich gewesen. Allerdings scheint die dezidierte Deutung des Fürstbischofs als Hausvater und Integrationsfigur, ja geradezu als „gerechter Hirte“ doch auch dem Wunsch nach der kräftigen Widerlegung aufklärerischer Kritik an der vorgeblichen Rückständigkeit und Schwäche geistlicher Staaten geschuldet zu sein.

Frühneuzeitliche Gerichtsnutzer wägen offenbar ihre Chancen sorgsam ab, bevor sie den Klageweg beschritten. Die Inhalte der Verfahren waren von der bauerlichen Lebenswelt geprägt und drehten sich beispielsweise um

Schäden durch weidendes Vieh (Hudefrevel), Holzdiebstahl (Forstfrevel) oder auch um Real- und Verbalinjurien. In den Bereich der kirchlichen Gerichtsbarkeit fielen z. B. Sexualdelikte und Fragen der Feiertagsheiligung.

Die bischöfliche Gerichtsbarkeit war deutlich kostenintensiver als die ständischen Angebote, die zudem nicht so rigide die Gebühren- und Strafzahlungen einforderten. So war, immer wenn die Abschaffung der niederen Instanzen drohte, das Argument der Kostensteigerung auf der Tagesordnung. Hier lässt sich eine Parallele zwischen der ökonomisierten gegenwärtigen Betrachtungsweise und der Kameralwissenschaft der Frühneuzeit entdecken: Ströhmer verweist auf Ratschläge frühneuzeitlicher Ökonomen, möglichst geringe staatliche Kosten – eben auch Gerichtskosten – zu verursachen, da das Geld so den Einwohnern verbleibe, die es zum gesamtwirtschaftlichen Nutzen einsetzen würden. Noch nach dem Ende des Alten Reiches wurde das Kostenargument ins Feld geführt, um die Patrimonialgerichtsbarkeit zu erhalten.

An dieser Stelle tritt die Problematik einer wirtschaftswissenschaftlichen Herangehensweise zu Tage: Dass die Fürstbischöfe des späten 18. Jahrhunderts aus Kostengründen die ständischen Gerichte stärkten und eigene Gerichtsrechte reduzierten, erscheint als allzu leuchtendes Beispiel für ihre ökonomische Weitsichtigkeit vor dem Hintergrund der jeweiligen Wirtschaftslage. „Mit Blick auf ihr spezifisches Amtsethos verstanden sich die Paderborner Fürstbischöfe [...] als administrative ‚Wettbewerbskommissare‘, die im Interesse des Untertanenschutzes am fürstlich-ständischen Anbieteroligopol festhielten“, so Ströhmer (S. 335). So erfolgt auch implizit ein Bekenntnis zu den zu Grunde liegenden Bewertungsmaßstäben (S. 366): „Trotz aller Objektivierungsbekundungen kommt der Historiker [...] letztlich um eine (ideologische) Positionierung innerhalb seines Deutungsfeldes nicht herum.“

Im Rahmen der Makroperspektive der *Germania Sacra* wird die Einbettung der Paderborner Ergebnisse fruchtbar gemacht. Die geringen Kosten der Gerichtsbarkeit im Nordwesten waren möglich, da sie im Nebenamt ausgeübt wurde. In den süddeutschen Kurfürstentümern existierte eine andere Situation, denn die Justiz war dort zentralisierter und generell stärker professionalisiert.

Gelingt Michael Ströhmer also ein frischer, wirtschaftswissenschaftlicher Zugang zur Erforschung der geistlichen Staaten? – Ja, denn hinter der gewöhnungsbedürftigen Terminologie verbergen sich gewinnbringend zu lesende Interpretamente frühmoderner Staatlichkeit, die die Lektüre durch den am geistlichen Staat interessierten Leser lohnen. Bei einem solchen Großangebot an Gerichtsorten und -anbietern auf kleinem Raum ist es eindeutig sinnvoll, von einem „Jurisdiktionsmarkt“ zu sprechen. Allerdings bleibt doch zu fragen, ob frühneuzeitliche Konzepte wie „gemeinschaftliches Vertrauen und Liebe des Regenten und der Unterthanen gegen einander“ wirklich mit „obrigkeitlicher Genese von Vertrauenskapital beim Staatsvolk“ rein ökonomisch „übersetzt“ werden können und sollten (S. 175).

Auch ob ein Rechtssystem, in dem es konkurrierende Ansprechpartner gibt, als Wunschbild erscheinen sollte, ist in einer Gegenwart, die nach Orien-

tierung und Grundwerten sucht, statt sich ihrer sicher zu sein, mit einem großen Fragezeichen zu versehen. Die Existenz konkurrierender Gerichtsbarkeiten ist so unmodern nicht, machte doch in der britischen Gegenwart die Existenz von „Sharia Courts“ erst kürzlich deutlich, wie machtlos auch der Arm der (post-)modernen säkularen Staatlichkeit sein kann.

Mit Ströhmers eigenen Worten lässt sich seine theoriegesättigte Habilitationsschrift, die unter dem Dach der NIÖ unterschiedliche historiographische Ansätze zu verbinden versteht, zusammenfassen (S. 31): „Analytisch verdichtet, wird Justiznutzung als Marktgeschehen rekonfiguriert.“ Doch es geschieht noch mehr: Am Schluss kehrt Ströhrmer die klassischen und neueren Interpretationsparadigmen innovativ um (S. 353): „Der stiftsstaatliche Strukturkonservatismus [basierte ...] weniger auf der mentalen Rückständigkeit ihrer Nutzer, sondern vielmehr auf deren ökonomischer Rationalität.“ Und hier sind wir wieder bei der fast völligen Abwesenheit der theologischen Sphäre in dieser Habilitationsschrift angelangt.

Was wäre, wenn das Signum der geistlichen Staaten tatsächlich ausgerechnet ein ökonomisches war? Wenn die Herrschaftsidee und auch die Praxis vom „Mammon“ gekennzeichnet gewesen wäre? – Schließlich ist der Vorwurf des (atheistischen) „Materialismus“ im 19. und 20. Jahrhundert das klassische Klischee kirchlicher (tatsächlich sowohl evangelischer als auch katholischer) Kritik an aufgeklärtem Liberalismus und Arbeiterbewegung gewesen. – Hier könnte ein spannendes Feld für weitere Neuinterpretationen bereitet sein.

Gesine Dronszyk

Bärbel Sunderbrink, *Revolutionäre Neuordnung auf Zeit. Gelebte Verfassungskultur im Königreich Westphalen: Das Beispiel Minden-Ravensberg 1807–1813 (Forschungen zur Regionalgeschichte Band 75)*, Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2015, geb., 411 S., 17 Abb.

„Ein panischer Schrecken ergriff Deutschland und ganz Europa“ (S. 26). Mit diesem Zitat aus der Kirchenchronik der Kirchengemeinde Werther beschreibt Bärbel Sunderbrink die Zäsur, die mit dem Untergang des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und dem Einmarsch französischer Truppen in Nordwestdeutschland 1807 begann. Der Ständestaat zerbrach, und mit der Schaffung des Königreiches Westphalen durch den Friedensvertrag von Tilsit entstand ein Staat, der als Vorbild für Egalität und bürgerliche Freiheit ein Vorbild für die anderen neugeschaffenen Staaten werden sollte. In dieser regionalen Studie, die sich auf die ehemalige preußische Provinz Minden-Ravensberg bezieht, geht die Autorin der Frage nach, ob sich der selbstgesetzte Anspruch auf Modernität mit der Fremdbestimmung von außen durchsetzen ließ. Im Mittelpunkt steht dabei die Mentalitätsgeschichte unter den folgenden Aspekten.

So konzentriert sich die Autorin unter anderem auf die örtlichen Führungseliten in der Verwaltung. Auf der einen Seite sorgt die weitgehende Übernahme des Verwaltungspersonals für eine Akzeptanz in der Bevölke-

rung. Die Besetzung wichtiger Funktionsstellen mit jüngeren, juristisch ausgebildeten und der Aufklärung zugewandten Beamten sichert auf der anderen Seite die Umsetzung der revolutionären Ideen aus Frankreich. Die Umsetzung dieser Ziele wird exemplarisch in verschiedenen Bereichen untersucht. Neben der eigentlichen Verwaltungsreform sind hier Schwerpunkt der Arbeit die Umsetzung einer neuen Wirtschaftsordnung, die Gleichstellung der Juden, die Modernisierung des Armen- und Medizinalwesens sowie das Verhältnis zwischen Militär und Bevölkerung.

Bärbel Sunderbrink fragt vor allem nach den Auswirkungen auf die Bevölkerung. Auch wenn der neu geschaffene Staat nun nicht mehr zwischen Stadt und Land unterscheidet, gestalten sich die Veränderungsprozesse häufig unterschiedlich. So lässt sich die Neugestaltung des Armenwesens in den Städten, dessen Aufgabe mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts auch in deutschen Großstädten bereits zunehmend als kommunale Aufgabe verstanden wurde, in der Regel viel einfacher umsetzen. Die kommunale Armenfürsorge ersetzte zunehmend die kirchliche Armenunterstützung. Gleichzeitig wechselte im neuen Staat grundlegend das Fürsorgeprinzip. War vorher der Geburtsort maßgeblich für die Frage der Zuständigkeit der Unterstützung, wurde nunmehr das Wohnortprinzip maßgeblich. Damit wurde der wachsenden Mobilität Rechnung getragen. Auf dem Lande ließen sich diese Veränderungen nicht so einfach umsetzen. Hier spielte die kirchliche Armenfürsorge eine viel zu große Rolle. Eine vollständige Ablösung durch die öffentliche Hand wäre zudem überhaupt nicht finanzierbar gewesen, die Steuerlast war nicht zuletzt auch durch die übrigen Anforderungen wie zum Beispiel für das Militär hoch genug.

Die konsequente Gleichstellung zeigte sich am deutlichsten in der Behandlung der Juden. Mit dem neuen Staat fielen alle Beschränkungen weg. Auch im wirtschaftlichen Bereich gab es eine völlige Gleichstellung. Dass sich mit dieser administrativen Veränderung nicht die Einstellungen in der Bevölkerung änderten, wird anhand der Untersuchung deutlich. Beispielhaft seien hier nur die Schwierigkeiten eines jüdischen Arztes genannt, der sich in Werther niederlassen wollte. Gleichwohl waren die Reformen, die auf einen modernen Verfassungsstaat deuteten, von der Bevölkerung insgesamt positiv aufgenommen worden, zumal anfangs auch wirtschaftliche Erfolge eine positive Entwicklung andeuteten.

Insgesamt erschwert sich die Umsetzung der revolutionären Ideen durch die zunehmenden militärischen Auseinandersetzungen. Die Teilung des Königreichs Westphalen 1811 durch Napoleon führte zu einer zusätzlichen Verschärfung, wurde doch nun auch das Territorium der früheren preußischen Provinz Minden-Ravensberg geteilt. Die Grenze, die nur nach geographischen Kriterien gezogen wurde, teilte Städte wie Herford und das Umland von Bielefeld. Da die Grenze auch eine Zollgrenze war, waren die wirtschaftlich gewachsenen Beziehungen mit einem Male unterbrochen bzw. sehr erschwert worden. Engagierten Verwaltungsbeamten wie dem Präfekten Daniel Heinrich Delius in Bielefeld gelang es immer weniger, die Ziele der Aufklärung im praktischen Handeln zu konkretisieren. Mit der militärischen Niederlage Napoleons erhielt ab 1813 wieder Preußen die Regierungsgewalt

über Minden-Ravensberg. Gleichzeitig setzte schon bald eine Neubewertung der französisch geprägten Zeit ein. Waren am Anfang die politischen Ziele der Gleichheit insbesondere von den Anhängern der Aufklärung, aber auch von der Wirtschaft begrüßt worden, führten die Schwierigkeiten durch die Politik Napoleons und die militärischen Auswirkungen zu einer gewissen Ernüchterung. Mit der preußischen Rückgewinnung des Territoriums wurden die Belastungen der französischen Zeit in den Vordergrund gestellt, die Rückabwicklung einiger der erreichten politischen Veränderungen (wie zum Beispiel die Gleichstellung der Juden) fanden zudem die Akzeptanz der Bevölkerung.

Aufgrund dieser preußisch geprägten Rezeption der kurzen Episode des Königreichs Westphalen blieb lange Zeit eine gerechte Bewertung dieser Ära verwehrt. Bärbel Sunderbrink verdient die Anerkennung, diese Aufarbeitung auch auf der regionalen Ebene vollzogen zu haben. Es ist spannend, die Bemühungen um Fortschritt, aber auch das Scheitern aus verschiedensten Gründen in den ausgewählten Bereichen nachzuvollziehen. Gleichzeitig gibt diese Arbeit aber auch Hinweise auf weitere Fragestellungen. Wie lassen sich beispielsweise die preußischen Reformen nach 1815 im Verhältnis zu den angesprochenen Reformbemühungen im Königreich Westphalen bewerten? Die Konzentration auf einzelne Fragestellungen bedingt, dass andere nur berührt, aber nicht erschöpfend behandelt werden. So sind zum Beispiel die Auswirkungen auf die kirchliche Entwicklung leider nur am Rande erwähnt. Die Auswirkungen der Säkularisierung kirchlicher Einrichtungen sowie die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse während dieser Zeit kommen nicht ausreichend zur Geltung. Vielfach wird von der Autorin schlagwortartig die Position der Kirche als rückwärtsgewandt beschrieben, während sie auf der anderen Seite das Handeln von der Aufklärung geprägter Pfarrer wie zum Beispiel Pfarrer Johann Moritz Schwager (Jöllenbeck), Eduard Seippel (Spengge) oder Superintendent Heinrich Scherr (Bielefeld) durchaus erwähnt und würdigt. Mit ihrer Arbeit weist Frau Sunderbrink daher auf ein Desiderat der Kirchengeschichte hin, das hoffentlich bald eine Antwort findet. Diese kritische Anmerkung schmälert aber in keiner Weise das insgesamt empfehlenswerte Buch. Durch die umfangreichen Forschungen in den Archiven konnte die Autorin viele Quellen zu diesem Thema aufspüren und auswerten. Ein Orts-, Namens- und Sachregister erschließt dieses Werk zusätzlich.

Bärbel Sunderbrink hat mit ihrer Dissertation ein Standardwerk in der Regionalgeschichte für diesen Zeitraum geschaffen. Insofern ist es auch folgerichtig, dass das Werk mit zwei Geschichtspreisen ausgezeichnet wurde (Geschichtspreis des Geschichtsvereins Minden und des Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Westfalen)!

Wolfgang Günther

Herbert Hömig, Altenstein. *Der erste preußische Kultusminister. Eine Biographie*, Aschendorff Verlag, Münster 2015, geb., 483 S.

Anders als für die bekanntesten preußischen Reformer Stein, Hardenberg, Humboldt und Scharnhorst fehlte für Karl Sigmund Franz vom Stein zum Altenstein bislang eine ausführliche Biographie. Das hat verschiedene Gründe. Altenstein gehört nach der Überzeugung vieler nicht in die vorderste Reihe der Reformer, sei vielmehr Repräsentant der in die Mühlen der Verwaltung geratenen und von der Restauration gebremsten Reformen in Preußen. Zum andern ist die Quellenlage für eine Lebensbeschreibung Altensteins dünn. Außer einer Skizze des 18jährigen gibt es als autobiographisches Material nur wenige Briefe und „schwer zu entziffernde Tagebuch-Notizen“, die offenbar „lediglich als Gedächtnisstütze“ dienten. Schließlich wird die Abfassung einer Biographie Altensteins dadurch erschwert, dass der erste und am längsten im Amt verbliebene preußische Kultusminister ganz in seiner Arbeit aufging und so hinter seinen Denkschriften, Berichten, Betrachtungen und Korrespondenzen als Person gleichsam unsichtbar wird, zumal mögliche Zeugen für das persönliche Leben wie die Ehefrau, der einzige Sohn und eine Schwester, die Altenstein den Haushalt führte, relativ jung verstarben. Immerhin konnte Hömig an einige Vorarbeiten anknüpfen, an die Ausführungen über das Ministerium von Johannes Schulze, einem engen Mitarbeiter Altensteins, kurze Lebensbilder von Friedrich Tholuck, Friedrich Bosse und Georg Winter sowie Eduard Sprangers kommentierte Edition von Altensteins sogenannter „Rigaer Denkschrift“ aus dem Jahr 1807 (S. 9-10).

Das Ergebnis von Hömigs Forschungen ist in neun Kapitel gegliedert. Kapitel I bis III (S. 11-40) zeichnen den Weg des am 1. Oktober 1770 geborenen Sprosses eines protestantischen fränkischen Adelsgeschlechts von dessen häuslicher Erziehung und dem Jurastudium in Erlangen und Göttingen über die ersten Jahre im Staatsdienst von Ansbach-Bayreuth und in Berlin und stellen knapp Altensteins durch Fichte und Hegel geprägtes Welt- und Geschichtsbild dar, in dem auch sein religiöses Selbstverständnis wurzelt. Deutlich wird, dass Altenstein seine Karriere Hardenberg verdankt. Der Jugendfreund und Schwager Karl Nagler, am preußischen Hof wohlgelitten, nannte Altenstein „den ‚Leibsohn‘ Hardenbergs“ (S. 31). Klar wird auch, dass Altensteins Glaube an einen „unablässigen Fortschritt“, eine „beständige Entwicklung“ der Menschheit „zum Guten und zur Vollkommenheit“ (S. 36) sich ebenso jenen Philosophen verdankte wie die Überzeugung, dass der Staat als Förderer von Bildung, Wissenschaft und Religion dabei die entscheidende Rolle zu spielen habe.

Die Kapitel IV bis VI (S. 41-134) gelten zunächst Altensteins beachtlichem Beitrag zu den preußischen Reformen, eben jener „Rigaer Denkschrift“, einer indirekten Vorbereitung auf die Karriere als Kultusminister. Sodann kommen Altensteins kurze Zeit als preußischer Finanzminister (Dezember 1808 bis Juni 1810) sowie die Jahre als Zivilgouverneur in Schlesien (1813-1817) in den Blick. Der Neuanfang nach dem von Napoleon erzwungenen Abgang Steins endete mit einer Niederlage im Konflikt um die Sanierung der am Boden liegenden Staatsfinanzen. Immerhin hatte Altenstein die nötigen Mit-

tel für die Gründung der Berliner Universität (1810) bereitgestellt. Aber das half ihm nicht. Auch in Schlesien fehlte ihm bei der raschen „Aufstellung der Landwehr“ und der „Lebensmittelversorgung des Militärs“ (S. 131) Fortune. Schnelle Entscheidungen und zupackendes Handeln waren auch später nicht die Altenstein auszeichnenden Eigenschaften. Er war eher der Mann des ruhigen, gelegentlich aber auch hilflosen Abwägens.

Der Hauptteil des Buches gilt naturgemäß der 23jährigen Tätigkeit Altensteins als Minister des von Friedrich Wilhelm III. nach der Ausgliederung aus dem Innenministerium neu geschaffenen „Ministeriums für Kultus, Unterricht und Medizinalwesen“ (Kapitel VII und VIII, S. 135-352), des „erste[n] Kultusministerium[s] der Welt“ (S. 178). Das ist die „Ära Altenstein“ mit ihrer durch die „neuhumanistische Bildungsidee“ (S. 253-258) geprägten Bildungs- und Ausbildungspolitik in Sachen Religion, Schule und Hochschule sowie dem Gesundheitswesen. Altensteins kulturpolitisches Handeln, bei dem ihm so vorzügliche Leute wie Nicolovius, Süvern und Schulze zur Seite standen, war nach Hömig durch zwei Eckpfeiler bestimmt: durch Toleranz mit Wahrung der Wissenschafts- und Religionsfreiheit (S. 178 und S. 372) sowie durch Loyalität gegenüber dem König. Mit der ersten Haltung blieb Altenstein (so Hömig) in Zeiten der Restauration und Demagogenverfolgung (Karlsbader Beschlüsse 1819) dem idealistischen Erbe der preußischen Reformer treu. Jene Loyalität hat ihn jedoch, etwa im Konflikt mit Scheibel und anderen Schlesiern um die königliche Agende, obwohl „kein bloßer Befehlsempfänger“ (S. 175), die Toleranz preisgeben und Gewalt anwenden lassen. Ähnlich hilflos zeigte sich der Kultusminister später in der Auseinandersetzung mit dem Kölner Erzbischof Clemens August Droste zu Vischering in der sogenannten „Mischehenfrage“. Beide Konflikte wurden bekanntlich erst nach Altensteins Tod in der Zeit Friedrich Wilhelms IV. gelöst.

Dennoch zeichnet Hömig die Ära Altenstein als Erfolgsgeschichte der preußischen Kultur- und Religionspolitik, eine Geschichte, der selbst Hans Ulrich Wehler, wahrlich kein Freund Preußens, „halkyonische Tage“ (S. 187) attestiert hat. Detailliert beschreibt Hömig die Förderung der Wissenschaftsinstitutionen – zum Beispiel durch die gegen das ängstliche Zögern des Königs und die Befürworter des Standortes Köln durchgesetzte Gründung der Bonner Universität (1818) mit naturwissenschaftlichem Schwerpunkt und zwei theologischen Fakultäten, die katholische als Konzession an das mehrheitlich katholische Rheinland, mitsamt der entschiedenen Berufungspolitik, zum Beispiel Hegels und Rankes Ruf nach Berlin, dem des Botanikers Nees von Esenbeck, Mitglied der Naturforschervergesellschaft Leopoldina, nach Bonn, wohin letztere dann verlegt wurde (S. 196).

Hömig zeigt zugleich die positive Entwicklung, welche das dreistufige Schulwesen, ein Erbe Humboldts und Pestalozzis, mit der Ausbildung naturwissenschaftlichen Unterrichts und der Professionalisierung des Lehrerstandes (S. 190-210) nimmt, und die Sonderstellung, die die botanischen Gärten und der Gartenbau in der Ära Altensteins erhalten haben (S. 196ff.). Durch die bessere Qualifikation und Bezahlung des ärztlichen Personals konnten „die Quacksalberei und der Gebrauch von Universal- und Geheimmitteln“ in Preußen zurückgedrängt werden, so dass sich die „Amtszeit“

Altensteins, obwohl es dauerhaft an „Krankenhäusern, Irrenanstalten und Irrenärzten“ fehlte, „in der Rückschau [...] als eine glänzende Periode der öffentlichen Gesundheitsfürsorge“ erwies (S. 192f.).

In dem umfangmäßig längsten VIII. Kapitel „Staat und Religion“ bringt Hömig allerdings gegenüber der knappen Darstellung der Unionspolitik, dem Agendenstreit und der Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche in der Mischehenfrage im ersten Band der „Geschichte der EKU“ (1992) keine neuen Erkenntnisse. Dass des Königs Agende in „ihren Grundzügen“ von dem reaktionärsten Mitglied der Kamarilla um Friedrich Wilhelm III., dem Hofprediger R. F. Eylert, 1819 in einer Denkschrift entwickelt wurde, wie Hömig meint (S. 285), ist allerdings einfach falsch. Hingegen verwundert es, dass er den Streit zwischen konservativ-pietistischen Kräften und der rationalistischen Theologie von Wegscheider und Gesenius um die Theologie in Halle (Saale) gleich zweimal darstellt (VII., S. 8, und VIII., S. 4 und S. 5). Damit ist auch schon ein elementarer Mangel seiner Altensteinbiographie angezeigt. Es ist ein Buch voller Redundanzen. Das trifft auch für das Schlusskapitel IX zu, in dem die späten Jahre und der Tod des Ministers am 14. Mai 1840, wenige Wochen vor dem seines Königs, und ein würdiger Rückblick ihren Platz finden (S. 353-380). Natürlich kann man sagen: Wiederholung ist die Mutter der Studien. Sie kann auch ein didaktisches und rhetorisches Prinzip sein. Doch sollte sie nicht Ausdruck mangelhafter Disposition des Stoffes und unnötiger Reproduktion sein. Dann nämlich steht sie der Lust am Lesen und Wiederlesen im Wege. Zu beidem reizt vielmehr eine konzentrierte, sachlich wohl organisierte und begrifflich zugespitzte Darstellung eines Menschenlebens oder einer gesellschaftlichen Epoche. Diese Konzentration und Entschiedenheit fehlt Hömigs materialreicher Altensteinbiographie – auch in der positiven Würdigung Altensteins, die Hömigs Anliegen ist, die er selber aber immer wieder durch Zitate scharfer Kritik an Altenstein zu relativieren scheint.

Wilhelm Hüffmeier

Gerhard Ackermann, In Acht und Bann: Lic. Johannes Ackermann (1900–1942). Pfarrer in Tannenberg/Erzgebirge, Edition am Gutenbergplatz Leipzig, Leipzig 2015, brosch., 177 S., zahlr., auch farbige Abb.

Wenn ein Naturwissenschaftler, hier: Gerhard Ackermann, versucht, das Leben eines Theologen, hier: Johannes Ackermann, zu rekonstruieren, dann müssen besondere Umstände vorliegen. Prof. Dr. rer. nat. Gerhard Ackermann ist selbst ein renommierter Wissenschaftler, dem jedoch bereits im Alter von zwei Jahren der Vater genommen wurde. Diese Nähe zum Beschriebenen wie andererseits die Fremdheit zum Fach sind bei der Beurteilung der Biographie von Johannes Ackermann zu berücksichtigen. Ein Anliegen des Autors ist es, die Frage zu klären, ob das Bild des Vaters als eines aufrechten Streikers für die Anliegen der Bekennenden Kirche so richtig ist. In einer dreijährigen Recherche hat Ackermann in verschiedenen Archiven Zeugnisse aus der Zeit des Kirchenkampfes zu Tage fördern können. Was

macht also die Spurensuche eines Sohnes nach seinem Vater, der als Pfarrer im Erzgebirge wirkte, zu einem interessanten Gegenstand auch für die Westfälische Kirchengeschichtsschreibung? Zur Beantwortung der Fragen ist auf das Leben von Johannes Ackermann zu sehen.

Der im Jahr 1900 geborene Johannes Ackermann entstammte väterlicherseits einer Pfarrersfamilie und studierte in Leipzig Theologie. Bei Johannes Leipoldt promovierte Ackermann 1927 über „Tolstoi und das Neue Testament“. Im gleichen Jahr wurde er als Hilfsgeistlicher in den Dienst der Sächsischen Landeskirche genommen und heiratete die Kindergärtnerin Julie Güse. Diese entstammte dem Pfarrhaus in Lübbecke. Ihr Vater, Superintendent Ernst Güse, sollte später selbst zu den Vertretern der Bekennenden Kirche in Westfalen gehören. Damit stellen sich für Ackermann auch viele verwandtschaftliche Beziehungen zu westfälischen Pfarrfamilien ein, die der Bekennenden Kirche angehören sollten. Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus beginnt für Ackermann nicht erst mit der Übernahme des Arierparagraphen für die evangelischen Geistlichen, sondern er befasste sich bereits in einer undatierten Stellungnahme, die vermutlich noch vor der Machtübernahme verfasst wurde, mit Hitlers „Mein Kampf“. Darin konstatierte er die Unvereinbarkeit von Christentum und nationalsozialistischer Weltanschauung.

In Sachsen wurde 1933 Friedrich Coch zum deutsch-christlichen Landesbischof und gab die Richtung für die Landeskirche vor. Auch der für Ackermann zuständige Superintendent Arno Spranger schwenkte auf die Linie der Deutschen Christen ein. Damit musste es zu entsprechenden Konflikten kommen. Die Kirchengemeinde Tannenberg, deren Pfarrer Ackermann geworden war, unterstützte ihn zwar. Doch wurde ein deutsch-christlicher Geistlicher eingesetzt und der Bekenntnisgemeinde verboten, die Kirche zu benutzen. Ackermann hat es sich jedoch nicht nehmen lassen, auf aktuelle (kirchen)politische Ereignisse wie die Sportpalastkundgebung der Deutschen Christen im November 1933 oder die Reichspogromnacht einzugehen. Die Renitenz des Pfarrers wurde vom Landeskirchenamt in Dresden mit Geldstrafen und einem Verweis beantwortet. 1935 wurde er dann schließlich vom Dienst suspendiert und von der Gestapo verhaftet. Nach einem Vierteljahr der Haft im KZ Sachsenburg wurde er mit weiteren Pfarrern wieder freigelassen. Einige Monate später wurde auch die Amtsenthebung wieder aufgehoben, dennoch blieben die Bezüge weiter gekürzt. In der Silvesterpredigt 1938 benannte Ackermann die Ereignisse der Reichspogromnacht, was zu einem Schmähartikel in „Der S.A.-Mann“ führte. Auch die Staatsanwaltschaft nahm Ermittlungen auf, die jedoch eingestellt wurden. Während die weltliche Gerichtsbarkeit in diesem Fall korrekt agierte, wurde auf kirchlicher Seite Ackermann und seiner Familie das Leben weiter schwer gemacht. Nachdem der Wechsel nach Westfalen über seinen Schwiegervater nur langsam vorwärts kam, meldete sich Ackermann im Februar 1940 selbst zum Kriegsdienst. Gefallen ist Ackermann am 10. Januar 1942 an der Ostfront. Julie Ackermann fand mit ihren Kindern schließlich im lippischen Iggenhausen eine neue Bleibe. Im Alter von 93 Jahren ist sie im Jahr 1995 gestorben und wurde in Lübbecke beigesetzt.

Gerhard Ackermann hat den Fokus seiner Annäherung an die Lebensgeschichte des Vaters auf die Zeit des Kirchenkampfes gelegt. Das entspricht seinem selbstformulierten Erkenntnisinteresse. Lohnend wäre sicherlich auch der Blick auf die theologische Dissertation und die Beziehung zu Leipoldt. Es wäre auch zu überlegen, die Stellungnahme zum Nationalsozialismus und andere Texte zu veröffentlichen. Johannes Ackermann gehört zu den Pfarrern der Bekenntenden Kirche, die aus Überzeugung den Nationalsozialismus abgelehnt haben. Zugleich gehört er zu den wenigen, die sich zur Verfolgung der Juden geäußert haben. So hat zum Beispiel Dietrich Bonhoeffer die sogenannte „Judenfrage“ als wichtiges Thema für ein authentisches Christentum begriffen. Und auch die Berliner Lehrerin Elisabeth Schmitz hat mit ihrer Denkschrift zur Dahlemer Synode ein mutiges Zeugnis verfasst, das jedoch weitgehend unbeachtet geblieben ist. Im Gegensatz zur Zurückhaltung eines Karl Barth in Bezug auf das Eintreten für die Juden hat Ackermann Verfolgungen in Kauf genommen. Mit dem Buch des Sohnes wird einem Streiter aus den Reihen der Bekenntenden Kirche in Sachsen mit starken Bezügen nach Westfalen neue und gerechtfertigte Aufmerksamkeit zuteil.

Richard Janus

Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche. Vollständige Neuedition. Hg. von Irene Dingel im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland zusammen mit Bastian Basse, Marion Bechtold-Mayer, Klaus Breuer, Johannes Hund, Robert Kolb, Rafael Kuhnert, Volker Leppin, Christian Peters, Adolf Martin Ritter und Hans-Otto Schneider, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014, geb., VIII, 1712 S., 25 Abb.

Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche. Quellen und Materialien. Bd. 1: Von den altkirchlichen Symbolen bis zu den Katechismen Martin Luthers. Hg. von Irene Dingel im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland zusammen mit Bastian Basse, Marion Bechtold-Mayer, Klaus Breuer, Johannes Hund, Robert Kolb, Rafael Kuhnert, Volker Leppin, Christian Peters, Adolf Martin Ritter, Johannes Schilling und Hans-Otto Schneider, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014, geb., X, 969 S.

Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche. Quellen und Materialien. Bd. 2: Die Konkordienformel. Hg. von Irene Dingel im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland zusammen mit Marion Bechtold-Mayer und Hans-Christian Brandy, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014, geb., X, 643 S.

Im Jahre 1930, „im Gedenkjahr der Augsburgischen Konfession“, wie auf dem Titelblatt zu lesen war (BSLK, S. I), erschienen erstmals bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen die „Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche“ (BSLK) und erlebten bis 2010 sage und schreibe dreizehn Auflagen. Jeder Theologe und jede Theologin in Deutschland hat sie im Studium erworben und hat mit ihnen gearbeitet, sie stehen in eines jeden

Bücherregal. Schon vor vielen Jahren jedoch hatte der verdiente Heidelberger Kirchenhistoriker Gottfried Seebaß (1937–2008) die Initiative zu einer Neuausgabe ergriffen, welche die gleichen Texte in derselben Reihenfolge bieten, aber anderen Prinzipien folgen sollte als die BSLK, und beauftragte verschiedene Fachleute mit der Bearbeitung der einzelnen Teile. Die Leitung des Editionsprojekts lag zuletzt bei der in der Bekenntnisgeschichte des Protestantismus besonders ausgewiesenen evangelischen Kirchenhistorikerin Irene Dingel, heute Direktorin der Abteilung für Abendländische Religionsgeschichte des außeruniversitären Leibniz-Instituts für Europäische Geschichte (IEG) in Mainz. Das Ergebnis der aufwendigen und verdienstvollen Arbeit, für die Irene Dingel stellvertretend für alle beteiligten Wissenschaftler am 27. Juni 2015 den Hermann-Sasse-Preis der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche (SELK) verliehen bekam, liegt jetzt in einem durch und durch kompetent und sorgfältig gestalteten Band mit mehr als 1.700 Seiten vor, ergänzt von zwei weiteren Bänden mit insgesamt noch einmal mehr als 1.600 Seiten, die „Quellen und Materialien“ vor allem zur Confessio Augustana und zum Konkordienbuch bieten. Die BSLK waren noch mit gut 1.200 Seiten ausgekommen.

Die Textsammlung bietet in Übereinstimmung mit dem Konkordienbuch von 1580 die folgenden, für die evangelisch-lutherische Bekenntnisstradition des 16. Jahrhunderts wichtigen Texte samt dazu gehörenden umfangreichen Materialien: Apostolikum, Nicäno-Konstantinopolitanum, Athanasianum, Augsburger Bekenntnis, Apologie zum Augsburger Bekenntnis, Schmalkaldische Artikel, Traktat über die Macht und den Primat des Papstes, Kleiner Katechismus, Großer Katechismus, Konkordienformel, Catalogus Testimoniorum. Alle Texte sind mit kurzen, prägnanten Einleitungen ausgestattet. Weitere Verstehenshilfen finden sich in den Anmerkungen. Neben Irene Dingel wirkten zahlreiche weitere angesehene evangelische Kirchenhistoriker mit, darunter Robert Kolb (Saint Louis), Volker Leppin (Tübingen), Christian Peters (Münster), Adolf Martin Ritter (Heidelberg) und Johannes Schilling (Kiel).

Schwerpunkt des ersten Materialienbandes (Quellen und Materialien, Bd. 1) ist die CA und die Apologie. Auf 762 Seiten werden nicht nur die bekannten Vorstufen der CA (Schwabacher und Marburger Artikel) und die verschiedenen Entwürfe der Vorrede, sondern auch die verschiedenen Fassungen der Confessio Augustana variata (1533, 1540, 1542) präsentiert. Erstmals ist es somit einem größeren Kreis wissenschaftlich Interessierter möglich, Melanchthons die theologischen Auseinandersetzungen der Zeit insbesondere im Zusammenhang der Reichsreligionsgespräche 1540/1541 spiegelndes Ringen um den Bekenntnistext anhand von Originalquellen nachzuvollziehen. Hochinteressant sind auch die Quellentexte rund um die Apologie, vielfach sind es erstmals gedruckte oder nur vor langer Zeit und an entlegenen Stellen publizierte Handschriften, die nunmehr im Zusammenhang studiert werden können. Die Geschichte der Apologie beginnt am 1. Juli 1530 mit einem Thesenpapier Melanchthons, das Heinz Scheible 1989 erstmals bekanntgemacht hatte, und endet 1540, als die Apologie in deutscher Fassung zum zweiten Male und in veränderter Textgestalt gedruckt wurde;

weitere Drucke folgten, sind textgeschichtlich aber nicht mehr relevant und werden deshalb im Materialienband nicht ediert.

Der Materialienband zur Konkordienformel (Quellen und Materialien, Bd. 2) bietet auf 643 Seiten sowohl die Vorstufen der Konkordienformel, sechs Texte, beginnend mit den 1568/1569 entstandenen, erst von Inge Mager wiederentdeckten und 1987 erstmals edierten „Fünf Artikel[n]“, als auch Vorstufen der Vorreden zu Konkordienformel und Konkordienbuch, Texte, die bislang überwiegend nur handschriftlich zur Verfügung standen. Der Materialienband ermöglicht somit erstmals einer breiteren, auch Studierende umfassenden wissenschaftlichen Community die eigenständige intensivere Beschäftigung mit dem Schlusspunkt der lutherischen Bekenntnisentwicklung im 16. Jahrhundert.

In den BSLK waren die deutschen Texte in Frakturschrift abgedruckt worden, mit der sich heutige Studierende schwertun. Die Neuausgabe bietet nun alles in Antiqua und ist somit für ein breites Publikum besser les- und einfacher zitierbar. Ferner verzichtet die Neuausgabe auf die in den BSLK vorherrschende Präsentation parallellaufender Texte in Spalten und stellt sie auf linken und rechten Seiten übersichtlich einander gegenüber.

Die neue Ausgabe bietet die Texte in „jene[r] Textgestalt [...], die tatsächlich rezipiert wurde, Rechtskraft erhielt und langfristige Wirkungen erzielte“ (BSELK, S. V). Die BSLK hatten dagegen „die mit den heutigen Mitteln der Wissenschaft erreichbare ursprüngliche Gestalt“ zu rekonstruieren versucht (BSLK, S. VII). Der Hauptband ist mit Bildern ausgestattet, und zwar mit den Titelbildern des deutschen und des lateinischen Konkordienbuches sowie mit den Bildern, mit denen der Kleine Katechismus, seine Lehren illustrierend, ausgestattet war. Zitate nach BSLK können in BSELK dank hilfreicher Marginalien leicht aufgefunden werden. Nicht nur der Hauptband, sondern auch die Materialienbände sind mit hilfreichen Sach-, Bibelstellen- und Personenregistern ausgestattet.

Der Hauptband, wiewohl solide gebunden, ist außergewöhnlich preiswert und somit auch in Zukunft jedem Theologiestudierenden zum Erwerb zuzumuten. Wer die BSLK noch besitzt, kann sie meines Erachtens jedoch weiter verwenden und auch, selbst in wissenschaftlichen Veröffentlichungen, zitieren, wie man ja auch die verschiedenen Luther-Ausgaben (WA, Clemen, Studienausgabe und die neue deutsch-deutsche und lateinisch-deutsche Studienausgabe) gleichberechtigt zitieren kann. Wer sich aber wissenschaftlich mit der lutherischen Bekenntnistradition beschäftigen möchte, auch schon im Rahmen eines kirchengeschichtlichen Seminars an der Universität, kommt an der neuen Ausgabe nicht vorbei, vor allem wegen der wichtigen, ansonsten überwiegend nur schwer zugänglichen Materialien, die in den beiden ergänzenden Quellenbänden präsentiert werden, aber auch wegen der umfassenden Rezeption und Dokumentation der neuesten Forschungsliteratur. Seit 1930 sind immerhin mehr als 85 Jahre vergangen, und sowohl im Umfeld der CA als auch im Umfeld der Konkordienformel wurde seither viel geforscht und publiziert. Über weite Strecken hat diese neuere und neueste Forschung durch die Anmerkungen auch in die Editionen Eingang gefunden.

Abschließend bleibt nur, Herausgebern und Editoren noch einmal große Anerkennung zu zollen für die wirklich gewaltige Leistung. Gibt es etwas zu bemängeln? Das einzige, was dem Benutzer negativ auffällt, ist, dass der Hauptband (auch im Vergleich mit BSLK) unhandlich, da viel zu dick geworden ist; denkbar wären hier vielleicht zwei Teilbände gewesen. Wünschenswert wäre ferner, dass die Edition in absehbarer Zeit auch online zur Verfügung steht, so dass man, wenn man mit den Texten arbeiten möchte, nicht unbedingt die schweren Bände – insgesamt deutlich mehr als fünf Kilogramm – mit sich herumtragen muss.

Martin H. Jung

An der „Heimatfront“ – Westfalen und Lippe im Ersten Weltkrieg, hg. vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL). Begleitpublikation zur gleichnamigen Wanderausstellung des LWL-Museumsamtes für Westfalen, Münster, LWL-Museumsamt für Westfalen, Münster 2014, brosch., 184 S., zahlr. Ill., Notenbeisp.

Als ausgesprochen aner kennenswert ist zunächst zu vermerken, dass das LWL-Museumsamt 2014 eine Ausstellung konzipiert hat, die die vielfachen Wirkungen des Ersten Weltkriegs auf die Bevölkerung in Westfalen und Lippe zur Darstellung zu bringen versucht. Dass sich dieser Krieg nicht nur an weit entfernten Fronten abgespielt hat, sondern dass auch der Lebensalltag in der „Heimat“ in massiver Weise vom Kriegsgeschehen geprägt war, zeigt bereits im Grußwort zu der hier zu besprechenden Begleitpublikation zur Ausstellung LWL-Direktor Wolfgang (nicht Wolfgang!; S. 5) Kirsch dadurch an, dass er den Ersten Weltkrieg sowohl als einen industrialisierten als auch „totalen“ bezeichnet (S. 4) – ob die Übertragung dieser spezifisch nationalsozialistisch geprägten Terminologie wirklich hilfreich zu einem differenzierten Verstehen und Erfassen der Kriegssituation im Ersten Weltkrieg ist, sei allerdings doch mit einem Fragezeichen versehen. Der Stellvertretende Leiter des LWL-Museumsamtes Günter Bernhardt macht in seinem Vorwort (S. 6f.) dann aber deutlich, dass es bei der Konzeption der Ausstellung nicht um die Etablierung einer neuen Interpretation des Ersten Weltkriegs ging, sondern darum, das Alltagsleben in der westfälisch-lippischen Region in den Kriegsjahren „in den Blick zu nehmen“ (S. 6). Er skizziert auch die Hürden, die es bei diesem Vorhaben zu bewältigen galt – insbesondere, dass das LWL-Museumsamt nicht über eigene Sammlungen zur Ausstellungsthematik verfügt habe; so sei man auf viele private und öffentliche Leihgeber angewiesen gewesen (S. 7).

Nichtsdestoweniger ist es der für das Projekt verantwortlich zeichnenden Mitarbeiterin Silke Eilers zusammen mit dem Team des LWL gelungen, zahlreiches informatives (Bild-)Material zu präsentieren, das aufschlussreiche Einblicke in die vom Krieg geprägte Lebenswirklichkeit vor nunmehr einem Jahrhundert bietet. Die Begleitpublikation ist es schon um der Betrachtung der darin zum Abdruck gekommenen zeitgenössischen Fotos und um der Aufnahmen von charakteristischen Sachgegenständen der Epoche willen

wert, nicht nur durchblättert, sondern mit Muße gerade auch für die Wahrnehmung der Details betrachtet zu werden.

Mit Blick auf eine Besprechung der Begleitpublikation zur Ausstellung im Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte besteht – das sei dem Rezensenten zugestanden – nun allerdings auch ein besonderes Interesse daran, in welcher Weise darin zum Ausdruck kommt, wie der Erste Weltkrieg auch den kirchlichen und religiösen Alltag zwischen 1914 und 1918 geprägt hat. Da vor einem Jahrhundert die Wohnbevölkerung in Westfalen und Lippe noch zu mehr als 90 % entweder römisch-katholischer oder evangelischer Konfession war, wird man ein solches Frageinteresse auch kaum als marginal bezeichnen können.

Überraschender- und zugleich enttäuschenderweise ist aber schon in der Einführung zur Begleitpublikation von Silke Eilers (S. 9-19) davon keinerlei Rede – es sei denn, man nähme das in einem Zitat begegnende Stichwort, dass für den Krieg auch „gebetet“ worden sei (S. 11), schon als „pars pro toto“. Doch im Ernst: Spielten die Kirchen und die religiöse Praxis in der Bevölkerung eine so geringe Rolle in Westfalen und Lippe, dass sie für die von der Ausstellung doch versuchte „Nachzeichnung [der Jahre von 1914 bis 1918] aus dem Blickwinkel der Daheimgebliebenen“ (S. 11) nicht einmal der Erwähnung in einem Nebensatz wert erschienen? Während (mit allem Recht!) Kriegsbegeisterung und Kriegsskepsis, die Schwierigkeiten bei der Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln und Gegenständen des täglichen Bedarfs und die durch das Kriegsgeschehen bewirkte „Geschlechter(un)ordnung“ sowie die Auswirkungen des Krieges auf Kinder und Jugendliche eigens thematisiert werden, und so wichtig es ist, dass die Situation der Kriegsgefangenen samt der von diesen zwangsweise geleisteten Arbeit, die Kriegsofferfürsorge, der Luftkrieg, auch die schließlich zum Aufbruch führenden sozialen und politischen Spannungen eigens beleuchtet werden, ja dass auch die Propagandaarbeit und deren regionale und lokale Umsetzung Darstellung finden, so verwunderlich ist es, dass in der Begleitpublikation zur Ausstellung die Bedeutung der zentralen gesellschaftlichen Großgruppen für die „Heimatfront“ nicht zu einem eigenständigen Thema bzw. Themenkomplex gemacht worden ist. In diesem Kontext wäre dann auch nicht nur die Arbeit der Kirchen (als der zahlenmäßig größten gesellschaftlichen Institutionen) darzustellen gewesen, sondern auch das Wirken der Parteien, der Gewerkschaften und der Vereine. Und fehlt nicht auch – gerade wenn es doch um eine Abbildung der Alltagswirklichkeit gehen soll! – eine dezidierte Darstellung, welche (immens bedeutende!) Rolle der regionalen Presse für die Information der Bevölkerung über das Kriegsgeschehen und für die Abbildung der kollektiv wahrgenommenen Wirklichkeit in der „Heimat“ zukam – umso mehr, als die heute so selbstverständlich genutzten Medien Radio, Fernsehen und Internet seinerzeit noch unbekannt waren? Ob man einen zu kritischen Anspruch geltend macht, wenn man die Frage aufwirft, ob die Ausstellung ihrem selbst formulierten Vorhaben, die Auswirkungen des Krieges auf den „zivile[n] Kriegsraum und [die] regionale Lebenswelt“ „exemplarisch“ zu reflektieren (S. 11), hinreichend gerecht geworden ist, wenn sie sich den genannten Themenfeldern nicht gestellt hat?

Doch beschränken wir uns hier auf den speziellen Raum der Kirchen und ihrer Wirksamkeit in den Kriegsjahren. In einem Satz Erwähnung findet da immerhin, dass bei Kriegsausbruch „die“ Pfarrgeistlichen Münsters die ausrückenden Soldaten zu Kirchgang und Beichte aufgefordert hatten (S. 23f.). Der nun daran Interessierte erfährt indes nicht, ob es sich um einen gemeinsamen Aufruf der katholischen und der evangelischen Pfarrer der Stadt handelt – oder ob es (wie die Diktion des Zitats vermuten lässt) doch nur eine Aktion der katholischen „Pfarrgeistlichen“ (S. 23) war. Gewichtiger aber: Es wird auch in keiner Weise ein Horizont davon vermittelt, ob und in welchem Maße einem solchen Aufruf denn auch tatsächlich Folge geleistet worden ist. Ein weiteres Beispiel: Über das Soester „Evangelische Sonntagsblatt“ wird berichtet, dass es am 2. August 1914 mit dem Titel aufgemacht hat: „Nicht länger warten – jetzt losschlagen!“ (S. 25). Doch ob diese Haltung zum Kriegsausbruch nun als für die Haltung der Evangelischen in Westfalen und Lippe insgesamt als charakteristisch betrachtet werden kann oder ob es nicht auch andere (evangelische oder auch katholische) Stimmen in dieser Provinz gegeben hat, bleibt im Unklaren. Das ist umso erstaunlicher, als Jürgen Schulte-Hobein in der Einleitung seines Beitrags in der Begleitpublikation (S. 21-33) ja mit Recht darauf hinweist, dass in der neueren historischen Forschung deutlich geworden ist, dass schon bei Kriegsausbruch der Jubel darüber längst nicht so verbreitet war, wie man lange angenommen hat (S. 21). Auch „erste“ Kriegstraunungen und Kriegsбетstunden werden erwähnt (S. 26) – doch ob dies nur (wie belegt) aus Bielefeld zu berichten ist oder ob es insgesamt für Lippe und Westfalen gilt, auch dazu fehlt jegliche Information. (Und darüber hinaus: Wie ging es denn mit Traunungen und Kriegsбетstunden im Verlaufe der Kriegsjahre weiter?) Lediglich aus Schwerte wird dann ganz knapp von den am Sonntag (2. August 1914) gut besuchten (evangelischen) Gottesdiensten die Mitteilung gemacht: „In einem der Gottesdienste predigte der Pfarrer von ernsten Zeiten und großen Nöten, die das deutsche Volk durchmache“ (S. 21).

Überprüft man den dazu in Anm. 42 gegebenen Beleg, so stellt sich indes heraus, dass der genannte (ja sehr im Allgemeinen und vage bleibende) Predigtinhalt aber gar nicht aus einem der Sonntagsgottesdienste vom 2. August 1914 stammte, sondern aus einem besonderen Bußgottesdienst (!) am 4. August 1914 (nach dem Kriegseintritt Englands). Zudem fehlt auch in der zum Beleg dafür herangezogenen Darstellung, einem knapp vier DIN A4-Textseiten umfassenden Aufsatz aus der Feder von Alfred Hinz („Augusterlebnis“. Beiträge zur neueren Stadtgeschichte; <http://www.schwerte.de/fileadmin/stadtportrait/download/Augusterlebnis.pdf>, Stand: 08.09.2015, 08:54, ein dezidierter Nachweis, wo denn diese Aussage nun genau belegt ist; Hinz verweist nur generell auf ein „Kriegstagebuch und Heldengedenkbuch“ des Schwerter Pfarrers Paul Ohlig aus dem Jahr 1922, das er (Hinz) neben anderen Quellen für seine Darstellung herangezogen habe. Bibliographisch ist dieses Werk Ohligs nun aber wiederum in keiner digital erfassten öffentlichen deutschen Bibliothek nachgewiesen (Recherche im Karlsruher Virtuellen Katalog, <http://www.ubka.uni-karlsruhe.de/kvk.html>, Stand: 08.09.2015, 09:04). Oder sollte es sich bei der Darstellung Ohligs um ein handschriftliches

Unikat handeln? Ein entsprechender Vermerk ist allerdings nicht gemacht. Kann es aber für eine Ausstellung, die mit dem dezidierten Anspruch auftritt, gewesene Wirklichkeit in einer ganzen Provinz darstellen zu wollen, angehen, auf solch einer (um es vorsichtig zu sagen) minimalen Quellenbasis Aussagen zu treffen, die vom Ausstellungsbesucher bzw. Leser des Ausstellungskatalogs nicht anders denn als allgemein gültig verstanden werden können (und wohl auch so verstanden werden sollen)?

Immerhin wird in der Begleitpublikation zur Ausstellung vermittelt, dass auch die in evangelischen Kirchengemeinden geleistete Frauenarbeit von den Kriegsbedingungen wesentlich berührt und bestimmt worden ist (S. 59). Doch auch hier stellen sich an die gegebene Darstellung sofort Fragen: Was war denn „die Kriegsfrauenhilfe“? Bei Lesern, die keine einschlägigen Vorkenntnisse mitbringen, stellt sich (da eine Erläuterung des Terminus fehlt) der Eindruck ein, es handle sich dabei um eine in den Kriegsjahren neu eingerichtete Organisation. Dass „Frauenhilfen“ aber bereits seit Beginn des 20. Jahrhunderts – und damit vor Kriegsausbruch und ohne einen entsprechenden Kontext – in sehr vielen evangelischen Gemeinden Westfalens etabliert waren, kommt nicht zum Ausdruck. Und ebenso bleibt unklar, ob der sodann zitierte (warum eigentlich ungenannt bleibende?) Pfarrer mit seinen Ansichten zur Rolle der Frauen und deren Einwirkungsmöglichkeiten auf die Männer allein stand oder ob er eine allgemeine Meinung in der evangelischen Pfarrerschaft wiedergab. Auch hierzu erfährt der Leser nichts. Geht man der Frage nach, überprüft man das Zitat, kommt man leider erneut nicht um die Beobachtung herum, dass in der Begleitpublikation offenbar wenig präzise gearbeitet worden ist. Denn bei dem zitierten Abschnitt handelt es sich gerade nicht um ein beliebiges „Schreiben“ (S. 59) eines Pfarrers, sondern um einen (selbstverständlich vorbereiteten) Vortrag auf einer Kreis-synodaltagung – allerdings unter dem Titel: „Wie empfängt die evangelische Gemeinde ihre heimkehrenden Krieger?“ Ist dieser „Sitz im Leben“ des Vortrags aber klar, so erschließt sich dann auch, dass es in *diesem* Kontext gerade nicht um (wie der nicht näher informierte Leser aus dem Kontext der Darstellung in der Begleitpublikation aber fälschlich assoziieren muss) durch die „Frauenhilfen“ zu leistende „moralische Unterstützungsmaßnahmen“ (S. 59) im Krieg für den Krieg ging, sondern darum, wie die (offenkundig schon 1916 sehr problematische) Reintegration von (traumatisierten) Kriegsheimkehrern insbesondere ins *kirchliche* Leben gelingen könnte. Ebenso bleibt, wenn denn die Alltagswirklichkeit in Westfalen und Lippe in ihrer Breite dargestellt werden soll, auch hier gänzlich offen, ob es vergleichbare Überlegungen auch im katholischen Bereich gegeben haben mag.

Was konfessionelle Aspekte anbetrifft, macht den (evangelischen) Rezensenten auch einigermaßen stutzig, dass das zitierte, dem Duktus des Apostolikums nachgebildete „Kriegs-Glaubensbekenntnis“ als blasphemische Verhöhnung des „katholischen Glaubensbekenntnis[ses]“ (S. 69) vorgestellt und charakterisiert wird. War das Apostolikum denn in den Jahren des Ersten Weltkriegs nicht auch und gerade das in den evangelischen Gottesdiensten selbstverständlich, regelmäßig Sonntag für Sonntag gesprochene Bekenntnis? Wurde hingegen seinerzeit in den römisch-katholischen Messen nicht gerade

das Nicaenum (und zwar in lateinischer Sprache!) als Credo verwendet? Kurz: Wenn dem Text des zitierten Kriegs-Glaubensbekenntnisses überhaupt eine speziell konfessionelle Kritik eigen gewesen sein sollte – warum soll dann dadurch ausgerechnet die römisch-katholische und nicht die evangelische Konfession betroffen gewesen sein?

In den wichtigen Erläuterungen in der Begleitpublikation über die Auswirkungen des Krieges auf Kinder und Jugendliche (S. 75-94) fehlt jeder Hinweis auf die Entwicklung, die in diesem Zusammenhang dem schulischen Religionsunterricht zugekommen ist, sowie ebenso zu der unmittelbar kirchlich geleisteten Kinder- und Jugendarbeit. Wie kam das Kriegsgeschehen darin vor? Welche Rolle spielte es in (damals doch allgemein stark besuchten) Kindergottesdiensten bzw. in Sonntagsschulen? Wie wurde im schulischen und kirchlichen Rahmen darauf eingegangen, wenn Vermisstenmeldungen und Todesnachrichten in den Familien eintrafen – und Schüler zu Halbwaisen wurden? Gab es einschlägige Materialien für die Hand der Lehrer und Pfarrer? Oder sollte all dies in den genannten schulischen und kirchlichen Wirkungsfeldern einfach übergangen worden sein? Die Begleitpublikation trägt nichts zur Klärung der diesbezüglich im Alltagsleben der Kriegsjahre virulenten Fragen bei – wie sie auch keine Auskunft zur (geleisteten oder nicht geleisteten?) Seelsorge in den Kriegsgefangenenlagern (S. 95-105) vermittelt. Ebenso fehlt im Zusammenhang der Ausführungen zum Bereich „Propaganda“ (S. 107-110), ob und inwieweit die Kirchen dafür mit eingespannt wurden bzw. selbst in propagandistischer Weise wirkten.

Recht breit dargestellt wird die insbesondere in Bethel geleistete medizinische Hilfe für die Versorgung von Verwundeten (S. 125-135) – aber auch hier findet keine Reflexion darüber statt, dass es sich bei „Bethel“ seinerzeit um eine durch und durch nach evangelisch-kirchlichen Überzeugungen geführte und gestaltete diakonische Großeinrichtung handelte. Was bedeutete das aber für die in den dortigen Lazaretten Versorgten? Haben diese (und deren Angehörige) dort auch eine seelsorgliche Begleitung erfahren? Wenn ja – wie sah diese aus? Konnten (oder wollten) sich dort Behandelte einer kirchlichen Einflussnahme auf sie entziehen? Auch dies bleibt ungeklärt – wie man auch zur kirchlichen Rolle angesichts der aufkommenden sozialen und politischen Proteste im Ruhrgebiet (S. 149-169) nichts erfährt.

Als Summe aus den genannten Beobachtungen bleibt festzuhalten, dass der Aspekt „Religion“ bzw. „religiöse Prägung und Orientierung der Menschen in den Jahren des Ersten Weltkriegs“ bedauerlicherweise in so geringem Maße in der Begleitpublikation berücksichtigt worden ist, dass es schwerfällt, das nicht als gravierenden Mangel zu beschreiben. Und da kaum davon auszugehen sein dürfte, dass man sich seitens des Landeskirchlichen Archivs in Bielefeld und des Archivs der Lippischen Landeskirche in Detmold einer Zusammenarbeit zur Vorbereitung der Ausstellung verweigert haben sollte, stellt sich auch die Frage, warum man bei der Vorbereitung der Ausstellung im LWL-Museum in Münster die in den beiden genannten Archiven vorhandene kirchengeschichtliche Kompetenz nicht genutzt hat – wie auch das Institut für Kirchliche Zeitgeschichte in Recklinghausen nicht mit in der Liste derjenigen Institutionen erscheint, denen man für die Unterstüt-

zung der Ausstellung Dank sagt (S. 182-184). Rezensent ist jedenfalls überzeugt, dass die Zeiten, in der in der Allgemeingeschichte die Kirchen- und Religionsgeschichte trotz ihrer (zumindest bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein) prägenden Bedeutung für das Gesellschaftsganze nur stiefmütterlich und randständig behandelt wird, längst der Vergangenheit angehören sollten.

Jürgen Kampmann

Iris Nölle-Hornkamp (Hg.), *Heimatkunde. Westfälische Juden und ihre Nachbarn*, hg. im Auftrag des Jüdischen Museums in Dorsten, Klartext-Verlag, Essen 2014, geb., 288 S., zahlr. s/w u. farbige Abb.

Erinnerungsfähigkeit ist für alle menschlichen Individuen und Kollektive eine (über)lebenswichtige Eigenschaft. Wer sein Gedächtnis verliert, büßt damit zugleich sein Selbst-Bewusstsein und seine Identität als unverwechselbares Individuum ein. Jeder neue Tag beginnt, als ob es der erste im Leben des Betroffenen wäre; jeden Tag aufs Neue muss der Kampf gegen die *tabula rasa* im Kopf und gegen das Chaos in der Wahrnehmung aufgenommen werden, und der Unglückliche ist dazu verurteilt, immer wieder dieselben Fehler zu machen, statt aus ihnen dauerhafte Folgerungen ziehen zu können, weil ihm der Rückgriff auf die Erfahrungen früherer Tage und Jahre versperrt ist. Für menschliche Kollektive gilt *mutatis mutandis* dasselbe: Sie sind beim Verlust von Erinnerung und Tradition dazu verurteilt, im Orkus der Geschichte unterzugehen.

Mit Recht ist in den letzten Jahrzehnten immer wieder darauf hingewiesen worden, welch ungeheure Bedeutung die Erinnerung für den Fortbestand des Judentums sowohl in religiöser als auch in nationaler Beziehung hat. Ohne die ständige Erinnerung an die eigene Geschichte und den Gottesbund, ohne die Tradition der rituellen Wiederholung pädagogischer Formeln an allen hohen Festtagen wäre das Judentum wohl schon in vorchristlicher Zeit nach der Zerstörung des salomonischen Tempels untergegangen, und diese ritualisierte Erinnerung half den Juden auch in den zahllosen Verfolgungen, Pogromen und Vertreibungen der späteren Jahrhunderte, ihre Identität und ihren Zusammenhalt in der Diaspora nicht zu verlieren. Vor diesem Hintergrund bedarf es keiner weiteren Erläuterung, welche schweren Folgen die Shoa über die physische Vernichtung von Millionen von Individuen hinaus für den Fortbestand des Judentums als Kollektiv mit sich brachte.

Das vorliegend zu besprechende Buch stellt den gelungenen Versuch dar, für die Region Westfalen in einem Sammelband mit insgesamt 45 mosaikartig zusammengetragenen Einzeldarstellungen die Erinnerung an die Verwurzelung der westfälischen Juden in Städten, Dörfern und Vereinen und an die dichte Kommunikation mit ihren Nachbarn wiederherzustellen und auf diese Weise vielleicht auch die Grundlagen zu schaffen für eine neue Identität der jetzigen Gemeinden, über die bloße Zuwanderung Ortsfremder ohne lokale Tradition hinaus. Die Entstehung dieses Buches wurde großzügig

gefördert durch die LWL-Kulturstiftung Westfalen-Lippe und die Nordrhein-Westfalen-Stiftung „Naturschutz, Heimat, Kulturpflege“. Sie war im Übrigen eingebettet in ein umfangreiches Gesamtprojekt „Westfälische Juden und ihre Nachbarn“, an dem das Jüdische Museum in Dorsten seit 2011 gearbeitet hatte und zu dem außer diesem Sammelband eine Sonderausstellung mit Begleitveranstaltungen und ein Hörbuch von J. Monika Walther mit dem Titel „„Und alles lebt, was einst mit mir hier lebte ...‘ Westfälische Heimat – Jüdische Nachbarn“ (entstanden in Zusammenarbeit mit dem LWL-Medienzentrum für Westfalen) gehören sowie eine Website, auf der solche Gegenstände untergebracht wurden, die weder im Buch noch in der Ausstellung Platz gefunden hatten. Die Personalkosten des Projektteams, das neben der Herausgeberin des Sammelbandes Dr. Iris Nölle-Hornkamp aus Thomas Ridder M.A., Elisabeth Cosanne-Schulte Huxel und Dr. Norbert Reichling bestand, wurden von mehreren Stiftungen und vielen Einzelspendern und Freunden des Jüdischen Museums getragen. Einige der Beiträge des Sammelbandes, die hier wegen ihrer großen Zahl nicht einzeln rezensiert werden können, gehen im Übrigen zurück auf Referate einer im März des Jahres 2012 veranstalteten Tagung „Heimat – Exil – Diaspora. Jüdische Zugehörigkeitserfahrungen und -reflexionen“.

Der großzügig mit schwarzweißen und farbigen Illustrationen ausgestattete und dadurch im Wortsinn anschaulich gewordene Sammelband schließt mit Kurzbiographien der zahlreichen Beiträger und Beiträgerinnen sowie Anmerkungen zu den Einzelbeiträgen.

Es bleibt zu hoffen, dass dieses aspektreiche Buch seinen Zweck erfüllt, indem es möglichst zahlreiche Leser findet und dadurch dazu beiträgt, die gestörte Erinnerung an jüdisches Leben in Westfalen neu zu begründen, ohne dabei die brutalen Brüche in der deutsch-jüdischen Geschichte und Erinnerungskette zu übertünchen. Die Lektüre des voluminösen Bandes wird dadurch erleichtert, dass jeder Einzelbeitrag auch für sich verständlich ist, allerdings auch dadurch etwas erschwert, dass man zur Beschränkung des Buchumfangs eine sehr kleine Drucktype gewählt hat, die zumindest für ältere Leser mühsam zu lesen sein dürfte.

Dietrich Kluge

Holger Weitenhagen, Ein Dienst in den Vorhöfen ... Liz. Ludwig Seiler und der evangelische Presbiterverband für Rheinland (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte, Kleine Reihe, Heft 4), Habelt, Bonn 2015, geb., 110 S.

Der Theologe und Kirchenhistoriker Holger Weitenhagen beschäftigt sich bereits seit langem mit der evangelischen Publizistik, insbesondere des Rheinlandes. Er hat mehrere Veröffentlichungen zu diesem Themenbereich vorgelegt, darunter seine 2001 unter dem Titel „Evangelisch und deutsch: Heinz Dungs und die Pressepolitik der Deutschen Christen“ erschienene Dissertation. Zehn Jahre älter als der später als deutsch-christlicher Pressepfarrer sowie Mitarbeiter am unsäglichen „Institut zur Erforschung und

Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ in Thüringen wirkende Dungs ist Ludwig Seiler (1888–1977) der Protagonist der vorliegenden Neuerscheinung Weitenhagens. Seiler zählt nach Auffassung des Verfassers zu den „bedeutendsten Presse[männ]er[n] der Evangelischen Kirche vor 1945, nicht nur im Rheinland, sondern in der gesamten Deutschen Evangelischen Kirche“ (S. 9). Allein, er ist total in Vergessenheit geraten, ebenso der von ihm seit 1922 geleitete evangelische Presseverband des Rheinlandes. Weitenhagen beklagt eingangs diese Geschichts- und Personenvergessenheit geradezu als historische Ungerechtigkeit, erhielten doch Pressepfarrer „nur selten eine Würdigung wie ihre Kollegen aus der kirchlichen Ämterhierarchie“ (S. 13). Im konkreten Fall Ludwig Seilers führt er dies allerdings auch auf dessen faktische Absetzung (bzw. Nicht-Wiederinanspruchnahme) nach 1945 als früherer DC zurück, sowie – und mehr noch – auf den Totalverlust durch Ausbombung an Unterlagen des „Preßverbandes“ im März 1943 in Essen. Damit fehlt grundlegendes Material zur historischen Erforschung des Presseverbandes wie auch zur Person Seilers. Der Verfasser konzentriert sich daher auf dessen Publikationen, zieht aber auch das wenige Aktenmaterial (unter anderem Personalrestakten und Korrespondenzen) aus verschiedenen Archiven heran. Auch trennt er die Berufsleistung Seilers von dessen Privatleben, über das ohnehin nicht viel bekannt ist.

Nach einer Einführung in die evangelische Presselandschaft des Rheinlandes zeichnet Weitenhagen den Werdegang Seilers und dessen Pressearbeit bis 1933 nach. Ein weiteres Hauptkapitel widmet sich dann der Presselandschaft und der Pressearbeit Seilers nach 1933. Auf verschiedenen Exkursen zu gleichwohl wichtigen Arbeitsfeldern Seilers aus dem Kontext des rheinischen kirchlichen Publikationswesens nähert sich der Autor in einem Abschlusskapitel noch einmal systematisch Leben und Werk Seilers von 1933 bis zu dessen Tod 1977.

Die Lektüre begleitet die Frage, ob die Leistungen Seilers zumindest in den „elf Jahren des fast ungetrübten Erfolgs“ (S. 31) zwischen 1922 und 1933 die Publikation einer Biographie rechtfertigen (vgl. S. 14). In einem Lebenslauf von etwa 1948 zeichnete Seiler selbst unter anderem folgende Stationen nach: „Im Mai 1922 wurde ich zum Direktor des Evangelischen Pressverbands für Rheinland berufen. Meine Aufgabe war die Entwicklung unseres Sonntagsblattes, das bis zu einer Auflagenhöhe von 60.000 Beziehern anwuchs. [...] Bis zum Erliegen der gesamten evangelischen Presse unter dem Nationalsozialismus war ich Schriftleiter des rheinischen Sonntagsblattes ‚Sonntagsgruß‘, der von mir gegründeten Bildzeitschrift ‚Evangelische Welt‘, der ebenfalls von mir gegründeten Monatszeitschrift ‚Das evangelische Rheinland‘, und war von 1935 an Schriftleiter des Deutschen Pfarrerblattes, an dessen Wiedererscheinen wir zur Zeit arbeiten. [...] Unterstützt wurde diese Tätigkeit durch unsere verlegerischen Veröffentlichungen, die im Lichtwegverlag, dessen Leiter ich in Personalunion war, erschienen. Unser Verlagshaus in Essen brannte im März 1943, unsere Ausweichstelle im Predigerseminar in Soest im Dezember 1944 nieder. [...] Zu meinem 40. Geburtstag verlieh mir die theologische Fakultät der Universität Bonn den Titel eines

Licentiaten ehrenhalber. Seit Herbst 1920 bin ich verheiratet. Wir haben eine Tochter.“ (S. 14, S. 85f.; Lebenslauf von Pfarrer Lic. theol. Ludwig Leopold Seiler, o.D., in: LkA EKvW 1 neu/2602, S. 17f.).

In seinem Primär-Amt als Direktor des Evangelischen Presseverbandes für Rheinland orientierte sich Ludwig Seiler fachlich und strategisch an Prof. Dr. August Hinderer (1877–1945), seit 1917 Direktor des EPD, dem es um die eigenständige und aktive Vermittlung des Evangeliums im öffentlichen Raum ging (S. 13 und S. 16). Seilers Weg, Status und publizistische Position im rheinischen Presseverband, der ihn von 1921 bis 1945 besoldete, zeichnet Weitenhagen akribisch anhand von Impressumsangaben und Auflagenhöhen der von ihm verantworteten Blätter und Periodika (insbesondere des „Sonntagsgrusses“) sowie anhand von Auszügen, Zusammenfassungen oder Themen von ihm verfasster Beiträge und Kolumnen nach. Da längere Textpassagen von Seiler nicht dokumentiert werden, muss sich der Leser auf Weitenhagens Einschätzungen der kirchlichen und politischen Haltung seines Protagonisten verlassen (S. 39f.). So haucht der Verfasser den spärlichen Zeugnissen Seilers Leben, Emphase und Emotionen ein, die dem Leser ansonsten womöglich verborgen geblieben wären. 1927/1928 erlebte Seiler so „fraglos den Höhepunkt“ seines Ansehens und der Arbeit seines Presseverbands – wofür lediglich ein „herzlichster Dank“ von IM-Direktor Otto Ohl auf der Rheinischen Provinzialsynode als Beleg dient (S. 45).

Seilers inhaltliche Positionen bewegten sich im Mainstream damaliger protestantischer Weltanschauung, Kultur und Glaubenshaltung (S. 46f.). „Antijudaistische Ausfälle“ waren selten (S. 47), phasenweise (etwa um 1929) konnte Weitenhagen „keine Hinweise auf Antisemitismus oder ‚rechte‘ Tendenzen“ finden (S. 52), im Gegenteil: Bis Ende 1932 kritisierte der Seilersche „Sonntagsgruss“ wiederholt sogar den „Stahlhelm“ und insbesondere die Zugehörigkeit zu den Parteien des rechten Spektrums (S. 52 und S. 54). Und noch im November 1932 enthielt der „Sonntagsgruss“ einen eher kritischen Artikel zum Nationalsozialismus und zu den „Deutschen Christen“ (S. 55). Und obwohl Seiler 1933 durch die Gestapo verhaftet und mit einem zweimonatigen Hausarrest sowie Rede- und Schreibverbot belegt wurde (S. 86), gelang ihm seit 1933 doch im Fahrwasser der reichsweiten evangelischen Presse ein „Überleben in der Nische“ (S. 57) des Reichsverbandes der evangelischen Presse innerhalb der Reichspressekammer. Weitenhagen stuft es als „eine der wirklich großen Leistungen Ludwig Seilers“ ein, insbesondere hinsichtlich der publizistischen Behandlung politischer Fragen „ohne ernsthafte Sanktionen“ durch die Pressezensur und Justiz des NS-Regimes hindurchgekommen zu sein (S. 58). Unter diesen Bedingungen zu bestehen und auch in den Vorkriegsjahren die „gleichbleibend gute Zeitschrift“ „Sonntagsgruss“ herauszugeben, bewertet der Verfasser als „die entscheidende Lebensleistung“ Seilers (S. 59). Dabei beurteilt er die politische und kirchenpolitische Haltung Seilers differenzierter, als dass er sie allein aus dem Faktum von dessen zeitweiliger DC-Mitgliedschaft und dessen vermutlicher NSDAP-Mitgliedschaft ableiten würde. Seiler wandte sich nach dem Sportpalast-Skandal von den DC ab, öffnete auch seinen „Sonntagsgruss“ ab dem Jahrgang 1934 für die Positionen der Bekennenden Kirche (S. 62f.) und „berichtete genüsslich über

den Zerfall der DC“ (S. 65). Zudem erschienen die wenigen Beiträge, die aus heutiger Sicht als NS-konform zu bezeichnen sind, „alle nicht aus der Feder Ludwig Seilers“ (S. 65). Weitenhagen konstatiert gleichwohl für diese Zeit einen auffälligen, aber „stille[n] Wandel von der Polemik zur Apologetik“, zumal Seiler „ab jetzt stets die Partei des ausgleichenden Ministers Hanns Kerrl“ ergriff (S. 66) – sofern man die Politik der Einengung der evangelischen Kirche durch das 1935 geschaffene Reichskirchenministerium unter Verzicht auf die radikale Fraktion in den DC-Reihen sowie der „Dahlemiten“ auf der anderen Seite als eine solche bezeichnen möchte.

Der Zweite Weltkrieg, der selbst nicht in den Artikeln der Sonntagszeitung thematisiert wurde bzw. werden sollte, führte dann als Folge der „Kriegswirtschaft“ im Mai 1941 auch zur Einstellung des „Sonntagsgrusses“ (S. 72). Nach der Ausbombung in Essen erhielt Seiler 1943 für seine ohnehin eingeschränkte Tätigkeit neue Räume im Soester Predigerseminar sowie Wohnraum im Pfarrhaus in Ostönnen (S. 86), womit er in die örtliche Nähe des ihm seit längerem freundschaftlich verbundenen Soester Pfarrers Dr. Paul Girkon gelangte, dessen frühe, aus dem Jahr 1933 stammenden Zeugnisse Seiler nicht nur als NSDAP- und DC-Mitglied ausweisen, sondern auch als eines „der ältesten Mitglieder des Kampfbundes für deutsche Kultur“ (S. 88f.). Weitenhagen hält Seiler dennoch nicht für einen linientreuen Nationalsozialisten und Deutschen Christen, sondern schließt sich hier dem Urteil Günther van Nordens an, der ihn „nur zu Beginn“ zu den überzeugten Deutschen Christen rechnen würde (S. 91). Weitenhagen zeigt hingegen einige Beispiele für die BK-Nähe bzw. BK-Aufgeschlossenheit Seilers, überlässt aber dennoch dem dadurch etwas irritierten Leser und Betrachter „eine abschließende Bewertung der Stellung Ludwig Seilers im Kirchenkampf“ (S. 93).

Seiler wurde zum 1. November 1952 aus außerdienstlichen, disziplinarischen Gründen vorzeitig in den Ruhestand versetzt, womit seine westfälische Amtstätigkeit als Pfarrer in Ostönnen (1945–1952) endete. Weitenhagen beurteilt Seiler abschließend nicht als eine Persönlichkeit, „die sich wirkliche Sympathie oder gar Hochachtung zu erwerben verstand. Jedoch: Auch andere, heute noch hochgeschätzte Repräsentanten aus der Zeit des Kirchenkampfes hatten ihre vergleichbaren Schattenseiten im privaten und dienstlichen Bereich“ (S. 100).

Der Verfasser macht mit dieser schmalen, aber durchaus beachtenswerten Publikation auf ein wichtiges Arbeitsfeld der evangelischen Kirche seit dem frühen 20. Jahrhundert erneut aufmerksam. Zugleich wird deutlich, wie schwer Quellenlage und Urteilsbildung im Fall Seiler sind. Beides zusammen haben ihn und sein Tätigkeitsfeld im Laufe der Jahrzehnte in Vergessenheit geraten lassen, zumal er seinen Dienst selbst eher „in den Vorhöfen“ (S. 44) als im Zentrum der öffentlichen Verkündigung des Evangeliums sah.

Jens Murken

Günter Brakelmann, Wilhelm Schmidt. *Bochumer Pfarrer in dramatischer Zeit. Eine biografische Dokumentation* (Evangelische Perspektiven Heft 6, Schriftenreihe des Kirchenkreises Bochum), Books on Demand, 2015, Kindle Edition 1375 KB/Print-Ausgabe brosch., 312 S.

Grundlage der Besprechung ist nicht das gedruckte, als „Book on Demand“ zu erwerbende Werk, sondern dessen „eBook“-Ausgabe. (Gelegentlich wird an einigen Stellen auch das gedruckte Buch herangezogen.) Dieses „elektronische Buch“ ist nicht mit Seitenangaben versehen, der Lesefortschritt wird hingegen mit einer „Position“ (Pos.) vermerkt bzw. einer Prozent- oder Restlesezeitangabe. Entsprechend ist die Belegführung in dieser E-Buchbesprechung zumeist etwas ungewöhnlich – aber eigentlich passend zu einem Werk von Günter Brakelmann, der gern auf einen genauen Anmerkungsapparat verzichtet und damit seine enormen Lesefrüchte und Materialsichtungen leider schwer wiederauffindbar bzw. intersubjektiv überprüfbar macht.

Es empfiehlt sich, die Lektüre dieses Buches zur besseren Verortung der Motivation des Autors nicht nur mit dem Vorwort (S. 7-9) zu beginnen, sondern auch mit dessen „persönlichem Nachwort“ (S. 295f.) sowie mit zwei im Anhang abgedruckten Predigten: Der Predigt des Herforder Pfarrers Dr. Gerd Meuß anlässlich der Beerdigung von Pfarrer Wilhelm Schmidt am 26. Januar 1976 und der Predigt des Autors anlässlich eines zwei Wochen darauf folgenden Gedenk- und Dankgottesdienstes in der Bochumer Melancthon-Kirche. Diese Texte zum Einstieg in die Biographie Wilhelm Schmidts (1911–1976) liefern erste Einschätzungen und Einordnungen zu dessen Persönlichkeit und Theologie. Zugleich verdeutlichen sie die enge Verbundenheit Brakelmanns mit seinem 20 Jahre älteren Protagonisten von Jugendzeiten an, „ohne den ich nicht geworden wäre, was ich geworden bin“ (S. 296). Zeitzeugenschaft und gründliche Archiv- und Materialrecherche gewähren dem Leser einen nahen Einblick in das Leben Schmidts. Dabei behandelt Brakelmann nicht einmal die letzten zwei Lebensjahrzehnte des dann nach Paderborn gewechselten Pfarrers, sondern nur die Jahre von der Geburt bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs (1911–1945) und die Jahre von der Kriegsgefangenschaft bis zum Abschied aus Bochum (1945–1955).

Günter Brakelmann ordnet den Lebensweg und Ausbildungsgang des in Lübbecke Geborenen in die Zeitläufte ein in der Absicht, damit prägende Erfahrungen durch die damaligen Kriegs- und Krisenzeiten zu benennen sowie deren sozialisierende Wirkungen zu betonen. „Auch wenn er alles noch nicht bewusst miterlebt hat, so wurde ihm beim Älterwerden immer mehr deutlich, dass er in einer Zeit von politischen und wirtschaftlichen Turbulenzen lebte“ (Pos. 117). Neben seinem kleinbäuerlichen Elternhaus prägte ihn die „erweckliche“ und zugleich praktisch-pädagogische Jugendarbeit, die er seit 1921 als Mitglied des Jungmännervereins unter seinem Konfirmator und Gemeindepfarrer Ernst Güse in Lübbecke erlebte, „stark in seinem Glauben und in seiner persönlichen Lebensführung“ (Pos. 122). Die bescheidene bäuerliche Existenz des Elternhauses ließ wenig irrationalen Optimismus zu, hingegen war alles „Einübung in lebensnahen Realismus“ (Pos. 128). Bescheidenheit, Mäßigung, harte Arbeit und Disziplin prägten

Schmidts Lebensweise. „Die Pflicht stand als die zentrale Tugend über allem, was dem Leben Struktur und Inhalt gab“ (Pos. 134). 1930 legte Wilhelm Schmidt als erster Sprössling seiner Familie das Abitur ab. Er galt damals bereits als eigenständige Persönlichkeit mit besonderen religiösen und literarischen Interessen (Pos. 156). Im Anschluss an ein Selbststudium der Sprachen nahm Schmidt 1930/1931 das Studium der Evangelischen Theologie in Münster auf, wechselte zwischendurch an die Universität Tübingen und kehrte dann wieder an seine Alma Mater zurück. Nachhaltige Wirkung entfalteten der Neutestamentler Otto Schmitz (1883–1957) und der Praktische Theologe Wilhelm Stählin (1883–1975) beim Studenten. Vor dem Prüfungsausschuss der Bekennenden Kirche, der er sich unterdessen angeschlossen hatte, legte er 1935 das 1. Theologische Examen ab. In jenen Jahren war Schmidt zugleich in der Jugendarbeit der Christlichen Pfadfinderschaft aktiv (1929–1937), fungierte zeitweilig als CP-Gauleiter. In dieser Funktion publizierte er unter anderem eine Stellungnahme, die seiner Klientel deutlich den Abstand zur NS-Bewegung aufzeigte und die Ablehnung der Gleichschaltung der Jugendarbeit postulierte: „Keiner unserer Leute kann aktiv in der NSDAP stehen. Kreuz und Lilie schließen die Parteizugehörigkeit aus“ (Rundbrief, Mai 1933) (Pos. 252). Bei gleichzeitiger, vom nationalen Denken getragener Bejahung des „neuen“ Staates und des Führersystems betonte Wilhelm Schmidt aber auch die selbständige Arbeit evangelischer und bündischer Erziehungsarbeit, dies gleichsam im Sinne einer Art „Zwei-Reiche-Lehre“. „Wir haben uns als Christen nicht für oder gegen den totalen Staat zu entscheiden. Wir werden Front machen gegen ihn, wenn er die Verkündigung hindert. Wir werden ihn freudig bejahen, wenn er sich beschränkt auf sein Gebiet staatlicher Wirksamkeit“ (Pos. 284). Dabei gestand Schmidt dem Staat durchaus kirchenrechtliche Ordnungskompetenz zu, dieses jedoch nicht auf der Ebene der Kirchengemeinde. „Die Gemeinde als Schar der Gotthörigen ist dem Staat entzogen. [...] Gemeinde ist auch dann noch, wenn alle Staaten längst nicht mehr sind. Gemeinde ist auch dann noch, wenn das Dritte Reich längst vergangen ist“ (Pos. 296). Schmidt und andere durchschauten, dass der religiöse Aufbruch im Zuge der NS-Machtübernahme nicht einer theologischen Neubesinnung entsprang, sondern kirchenpolitischem Konformismus angesichts eines der Kirche vom Staat vermeintlich gewährten Freiraums für ihre „Volksmission“ im Windschatten der „nationalen Revolution“ (Pos. 357–362). Günter Brakelmann urteilt, dass nur wenige Theologen in der Anfangszeit des „Dritten Reiches“ derart klar gedacht und so verständlich formuliert hätten wie der junge Theologiestudent Wilhelm Schmidt (Pos. 362). Nach seinem Examen wies man Schmidt der Synode Lübecke und der Kirchengemeinde Gehlenbeck zu (1935/1936). Er wohnte in dieser Zeit im Elternhaus. Während seiner Vikarszeit erhielt Schmidt eine (folgenlose) gerichtliche Vorladung, nachdem er einen DC-Redner öffentlich kritisiert hatte und deshalb bei der Gestapo denunziert worden war (Pos. 446). Brakelmann zeichnet nach, wie Wilhelm Schmidt mit Blick auf die Ablegung seines 2. Theologischen Examens an eine Weichenstellung gelangte. Zwar verstand er sich seit Beginn des „Kirchenkampfes“ als BK-Mitglied, doch hatte er gegenüber der unionsdominierten sowie von Reformierten

durchsetzten Prüfungskommission des Bruderrates ebenso Vorbehalte wie auf dem Hintergrund seiner lutherisch-reformatorischen Theologie Probleme mit der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 und Teilen der Dahlemer Erklärungen (Pos. 485). Daher war Schmidt bereit, sich von einer konsistorialen Prüfungskommission prüfen zu lassen – allerdings nur unter der Bedingung, dass ihr kein DC-Mitglied angehörte (Pos. 474-479, 495). Letztlich meldete er sich 1937 zwar beim Prüfungsamt der Westfälischen Bekenntnissynode zum 2. Examen, übersandte seine dann bereits benoteten Unterlagen aufgrund seiner Kritik an der Haltung der BK den kirchlichen Behörden gegenüber aber weiter an das Konsistorium, um eine „legale“ mündliche Prüfung zu erwirken. Diese erfolgte ohne DC-Beteiligung Ende 1937 in Münster (Pos. 532).

In Lübbecke wurde Wilhelm Schmidt ordiniert, sein Hilfsdienstjahr leistete er dann in Bochum-Wiemelhausen ab, einer kirchenpolitisch tief gespaltenen Gemeinde mit DC-dominiertem Presbyterium. Hilfsprediger Schmidt war dem Melanchthon-Bezirk und dem Dienst an der in den Jahren zuvor stärker gewordenen Bekenntnisgemeinde zugewiesen worden. Er positionierte sich rasch gegen die in seinen Augen machtbesessenen, aber nicht geistigen Vertreter der DC. Über diese Position der Ablehnung der NS-Weltanschauung ging er aber nicht hinaus – „etwa in Richtung eines politischen Widerstands gegen das NS-System im Ganzen“ (Pos. 744). Das Presbyterium kündigte dem Hilfsprediger Schmidt zum 1. November 1938, aber das Konsistorium beauftragte ihn, der als Mann der „Mitte“ galt, weiter wie gehabt (Pos. 759ff.). Auch der „Kirchenkampf“ in der Gemeinde setzte sich fort, zumal mit Pfarrer Dr. Otto Klein einer der führenden Deutschen Christen Westfalens in ihr tätig war. „Schmidt ist einer der wenigen in der Bochumer Synode, der eine klare theologische BK-Position mit der Bereitschaft zu Friedensgesprächen verbindet“ (Pos. 853). Wilhelm Schmidt heiratete in dieser Zeit, Anfang 1939, Else Bökelheide aus Lübbecke.

Der bald darauf beginnende Zweite Weltkrieg veränderte die Vorzeichen der gemeindlichen Existenz und der kirchenpolitischen Kämpfe. Schmidt erkannte dies und unternahm einen neuen Anlauf zur pragmatischen Zusammenarbeit im krisengescheiterten Bruderrat der Kirchengemeinde (Pos. 924, 1058). Seine Position war dennoch schwierig und umstritten, da er sich selbst als bekennender Lutheraner zwar als Glied der BK erachtete, formal jedoch nicht deren Mitglied war und den „Neutralen“ zugerechnet wurde (Pos. 936). Da Wilhelm Schmidt immer noch Hilfsprediger war, bemühte er sich darum, die vakante Pfarrstelle im Melanchthon-Bezirk der Kirchengemeinde Wiemelhausen zu erhalten („Kampf um die 2. Pfarrstelle“, 1939–1942) (Pos. 1082ff.). Dies wurde erschwert, nachdem Schmidt im März 1941 zur Wehrmacht einberufen worden war. Er war zunächst als Besatzungssoldat kurz in der Normandie, dann in Belgien, diente in der Armee als Funker bis 1945 aber vor allem in der Heeresgruppe Nord (Pos. 1203, 2675). Günter Brakelmann zeichnet den komplizierten und umkämpften Weg nach bis zur Berufung Schmidts zum Pfarrer ein Jahr später, im März 1942 (Pos. 1351). Bis Ende 1944 hatte der sonst so realistische Wilhelm Schmidt mit überraschender Penetranz, wie Günter Brakelmann urteilt, den Sieg im Krieg aus Gottes

Hand erhofft (Pos. 1875). Ausführlich präsentiert und interpretiert Brakelmann die Korrespondenz an und von Schmidt im Krieg, insbesondere dessen Rundbriefe an die Gemeinde, aber auch Predigten vor den Soldaten, wenngleich er diese in ihrer Wirkung anzweifelt: „Das Kriegsgeschehen nimmt in jedem Fall ein tröstliches Ende. Ob das für die Hörer ein Trost gewesen ist oder eine Vertröstung – wir wissen es nicht“ (Pos. 2596). Schmidts Theologie stellte eine Verkündigung dar, „die Gott in Jesus Christus im Gang der Waffen anwesend sein lässt“ (Pos. 2710). Der Glaubende hat demnach alles als Gottes Willen hinzunehmen: „Töten oder getötet werden – in allem ist Gott mit seinem Sohn am Werk“ (ebd.). Aus solchem Glauben konnte, so Günter Brakelmann, kein Aufbegehren gegen die „organisierte Tötungsmaschinerie“ erwachsen (Pos. 2716). Dabei stimmte Wilhelm Schmidt durchaus nicht vollständig den nationalsozialistischen Politikzielen zu. Sein Obrigkeitsverständnis ließ jedoch keinen Ungehorsam gegen den Staatsführer und obersten Kriegsherrn zu. Seine Hauptaufgabe sah Schmidt darin, das Kriegsgeschehen als göttlichen Weltwillen zu verstehen und „in diesem Glauben an einen letzten göttlichen Willen zu kämpfen und zu sterben“ (Pos. 2743). Brakelmann formuliert es zwar mit Blick auf die alltägliche Todeserfahrung des Soldatendaseins verständnisvoller als der Rezensent – doch hier wurde gewiss die Theologie missbraucht, um dem Angriffs- und Vernichtungskrieg einen Sinn zu geben (vgl. S. 149). – Wilhelm Schmidt kam im Anschluss an die Kurlandschlachten nach Gotenhafen, erlitt eine Verwundung und eine schwere Erkrankung, geriet kurz in britische Kriegsgefangenschaft und fand Ende Juli 1945 in Lübecke seine Familie gesund vor (Pos. 2774).

Die erste Nachkriegspredigt Schmidts vom 1. Juli 1945 dokumentiert Günter Brakelmann in transitorischer Absicht zwischen seinen beiden Hauptkapiteln vollständig und zeigt daran die verschiedenen Zusammenbrucherfahrungen im Jahr 1945 auf, denen der sittlich-moralische Zusammenbruch vieler Soldaten (nach Schmidts Erfahrung) vorausgegangen war (Pos. 2951). Schmidts Predigt war aber nicht nur eine laute Bußpredigt, sondern auch eine Einladung, „sich in die Ordnung des menschenfreundlichen Vaters zurück zu begeben“ (Pos. 3036). Schmidts Sätze sind mitunter verstörend, scheinen sie doch von einer Sinnhaftigkeit des deutschen Angriffskrieges zu handeln, doch er äußert auch einsichtig: „Wir wollten Menschen gewinnen, aber wir haben Leid gebracht über uns selbst und über viele Völker. Es war ein Tun ohne Befehl und Auftrag Jesu“ (Pos. 3087). Mehr noch als in weiten Teilen des ersten Buchabschnitts dokumentiert Günter Brakelmann auch im zweiten Abschnitt zahlreiche Predigten Schmidts seit 1945 vor unterschiedlichem Publikum, darunter nicht nur Gemeindepredigten. Vor dem Hintergrund der Zusammenbruchsgesellschaft bescheinigt Brakelmann Wilhelm Schmidt in dessen Predigten „eine große intellektuelle und kerygmatische Leistung“ (Pos. 3573). Schmidt, der seit dem 1. September 1945 – und damit genau sechs Jahre nach Kriegsbeginn – wieder offiziell im Wiemelhauser Gemeindedienst war, erreichte auch mit Diskussions- und Vortragsabenden zahlreiche Gemeindeglieder – und auch jene Ortsansässigen, die in der NS-Zeit aus der Kirche ausgetreten waren und nun wieder eintreten wollten (Pos. 3749; vgl. dazu das Kapitel S. 210-217). Aus seinen dialogischen Unter-

nehmungen heraus gründete Wilhelm Schmidt am 1. März 1948 die „Gemeindeakademie Melanchthon“ als „Evangelische Akademie Westfalen. Arbeitskreis Bochum“ (Pos. 3842), in deren Vortragsveranstaltungen auch der „judenchristliche“ ehemalige Bochumer Pfarrer Hans Ehrenberg referierte. Die Themen der Melanchthonakademie, auf die 1953 die Stadtakademie folgte, waren eher unpolitisch, nicht aktuell und nicht zeithistorisch ausgerichtet. Dass Wilhelm Schmidt das zeitgenössische „politische Christentum“, das sich – nach seiner Wahrnehmung – zu allen Zeitfragen äußerte und dabei polarisierte ohne aufzuklären, mit Skepsis betrachtete, das dokumentiert ein längerer Brief an Martin Niemöller vom Herbst 1947 im Anschluss an zwei Vorträge, die Niemöller, damals Leiter des Kirchlichen Außenamtes der Evangelischen Kirche in Deutschland, in Bochum (und/oder Dortmund) gehalten hatte. Wie man es bereits während seiner Hilfspredigerzeit bemerken konnte, so äußerte sich der unbekannte Gemeindepfarrer Schmidt auch gegenüber der großen Autorität der evangelischen Kirche, die Martin Niemöller durch die Führungsrolle im Pfarrernotbund sowie seine siebenjährige Haft als persönlicher Gefangener Hitlers war, furchtlos, unverstellt, offen, wohlmeinend und – kritisch, insbesondere hinsichtlich Niemöllers Haltung zu den Lutheranern sowie seiner vermeintlich mangelnden Ernsthaftigkeit im Umgang mit den lutherischen Positionen. „Ihre tiefe Sorge um den Weg der EKD sollte sich nicht in Ärger und Ressentiment Luft machen“ (Pos. 3814).

In eigenen Kapiteln widmet sich Günter Brakelmann der Wiedereingliederung von DC-Pfarrern nach 1945, dies ausführlich am Beispiel der Wimmelhauser Amtskollegen von Schmidt, Dr. Otto Klein und Hans Bertelsmann. Briefwechsel untereinander, Korrespondenz mit dem kirchlichen Entnazifizierungsausschuss, aber auch DC-Publikationen aus der „Kirchenkampf“-Zeit verdeutlichen, wie etwa der Nationalsozialist und Pfarrer Dr. Klein, der nach dem Krieg sogar die zuvor von ihm stark bekämpfte Barmer Theologische Erklärung anerkannte, tatsächlich „gedacht, gesprochen und geschrieben“ hat (Pos. 4471). Auch im Fall des 1945 durch Präses Karl Koch beurlaubten Pfarrers Hans Bertelsmann (Pos. 4518ff.) fungierte Wilhelm Schmidt als Mittler, Kontakt- und Auskunftsperson. Der gläubige Nationalsozialist und zur radikalen Richtung der Thüringer DC tendierende Pfarrer Bertelsmann hatte sehr opportunistisch agiert, was man ihm nunmehr vorhielt. Der Gemeindeausschuss bezeichnete ihn gar als „Psychopath[en], der jedem äußeren Einfluss unterliegt“ (Pos. 4607), und verlangte seine Versetzung. Mehr noch als im Falle Otto Kleins zeige sich bei Hans Bertelsmann, den der kirchliche Entnazifizierungsausschuss ebenfalls zur Versetzung in ein anderes Pfarramt empfahl, „dass diese Ausschüsse keinen Mut zu realen disziplinarischen Konsequenzen für die gehabt haben, die eindeutig die kirchliche Lehre aufgelöst und Gemeinden zerstört haben“ (Pos. 4654). – Wilhelm Schmidt gelang es nicht in jedem Fall, seine angestrebten Brückenbauer- und Wiederaufbaudienste in der Gemeinde zum Erfolg werden zu lassen (vgl. dazu auch die Beispiele im Kapitel zum Neubeginn des Gemeindelebens; S. 276ff.). Nicht jede seiner Initiativen stieß auf ungeteilte Zustimmung, so sein Engagement für die Christliche Pfadfinderschaft. Dabei war

Schmidt neben seinem Pfarramt „ein leidenschaftlicher Jugendpädagoge“ (Pos. 4763), für den es durchaus unterschiedliche Formen der Jugendarbeit gab. Günter Brakelmann kann aus den – teils selbst miterlebten – Nachkriegsaktivitäten Schmidts aufzeigen, dass dieser ein hart und diszipliniert arbeitender Mann gewesen ist, der ununterbrochen gefordert war, dabei persönlich asketisch und anspruchslos lebte (Pos. 4827). Er las bei Gelegenheit theologische Literatur und hinterließ selbst hunderte von handschriftlichen Predigten, Andachten und Vortragsentwürfen. „Und das konnte er alles nur leisten, weil seine Frau ihn in seinen Aktivitäten verstand und unterstützte“ (Pos. 4832). Seine Frau Else verstarb an den Folgen eines gemeinsam erlittenen Autounfalls in der Nähe ihrer beider Lübbecker Heimat 1954. Wilhelm Schmidt wechselte daraufhin (aber nicht deswegen) 1955 in eine neue Pfarrstelle und eine neue, rein lutherische Kreissynode, nach Paderborn. Diese Zeit streift Brakelmann am Ende seines Buches eher kursorisch. In einem intensiven, teils von persönlichen Angriffen begleiteten theologischen und kirchenrechtlichen Streit mit dem Landeskirchenamt um die Grundartikel der neuen Kirchenordnung der Evangelischen Kirche von Westfalen war der Lutheraner ins Abseits geraten, auch innerhalb der Bochumer Kreissynode mit ihrer Mehrheit uniert denkender Pfarrer und Laien. Brakelmann zeichnet auch diesen heftigen Konflikt dokumentenreich gegen Ende des Buches nach. Dennoch unterliege es keinem Zweifel, dass Schmidt in den Nachkriegsjahren eine „überdurchschnittliche Leistung als Gemeindepfarrer erbracht hat“ (Pos. 5392).

Dieses Buch, mit dem Günter Brakelmann den Lebensweg von Pfarrer Wilhelm Schmidt vor allem bis 1955 nachzeichnet, ist in seinem ersten Teil zugleich ein wichtiger und gleichermaßen lesenswerter wie bildender Beitrag zur Geschichte des „Kirchenkampfes“ in Westfalen, gewinnt man doch den Eindruck, dass das Geschehen in Wiemelhausen in seinen Facetten, seiner Bandbreite und seiner Schärfe die Geschichte der (Kirchengemeinden in der) Evangelischen Kirche Westfalens in der NS-Zeit exemplarisch spiegelt. Für den differenzierenden, wenngleich dezidiert lutherischen Theologen Wilhelm Schmidt blieb dabei der Staat – auch im Krieg – stets kirchlich unantastbar. „Schmidts traditionelles Obrigkeitsverständnis ließ weder eine am Glauben orientierte Distanz noch eine politische Widerständigkeit zu“ (Pos. 2185). Anders als beim Blick auf das politische Fernhalten sorgte die Kriegserfahrung an der Front für manche praktische ökumenische Übereinkunft. Diese machten das Zusammenwirken Schmidts mit katholischen Theologen häufig leichter als mit manchem nationalreligiösen evangelischen Amtsbruder. Wilhelm Schmidt sollte diese Erfahrung nach dem Krieg in die Begegnung und Zusammenarbeit mit Katholiken in der „Una Sancta“ führen (Pos. 1379, 1766, 2031).

Günter Brakelmann pflegt seine chronologisch erzählte Biographie Schmidts vielfach in lange Quellentexte und auch Quellenbelege ein. Die Publikation eignet sich somit zugleich als ein theologisches Arbeitsbuch, da sich der Leser an Brakelmanns transkribierten Quellentexten und dessen Interpretationen entlang- und abarbeiten kann. Besonderes Augenmerk gilt dabei der impliziten und expliziten Kriegstheologie. Man kann sich der Emp-

fehlung Brakelmanns nur anschließen, die Predigten in Ruhe zu lesen: „Eine solche Predigtsammlung ist einmalig und ein spannungsgeladenes kirchengeschichtliches Zeugnis aus der Zeit tiefster politischer Depression und der mit ihr verbundenen Suche nach Hilfe aus christlicher Verkündigung und Seelsorge“ (Pos. 3578 bzw. S. 191).

Jens Murken

Andrea Hofmann, Psalmenrezeption in reformatorischem Liedgut. Entstehung, Gestalt und konfessionelle Eigenarten des Psalmliedes, 1523–1650 (Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte 45), Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, geb., 340 S.

Diese Heidelberger Dissertation untersucht mit dem Psalmlied ein gewichtiges Stück Kultur- und Konfessionsgeschichte von der Reformation bis zur Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg. Die Psalmlieder sind ein Spezialfall hymnologischer Kulturgeschichte, an dem Hofmann grundlegende Fragen der Verhältnisbestimmung zwischen den Konfessionen im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts deutlich machen kann. Denn „das Singen der Psalmlieder wirkte durch das gemeinsame Loben Gottes, aber auch durch das gemeinsame Verfluchen der Feinde, identitätsstiftend“ (S. 13). In der Zeit zwischen 1523, dem ersten deutschen Psalmlied Luthers „Ach Gott vom Himmel sieh darein“ (Ps 12), und 1650 sind für den deutschsprachigen Raum über zwanzig Liedpsalter als Gesamtpsalter mit 150 Psalmereimungen bekannt, wozu sich noch weitere Psalmliedsammlungen gesellen. Diese Gattung ist bei Lutheranern, Reformierten, Katholiken und bei den Täufern belegt. Hofmann berücksichtigt dabei, dass Psalmlieder weitgehend gesungene Phänomene darstellen und dass daher die Melodien konsequent mitbedacht werden müssen. So kommt sie zu neuen Einsichten in der Frage nach konfessionsspezifischen und konfessionsverbindenden Eigenarten der Psalmenrezeption im reformatorischen Liedgut, die als Literatur- und Musikgeschichte über die engere Kirchengeschichte hinausreicht. „Das Psalmlied erweist sich als eine Gattung, die im Spannungsfeld von konfessioneller Profilierung, Transkonfessionalität und Interkonfessionalität steht“ (S. 33).

Hofmann beginnt mit einer Darstellung der Bedeutung, der Theologie und der musikalischen Wahrnehmung der Psalmen bei Luther, Zwingli, Bucer und Calvin, die allesamt auf dem Boden der mittelalterlichen liturgischen und monastischen Psalmenfrömmigkeit stehen und sich mit dem Psalmlied im Rahmen ihrer Gottesdienstreformen beschäftigen. Keiner der Reformatoren hat eine eigenständige Schrift zum theologischen oder poetologischen Konzept des Psalmliedes verfasst. Aber allen vier Reformatoren ist gemeinsam, dass der Gottesdienst verständlich sein soll, so dass sie Psalmlieder in deutscher Sprache fördern. Alle vier sind zudem von der neuesten Musik ihrer Zeit begeistert. Luther und Zwingli treten auch als Liederdichter und Komponisten in Erscheinung, wobei Zwingli allerdings die Musik aus dem Gottesdienst verbannt. Schließlich verstehen alle vier Reformatoren den Psalter, ganz in der mittelalterlichen Tradition verwurzelt, zum einen als „kleine biblia“ (so Luthers Vorrede

auf den Psalter 1528) und zum anderen christologisch. Daneben gibt es aber auch signifikante Unterschiede, die in der Folgezeit in lutherischen und reformierten Gemeinden kulturprägend werden.

Luther dichtete und komponierte verschiedene Psalmlieder. Er verstand dabei das Singen der Psalmlieder als Evangeliumsverkündigung, bei der „verbum theologiae“ und „vox musica“ miteinander verschmelzen. „Die Psalmlieder garantieren die Teilhabe eines jeden Gemeindeglieds an der Wortverkündigung.“ (S. 45) Die bei ihm zentrale Verbindung von Singen und Sagen ist auch für sein Verständnis der Psalmlieder entscheidend. Von hier aus erklärt sich auch, dass seine Psalmlieder stark christologisch grundiert sind; die Rechtfertigungslehre kommt in ihnen häufig zur Sprache. Zusammen mit seinem Verständnis von Musik, die nicht nur Plattform für Botschaften ist, sondern auch Evangelium verkündigen kann (vgl. WA Tischreden Bd. 1, Nr. 1258: „Deus praedicavit evangelium etiam per musicam.“), wurden Luthers Psalmlieder für die deutsche Sprach-, Lied- und Musikgeschichte stilbildend.

Ebenso wichtig und stilbildend ist Calvin mit der Initiierung des Genfer Psalters. Psalmengesang ist bei Calvin der einzige Gemeindegesang im Gottesdienst. Die Psalmen versteht Calvin als Gebete der Gemeinde und nicht wie Luther als Evangeliumsverkündigung. Anders als bei Luther sollen die Psalmenlieder streng an den biblischen Text gebunden sein, so dass es in ihnen keine christologischen Passagen gibt. Schließlich steht der Text so stark im Vordergrund, dass die Melodie nur unterstützende Funktion haben darf. Während später in der lutherischen und katholischen Tradition die Kontrafaktur, also das Übernehmen von ursprünglich anderen Texten zugeordneten Melodien, zu einem weit verbreiteten musikalischen Rezeptionsmodus der Psalmenlieder wird, enthält der 1562 publizierte Genfer Psalter für jeden Psalm eine eigene Melodie.

Vor diesem Hintergrund untersucht Hofmann die Psalmlieder in drei Zeitabschnitten. Angestoßen durch Luthers Liedschaffen bildet sich diese neue Gattung von 1523 bis 1572 aus. Flugblätter und Gesangbücher spielen dabei eine große Rolle. Wittenberg und Straßburg werden zu frühen Zentren. Im Schmalkaldischen Krieg wird das Psalmlied zu einem Politikum, indem mit Dichtungen zu Ps 2 und Ps 79 das Kriegsgeschehen verarbeitet und zugleich Kritik an der Obrigkeit geübt wird. Erste vollständige Gesamtpsalter einzelner Dichter sind dann 1542 mit Hans Gamersfelder, 1553 mit Burkhard Waldis (um 1490–1559) und 1565 mit Johann Magdeburg (um 1530–1565) nachzuweisen. Letzterer war übrigens der Bruder des an seinem Lebensende in Iserlohn tätigen Pfarrers Joachim Magdeburg (1525–um 1587), der das Lied „Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut“ (EG West 660) gedichtet hat.

Von 1572 bis 1618 ist der deutschsprachige Raum durch den Siegeszug des Genfer Psalters geprägt, dessen wichtigste deutschsprachige Übertragung 1573 von dem Königsberger Juristen Ambrosius Lobwasser (1515–1585) stammt. Der Lobwasserpsalter wurde (nicht nur) im reformierten Raum 200 Jahre lang gehegt und gepflegt, bevor er durch den Psalter von Matthias Jorissen (1739–1823) abgelöst wurde. Interessanterweise lässt sich Lobwasser konfessionell nicht eindeutig zuordnen. Vermutlich war er lutherisch geprägt, wurde aber vor allem im reformierten Raum rezipiert. Er selber aber stellte „seine Übertragung

des Genfer Psalters nicht nur in die reformierte, sondern auch in die lutherische Psalmliedtradition“ (S. 145). Dabei schrieb er seine Übertragung nicht für den öffentlichen Gottesdienst, sondern für die private Andacht. An Lobwasser wird die transkonfessionelle Kraft des Psalmlieds deutlich, die aber zu Beginn des 17. Jahrhunderts durch bewusst konfessionalistische Gegenprojekte unterminiert wird. Die Sammlungen „Der Psalter Davids Gesangweis“ (1602) von Cornelius Becker (1561–1604) und „Der Lutherisch Lobwasser“ (1618) von Johann Wüstholtz (†1626) versteht Hofmann als „konfessionelle Kontroversliteratur“ (S. 221). Die allermeisten Gesamtpsalter hatten mit Ausnahme von Lobwasser keine allzu nachhaltige Wirkung. Eine Ausnahme bildet hier der Becker-Psalter, was aber vor allem darauf zurückzuführen ist, dass Heinrich Schütz (1585–1672) für jeden dieser Psalmen einen vierstimmigen Satz geschrieben hat.

Eine weitere Ausnahme bildet der Ulenberg-Psalter. 1582 veröffentlicht der in Lippstadt geborene Kaspar Ulenberg (1549–1617) mit dem „Psalter des H. Propheten Davids“ in Köln den ersten komplett bereimten katholischen Psalter. Ulenberg wuchs in Lippstadt in einer evangelischen Familie auf und studierte Philosophie und Theologie in Wittenberg. Er konvertierte 1572 in Köln zum katholischen Glauben, wurde 1576 in Kaiserswerth zum Priester geweiht und wirkte ab 1583 wieder in Köln, von 1592 an als Leiter des Laurentianum-Gymnasiums. In Kaiserswerth begann er mit der Dichtung seines Psalters, der nicht für den liturgischen Gebrauch, sondern als Lehrwerk für Katholiken bestimmt war, was auch durch den angehängten Katechismus sichtbar wird. Er nimmt den Genfer Psalter positiv auf, weil dieser keine Änderung am biblischen Text vornehme, und kritisiert Luthers Psalter und die lutherische Psalmlieddichtung vehement, vor allem aufgrund der dort üblichen christologischen Deutung, die im Wortlaut des Psalters keinen Anhalt findet. Folgerichtig finden sich bei Ulenberg ebenso wie im Genfer Psalter keine christologischen Passagen. Seine Lieder „rezipieren den Bibeltext fast ohne Zusätze und sind deshalb theoretisch für alle Konfessionen singbar“ (S. 226; vgl. zum Beispiel Gotteslob 2013: Nr. 393 zu Ps 117, Nr. 421 zu Ps 23). Auch Ulenbergs Psalmlieder sind ein Beleg für den durch den Genfer Psalter angestoßenen interkonfessionellen Austausch.

Als letzte Phase untersucht Hofmann die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Hier verliert auch das lutherische Psalmlied zunehmend seine christologische Prägung und beschränkt sich auf die biblischen Bilder, mit denen das Grauen des Krieges verarbeitet wird, so dass die Psalmlieder verstärkt zu Gebeten werden und die Polemik deutlich reduziert wird. In diese Zeit fällt auch 1637 die Veröffentlichung der Psalmen Davids durch Martin Opitz (1597–1639), die eine bewusst konfessionsübergreifende Übertragung des Genfer Psalters darstellen. Auch bei Opitz ist eine präzise konfessionelle Zuordnung nicht möglich. Sein Psalter orientiert sich an Opitz' Reformwerk, der ersten deutschsprachigen Poetologie „Von der deutschen Poeterey“ (1624) und überträgt deren Grundsätze auf die Psalmen. Die Psalmendichtung wird so zu einer deutschsprachigen Literaturgattung, die es mit der lateinischen, italienischen und französischen Poesie aufnehmen kann und soll. In Opitz' Gefolge steht der „Teutsche Poetische Psalter Davids“ (Rinteln 1640) von Andreas Bucholtz (1607–1671), den er in seiner Zeit als Rektor des Gymnasiums in Lemgo (1637–1639) zu dichten begonnen hatte. Bucholtz machte 1630 in Wittenberg seinen Magister und studier-

te ab 1634 in Rostock Theologie. 1639 musste er aufgrund der Kriegswirren aus Lemgo nach Rinteln fliehen, wo er 1641 Professor für Moralphilosophie und Dichtung, ab 1645 auch für Theologie wurde. 1647 wechselte er nach Braunschweig und wurde dort 1663 Superintendent. Bucholtz benutzt den Luthertext, entscheidet sich aber im Zweifelsfall einige Male für die hebräische Vorlage. Anders als Opitz versteht er seine an der biblischen Worttreue und Opitz' Poetologie orientierte Dichtung mit Argumenten, die einerseits von der typisch lutherischen christologischen Psalmdeutung durchzogen sind, andererseits aber diese Poesie auch „als subjektive Gebete eines Glaubenden erscheinen lassen“ (S. 261). Von Polemik findet sich in ihnen kaum noch eine Spur. Seine Psalmen verstehen sich vor allem als Literatur, der Gesang wird unwichtiger, weshalb auch keine Noten mit abgedruckt werden.

In Hofmanns Ausblick auf die kulturprägende Wirkung des Psalmlieds in der Musikgeschichte finden sich noch manche Überraschungen. So wurde der Genfer Psalter mit seiner Musik vor allem durch den Amsterdamer Komponisten und Organisten Jan Pieterszoon Sweelinck (1562–1621) europaweit verbreitet, im deutschen Raum vor allem durch dessen Hallenser Schüler Samuel Scheidt (1587–1654). Der katholische Komponist Orlando di Lasso (1532–1594) bearbeitete die Genfer Psalmen und zusammen mit seinem Sohn Rudolph di Lasso (1563–1623) Ulenbergs Psalmlieder. Der Choral, mit dem Bachs Kunst der Fuge traditionellerweise abgeschlossen wird, entstammt dem Genfer Psalter: „Wenn wir in höchsten Nöten sein“. Und schließlich verarbeitet der Gesang der Geharnischten in Mozarts Zauberflöte Luthers Melodie „Ach Gott vom Himmel sieh darein“. Was sich hier musikgeschichtlich zeigt, hat sein Pendant im Kreuz und Quer und Hin und Her der Melodiekontrafakturen der verschiedenen Psalmlieder, die in nahezu allen Kombinationen belegt sind, so dass von einer konfessionell profilierten lutherischen, reformierten oder katholischen Musik hier nicht die Rede sein kann. Gerade die Musik scheint so durch eine ökumenische Weite gekennzeichnet, die theologisch als vorbildlich bzw. als Anklang von Versöhnung gelten kann.

Hofmann hat für eine gleichermaßen kultur- wie theologiegeschichtlich orientierte Kirchengeschichte ein lesenswertes Buch vorgelegt, das die weitere Erforschung der Verhältnisbestimmung von „konfessioneller Profilierung und Interkonfessionalität“ (S. 279) differenziert voranbringt.

Harald Schroeter-Wittke

Frank Stückemann (Hg.), Johann Moritz Schwager: *Homiletische Volksaufklärung für den Landmann. Einzelpredigten und Predigtskizzen* (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 41), Luther-Verlag, Bielefeld 2014, brosch., 423 S.

Ein Jahr nach der Veröffentlichung der fünf Romane und des Reiseberichtes „einer Reise durch Westphalen“ von Johann Moritz Schwager in zwei voluminösen Bänden sowie des gleichzeitig erschienenen umfangreichen begleitenden Aufsatzbandes über Schwager unter dem programmatischen Titel „Er war ein Licht in Westfalen“, 2013 herausgegeben von Walter Gödden, Peter

Heßelmann und Frank Stückemann und im JWK 111 (2015), S. 334-340 besprochen, stellt Frank Stückemann 2014 den westfälischen Landpfarrer und „Lehrer“ der Volksaufklärung in Jöllenbeck, Johann Moritz Schwager, mit einem umfangreichen Predigtband als Prediger vor. Er enthält sorgfältig kommentiert elf „verstreut und separat gedruckte Predigten“ von 1776 bis 1800 (S. 71-252). Ihnen folgen einzelne Predigten und ein Jahrgang handschriftlich überlieferter „Predigtskizzen für den Landmann“ von 1779 (S. 253-393). Dem Buch ist als Epilog die Gedächtnispredigt auf Johann Moritz Schwager angefügt (S. 395-408), die sein Schwiegersohn Pastor Hermann Heinrich Rotert hielt (1804). Am Ende des Buches finden sich Literaturverzeichnis und Personenregister.

Stückemanns ausführliche Einleitung des Predigtbandes (S. 7-48) ordnet die homiletische Arbeit Schwagers in das literarische Feld der Predigt in der Aufklärungszeit sowie in den gesamten Lebens- und Predigtzusammenhang Schwagers ein. Der Leser wird hingewiesen auf literarisch und theologisch wichtige Bezüge Schwagers unter anderem zu Johann Joachim Spalding, Johann Salomo Semler und zu den „Predigten des Herrn Sebalduß Nothacker“ (1774) von David Christoph Seybold. Diese dienen Schwager als „ein brauchbares homiletisches Modell“ (S. 11) für die Entwicklung seiner eigenen Predigtweise. Im Fokus der hier wiedergegebenen Predigten steht „der gemeine Mann“ als Adressat, der „Landmann“, der bäuerliche Besucher der Jöllenbecker Marienkirche und nicht der gebildete städtische Christ, den Schwager allerdings auch habe ansprechen wollen mit seinem „Predigtbuch zur Beförderung bürgerlicher Glückseligkeit nach Anleitung der Sonn- und Festtäglichen Evangelien“, 1794 erschienen als „Lesebuch für gebildete Christen“. Stückemann skizziert sehr hilfreich für den Leser der folgenden Predigten für den einfachen Menschen auf dem Lande die religionspolitischen und theologischen Hintergründe und Strömungen sowie die sozialen und kulturellen Verhältnisse, die die homiletische Situation umgeben und prägen. Wichtig sei für Schwager, in seiner Landgemeinde die Kanzelrede nicht mit wissenschaftlichen Inhalten zu füllen, sondern die Erfahrungswelt seiner Hörer mit biblischen Inhalten zu verbinden und in Entsprechung zu bringen, so dass ein religiöser Gewinn daraus geschöpft werden könne. Deshalb gilt für Schwager: „Die Canzel ist nicht für theologische Grübeleien, sondern für die Religion.“ (S. 23) In diesem Sinne halte Schwager im Unterschied zu anderen Aufklärungstheologen „an den Inhalten der positiven [...] Religion fest“ (S. 33), lege aber ganz wesentlich das Gewicht seiner Ausführungen auf die sozialen, familiären und menschlichen Umstände seiner Gemeinde und vermeide metaphysische Spekulation und hohe Dogmatik.

Der Textedition der Predigten hat Stückemann nun sehr hilfreich für den Leser einen Essay von Schwager vorangestellt, dessen Titelfrage programmatisch ist: „Wie kann der gemeine Mann von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt werden?“ (S. 49-69). In den dargebotenen Antworten und Überlegungen bekommt man den hermeneutischen Schlüssel zum Verständnis dieser von Schwager dargestellten Arbeit als einer pastoralen, das heißt seelsorgerlichen und theologischen Tätigkeit des Pastors. Er versteht sich als „Lehrer der christlichen Religion“, der allerdings aufgrund mangelhafter

schulischer Bildung der Menschen „mehr Erinnerer, Ermahner und Tröster als eigentlicher Lehrer“ ist (S. 51). In seinen Überlegungen, wie die „Überzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion“ den Adressaten darzubieten sei, unterscheidet er zwischen öffentlichem Vortrag einerseits und der Unterrichtung in Gesprächen einzelner Personen andererseits. In der öffentlichen Lehre sollte man nicht mit der Diskussion über die Glaubenszweifel beginnen, sondern an vorhandenes Glaubensgut anknüpfen, „die christlichen Lehren bloß positiv mit ihren Gründen“ vortragen und „Friede, Heil und Leben predigen“ (S. 52).

Die bei den „Zuhörern“ vorhandenen Verstehensmöglichkeiten hält Schwager für nutzbar für das vernünftige Aufnehmen der Wahrheiten des Evangeliums. Als wahr erweist sich die Lehre Jesu, die nach den Aposteln „jetzt“ die Pastoren als Lehrer der wahren Religion weiterzugeben haben, damit diese die „seligmachenden Wirkungen der göttlichen Lehren“ hervorbringt (S. 56), im Grunde durch sich selbst. Denn diese werden von den Zuhörern als Wohltat erfahren und weitergegeben. Das Ziel aller Bemühungen in Lehre und Predigt ist „die Hervorbringung des Glaubens an Jesum und seine Lehre“ (S. 56). Hier ist vor allem „die Geschichte der Christlichen Religion und ihres erhabenen Stifters“ in das Geschehen von Predigt und Lehre einzubringen, „wie sie von den Evangelisten, so simpel, so einfach schön, so treuherzig erzählt wird, den Zuhörern erläutert und recht anschauend dargestellt“ wird. Das aber ist der Stoff, „der nicht wenig beytragen wird, unsere Zuhörer dahin zu bringen, ihre Religion von Herzen zu glauben. Der herrliche Charakter Jesu, der alles, was moralisch, schön, edel und gut ist, in sich vereinigt, ist allen guten Menschen Bürge für die Wahrheit seiner Lehre“ (S. 54). Diese Lehre wurde von den Aposteln weitergetragen, in deren Kontinuität der Lehrer der Religion in seiner Zeit lehrt. Schwager sieht sich in dieser Position, die „große Summe des Guten“ (S. 54) weiterzutragen in einer Welt, die dieser Lehren bedarf. Man kann an dieser Stelle den Schluss ziehen, dass das homiletische Programm der öffentlichen Predigt in doppelter Weise geschichtsorientiert arbeitet: Es trägt die Christusgeschichte in die jeweilige Geschichte der Menschen hinein oder umgekehrt. Es bettet die Menschengeschichte heilend in die Christusgeschichte ein, um Welt und Menschen zum Guten zu verändern. Wer die Predigten und Predigtentwürfe liest, der wird dies immer wieder als Grundform der Gestaltung einer Predigt erkennen. Er wird auch beobachten, dass auf dem Grunde der sozialen Wahrnehmung die Ethik als „Sittenlehre“ in der positiven Aussage bei weitem mehr Gewicht hat als eine „metaphysisch-sakramentale Erlösungsverheißung“.

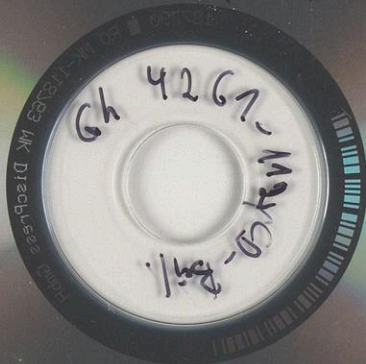
Diese öffentliche Predigt dient Schwager nicht dazu, „Einwürfe zu widerlegen, Zweifel zu heben“ oder Ursachen des Unglaubens zu ergründen. Dies ist „eigentlich Stoff[f] zu Privatunterredungen“ in einer Atmosphäre des Zutrauens und der Liebe, die es erlaubt, sich dem Ratsuchenden und seiner individuellen Situation mit ungeteilter Aufmerksamkeit zu widmen (S. 52). In diesem Zusammenhang formuliert Schwager eine Grundposition seines Verständnisses der christlichen Religion und ihrer Vernünftigkeit: „Wenn wir solchen [Zweiflern und Ungläubigen] die Lehren der christlichen Religion gehörig aufklären, so werden sie bald gewonnen werden, denn wer

denken will, findet gewiß nirgends mehr Stoff zum Denken als in den Lehren unserer fürtrefflichen Religion“ (S. 60). Infolgedessen soll man die Aufmerksamkeit auch hier auf die Geschichte und die Überlieferungen vom „herrlichen Charakter Christi und seiner Apostel“ (S. 62), auf die Inhalte und Lehren der christlichen Religion richten, dabei aber „die eigene Erfahrung“ im Umgang mit der Wahrheit des Evangeliums in Theorie und Praxis betonen (S. 68). Dieses „homiletische“ oder vielleicht eher katechetisch-seelsorgerliche Programm einer individuellen Gesprächsausrichtung ist von einer theologischen und seelsorgerlichen Grunderkenntnis her entworfen, die das Evangelium zuallererst als Wohltat Gottes begreift, die durch Christus in die Welt getragen ist, damit sie jedem Menschen auch individuell zuteilwerden soll. Und wer „die erkannte Wahrheit in Ausübung bringt, der wird glückselig. Er hat Ruhe und Frieden der Seele [...] er hat Trost und Freude an Gott“ (S. 55).

Die Predigten selbst nehmen zu sehr verschiedenen Themen des Lebens und Sterbens Stellung. Allen Predigten und Skizzen gehen ein biblischer Text sowie eine kurze thematische Gliederung voran. Die programmatischen Überlegungen seiner Schrift über die Wahrheit der christlichen Religion finden in den Predigten reichliche Anwendung und Verwirklichung. Ihr Zweck ist es, den „Zuhörern die Religion Jesu so practisch vorzutragen, daß sie auch auf ihre zeitliche Wohlfahrt Einfluß gewinnen möchte“ (S. 199). Es entspricht Schwagers aufklärerischem Denken, dass die Menschen erziehbar und lernfähig sind, so dass die Lehre Jesu bei ihnen „That und Leben“ wird, um bessere Menschen aus ihnen zu machen – zur „Glückseligkeit fähig“ (S. 208).

Christof Windhorst

Beilage zum
Jahrbuch
für Westfälische
Kirchengeschichte
Band 112 (2016)



Bildmaterial Jahrbuch 112 (2016)

Gebrauchsanleitung siehe:
CD-Nutzung.doc
CD-Nutzung.pdf